

Alpenvereins- Jahrbuch 1979

(»Zeitschrift«, Band 104)

Schriftleitung:
WERNER HEISSEL
LIA HÖRMANN
(OEAV)

*Herausgegeben vom Österreichischen und vom Deutschen Alpenverein
Innsbruck, München 1979*



UB INNSBRUCK
+C40456706

Umschlagbild: Hochalmspitze 3360 m von NW, mit Großelendskees; links Preimlscharte, rechts Detmolder/Grat.
Anstieg von der Osnabrücker Hütte. Alpine Luftbild, Innsbruck

Vorsatz vorne: Blick über den Dösener See. Im Hintergrund die Mallnitzer Scharte (Übergang vom Arthur von Schmid-Haus zur Gießener Hütte); rechts Ebeneck oder Dösener Spitze. Gemälde von E. T. Compton, 1899

Vorsatz hinten: Erste Gamskarkogelhütte 2465 m, erbaut von Erzherzog Johann, darstellend den „Besuch der noblen Gesellschaft“, mit dem Erbauer (das Gebirge erklärend) von links Sonnblick, Hocharn, Großglockner bis zum Wiesbachhorn; im Vordergrund seine Gemahlin Anna, geb. Plochl. Gemälde von Thomas Ender, 1823

Die Reproduktionen entstammen dem Innsbrucker Alpenvereinsmuseum.



Nachdrucke, auch auszugsweise, aus diesem Jahrbuch sind nur mit vorheriger Genehmigung durch die Herausgeber gestattet. Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten. Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Angaben.

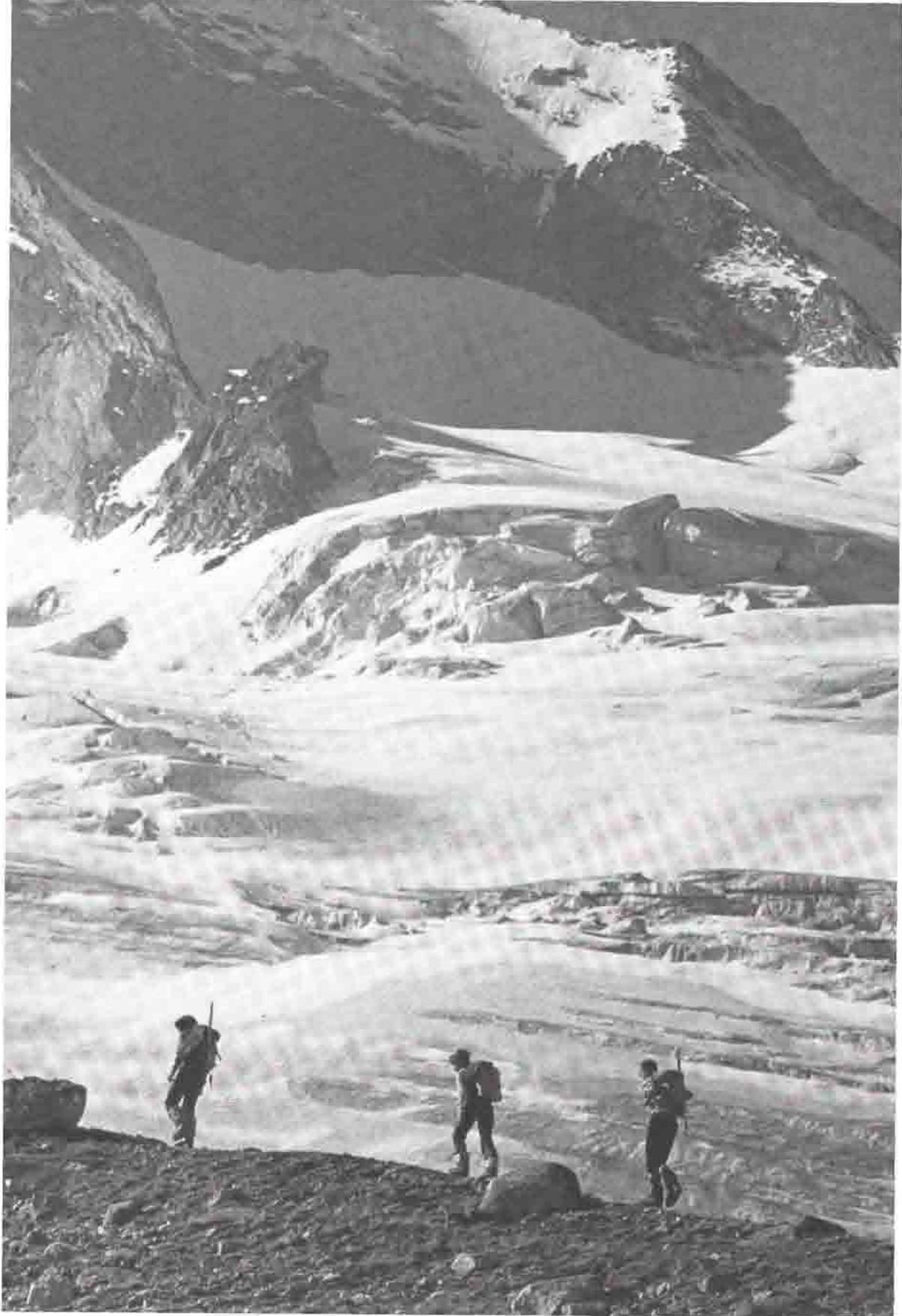
Gesamtherstellung: Verlagsanstalt Tyrolia, Frlgasse 20, A-6020 Innsbruck

Die neue Alpenvereinskarte Hochalmspitze – Ankogel 1:25.000 stammt von dem Kartographen Dipl.-Ing. Dr. techn. Leonhard Brandstätter, Wolfsberg. Die Namen in der Karte erhob Dr. Franz Dotter vom Institut für Sprachwissenschaften der Universität Klagenfurt. Da die neue AV-Karte für die Autoren unserer Beiträge noch nicht greifbar war, hielten sich diese in der Regel an die Schreibweise der amtlichen Karte.

Inhalt

<i>Christof Exner</i>	<i>Kartengebiet Hochalmspitze–Ankogel</i>	
<i>Helmui Lang</i>	Zur Geologie der Ankogel-Hochalmgruppe	5
<i>Kurt Jaksch</i>	80 Jahre Gletschermessungen in der Ankogel-Hochalmspitzgruppe	16
<i>Helmui Hartl</i>	Die Gletscher der Nördlichen Ankogelgruppe	28
<i>Harald Schueller</i>	Hochtäler der Hochalm- und Ankogelgruppe naturkundlich betrachtet	32
	Ankogel und Hochalmspitze – aus der Frühzeit ihrer Erschließung	36
<i>Helmut Kahleis</i>	<i>Hütten und Wege:</i>	
<i>Friedrich Lührs</i>	Die Gießener Hütte	47
<i>Karl Kuchar</i>	Rund um die Osnabrücker Hütte	56
<i>Liselotte Buchenauer</i>	Unsere Villacher Hütte auf der Hochalm	60
	Im Bergell der Hohen Tauern – Das Arthur von Schmid-Haus	61
<i>Horst Delhaes</i>	Kattowitz Hütte	71
<i>Hans Wagner</i>	<i>Touren und Erlebnisse</i>	
<i>Rudolf Gritsch</i>	Skirundtour Ankogelgruppe 1978	74
<i>Bernhard Baumgartner</i>	Von der Kl. Leier zum Kolmspitz in der Reißbeckgruppe	77
<i>Ernst Tanzer</i>	Erinnerung an stürzende Wasser	80
<i>Heinz Zechmann</i>	Bergtragödie auf der Hochalm	84
	Hochalmspitze – Mitte der Wege	85
<i>Franz Fliri</i>	<i>Alpine Raumordnung</i>	
<i>Erika Hubatschek</i>	Entwicklung oder Untergang der bergbäuerlichen Kulturlandschaft	92
<i>Hans Schwarzenbach</i>	Der Bergbauer als Landschaftsgestalter	103
<i>Josef Prünster</i>	Um die Zukunft der Alpen	112
<i>Ignaz Zangerle</i>	Alpine Raumordnungsprobleme aus der Sicht der Fremdenverkehrswirtschaft	119
	Bleibt uns das Dorf erhalten?	121
<i>Anton Draxl</i>	<i>Nationalpark Hohe Tauern</i>	
<i>Felix Ermacora</i>	Idee und Initiativen zur Gründung eines Nationalparks in den österreichischen Alpen bis zum Europäischen Naturschutzjahr 1970	131
<i>Hans Helmut Stoiber</i>	Nationalpark Hohe Tauern als verfassungspolitisches Problem	136
<i>Anton Draxl</i>	Um einen Nationalpark Hohe Tauern – Bemühungen 1967–1971	143
<i>Heimo Kandolf</i>	Die Planung für den Nationalpark Hohe Tauern seit der Heiligenbluter Vereinbarung	151
<i>Rainer Brugger</i>	Energiewirtschaft und Nationalpark	157
<i>Georg Gärtner</i>	Nationalpark und Landwirtschaft	164
	Nationalpark und Wissenschaft	166
<i>Bernhard Baumgartner</i>	<i>Bergsteigen Österreich/Europa/weltweit</i>	
<i>Ernst Herrmann</i>	<i>Allgemeine Beiträge</i>	
<i>Robert Wurst/Werner Rachoy</i>	Aus den Türitzer Alpen	174
<i>Frütz Sikorovsky</i>	Der Tauernhöhenweg vom Ankogel zum Sonnblick	188
<i>Robert Hösch</i>	Durch Naturparke Niederösterreichs: NÖ. Rundwanderweg	196
<i>Wolfgang Nairz/Marianne Landes</i>	Die Roßkuppen-Dachl-Verschneidung	206
<i>Adolf Mokrejs</i>	Gipfelersteigungen in der Wischberggruppe	215
<i>Christine Miller</i>	Alpenvereinsexpeditionen 1978: Dokumentation	229
<i>Josef Klingler</i>	Sikkim	232
<i>Ernst Bernt</i>	Sommertage im Pamir	240
<i>Werner Heißel</i>	Alpine Vereine und alternative Lebensform	243
	Berge im Lichtbild	246
	Der Mensch und die Geologie	251
<i>Anhang:</i>	Klar- und Richtigstellung zu:	
<i>Franz Graßler</i>	„Ein Vierteljahrhundert Alpenvereinsführer“ (AV-Jahrbuch 1978)	256

Kartenbeilage: Hochalmspitze–Ankogel (Bl. 44) 1 : 25.000



Zur Geologie der Ankogel-Hochalmgruppe

Mit geologischer Übersichtskarte

CHRISTOF EXNER

Immer häufiger begegne ich Hammer-schwingenden Bergsteigern. Ausgerüstet sind sie mit Kletterhämmern, kleinen Hämmern aus dem häuslichen Werkzeugkasten, oder gar mit richtigen Geologenhämmern mit langem Stiel. Sie bücken sich zuweilen auf ihrem Wege, schlagen eines der glitzernden kristallreichen Tauern-Gesteine an, um eine frische Bruchfläche zu erhalten und den Mineralgehalt zu bestimmen. Meist tragen sie noch eine der vielen heute am Büchermarkt erhältlichen geologischen und mineralogischen Einführungen etwa nach dem Motto: »Geologie für Jedermann« oder »Was ist das für ein Gestein?« mit sich, oder haben vor der Bergfahrt darin gelesen. Wird man, weil man selbst einen zünftigen Geologenhammer in der Hand hält und die Gesteine mit Kennerblick beäugelt und sich meist nur langsam und mit einem Geologenkompaß die Gesteinsstrukturen messend, fortbewegt, ständig mit Notizbuch, Bleistift und Karte hantierend, als Geologe erkannt, so führt dies häufig zu Gesprächen über den Gesteinsaufbau des Gebirges, die gewaltigen Drücke und Temperaturen in der Erdkruste, 10 km unter der Erdoberfläche. In diesem Milieu kristallisierten die Gneise und Glimmerschiefer der Ankogel-Hochalmgruppe während der Alpenfaltung vor 40 bis 20 Millionen Jahren. Dabei wurden sie gepreßt, gewalzt (wie Teig mit dem Nudelwalker) und zu prächtigen Falten aufgetürmt.

Gemeinsam blickt man in die Landschaft und sieht an den kontrastierenden Gesteinsfarben, z.B. an den Schwarzhörnern nordöstlich vom Ankogel, diese intensive Faltung. Von beglückender gipfelnaher Höhe blickt man auf die hohen Stockwerke des Alpenkörpers (ostalpine Decke mit den Nördlichen und Südlichen Kalkalpen), die während der Alpenfaltung auf den Hohen Tauern lagen, somit die 10 km Auflast darstellend. Die Ankogel-Hochalmgruppe wird dann mit dem Kellergewölbe einer plastisch deformierten 10 km hohen Gesteinsburg verglichen, als welche sich die Alpen darstellen. Durch Erosion bei andauernder vertikaler Hebung der Erdkruste kam der einst heiße umkristallisierte (Gneise, Glimmerschiefer) Kel-

ler mit seinen Gewölben, Walzen und Falten ans Tageslicht, wo wir ihn als Ankogel-Hochalmgruppe durchwandern, die Strukturen seiner Felsen liebevoll notieren und die Techniker in langen Tunneln unter den Bergen die von der Erosion noch nicht freigelegten Felspartien durchhören. Trifft man sich dann abends auf der Hütte wieder, werden die wissenschaftlichen Rekonstruktionen in Zeit und Raum weiter ausgesponnen. Immer deutlicher wird es uns, daß diese prachtvolle Landschaft eigentlich ein Natur-Laboratorium darstellt, das der Mensch mit viel Hartnäckigkeit und Fleiß geologisch zu durchforschen trachtet. Aus Säckchen und Einwickelpapier werden nach der Mahlzeit beim Tee die inzwischen neu gesammelten Gesteinsproben ausgepackt und besprochen und schließlich Anregungen erteilt, was alles an interessanter Geologie da und dort längs der Route des nächsten Tages zu sehen sein wird. Gerade das bezwecken die folgenden Zeilen. Wir gliedern das Gebiet der neuen Alpenvereinskarte der Ankogel-Hochalmgruppe nach den Zugangstälern und den Umgebungsgebieten der einzelnen Hütten in Teilgebiete auf. Wir besprechen diese, indem wir im Mallnitztal beginnen, dann gegen den Uhrzeigersinn das ganze Areal der Alpenvereinskarte durchwandern und im Anlaufstal (Gasteintal) Schluß machen.

Mallnitztal, Umgebung von Hannover Haus und Arthur v. Schmid-Haus

Reichhaltig ist die Geologie der Umgebung von Mallnitz. Die Ortschaft steht auf ebenem Talboden, einem durch Fluß-Alluvionen zugeschütteten einstigen See, der vom Bergsturz des Auernigs aufgestaut wurde. Der aus Grünschiefer bestehende 5,5 km lange Blockstrom dieses Bergsturzes erfüllt das untere Mallnitztal zwischen Rabisch und Schloß Groppenstein. Die hufeisenförmige Abrißnische des Blockwerkes sieht man zwischen Auernig, Törlkopf und Kuglköpfl. Der wild romantische Fußweg zur Mündung des Dösener Baches in den Mallnitzbach vermittelt einen Begriff von der gewaltigen Erosionsleistung während einigen tausend Jahren nach Abgleiten des spät- bis interglazialen Bergsturzes, der von Moräne bedeckt ist.

Die mesozoischen Kalkschiefer der **peripheren Schieferhülle** queren das untere Mallnitztal. Man beobachtet sie am besten am Lonzaköpfl (Sessellift zur Häusleralm). Sie werden als Sedimente eines Ozeans gedeutet (Jura bis Unterkreide). Zur

Auf der rechten Seitenmoräne des Großelendkeeses; Großelendkopf, 3315 m, mit NO-Grat. Foto: K. Pangler

selben Zeit flossen Basalte am Grunde des Ozeanbeckens aus. Aus ihnen wurde durch Umkristallisation während der Alpenfaltung (alpine Gesteinsmetamorphose) der schon genannte Grünschiefer des Auernigs. Man findet diesen Biotit-führend im alten Steinbruch am Bergfuß südöstlich der Eisenbahnstation Mallnitz. Im Zuge des untermeerischen Vulkanismus wurden ultrabasische Gesteine aus dem Erdmantel aufgeweht, die man als Serpentinite und Chloritschiefer mit hübschen Magnetit-Oktaedern am Federweißegg beobachtet.

Unter der peripheren Schieferhülle kommt die aus kalkfreien jungpaläozoischen Tonschiefern und Sanden hervorgegangene **zentrale Schieferhülle** heraus. Sie zieht aus dem Seebachtal schräg aufwärts zum WH. Hochalmblick, zum Göttinger Weg bei Lugge Törl und Kleinen Tauern See, zum Kamm am Ebenegg, hinunter ins rückwärtigste Anlaufthal und hinauf zum Grubenkarkopf. Vom Hannover Haus sind diese mineralreichen, häufig dunklen (graphitische Substanz aus verfaulten Organismen hervorgegangen) Glimmerschiefer längs des Kammes zum Ebenegg und bis zur Luggescharte vorzüglich studierbar: Glimmerschiefer mit großen Blasten (Kristallsprossungen im Zuge der alpinen Gesteinsmetamorphose) von Granat, Biotit, Chlorit, Albit, Pyrit und Magnetit; dazwischen weiche Schwarzphyllite; harte Graphitquarzitlagen (schwarze Kieselschiefer), die meist nur einige cm dick sind, und seltene rote Granataplite, die als magmatische Adern diese Schiefer durchschlagen (spät-variszische Mobilisate).

Darunter liegt das **Altkristallin**, das wie eine Zwiebelschale den Metagranit der Hochalmspitze und der östlichen tiefsten Stockwerke (Göb-Kern) umhüllt. Es handelt sich um Amphibolite, biotitreiche Paragneise und darinnen Linsen von Orthogneisen; das Ganze granitisch-aplitisch durchädert, vom unterlagernden Hochalm-Metagranit und seinen Apliten intrudiert und in Lagen und Schollen aufgelöst (Migmatit). Das Hannover Haus steht auf Amphibolit (ursprünglicher altpaläozoischer oder präkambrischer Gabbro bis Basalt, variszisch vom Zentralgranit und seinen aplitischen Säften intrudiert, dann bei der Alpenfaltung neuerlich geschiefert und umkristallisiert). Am Touristensteig vom Hannover Haus bis zum Gipfel des Ankogels bewegt man sich durchwegs in diesem Altkristallin und man findet am Gipfel des Ankogels biotitreiche Paragneise und Amphibolite. Das Seebachtal bildet im Altkristallin ein glaziales Trogtal mit vom eiszeitlichen Gletscher

übertieftem Felsbecken. Eine beim Stappitzer See niedergebrachte Bohrung hat in 100m Tiefe noch nicht den Felsgrund unter den Alluvionen erreicht. Aus dem nach Westen geneigten Amphibolit besteht die dunkle steile Felsmauer der Maresen, der Zagueting und des Groneggs. Die Mannigfaltigkeit der altkristallinen Gesteinslagen verquert man vom Hannover Haus längs des Celler Weges und im Dösener Tal im Aufstieg zum Arthur v. Schmid-Haus zwischen Quatschnig und Oberer Egger Alm.

Noch tiefer liegen die **Zentralgneise**. Sie sind durch ihre hellere Gesteinsfarbe in der Landschaft kenntlich. Es handelt sich um variszisch (Karbon bis Perm) teils durch Aufschmelzung des Altkristallins entstandene (Anatexis), teils durch Intrusion aus tieferen Teilen der Erdkruste in das Altkristallin intrudierte Granite und deren Verwandte (Tonalite, Granodiorite, Granosyenite, Aplitgranite mit Gangfolge: Aplite, Pegmatite und Kersantite). Später wurden sie während der Alpenfaltung zu Gneis (Orthogneis) und Metagranit (metamorphem Granit) u.a. umkristallisiert. Sie bilden in der Ankogel-Hochalmgruppe domförmige Gewölbe, langgestreckte, nudelförmige Walzen oder flachliegende Decken und weisen auf die Fähigkeit dieser ursprünglich magmatisch kristallisierten, oft über 1000m mächtigen, sehr einformig zusammengesetzten Granitkörper hin, plastische Deformationen, Rotationen und deckenförmige Tangentialbewegungen in der Tiefe der Erdkruste (etwa 10km Überlagerung während der Alpenfaltung) auszuführen. Ein Musterbeispiel für so einen nudelförmig gewalzten Orthogneiskörper ist der Hölltorkern (benannt nach dem Hölltorkogl, nordwestlich vom Ankogel). Er hat zusammen mit dem Rotgülden-Kern (beim Rotgüldensee) eine nach Norden konvexe, halbmondförmige Gestalt auf der geologischen Karte und besteht aus Granit- und Granodioritgneis. Der Tauern-Eisenbahntunnel durchbohrt ihn. Beim Südportal dieses Tunnels (Halde) und am Grat des Schönbretterkopfes sammelt man den porphyrischen Granitgneis, unter welchem am Korntauern der porphyrische Metagranit (massiges Gestein, das auffallende Felsgebilde des Römerkopfes bewirkend) die achsiale Innenzone dieser gewaltigen Gesteinsnadel bildet. Den Abschluß des Seebachtals bilden die grandiosen Metagranit-Wände des Hochalm-Kernes, der hier in der »ewigen Teufe«, wie sich der Bergmann ausdrückt, zu wurzeln scheint, also anscheinend eine autochthone Lagerung einnimmt (Abb. 1). Wir werden dann sehen,

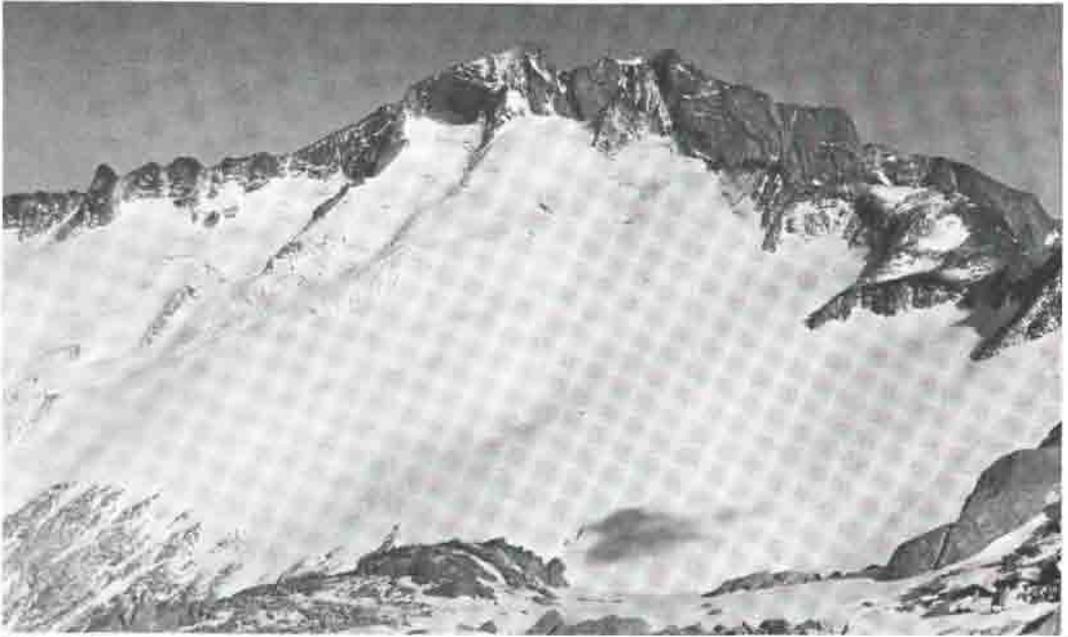


Abb. 1: Meta-Granit des Hochalm-Kernes, autochthone Westflanke. Von l. n. r. Großelendkopf, Schneeige und Apere Hochalmspitze. Steile Granitklüfte. Blick vom Kälberspitze-S-Grat. Großelendkees unter Neuschnee am 21. Juli 1953. Foto: Ch. Exner

daß er an seiner Ostflanke eine deckenförmige Lagerung besitzt (Abb. 2). Verfasser deutet diese paradoxe Tektonik des Hochalm-Kernes als Pilzfalte, andere Forscher konstruieren auf Grund der Geophysik eine kolossale alpidische Decke.

Kommt man vom Hannover Haus, so tritt der Celler Weg bei der Celler Hütte in den Hochalm-Kern ein. Beim Aufstieg von Mallnitz zum Arthur v. Schmid-Haus erreicht man ihn an der Felsstufe unter dem Dösener See. Von der Pracht des grobkörnigen Augen-Granitgneises überzeugt man sich beim Arthur v. Schmid-Haus, am Säuleck und auf der Mallnitzerscharte. Als Augen bezeichnet man die bis 10cm langen Kristalle von Kalinatronfeldspat, die durch den Gebirgsdruck augenförmig deformiert sind.

Mölltal, Umgebung von Reißeck- und Mooshütte

Der Höhenweg vom Arthur v. Schmid-Haus zur Mooshütte und zu der knapp außerhalb des Gebietes der neuen Alpenvereinskarte befindlichen Reißeckhütte läßt uns die bereits erwähnte sonderbare geologische Tatsache erkennen, daß der Hochalm-Granitgneis im Osten von noch tieferen Gesteinslagen unterlagert wird.

Zunächst trifft man am Seeschartl den Kontakt zwischen Altkristallin und unterlagerndem Hochalm-Granitgneis. Längs der SW- und S-Wände

der Dösnerspitz durchquert man den nach W geneigten Hochalm-Granitgneis.

Bei den Pfaffenberger Seen betritt man eine Gesteinslage, die unter dem Hochalm-Granitgneis liegt und das wichtigste geologische Leitband der östlichen Hochalmgruppe darstellt, nämlich die **Tonalitgneis-Decke**. Das Gestein ist dunkler als der Granitgneis, wird niemals so grobkörnig wie dieser und zeigt eine Schwarz-Weiß-Sprenkelung. Die schwarzen Flecke bestehen aus Biotit, hingegen die weißen und hellgrauen aus Plagioklas und Quarz (Abb. 3). Erstarrt ist er ähnlich wie der Granit im Jungpaläozoikum (variszisch) aus magmatischer Schmelze und er wurde während der Alpenfaltung verschiefert und rekristallisiert. Unter dem Tonalitgneis lagern Glimmerschiefer mit Granat, Biotit und Chlorit am Kaponigtörl. Sie gehören zur Gruppe der zentralen (jungpaläozoischen, kalkfreien) Schieferhülle. Doch nehmen sie im Gegensatz zu denen bei Mallnitz eine tiefere Position im Gebirgsbau ein. Nach dem Draxlnock (südlich Gmünder Hütte) nennen wir sie Draxl-Serie.

Der Höhenweg führt an der Trist'n (Tonalitgneis) vorbei in das tiefste Stockwerk der Ankogel-Hochalmgruppe, nämlich unter den Draxl-Schiefern ins **Altkristallin des Reißecks** und in den



Abb. 2: Granitgneis des Hochalmkernes, deckenförmige Ostflanke. Im Vordergrund das Hohe Gößkar, bestehend aus flachliegenden Glimmerschiefern und Tonalitgneis. Darüber bildet in der Form einer flachen Decke der Granitgneis des Hochalm-Kernes die Felswände der Großen Gößspitze mit der Mallnitzer Scharte. Im Bild die „alte“ Gießener Hütte (nach einer käuflichen Ansicht). Foto: Zeug

darunter lagernden Granodioritgneis und Granitgneis des **Göß-Kernes**.

Am Hohen See bei der **Mooshütte** lagern die Amphibolite und Bändergneise des Altkristallins des Reißbecks flach und sind in spitze kleine Falten gelegt. Sie bauen die Gipfel vom Riekener Sonnblick bis zum Reißbeck und Kleinen Reißegg auf. Darunter befinden sich im Göß- und Radlgraben sowie bei den Mühdorfer Seen (Reißbeckhütte) Granodiorit- und Granitgneis des Göß-Kernes. Die steile Gebirgsflanke ins Mölltal zeigt die genannten geologischen Zonen nach SW abtauchen. Steigt man von der Eisenbahnstation Obervevlach (Kalkschiefer der peripheren Schieferhülle) im Kaponiggraben aufwärts, so quert man die eingangs genannten Zonen der Reihe nach. Der eiszeitliche Möllgletscher reichte bis 1930 m Seehöhe (erratische Kerngneisblöcke am Labig'n Köpfl). Er war also hier über der heutigen Sohle des Mölltales mindestens 1300 m dick.

Gößgraben und Umgebung der Gießener Hütte

Unweit der Mündung des Gößbaches in die Malta befinden sich große Steinbrüche im Granodiorit-

gneis des Göß-Kernes. Gesteinskundlich nimmt der Granodioritgneis eine Mittelstellung zwischen Tonalit- und Granitgneis ein. Sehenswert sind vor allem die Aplit- und Pegmatitgänge im Großaufschluß der seit wenigen Jahren stillgelegten Steinbrüche von Koschach. Denselben Gneis und analoge Gänge beobachtet man am wunderschön angelegten Touristensteig längs der Gößfälle. An der Oberkante dieser Talstufe quert eine Endmoräne des spät-eiszeitlichen Göß-Gletschers das Tal, welches von hier bis zum inneren Talschluß als modellförmig regelmäßiges, glazial ausgehobenes Trogtal geformt ist.

Der geologische Bau des Gößgrabens entspricht einer regelmäßigen, W-O streichenden Antiklinale: Zutiefst Granitgneis; darüber der eingangs genannte Granodioritgneis, der z. B. an der Straße knapp östlich der Oberen Tomanbauernalm wieder aufgeschlossen ist. Dann folgt in hufeisenförmigem Halbrund um den Graben das Altkristallin des Reißbecks. Die zugehörigen Biotit-reichen Bändergneise studiert man vorzüglich an den Halden der Stollen des Malta-Wasserkraftwerkes bei der Oberen Tomanbauernalm. Im Hohen

Gößkar bei der Gießener Hütte lagern flach darüber die zentralen Glimmerschiefer der Draxlserie: Darüber die dunkle schroffe Tonalitgneisdecke (Kleine Gößspitz, Schwarzenburger Weg, Winterriegl, Dullnock, Schmiednock), auf der majestätisch der Meta-Granit der Hochalmspitze thront.

Alle diese Gesteinslagen liegen also mehr oder weniger flach unter dem Hochalm-Kern (Abb. 2). Von der Gießener Hütte bietet eine Begehung des nahen Winterriegls ein geologisch sehr lohnendes Ziel. Man sieht hier die genannten Gesteinschichten flach nördlich eintauchen: Altkristallin der Reißbeckserie mit Bändergneisen und Amphiboliten (unten); darüber die Draxlserie mit Granatglimmerschiefern, Graphitquarziten und schwarzen Schiefen; darüber der Tonalitgneis; darüber der Hochalm-Metagranit. Der 9,5 km lange Maltastollen des Malta-Wasserkraftwerkes durchbohrt dieselbe Gesteinsfolge 1200 m unter Tag.



Abb. 3: Tonalitgneis als schwarz-weiß-gesprenkeltes und daher dunkleres Gestein als der Granitgneis. Diskordant durchsetzender Quarzgang. Länge des Hammers: 45 cm. Maltatal. Am Güterweg von der Wolfgangalm zum Moar-Jagdhaus. Foto: Ch. Exner

Maltatal.

Umgebungen der Gmünder-, Villacher-, Osnabrücker- und Kattowitzer Hütte

Im Maltatal, an der Straße von der Unteren Falleralm zur **Gmünder Hütte** sowie am parallel zur Straße verlaufenden Touristensteig über die Untere Veidlbaueralm treffen wir prächtige Aufschlüsse in den flach liegenden Bändergneisen des Altkristallins. Sie beherrschen auch die Spazierwege in der unmittelbaren Umgebung der Gmünder Hütte (Blauer Tumpf, Klammfall, Güterweg zur Annemann Alm). Die Bändergneise sind Biotit- und Hornblende-reiche Gesteine, die lagenförmig und mittels diskordanter Gänge von Apliten durchdrungen werden und zu Schollen in der aplitischen Masse zerfallen. Sie zeigen sehr instruktiv die Auflösung des altkristallinen Daches über dem Granodiorit und Granit des Göß-Kernes.

Nordöstlich der Gmünder Hütte erstreckt sich ein wildes, aus Tonalitgneis bestehendes Bergsturz-Blockfeld, das aus der Südflanke des Hammelleitlegs postglazial ausgebrochen ist und sehr bequem längs des Güterweges zur Unteren Melnikalm und seiner Abzweigung in Richtung Jagdhaus Moar Alm studiert werden kann.

Von der Stranner Alm kann man zum Draxlnock aufsteigen und die flache Lagerung der Granatglimmerschiefer der Draxl-Serie über dem Bändergneis und unter dem Tonalitgneis besichtigen. Die **Villacher Hütte** steht auf der Tonalitgneisdecke. Ein schöner Ausflug von der Hütte führt zum Oberen Hochalmsee. Dort kommen fensterförmig unter der Tonalitgneisdecke die Granatglimmerschiefer der Draxlserie an die Erdoberfläche. Auch ein Ausflug von der Villacher Hütte zum See des Langbaches und zum Preimlsee ist empfehlenswert, weil das Gletschervorfeld unter dem Hochalmkees beim See des Langbaches einen 4 Meter hohen, Eisenbahndamm-artigen Endmoränenwall des Gletschervorstoßes um das Jahr 1920 aufweist. Seither hat der Gletscher die aus Granitgneis bestehende und von zahlreichen Apliten und Pegmatiten durchschlagene Felswand westlich dieses Sees freigegeben. Unter der Seenterrasse baut der Tonalitgneis den Dürriegl auf. Steigt man von der Villacher Hütte auf die Hochalmspitze, so sieht man zunächst bei der Kordonspitz die Auflagerung des hellen Hochalm-Granitgneises auf dem dunklen Tonalitgneis. Nach oben zu wird der Granitgneis zu einem recht massigen grobkörnigen Meta-Granit, kreuz und quer durchschlagen von Apliten und Pegmatiten. Vertikale Klüfte und hangparallele Absonderung der



Abb. 4: Steile Klüfte im Meta-Granit. Blick von der Aperen Hochalm Spitze zu den beiden von Klüftflächen begrenzten Türmchen der Steinernen Mannln. L. Maltatal, r. Gößgraben.
Foto: Ch. Exner

Felsplatten geben Veranlassung zu turmförmigen Erosionsformen (z.B. Steinernen Mannln, Abb. 4 und 5). Vom geologisch instruktiven Gipfelpanorama seien der Kürze halber nur die eindrucksvollen Liegendfalten im Melnikkar und in der SW-Flanke des Schober Eissig hervorgehoben. Von der Gmünder zur **Osnabrücker Hütte** quert man in Spuren die Glimmerschiefer der Draxserie bei der Unteren Aichholzer Alm und erfreut sich dann rund um die Wolfgang Alm vorzüglicher Fels-Aufschlüsse recht massiger Metatonalite der Tonalitgneisdecke, die z. B. an der Straße wenige Meter nordwestlich WH. Almrausch von einem Ganggeflecht von Apliten und Pegmatiten durchkreuzt werden, die metasomatische Ränder aufweisen. Am Galgenbichl (Damm des Ausgleichbeckens des Kraftwerkes) überlagern Paragneise mit Granatglimmerschiefern die Tonalitgneisdecke (nach ihrer mächtigsten Ausbildung an der Scharte zwischen Vorderem und Hinterem Findkarkopf als Findelserie bezeichnet). Darüber folgen bis zur Kölnbreinsperre des Wasserkraftwerkes mannigfaltig zusammengesetzte Ortho- und Paragneise mit Mischungen zwischen beiden

(Migmatite) und einigen Granatglimmerschiefer-Lagen (z. B. am Lausnock). Es handelt sich um eine Randzone der Orthogneiskörper (Zentralgneise des Hochalm- und des Hölltor-Rotgülden-Kernes) gegen Altkristallin. Die migmatische Randzone streicht aus dem Sockel der Schwarzhörner hierher und zieht zum Hafner und Großen Malteiner Sonnblick.

Von der Kölnbreinsperre bis zur Osnabrücker Hütte begehen wir einen breiten ebenen Talboden, der von der postglazialen Flußerosion noch nicht zerschnitten wurde. Heute ist er zu einem großen Teil vom Stausee des Malta-Wasserkraftwerkes bedeckt.

Als geologisch sehr lohnend erweist sich der Ausflug von der Osnabrücker Hütte zu den Schwarzhörnern. Sie bestehen aus zusammengepreßten gefalteten steilstehenden Schiefen des Altkristallins (Fortsetzung des Altkristallins vom Ankogel-Gipfel). Die schwarze Farbe rührt von den Amphiboliten und metamorphen Gabbros, die mit Paragneisen und Glimmerschiefern unter reicher Mineralbildung (Granat, Plagioklas, Hornblende, Epidot, Biotit, Chlorit, Hellglimmer,

Pyrit, Magnetit) verfaltet sind. Eine Glimmerschieferzone (Fortsetzung des Grubenkarkopfes) bildet unter den Schwarzhörnern die Grenze zum Hölltor-Kern.

Ein Ausflug zu den Kälberspitzen (Abb. 1) zeigt deutlicher als der von Moränen und Firnfeldern teilweise verhüllte Übergang über die Großelendscharte den Aufbau spitz gefalteten Altkristallins, dessen Auflagerung auf dem Granitgneis des Hochalm-Kernes (Großelendkopf) und die prächtigen Seitenmoränen aus der Zeit um das Jahr 1850 des Großelendkeeses.

Großartige geologische Hochtouren – allerdings mit weitem Anmarschweg von der Osnabrücker Hütte –, lassen sich im Hölltor-Granitgneiskern des Kleinelendtales ausführen. Metamorpher Kersantit (dunkles Ganggestein) durchschlägt den Granitgneis: z. B. 10 m mächtiger und 1 km langer, diskordanter Kersantitgang in 2600 m Seehöhe in den vom Kleinelendkees freigegebenen Felspartien südöstlich des Tischlerkarkopfes (Abb. 6); oder der ebenfalls diskordante 3 m mächtige und

700 m lange Kersantitgang im Gstöbkar nördlich des Zwölferkogls. Häufiger sind konkordante kersantitische Lagergänge (Abb. 7), zu denen auch das weithin sichtbare schwarze Band knapp unter dem Gipfel der Tischlerspitz gehört. Die eigenartige Ausbildung des sogenannten Forellengneises (mittelkörniger Granitgneis mit harmonisch im Gestein verteilten, cm- bis dm-langen Hellglimmeraggregaten (»Fischen«) studiert man vorzüglich knapp nordöstlich der Kleinelendscharte (Aufstieg zum Keeskogel, oder Wanderung in Richtung zur Keesnickelscharte). Siehe Abb. 10!

Der Aufstieg zur **Kattowitz Hütte** aus dem Maltatal erfolgt von der Gmünder Hütte bis zur Jagdhütte Moar Alm längs des steilen direkten Anstieges durch Bändergneis, dann durch Tonalitgneis (Moar Jagdhütte, Obere Mar Alm, bis Seehöhe 2200 m im Ochsenkar) und am letzten Wegstück im Ochsenkar durch migmatischen Granitgneis. Der Aufstieg vom Galgenbichl führt über den Tonalitgneis des Krumpenkares, erreicht die Obergrenze des Tonalitgneises unter dem Gamsleitnkopf und bewegt sich von hier bis zur Hütte wiederum im migmatischen Granitgneis.

Ein Spaziergang von der Kattowitz Hütte längs des markierten Steiges zur Kühkarschneid (Steinmann in Seehöhe 2550 m) gibt Einblick in die Migmatitzone (Mischgesteinszone zwischen Altkristallin und Granitgneis) mit eingelagerten Granatglimmerschiefern, auf denen der Steinmann errichtet ist. Der Blick von hier auf die SW-Wände des Grates: Karschneidegg – Lanischegg – Großer Malteiner Sonnblick zeigt diese Migmatite, steil südfallend und gefaltet.

Am Weg zur Lanischscharte quert man dieselben Migmatite, bewundert zwei Moränenwälle um das Kees südwestlich der Scharte, der äußere aus den Jahren um 1830, der innere aus jenen um 1850 stammend und hat unmittelbar die senkrecht aufgerichteten und gefalteten Migmatite des Lanischhafners vor sich. Die Besteigung des Hafners über den gewöhnlichen Touristensteig am SW-Grat führt über flach süd-geneigte Migmatite, denen auch die Gipfelplatte angehört (Ausblick auf die periphere Schieferhülle im Norden mit den Radstädter Tauern). Am prächtigsten können die Migmatite (Lagen-, Schollen- und Adermigmatite mit diffusen Gesteinsvermengungen und durchschlagenden Apliten, Pegmatiten und Quarzgängen) auf den vom Gletscher glattgeschuerten weiten, ziemlich ebenen Felsplatten des Wastl- und Kölnbreinkares längs



Abb. 5: Steinerne Mannln. Vertikale Klüfte im massigen Meta-Granit des Hochalm-Kernes. Foto: Ch. Exner



Abb. 6: Ankogel mit den beiden aus Glimmerschiefer bestehenden Grubenkarköpfen (r.) und der Tischlerspitze mit dem schwarzen Band (ganz r.). Über die vom Gletscher freigegebenen Gneisplatten in halber Höhe rechts streicht ein schwarzer Gang (diskordanter Kersantitgang im Granitgneis des Hölltor-Kernes). Gletscherstand des Kleinendkeeses am 15. August 1953. Im Vordergrund rechts die Kleinendcharte. Blick vom Keeskogel-SW-Kamm. Foto: Ch. Exner

des markierten Steiges zum Weinschnabel und zur Moritzenscharte studiert werden. Diese Felsplatten sind unverwittert, also vollkommen frisch, da die Gletscher (Wastl- und Kölnbreinkees) diese Hochkare erst seit dem Jahre 1850 allmählich freigegeben haben. Sie gehören zu den schönsten Migmatitaufschlüssen Europas außerhalb von Skandinavien (Abb. 8).

Rotgüldental. Umgebung der Rotgüldenseehütte
Längs der Straße im Aufstieg aus dem Murtal zum Rotgüldensee beobachtet man die mineralreichen peripheren Schiefer der Silbereckserie (Mesozoikum) mit Phengitquarzit, Phlogopit-führendem

Abb. 7: Konkordant zwischen Granitgneis (hell), ein Lagergang aus Kersantit (dunkel, beim Pickel). Feine weiße Aplit-Äderchen stellen hier die spätesten Mobilisate dar (z. B. bei dem oberen Ende des Pickels). Hölltor-Kern. Jagerkogel-S-Flanke. Im Hintergrund der Tischlerkarkopf. Foto: Ch. Exner



Abb. 8: Migmatit (Mischung von dunklem Glimmerschiefer und hellem Aplitgranit). Gefaltete Aplit-Mobilisate im dunklen Glimmerschiefer beim Hammerstiel. Detail aus den prächtigen Bändermigmatiten des Köhbreinkares, südlich der Kältewandspitze.

Foto: Ch. Exner

zuckerkörnigem weißem Dolomitmarmor; grauem Kalkmarmor mit Tremolith; Karbonatquarzit mit Pyrit; Kalkglimmerschiefer mit Biotit, Hellglimmer und Fuchsit; Schwarzschiefer mit Granat und Albit. Das Ganze steil nordfallend. Darunter, wo die Straße den Bach aus dem Schwarzmannkar quert, steht der südfallende Migmatit vom Typus Rotgülden an (Rotgülden-Gneiskern). Diesen Migmatit mit vertikalen granodioritischen und granosyenitischen Schollenreihen in Aplitgranit beobachtet man im Steinbruch 150 m südwestlich der Rotgüldenseehütte (bei dem Jägerhaus). Sehr interessante geologische Ausflüge zum Studium der Silbereckserie lassen sich von der Rotgüldenseehütte einerseits zum Schrovinschartl, andererseits zum Silbereck (beide außerhalb der neuen Alpenvereinskarte

Hochalmspitze-Ankogel) durchführen. Morphologisch bemerkenswert sind die drei glazial geformten Taltröge des Rotgüldentales (Gfrerer Alm, Unterer und Oberer Rotgüldensee). Im Durchstieg zur Wastlkarscharte bekommt man Handführung mit den steilgestellten und gefalteten Migmatiten (Abb. 9), aus denen auch die Nordwand des Hafners aufgebaut ist.

Oberstes Murtal, Grobarrtal, Gasteintal, Umgebung der Reedseehütte

Der Anstieg aus dem **Obersten Murtal** ins Gebiet der neuen Alpenvereinskarte der Hochalmspitze-Ankogel erfolgt an der Mur-Quelle (Karstquelle im Kalkmarmor der Silbereckserie) vorbei und durch den hellen mittelkörnigen Meta-Granodiorit des Hölltor-Kernes mit einer Glimmerschieferlage am Schmalzschartel zu den prachtvollen Migmatiten rund um den Oberen Schwarzsee. Einige Meter mächtig ist das Kalkmarmorband (Silbereckserie), das im Zuge einer Querfalte (N-S Streichen) vom Seeriegel des Unteren Schwarzsees die Kalte Wand überquert und die Grenze zwischen Hölltor- und Rotgülden-Gneiskern markiert.

Durch das **Grobarrtal** gelangt man innerhalb des hellen mittelkörnigen Meta-Granodiorits, vorbei

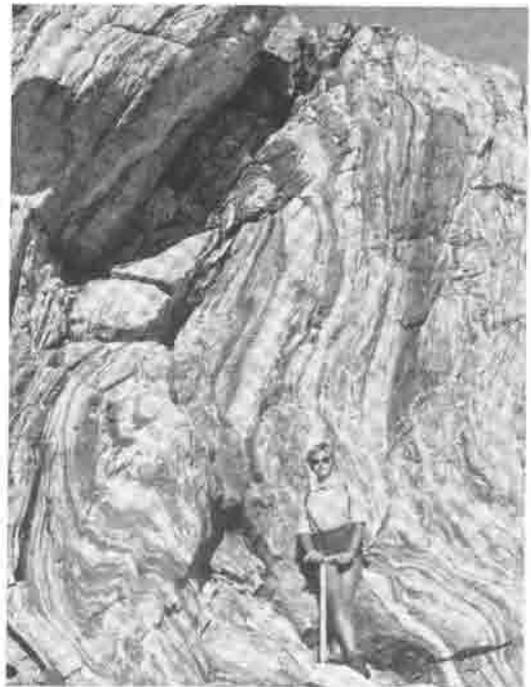


Abb. 9: Gefalteter steiler Bändermigmatit an der Wastlkarscharte.

Foto: Rosner

an dem durch einen Bergsturz gestauten und unterirdisch unter dem Bergsturzblockwerk abfließenden Schödersee, zur auffallenden N-S verlaufenden Kluft (Zerrüttungszone an junger geologischer Störungslinie), durch die der Touristensteig zur Jagdhütte hinaufführt, um dann über die flache, glazial ausgehobelte Trogschulter die breite Arlscharte zu erreichen. An der Oberflächengestaltung kann der Wanderer unschwer erkennen, daß hier während der Eiszeit ein breiter Arm des Maltagletschers ins Großarlital abfloß. Weil die Arlscharte gar so niedrig, breit und bequem zu überschreiten ist, obwohl sie zum Alpenhauptkamm gehört, wird sie mitunter auch als konventionelle Grenze zwischen Hohen und Niederen Tauern aufgefaßt. Das kann allerdings in geologischer Hinsicht nicht bestätigt werden, weil auch noch die Schiefer des Murwinkels und des südlichen Abschnittes des Zederhaustales aus Gesteinen der Hohen Tauern bestehen und somit die geologische Grenze zwischen Hohen und Niederen Tauern aus dem Kleinarl- zum Zederhaustal, ins Lungauer Becken nach St. Michael und von hier zum Katschberg zieht. Siehe geologische Übersichtskarte!

Die prachtvollen Hochkare des Kötschachtales (Kesslerkar, Tischler Kar und »Akar«) im **Gastei-**

ner Einzugsbereich bestehen aus Granitgneis des Hölltor-Kernes mit dem Meta-Granit des Hölltorkogls im Zentrum. Aus dem Kötschachtal führt der Anstieg zur **Reedsehütte** auf Granitgneis. Ein geologischer Ausflug von der Hütte zum Gamskarlsee oder zur Palfnerscharte bietet die schönsten Aufschlüsse des Forellengneises.

Wenn man nicht viel Zeit hat, kann man sich den Forellengneis (Abb. 10), dessen Vorkommen in den Alpen auf die Ankogel-Hochalmgruppe und den Gran Paradiso in den Westalpen beschränkt ist, auch in losen Blöcken oder in den Bausteinen einer künstlichen Mauer nahe vom Bahnhof Böckstein im Anlaufthal anschauen. Diesbezüglich empfehlenswert ist die Mauer der Wildbachverbauung des Höhkarbaches knapp östlich vom Nordportal des Tauern-Eisenbahntunnels, wo die Straße ins Anlaufthal mit einer Brücke den Höhkarbach quert. Im Talschluß des Anlauftales gelangen wir endlich aus dem Granitgneis des Hölltor-Kernes wiederum in die zentrale Schieferhülle (Glimmerschiefer der Hölzernen Wände und des Grubenkarkopfes). Die walzenförmig nach Norden vorgetriebenen, altkristallinen dunklen Gesteine der mächtigen Ankogel-W-Wand (Amphibolit und Paragneis) bilden den Abschluß des Anlauftales.



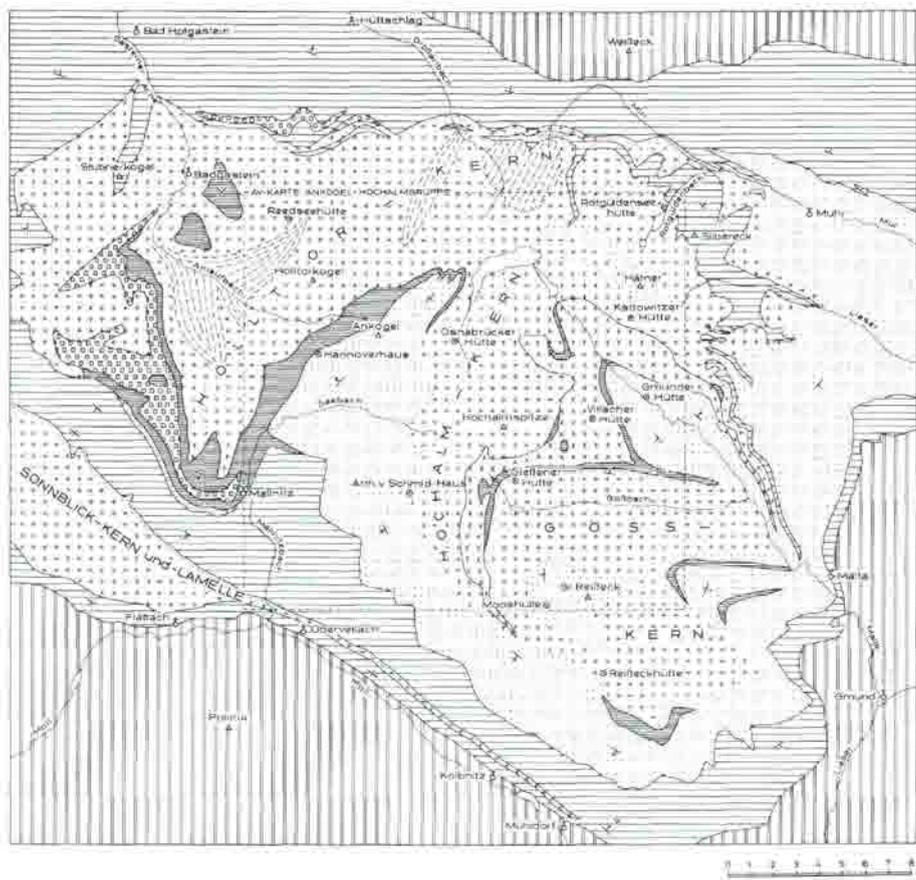
Abb. 10: Forellengneis. Die dunkleren „Fische“ bestehen aus 3 bis 10 cm großen, elliptischen Glimmeraggregaten in mittelkörnigem hellem Granitgneis. Anlaufthal. Block eines Bergsturzes gegenüber vom Bahnhof Böckstein.

Foto: Ch. Exner

Geologische Übersichtskarte der Ankogel-Hochalmgruppe

von Ch. Exner, 1979

unter Berücksichtigung älterer geologischer Aufnahmen
von F. Becke, F. Angel und R. Staber, R. A. Cliff u. a.



ZEICHENERKLÄRUNG

Streichen und Fallen der Schieferung
 $+ 0^{\circ}-10^{\circ}$ $\pm < 45^{\circ}$ $\pm < 80^{\circ}$ $+ 80^{\circ}-90^{\circ}$

Höheres Stockwerk der Alpen (Radstädter Tauern,
Nockgebiet und Kreuzkogelgruppe)

Parazonen (Mater, Katschberg, Nordrahen)
und Ostalpine Decken (Unterostalpin und
Ostalpine Kristallin)

Tiefes Stockwerk der Alpen (Hohe Tauern)

Schieferhülle (Sedimente und Vulkanite, vorwiegend
jünger als die Plutone)

Periphere Schieferhülle
Jungpaläozoikum und Mesozoikum

Zentrale Schieferhülle
Jungpaläozoikum

Zentralgneis (teils intrusive, teils anatektische Plutone)
Intrusion und Anatexis während des Jungpaläozoikums, Metamorphose während des Tertiärs

Forellengneis

Granitgneis und Metagranit, Granodioritgneis

Granosyenitgneis und Metagranosyenit

Tonalitgneis und Metatonalit

Altkristallin: Altpaläozoikum und eventuell älter

Während des Jungpaläozoikums teilweise ge-
schmolzen (Anatexis) und von den Plutonen
intrudiert

Paragneis, Amphibolit, kleine Orthogneiskörper,
Bandy- und Schollenmgneis

Literatur

BECKE, F.: Erster Bericht über petrographische und geotektonische Untersuchungen im Hochalmmassiv. – Sitz. Ber. Akad. Wiss., m.-n. Kl., **115**, Abt. I, Wien 1906.

ANGEL, F. & STABER, R.: Gesteinswelt und Bau der Hochalm-Ankogel-Gruppe (mit geologischer Karte). – Wiss. Alpenvereinshefte, **13**, Innsbruck 1952.

CLIFF, R. A., OXBURGH, E. R. et al.: Structural, Metamorphic and Geochronological Studies in the Reesseeck and Southern Ankogel Groups, the Eastern Alps. – Jahrb. Geol. Bundesanstalt, **114**, Wien 1971.

EXNER, CH.: Geologie der peripheren Hainzergruppe (Hohe Tauern). – Jahrb. Geol. Bundesanstalt, **114**, Wien 1971.

TOLLMANN, A.: Geologie von Österreich, Band I, Zentralalpen. – Verlag Deuticke, Wien 1977.

Anschrift des Verfassers:

Univ.-Prof. Dr. Ch. Exner,

Institut für Geologie der Universität,

A-1010 Wien,

Universitätsstraße 7.

80 Jahre Gletschermessungen in der Ankogel-Hochalmspitz-Gruppe

HELMUT LANG

Die Ankogel-Hochalmspitz-Gruppe stellt die östlichste Gebirgsgruppe der Zentralalpen mit nennenswerter Vergletscherung dar; der im Auftrag und mit Unterstützung des Alpenvereins durchgeführten Beobachtung ihrer Gletscher kommt daher besondere Bedeutung zu (Abb. 1). Nach Prof. Dr. H. Angerer (Beobachter von 1898 bis 1921), Prof. Dr. W. Fresacher (1925–1951) und Prof. H. Pacher (1952–1973) ist der Verfasser der vierte Beobachter, der mit einer kleinen Schar selbstloser Mitarbeiter die Messungen Jahr für Jahr vornimmt. Das 1978 abgeschlossene achte Jahrzehnt der Gletscherbeobachtung in der Ankogel-Hochalmspitz-Gruppe bietet willkom-

menen Anlaß, über deren wichtigste Ergebnisse in geraffter Form zu berichten. Zuvor wird es jedoch sinnvoll sein, die angewandten Meß- und Beobachtungsmethoden kurz zu erläutern:

Von festen **Marken** vor dem Gletscherrand wird mit dem Maßband in stets gleichen Richtungen die Entfernung zum Eisrand gemessen; ein Vergleich mit den Ergebnissen des Vorjahres zeigt sofort, ob der Gletscher vor der jeweiligen Marke vorgestoßen oder zurückgegangen ist. Zeitaufwendiger und wetterabhängig sind die Arbeiten mit dem Theodolit; mit ihm können der **Verlauf des Gletscherrandes** und dessen Änderungen festgestellt werden, weiters lassen sich **Längs- und Querprofile** von bestimmten Punkten aus in gleichbleibenden Richtungen messen. Sonderfälle von Querprofilen sind **Steinreihen** und **Firmlinien**. Bei den Steinreihen werden in Abständen von je 40 m Steine auf das Eis gelegt, beschriftet und einge-

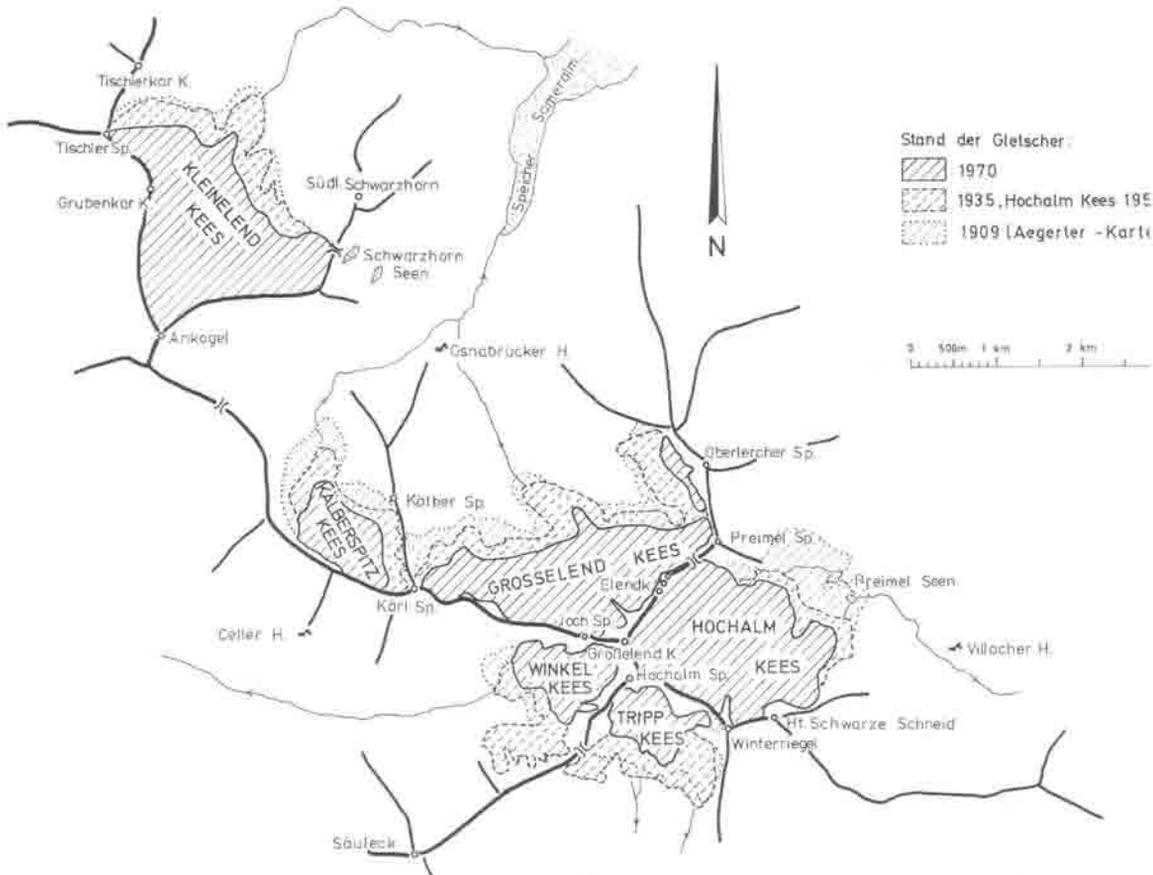


Abb. 1: Die im Rahmen der Gletschermessungen des Österreichischen Alpenvereins beobachteten Gletscher der Ankogel-Hochalmspitz-Gruppe.

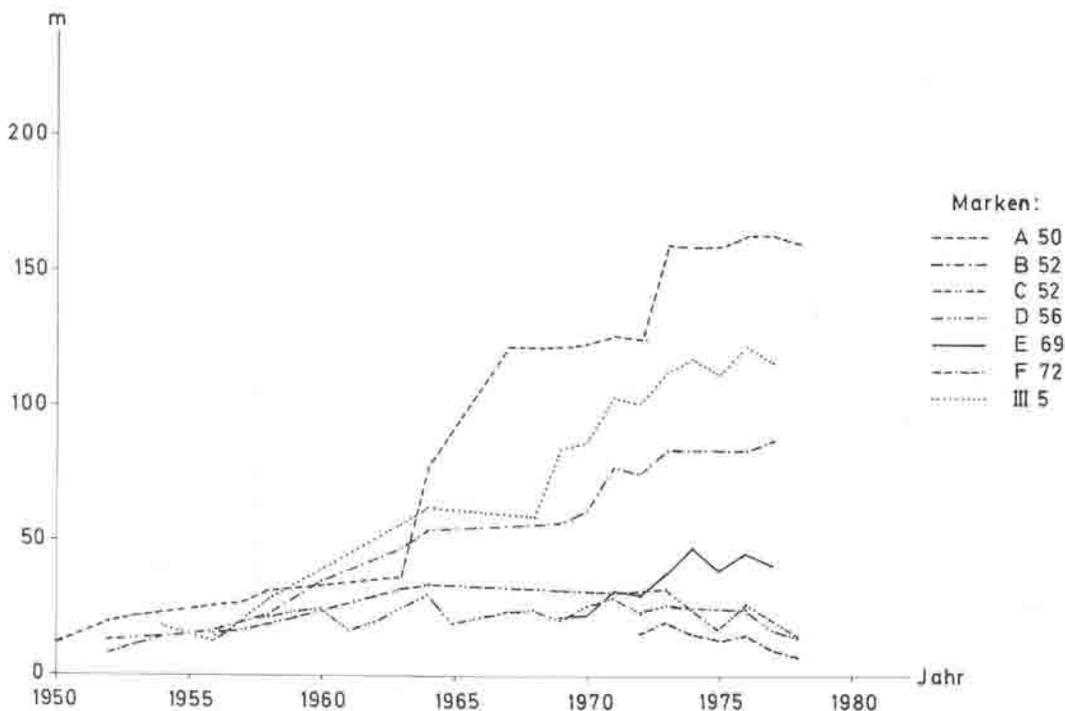


Abb. 2: Hochalmkees; Entfernung des Eisrandes von den Marken in den Jahren 1950 bis 1978.

messen; neben dem Profil im Jahr der Messung erhält man aus den Abständen zu den in einem vorangegangenen Jahr verlegten Steinen die **Fließgeschwindigkeit** des Gletschers (Angabe in m/Jahr). Firnlinien sind hochgelegene Querprofile im Nährgebiet der Gletscher. Ein ausgezeichnetes Hilfsmittel sind **Lichtbilder**, die ebenfalls von gleichbleibenden Standpunkten aus aufgenommen werden und insbesondere Aussagen über Gletscherteile ermöglichen, die einer direkten Messung nicht oder nur schwer zugänglich sind.

1. Die Gletscherbeobachter und ihre Arbeit

Über Anregung seines Lehrers A. Penck beginnt **H. Angerer** im Jahre 1898 mit den Gletscherbeobachtungen in der Ankogel-Hochalmspitz-Gruppe. Er legt vor den Zungen der drei größten Gletscher dieses Gebietes (Hochalm-, Großelend- und Kleinelendkees) Marken an und ermittelt die Abstände zu den Eisrändern. 1902 richtet er auf der Zunge des Kleinelendkeeses und 1909 am Großelendkees Steinreihen ein, die vorerst nur dazu dienen, die Fließgeschwindigkeiten zu bestimmen.

H. Angerer beobachtet die genannten drei Gletscher bis zum Jahre 1921. Ihm folgt 1925 **W. Fresacher**, der die Messungen mittels Marken auch auf das Trippkees (1925), auf das Kälberspitzkees (1927), auf das Winkelkees (1928) und schließlich

auf das östlich der Großelend Scharte gelegene Pleßnitzkees (1929 bis 1947) ausdehnt. Seit 1927 steht W. Fresacher ein Theodolit zur Verfügung; mit ihm nimmt er am Hochalmkees und am Großelendkees Vorgelände und Zunge tachymetrisch auf, weiters kann er nun auch die Steinreihen und zusätzliche Querprofile nach Lage und Höhe einmessen. Der auf den folgenden Seiten geschilderte starke Rückgang der Gletscher in den Jahren von 1940 bis etwa 1950 veranlaßt ihn, das Messen von den Marken aus wesentlich einzuschränken; gegen Ende seiner Tätigkeit benützt W. Fresacher nur mehr drei Marken (je eine vor dem rechten Lappen des Hochalmkeeses, vor dem Großelendkees und vor dem Kälberspitzkees).

H. Pacher, seit 1949 Begleiter W. Fresachers, übernimmt die Messungen 1952. Er legt zahlreiche neue Marken an, führt mit dem Theodolit Aufnahmen der Ränder und des Vorgeländes einzelner Gletscher durch, vermisst zusätzliche Profile (auch kurze Längsprofile, die von ihm als »Stichlinien« bezeichnet werden) und gibt der Aufnahme von Lichtbildern großes Gewicht. Seine schriftlichen Berichte über die Gletscherbeobachtungen, die er im Gegensatz zu seinen Vorgängern leider nicht veröffentlicht, sind sehr klar und ausführlich abgefaßt.

Ich selbst war seit 1956 Gehilfe und Begleiter H. Pachters; 1974 wurde ich über seinen Vorschlag vom Österreichischen Alpenverein mit der

Gletscherbeobachtung in der Ankogel-Hochalmspitz-Gruppe betraut. Außer der Anlage einzelner neuer Marken brauche ich am bewährten Arbeitsprogramm meines Vorgängers nichts zu ändern, da das Hauptaugenmerk ja auf die weitestgehende Stetigkeit und den lückenlosen Zusammenhang der Messungen gerichtet ist. Wertvolle Unterstützung erhalte ich seit einigen Jahren durch Dr. H. Beyer, der als Ingenieurkonsulent für Vermessungswesen neben den erforderlichen Instrumenten auch über den Idealismus verfügt, zahlreiche Marken und Profile in das Landeskoordinatensystem zu übertragen; auf diese Weise hält er deren Lage auch bei größeren Vorstößen der Gletscher fest.

In der folgenden Beschreibung der einzelnen Gletscher und ihres Verhaltens werde ich versuchen, die erforderlichen Zahlenangaben auf ein Mindestmaß zu beschränken. Werte für Vorstöße, Rückgänge, Anschwellen oder Absinken von Profilen werden meist durch Mittelbildungen gewonnen; diese Mittel werden immer aus allen Messungen an einem Gletscher und immer für einen bestimmten Zeitraum (meist 1 Jahr) errechnet. Angaben, die sich nur auf eine einzige Marke bzw. auf einen bestimmten Punkt beziehen, werden ausdrücklich als solche bezeichnet. + bzw. - bedeuten Vorstoß bzw. Rückgang, rechts und links sind im orographischen Sinne zu verstehen. Wenn von einem »großen« Rückgang oder Vorstoß gesprochen wird, bezieht sich dies natürlich nur auf die im Vergleich zu anderen Gebirgsgruppen verhältnismäßig kleinen Gletscher der Ankogel-Hochalmspitz-Gruppe.

Die nachstehende Tabelle zeigt, in welchem Umfang derzeit die Beobachtungen an den verschiedenen Gletschern durchgeführt werden:

	HAK	GEK	KEK	KSK	WIK	TRK	Summe
Marken	7	11	6	3	5	4	36
Stichlinien	2	2	2	1	-	1	8
Steinreihen	1	-	-	1	-	-	2
Firnlinien	1	-	-	1	-	-	2
Randaufnahm.	1	-	-	-	1	-	2
Fotopunkte	2	2	2	-	1	-	7

(HAK = Hochalmkees, GEK = Großelendkees, KEK = Kleinelendkees, KSK = Kälberspitzkees, WIK = Winkelkees, TRK = Trippkees)

Wenn oft nur ein Bruchteil des Beobachtungsprogrammes erfüllt werden kann, ist dies durch die Wetterverhältnisse, durch die Schneebedeckung oder durch die Bedachtnahme auf objektive Gefahren, wie Eis- oder Steinschlag, bedingt.

2. Die einzelnen Gletscher und ihr Verhalten

2.1. Das Hochalmkees

Dieser Gletscher, der gegenwärtig am leichtesten Messungen zugänglich ist und daher in der Folge etwas ausführlicher behandelt wird, reichte 1898 bis auf den weiten Boden in etwa 2400 m Seehöhe herab, der heute die Preimlseen trägt. Seit Beginn der Beobachtungen befindet sich das Hochalmkees in fast ununterbrochenem Rückgang. 1903 spricht Angerer bereits von zwei Zungenlappen, vor denen je ein kleiner See liegt. 1904 bemerkt er, daß sich eine »Schwellung« am Gletscher vorwärts bewegt. In den folgenden Jahren sinkt

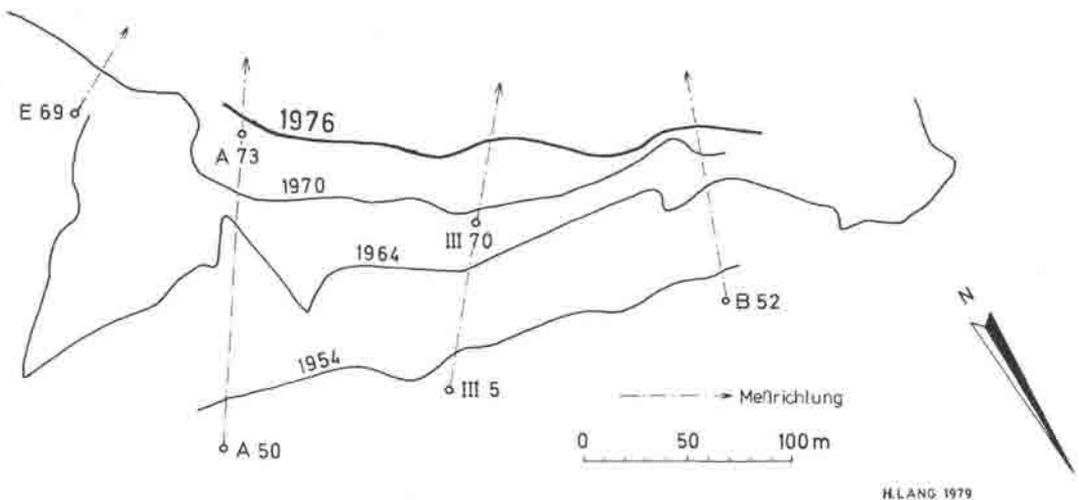


Abb. 3: Hochalmkees, rechter Lappen; Lage des Eisrandes vor den Marken in ausgewählten Jahren.

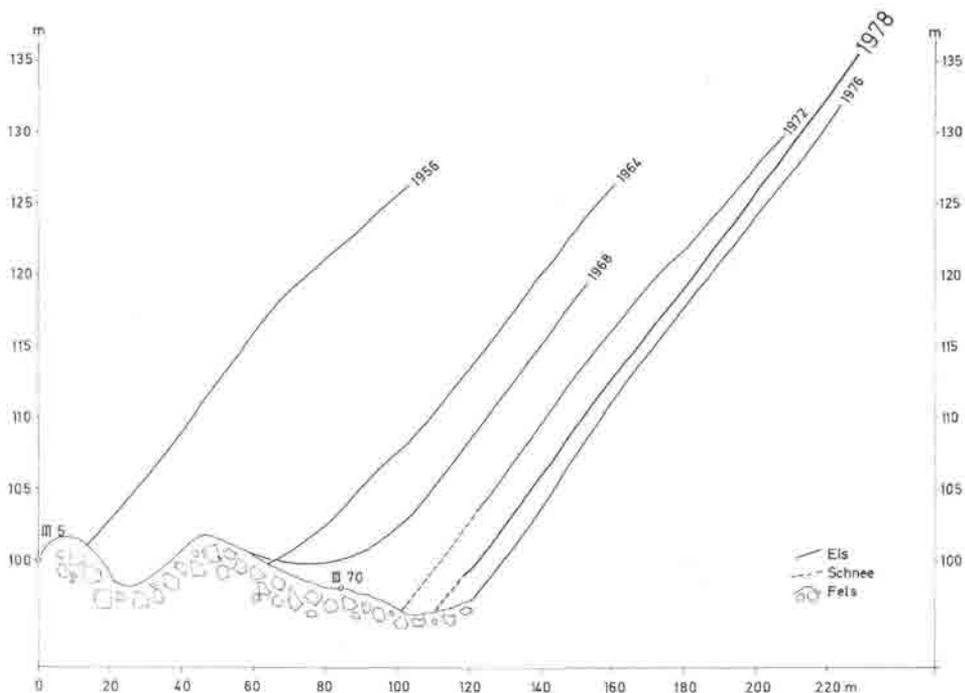


Abb. 4: Hochalmkees, rechter Lappen; Profil in der Meßrichtung III für ausgewählte Jahre (vierfach überhöht).

die Gletscheroberfläche ein, die Seen werden größer. Ab 1915 verlangsamt sich der Rückgang und von 1917 bis 1919 wird sogar ein kleiner Vorstoß gemessen.

Als Fresacher 1925 seine Beobachtungen am Hochalmkees aufnimmt, findet er eine wenige Meter hohe Stirnmoräne vor. Der Gletscher dürfte daher am Beginn der Zwanzigerjahre am weitesten vorgestoßen sein. 1928 entsteht durch den Rückzug vor dem rechten Lappen ein neuer See. 1931 beginnt der linke Lappen sich über eine steile Wandstufe zurückzuziehen. Am 12. Oktober 1932 erfolgt ein Eisabbruch in den See vor dem linken Lappen, wodurch in kurzer Zeit etwa 300.000 m³ Wasser ausfließen; die zugehörige Hochwasserwelle wird noch unterhalb der Stadt Spittal an der Drau bemerkt.

Nach weiterem starkem Rückgang endet der linke Lappen 1950 bereits oberhalb der Wandstufe in etwa 2600 m Höhe; der rechte Lappen reicht zwar noch ein Stück in diese Stufe hinein, zieht sich aber bald über eine Felschwelle zurück und endet heute in einer Mulde hinter dieser Schwelle. Wegen des hochliegenden Abflusses entsteht zwischen dem Gletscher und dieser Felsbarriere ein neuer, kleiner See.

Während sich der Rand des linken Lappens seit

1950 nur geringfügig ändert, verfällt der rechte Lappen bis zum Jahre 1973. Erst in der jüngsten Zeit tritt hier ein Stillstand bzw. sogar eine Umkehr der Entwicklung ein.

Die Fläche des Hochalmkeeses gibt Richter 1888 mit 420 ha an; diesen Wert ermittelte er aus der 1870–1873 erschienenen Spezialkarte 1:25000. Nach Fresacher ist der Gletscher 1934 nur mehr etwa 360 ha groß, ich berechnete die Fläche aus der Luftbildauswertung der Österreichischen Draukraftwerke AG (Bildflug 1964) zu 304 ha. Der Flächenverlust von jeweils ungefähr 60 ha erfolgt also zuerst innerhalb von 60 Jahren, später in nur 30 Jahren!

Vor den Marken zieht sich der Gletscher von 1898 bis 1914 um insgesamt etwa 107 m zurück, im Jahresmittel sind dies 6,7 m. 1914 legt Angerer neue Marken an, wegen der fehlenden Angaben von Abständen zu den alten Marken geht aber der Zusammenhang der Messungen verloren. Der erwähnte Vorstoß 1917–1919 erreicht im Mittel aus vier Marken 4,8 m/Jahr. Von 1925 bis 1931 beträgt der Rückgang 35 m, von 1940 bis 1954 aber 297 m; die zugehörigen Jahresmittel sind 5,9 bzw. 21,2 m(!).

Abbildung 2 zeigt anschaulich die Entwicklung seit dem Jahre 1950. Die Marken A, B, E und III

befinden sich vor dem rechten Lappen, C, D und F liegen am Rand des linken Lappens. Vor der Marke A beträgt der Rückgang zwischen 1950 und 1976 151,1 m, im Jahresmittel also 5,8 m; von 1976 bis 1978 stößt der Gletscher hier um 3,6 m vor. Im Mittel aus allen Messungen beträgt der Vorstoß 1976/77 3,4 m, der Vorstoß 1977/78 4,2 m.

In Abbildung 3 ist die Lage des Gletscherrandes am rechten Lappen in ausgewählten Jahren dargestellt. Das Zurückweichen erfolgt bis 1976 vor A und III in größerem Ausmaß als vor der unterhalb einer Felsrippe gelegenen Marke B.

In der Stichlinie A nimmt von 1954 bis 1976 die Dicke des Eises um 34,4 m ab, im Mittel pro Jahr sind dies 1,56 m. Der größte jährliche Verlust wird 1964 gemessen, er beträgt 2,67 m. 1978 wird erstmals seit Beginn der Messungen (1954) eine Zunahme der Mächtigkeit festgestellt; die Oberfläche liegt um durchschnittlich 2,30 m höher als 1976, im Jahresmittel beträgt also der Zuwachs 1,15 m.

Ähnlich verläuft die Entwicklung im Profil III (siehe Abb. 4). Seit 1956 gibt es nur 1968 und 1978 eine Zunahme der Mächtigkeit, sonst werden immer Verluste gemessen, die maximal 2,91 m im Jahresdurchschnitt erreichen (Mittelwert 1964–1966). Von 1964 bis 1976 sinkt die Oberfläche im Jahresmittel um 1,14 m ein, von 1976 bis 1978 gewinnt sie pro Jahr um 0,98 m an Mächtigkeit.

Angerer legt zwar 1914 eine Steinreihe an, Er-

gebnisse sind aber aus der Literatur nicht ersichtlich. In der seit 1950 gemessenen neuen Steinreihe am rechten Lappen sinkt die Gletscheroberfläche bis 1964 ständig ein, bis 1967 erfolgt sodann ein relativ starker Zuwachs, der allerdings in den folgenden Jahren zum Großteil wieder aufgezehrt wird. 1964 liegt die Oberfläche nahezu 16 m tiefer als 1950, der größte jährliche Verlust wird mit 3,05 m berechnet. Dem folgenden durchschnittlichen Mächtigkeitserfolg von 1,2 m pro Jahr (1964 bis 1967) steht die bescheidene Zunahme von 0,13 m pro Jahr im Zeitraum 1973 bis 1976 gegenüber (siehe Abb. 5). Die durchschnittliche Fließgeschwindigkeit des Gletschers in der Steinreihe beträgt pro Jahr 7,59 m, ermittelt für den Zeitraum 1950 bis 1976. Dabei nimmt die Fließgeschwindigkeit von rechts nach links stark zu (von 2,6 m/Jahr auf 13,3 m/Jahr). Beyer mißt in der Steinreihe 1976 Bewegungen bis zu 5 cm pro Tag.

Aus den Messungen in der knapp unterhalb der Preiml Scharte liegenden Firnlinie können keine eindeutigen Aussagen abgeleitet werden; zu sehr wird dieses Profil von den Windverhältnissen und von den wahrscheinlich aus dem Großfeld verfrachteten Schneemengen beeinflusst.

2.2 Das Großelendkees

In den ersten Jahrzehnten der Beobachtung verhält sich dieser ehemals größte Gletscher der Gruppe vielfach anders als das Hochalmkees und das Kleinelendkees. Zwischen 1898 und 1915

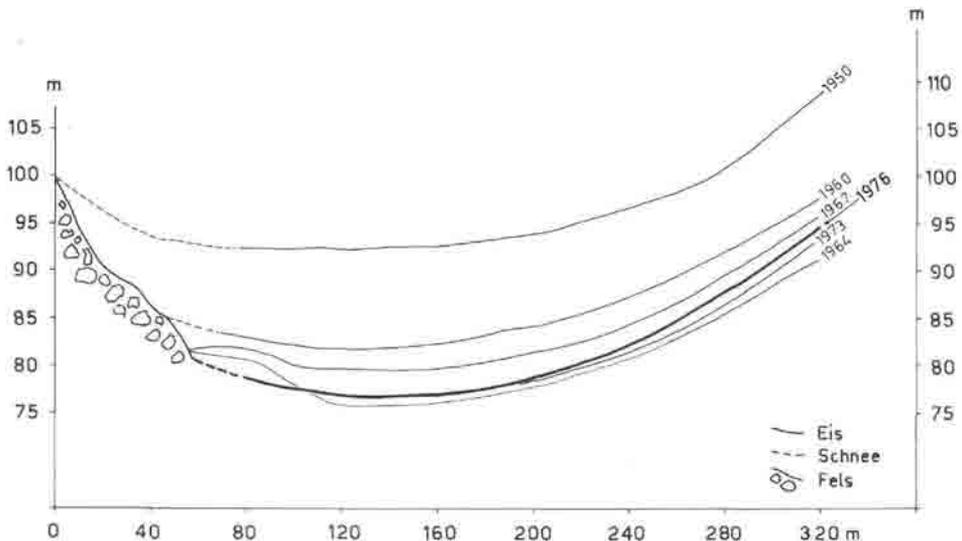


Abb. 5: Hochalmkees, rechter Lappen; Profil in der Steinreihe für ausgewählte Jahre (vierfach überhöht).

wechseln kleine Vorstöße und Rückgänge einander ab, Fische und Form der Zunge ändern sich nur wenig; 1915 beginnt ein Vorstoß, der bis 1927 andauert und zur Bildung einer kleinen, aber deutlich ausgeprägten Moräne innerhalb der großen Moränen von 1850 führt. Der 1928 einsetzende Rückzug nimmt allmählich immer größeres Ausmaß und zeitweise recht krasse Formen an; die ursprünglich konvexe Zunge endet bereits 1937 als »flacher Eiskeil« (Fresacher). In der Folge schmilzt das Eis in der linken Zungenhälfte, deren Untergrund von steilen Felsplatten und Felsbuckeln gebildet wurde, viel schneller ab als in der rechten Hälfte. Nach Rückzug über eine Steilstufe endet die Zunge um 1950 wieder in flacherem Gelände, sie gewinnt erneut eine regelmäßige Form. Doch bald apert links und rechts der Zungenwurzel Felsfenster aus, die sich zusehends vergrößern und eine rasche Abschnürung der Zunge befürchten lassen. Vor allem von links her nimmt die Breite der Zunge schnell ab. Nach 1964 kommt diese Entwicklung nicht nur zum Stillstand, sie beginnt sogar, sich umzukehren. Die Felsfenster verkleinern sich wieder, die Zunge wird steiler und mächtiger und an der Zungenwurzel stellen wir wiederholt Vorstöße fest.

Die übrigen Teile des Gletschers werden nur in begrenztem Umfang vermessen, wohl aber stets beobachtet. Das Gebiet unter dem Verbindungskamm Karl Spitze – Großelend Kopf endet ursprünglich in zwei selbständigen Lappen, die sich in der Folge ständig verkleinern; das Eis zieht sich über eine Steilstufe zurück und bildet hier seit vielen Jahren einen recht gleichmäßig verlaufenden Rand, der allerdings meist von einem Schneesaum bedeckt wird.

Der früher ebenfalls beachtliche Teil unter der Oberlercher Spitze verliert besonders viel an Fläche, 1951 ist er bereits vom Hauptgletscher getrennt. Die ständige Firnbedeckung der höheren Lagen in den letzten Jahren läßt aber keine Aussage darüber zu, ob die beiden Teile in der Zwischenzeit nicht doch wieder zusammengewachsen sind.

Die Größe des Gletschers betrug 1820 etwa 640 ha, 1888 gibt sie Richter mit 576 ha an; sie verringert sich bis 1935 auf 380 ha und erreicht 1964 nach Verlust des Zusammenhanges mit dem unter der Oberlercher Spitze gelegenen Teil mit 242 ha ihr vorläufiges Minimum.

Die Markenablesungen an der Zunge ergeben von 1898 bis 1909 in der Summe einen geringen Vorstoß um fast 9 m, bis 1927 beträgt der Zuwachs weitere 76 m. Diesem Vorstoß um insgesamt

85 m in 29 Jahren steht ein gewaltiger Längenverlust von 530 m (!) in den folgenden 33 Jahren von 1927 bis 1960 gegenüber. Der durchschnittliche Rückzug pro Jahr erreicht dabei zwischen 1942 und 1947 42 m. Nach einem weiteren Rückgang um 25 m bis 1964 stellt sich zuerst im linken Teil des Gletschers, später allgemein ein Vorstoß ein, der seit 1970 nur im Jahre 1973 durch einen kleinen Rückzug unterbrochen wurde. Im Mittel aller Markenablesungen beträgt der Vorstoß von 1964 bis 1978 nahezu 32 m.

Im Jahre 1931 nimmt Fresacher die Zunge mit ihrem Vorgelände tachymetrisch auf; das Ergebnis dieser Vermessung – eine Karte im Maßstab 1:2500, die an einer Wand im großen Gastraum der Osnabrücker Hütte hängt – läßt zum Vergleich mit der diesem Jahrbuch beigefügten neuen Karte der Ankogel-Hochalmspitz-Gruppe oder mit dem heutigen Gletscherstand in der Natur ein. 1909 wird auf der Zunge eine Steinreihe angelegt und in den folgenden Jahren mehrmals in ihrer Lage verändert. Die lediglich für den Zeitraum von 1931 bis 1966 vorliegenden Meßergebnisse zeigen, welch großes Ausmaß die Dickenabnahme der Zunge erreicht: In Fresachers Steinreihe verliert die Zunge von 1931 bis 1958 72,5 m an Mächtigkeit, das sind im Jahresmittel 2,7 m (bei Größtwerten von nahezu 5 m!). Ungefähr der gleiche Durchschnittswert für die Dickenabnahme wird in der 1952 von Pacher angelegten letzten Steinreihe gemessen (ca. 3 m/Jahr). Die Fließgeschwindigkeit sinkt von 14,3 m/Jahr im Zeitraum 1931 bis 1937 auf etwa 1,5 m/Jahr gegen Ende ihrer Messung ab.

Um nach Aufgabe der Steinreihe weiterhin Aussagen über das Absinken oder Anschwellen der Gletscheroberfläche machen zu können, werden 1967 und 1971 Stichlinien eingerichtet. Das in etwa 2680 m Höhe oberhalb der Zungenwurzel gelegene Profil P verläuft zumeist über Firn. Unter Berücksichtigung des einzigen größeren Mächtigkeitsverlustes (-1,00 m von 1970 bis 1971) liegt 1978 die Oberfläche um 7,3 m höher als 1967, der jährliche Zuwachs beträgt also 0,66 m. Das 250 m tiefer gelegene Profil Z (Abb. 6) erfaßt den rechten Rand der Zunge; mit Ausnahme von 1976 (-0,03 m) erhöht sich die Eisoberfläche in dieser Stichlinie von Jahr zu Jahr. 1978 liegt das Profil um durchschnittlich 8,3 m höher als 1971, im Jahresmittel beträgt der Zuwachs 1,18 m.

2.3 Das Kleinelendkees

Als Angerer 1898 mit den Beobachtungen an der

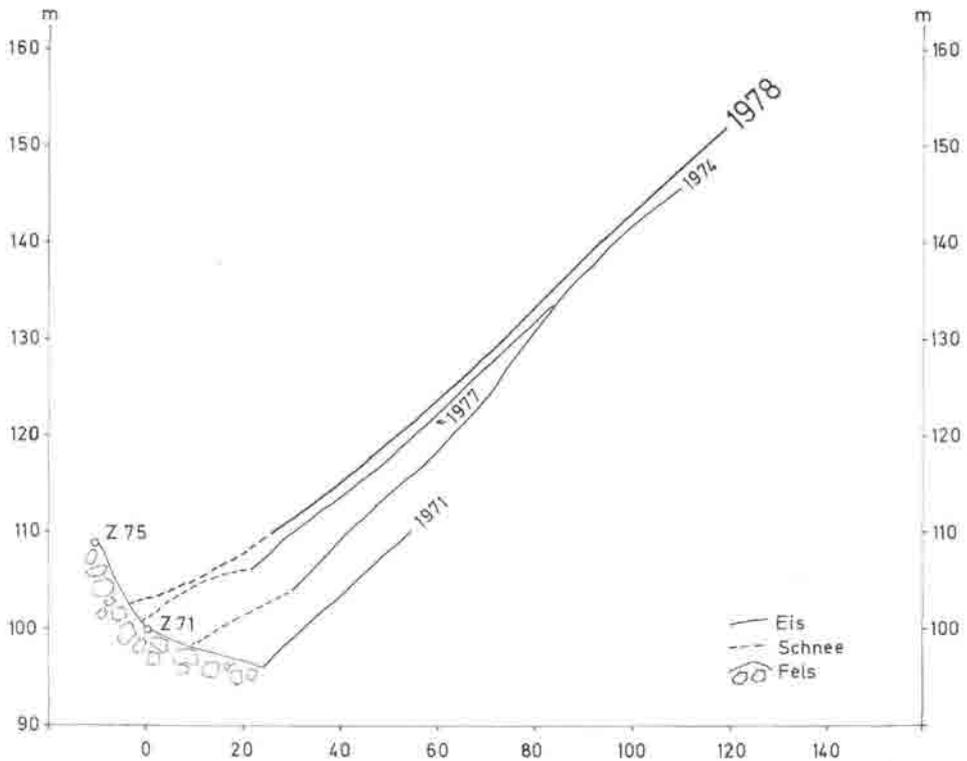


Abb. 6: Großelendkees, Zunge; Profil in der Stichlinie Z für ausgewählte Jahre (zweifach überhöht).

Zunge beginnt, befindet sich dieser Gletscher in raschem Rückzug, der bis 1915 anhält. Der folgende Vorstoß, der 1925 beendet wird, ist durch ein beträchtliches Anschwellen der Zunge gekennzeichnet. Die weitere Entwicklung verläuft dann ähnlich wie beim Großelendkees: Der Rückgang beginnt mit verhältnismäßig kleinen Werten, wird zusehends größer, erreicht in den Vierziger Jahren seinen Höhepunkt, verlangsamt sich bis 1963 und wird schließlich von einem neuerlichen Vorstoß abgelöst, den nur in einzelnen Jahren ein Rückweichen des Eises unterbricht. Dieser Vorstoß bewirkt, daß die 1964 vom Gletscher getrennte Zunge neuerlich starken Eisnachschub erhält.

Der rechte Teil des Gletschers fließt zu Beginn unseres Jahrhunderts noch in voller Breite über den Steilabbruch herunter, der sich dem Betrachter heute als dunkle Felswand zeigt, die am linken Bildrand der Abbildungen 7 und 8 gut zu sehen ist. Die Abbildungen 7 bis 10 geben Aufnahmen aus den Jahren 1952 und 1978 wieder und lassen sowohl Zeichen des Rückganges als auch solche des Vorstoßes erkennen: Während sich einerseits die Zungenwurzel durch die Vergrößerung eines

Felsfensters wesentlich verschmälert, schwillt andererseits der von der Zunge gegen die Zwischenelend Scharte ziehende Gletscherrand so stark an, daß das ehemals flache Auskeilen auf dem etwa 45 Grad geneigten Untergrund durch senkrechte, bis zu 35 m hohe Eiswände ersetzt wird.

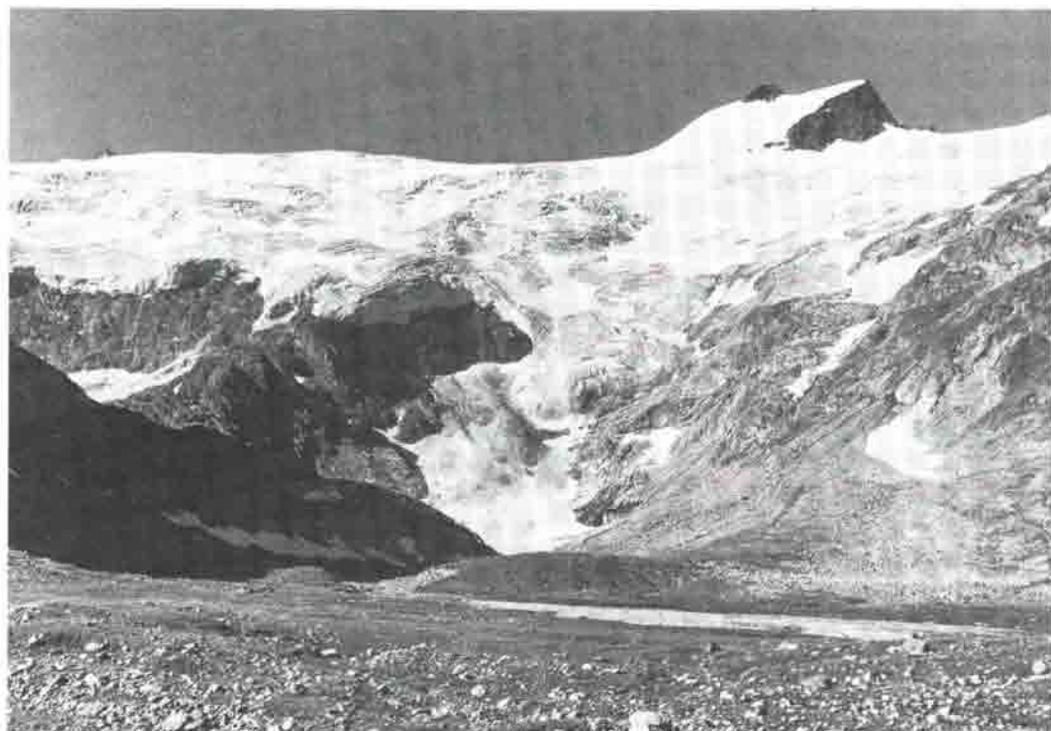
Die Fläche des Gletschers beträgt 1964 nur mehr etwa 300 ha; Richter berechnete sie 1888 noch mit 540 ha.

Wegen der fehlenden Angaben sind für das Kleinelendkees leider keine zusammenfassenden Aussagen über die Änderungen des Eisrandes vor den Marken möglich. Zum Vergleich mit den anderen Gletschern seien dennoch einige Werte angeführt: Der Rückgang von 1898 bis 1915 beträgt 1,16 m, im Jahresmittel sind dies 6,2 m. Der gesamte Vorstoß von 1915 bis 1925 ist zahlenmäßig nicht bekannt, als Höchstwert pro Jahr werden 11 m gemessen. Von 1925 bis 1931 zieht sich der Gletscher um 26 m zurück, das sind im Jahresmittel 4,4 m. Von 1956 bis 1963 beträgt der Rückgang nur 7,8 m, von 1963 bis 1978 folgt ein Vorstoß um 26,8 m; die zugehörigen Jahresmittel sind mit -1,1 m bzw. +1,8 m relativ niedrig.



Abb. 7 und 8: Kleinelendkees; aufgenommen von der Moräne aus dem 17. Jahrhundert (Punkt 2107 der ÖK 1:25.000).

Abb. 7: Foto: Hans Pacher, 1952; Abb. 8: Foto: Helmut Lang, 1978.



Angerer richtet am Kleinelendkees bereits im Jahre 1902 eine Steinreihe ein. Die Geschwindigkeit des Eisfließens beträgt anfangs für den schnellsten Stein 18,5 m/Jahr, nimmt sprunghaft auf 33,5 m/Jahr zu (1915/16) und sinkt 1929/30 auf 15,4 m ab. Zahlsteine werden noch bis 1946 verlegt, die letzte Profilmessung in der Steinreihe erfolgt 1953. Von 1927 bis 1950 schmilzt das Eis an der Stelle, wo die Dickenabnahme am größten ist, um 88 m ab, das sind im Jahresdurchschnitt 3,8 m.

Unterhalb der Zwischenlend Scharfe werden seit 1954 bzw. 1973 zwei Stichlinien gemessen. Beide Profile zeigen 1978 erstmals ein Anwachsen der Gletscheroberfläche.

2.4. Das Kälberspitzkees

Abgesehen von zwei kleinen Vorstößen zieht sich dieser Gletscher seit dem Beginn der Messungen im Jahre 1927 ständig weiter zurück. Vor der Marke A verliert das Kälberspitzkees von 1927 bis 1977 401 m Länge, das sind im jährlichen Mittel 8,0 m. Während die Zunge nach der alten AV-Karte aus dem Jahre 1909 noch unter 2350 m herabreicht, endet sie derzeit knapp unter 2500 m Seehöhe; im gleichen Zeitraum verringert sich die Länge des Gletschers von etwa 2,3 km auf 1,6 km. Ein seit 1975 an der Zunge gemessenes Profil soll künftig Aussagen über die Veränderungen ihrer Oberfläche ermöglichen. Die 1931 erstmals eingerichtete Steinreihe wurde 1946 durch eine in 2600 m Seehöhe gelegene ersetzt. Von 1946 bis 1977 nimmt hier die Mächtigkeit des Gletschers um 26,5 m ab, dabei verringert sich der Abschmelzbetrag pro Jahr für den rechnerisch vergleichbaren Bereich von anfänglich 1,2 m auf zuletzt 0,4 m. Die mittlere Fließgeschwindigkeit des Eises ist relativ gering, sie beträgt im Durchschnitt der Jahre 1946 bis 1977 nur 2,3 m/Jahr und schwankt dabei nur wenig. Als Höchstgeschwindigkeit eines Steines werden zuletzt 11,2 m/Jahr gemessen.

Knapp unterhalb der Karl Spitze befindet sich auf dem Kälberspitzkees noch ein weiteres Profil, die 1935 eingerichtete und 1950 in ihrer Lage geänderte Firnlinie. Von 1935 bis 1950 wird ein Abschmelzen um maximal 20 m festgestellt; nach einer geringfügigen Dickenzunahme im Jahr 1951 sinkt die Oberfläche von 1951 bis 1977 in der Mulde des rechten Teiles um weitere 24 m ein. Der flachere, höhere Teil in der linken Hälfte des Profils verhält sich jedoch wesentlich anders: Einsinken und Anwachsen wechseln miteinander ab, 1977 wird sogar der höchste Stand seit 1950

gemessen. Wie in der Steinreihe werden auch in der Firnlinie die Mittelwerte des Abschmelzens kleiner (rechter Teil); im linken Teil hingegen vergrößern sich die Mittelwerte des Anwachsens seit dem Jahre 1963.

Bei Anhalten der geschilderten Entwicklung kann jedenfalls damit gerechnet werden, daß sich das bisher überwiegend negative Verhalten des Kälberspitzkeeses sehr bald ins Gegenteil umkehrt.

2.5. Das Winkelkees

Vom Beginn der Messungen (Fresacher 1928) bis zum Jahre 1957 befindet sich dieser Gletscher in raschem Rückzug. Beispielsweise zieht sich der Eisrand in der Meßrichtung A von 1940 bis 1953 um 330 m zurück, das sind im Jahresdurchschnitt 25,3 m. 1950 zerfällt der Gletscher in zwei Lappen; die steile Zunge des rechten Teiles, vor dem die Marken liegen, verliert zusehends an Mächtigkeit und keilt 1964 nur sehr dünn auf dem felsigen Untergrund aus (siehe Abb. 11). Von 1957 bis 1964 weicht der Eisrand nur mehr um 6,5 m zurück, dann erfolgt bis 1978 ein Vorstoß um insgesamt 32 m. Abbildung 12 zeigt den Eisrand vor den Marken im Jahre 1977; die Zunge wölbt sich stark auf und endet stellenweise mit einer bis zu 20 m hohen Eiswand. Vor der Marke A ist ein Eissturz niedergegangen, dessen Trümmer über das gesamte Vorfeld verstreut sind.

In Abbildung 13 wird der tachymetrisch aufgenommene Eisrand am Winkelkees für ausgewählte Jahre dargestellt. Besser als durch Worte wird durch diese Skizze und durch die Lichtbilder anschaulich gemacht, welche verhältnismäßig große Veränderungen innerhalb kurzer Zeit an diesem kleinen Gletscher eingetreten sind.

2.6. Das Trippkees

Dieser ebenfalls nur kleine Gletscher wird seit 1925 beobachtet. Vorstöße von kurzer Dauer wechseln mit länger anhaltenden Rückzugsperioden, die vor allem zwischen 1942 und 1952 zu besonders großen, insgesamt aber nicht bekannten Verlusten führen. Dem Gesamtrückgang der 17 Jahre von 1925 bis 1942 um 28,5 m steht beispielsweise der Rückgang um 25,8 m in den Jahren 1942 bis 1944 gegenüber. Dem Rückgang um 35,9 m von 1952 bis 1964 folgt ein bescheidener Vorstoß bis zur letzten Messung im Jahre 1973. Seither ist der Gletscher zum Zeitpunkt des jährlichen Besuches immer tief verschneit; für die letzten Jahre liegen daher keine Meßergebnisse vor. Verschiedene Anzeichen deuten aber darauf hin, daß auch das Trippkees vorstößt.



Abb. 9 und 10: Kleinlendkees, Eisrand; aufgenommen von einem Punkt etwa 500 m westlich der Zwischenlend-Scharte.
Abb. 9: Foto: Hans Pacher, 1952; Abb. 10: Foto: Helmut Lang, 1978.



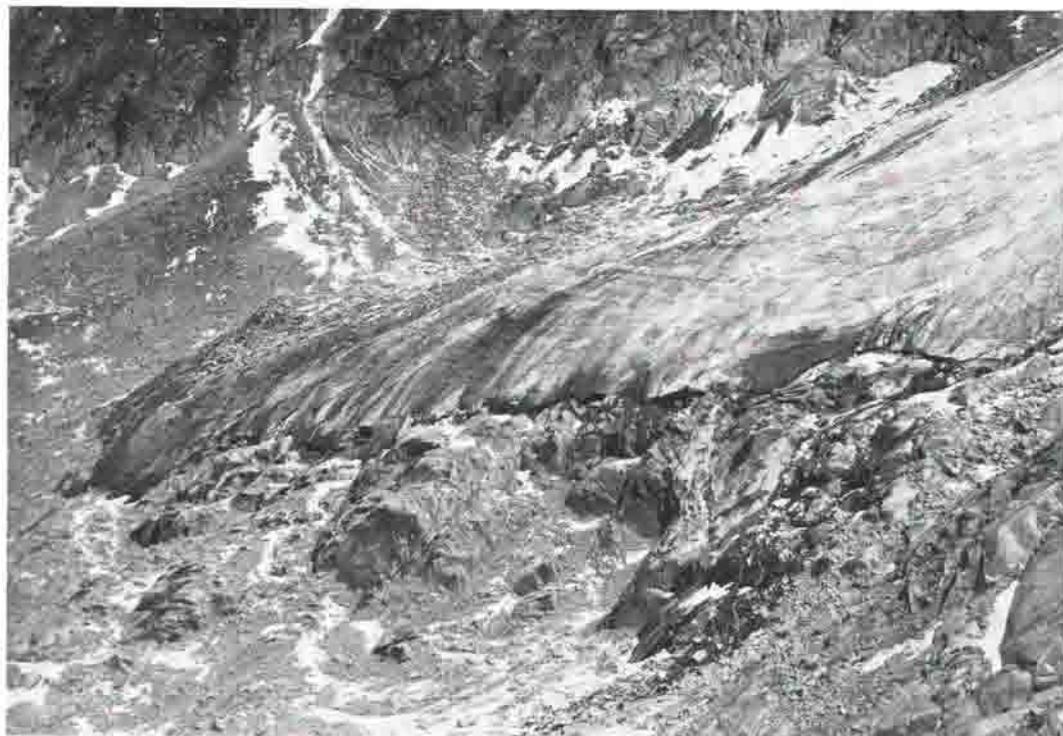


Abb. 11 und 12; Winkelkees, Eisrand vor den Marken.

Abb. 11: Foto: Hans Pacher, 1964; Abb. 12 Foto: Helmut Lang, 1977.



Bedeutend sind die Flächenverluste des Gletschers an seinen linken und rechten Rändern; auf Abbildung 1 wird versucht, dies zumindest näherungsweise in kleinem Maßstab darzustellen.

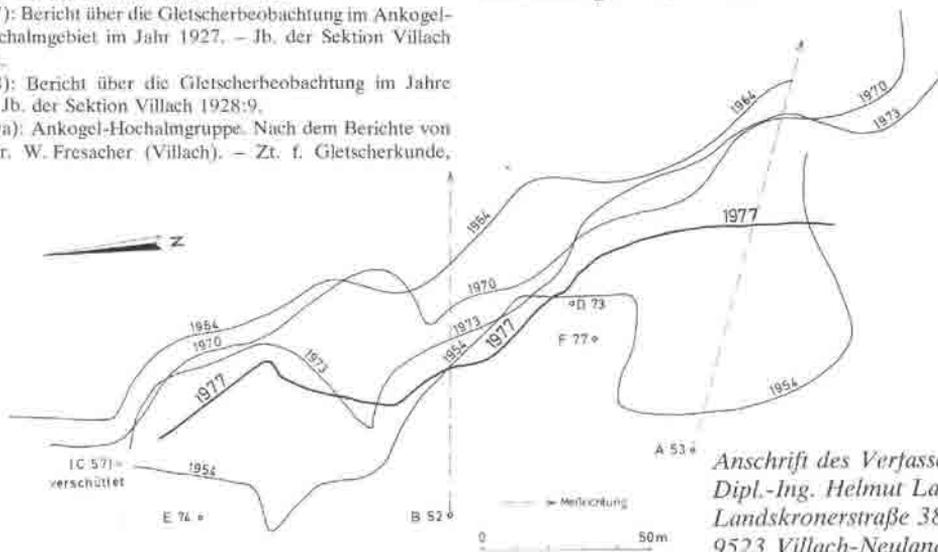
Schrifttum:

ANGERER, H. (1901): Die Gletscherbeobachtungen in der Glockner- und Ankogelgruppe im Jahre 1901. – Carinthia II, 91:217-221.
 – (1903a): Gletscherbeobachtungen im Ankogel-Hochalm- spitzgebiete im Sommer 1902. – Carinthia II, 93:205-206.
 – (1903b): Gletscherbeobachtungen im Ankogel-Hochalm- spitzgebiete im Sommer 1902. – Mitt. DÖAV, 1903/12:149.
 – (1904a): Gletscherbeobachtungen im Ankogel-Hochalm- spitzgebiete im Sommer 1903. – Carinthia II, 94:140-153.
 – (1904b): Gletscherbeobachtungen im Ankogel-Hochalm- spitzgebiete im Sommer 1904. – Carinthia II, 94:185-203.
 – (1905): Gletscherbeobachtungen im Ankogel-Hochalm- spitzgebiete in den Jahren 1898 bis 1904. – Mitt. DÖAV, 1905/16:187-189 und 1905/17:201-203.
 – (1906): Gletscherbeobachtungen im Ankogelgebiete und an der Pasterze im Sommer 1906. – Carinthia II, 96,
 – (1910): Gletscherbeobachtungen im Ankogel-Hochalm- spitzgebiete im Sommer 1909. – Carinthia II, 100:187-216.
 – (1910/1911): Gletscherbeobachtungen im Ankogelgebiet (Hohe Tauern) im Sommer 1909. – Zt. f. Gletscherkunde, 5:153.
 – (1913/1914): Gletschernachmessungen in der Ankogel- gruppe (Hohe Tauern) im Sommer 1913. – Zt. f. Gletscherkunde, 8:282f.
 – (1914/1915): Gletschernachmessungen im Ankogelgebiete im Sommer 1914. – Zt. f. Gletscherkunde, 9:350 f.
 – (1916/1917a): Nachmessungen an Gletschern im Ankogel- gebiete im Sommer 1915. – Zt. f. Gletscherkunde, 10:121 f.
 – (1916/1917b): Nachmessungen an den Gletschern im Ankogelgebiete im Sommer 1916. – Zt. f. Gletscherkunde, 10:235.
 FRESACHER, W. (1925): Gletscherbeobachtungen im Ankogel- und Hochalmgebiete. – Mitt. DÖAV, 1925/24:306.
 – (1926): Bericht über die Gletscherforschung in der Ankogel- gruppe. – Jb. der Sektion Villach 1926:21.
 – (1927): Bericht über die Gletscherbeobachtung im Ankogel- und Hochalmgebiet im Jahr 1927. – Jb. der Sektion Villach 1927:12.
 – (1928): Bericht über die Gletscherbeobachtung im Jahre 1928. – Jb. der Sektion Villach 1928:9.
 – (1929a): Ankogel-Hochalmgruppe. Nach dem Berichte von Prof. Dr. W. Fresacher (Villach). – Zt. f. Gletscherkunde, 17:200.

– (1929b): Bericht über die Gletscherbeobachtung im Jahre 1929. – Jb. der Sektion Villach 1929:9.
 – (1930): Bericht über die Gletscherbeobachtung im Ankogel-Hochalmgebiete im Jahre 1930. – Jb. der Sektion Villach 1930:10.
 – (1932a): Bericht über die Gletscherbeobachtung im Ankogel- und Hochalmgebiete im Sommer 1931. – Nachr. Bl. der Sektion Villach f. d. Vereinsjahr 1932.
 – (1932b): Das Vorgelände des Hochalmkeeses in den östlichen Hohen Tauern (Kärnten). – Mitt. DÖAV, 1932/9:208-210.
 – (1932c): Die Gletscherbeobachtung in der Ankogel-Hochalm-Gruppe. – Carinthia II, 121/122:1-11.
 – (1934): Der Eisabbruch vom Hochalmkees. – Bergsteiger, 1934/8:501-502.
 – (1938): Das Großelendkees. – Festschrift 50 Jahre Alpenvereinszweig Osnabrück:39-52.
 – (1965): Umgebung der Villacher Hütte. – Bergsteiger, 1965/10:27-30.
 LANG, H. (1977): Die Gletscher der Ankogel-Hochalmspitz-Gruppe. – Kärntner Naturschutzblätter, 16:35-48.
 PACHER, H. (1963): Das Großelend-Kees. – Festschrift 75 Jahre Sektion Osnabrück:21-30.
 Sammelberichte über die Gletschermessungen des Österreichischen Alpenvereins (jährlich). – Mitt. ÖeAV.
 Zeitschrift für Gletscherkunde und Glazialgeologie (1951): II/1.
 – Aus dem Berichte W. Fresachers über die Gletschermessungen in der Ankogel-Hochalmspitz-Gruppe im Jahre 1950:145-148.

Karten:

Karte der Ankogel-Hochalmspitzgruppe. hg. DÖeAV 1909, bearb. von L. Aegerter.
 Österreichische Karte 1:25000, Bl. 155/4 Ankogel
 Österreichische Karte 1:50 000, Bl. 155 Markt Hofgaststein und Bl. 156 Muhr.
 Luftbildauswertungen 1:5000 für das Hochalm-, Großelend- und Kleinelendkees (Bildflug 1964), Österreichische Draufkraftwerke AG, Klagenfurt.
 AV-Karte Hochalmspitze-Ankogel 1979, Nordwest-Viertel der Reinzeichnung »Blau«, 1:12 500.



Anschrift des Verfassers:
 Dipl.-Ing. Helmut Lang
 Landskronerstraße 38
 9523 Villach-Neulandskron

Abb. 13: Winkelkees; Lage des Eisrandes vor den Marken in ausgewählten Jahren.

Die Gletscher der nördlichen Ankogelgruppe

KURT JAKSCH

Der verzweigte Gebirgskamm nördlich des Ankogels, dessen höchste Gipfel, Tischlerkarkopf und Tischlerspitze, sich nur knapp über 3000 m erheben, ist trotz seiner geringen Entfernung von den vielbesuchten Kurorten des Gasteiner Tales im allgemeinen wenig bekannt. Die leicht zugänglichen Aussichtsberge wie z. B. der Gamskarkogel oder der Graukogel gewähren wohl einen recht guten Einblick in diese versteckte Gebirgsgruppe, und auch von manchen Stellen des Gasteiner Tales ist gerade noch der eine oder andere Gipfel und Gletscher sichtbar, aber auf Wegen dorthin zu gelangen, ist fast unmöglich. Nur der markierte Steig über die 2663 m hohe Kleinelendscharte hinüber ins Maltatal berührt einen Teil dieses Gebietes, nämlich seinen Nordostrand. Auch der an der Ostseite des Graukogels verlaufende Weg zum zirbenumwachsenen Reedsee, einer der landschaftlich schönsten Plätze Gasteins, erschließt das erwähnte Gebiet nicht. Will man dennoch vom Reedsee (oder von der südwestlich davon gelegenen Palfnerscharte) in das Tischlerkar oder zum Westende dieser vergletscherten Gebirgsgruppe, dem Hölltorkamm, gelangen, muß man stundenlang weglases Gelände durchqueren. Dabei ist stellenweise erheblicher Höhenverlust in Kauf zu nehmen, man stößt auf Gräben, Felsriegel und ausgedehnte Blockhalden, aber auch auf eisgeschliffenen Fels, wozu Scharen langgestreckter, gleichmäßig gerundeter Felsbuckel gehören. Zwar bestehen da und dort verborgene, teilweise verwachsene oder gar verfallene Jagdsteige, die von den Seitentälern unmittelbar zu den Karen und Gletschervorfeldern führen, doch haben sich hier immer wieder tödliche Unfälle ereignet, worüber eine Gedenktafel im Kötschachtal berichtet. So hat die erschwerte Zugänglichkeit eine herrliche, unverfälschte Berglandschaft bewahrt. Der eingeweihte Schitourist aber weiß um die wunderbaren Frühjahrstouren in diesem Gebiet.

Wissenschaftliche Beobachtungen an den Gletschern der nördlichen Ankogelgruppe sind also wegen des langen, mühsamen Anmarsches schwierig, dennoch verdienen gerade diese Gletscher besondere Beachtung. Wegen ihrer Kleinheit führen nämlich bei ihnen schon kurzfristige Klimaschwankungen zu deutlichem Vorstoß oder Rückzug. Schon geringe Verschiebungen der

Schneegrenze bewirken, daß kleine Gletscher großteils oder gänzlich zum Nähr- oder Zehrgebiet werden. Im übrigen liegt in keinem anderen Gebiet der zentralen Ostalpen die Schneegrenze so tief wie im inneren Gasteiner Tal. Auf diese Tatsache hat bereits vor 90 Jahren E. Richter hingewiesen. Nach R. v. Klebelsberg (»Die heutige Schneegrenze in den Ostalpen«, Berichte des Naturwissenschaftlich-medizinischen Vereines in Innsbruck, 1947) verlief hier die Schneegrenze zwischen 1935 und 1945 in 2600 bis 2700 m Höhe, ein Wert, den man sonst nur in Alpenrandgebieten antrifft. Sie ist in den beiden folgenden Jahrzehnten beständig angestiegen.

Ihren tiefsten Punkt erreicht die Schneegrenze im Bereich des inneren Gasteiner Tales südlich von Bockstein am Kreuzkogel. Obwohl sich dieser Berg schon außerhalb der hier beschriebenen Gebirgsgruppe befindet – wenn auch nicht weit davon entfernt – ist es doch angebracht, auf diese außergewöhnlichen Verhältnisse kurz hinzuweisen. Halbkreisförmig vom Tal der Naßfelder Ache umschlossen und durch eine Einsenkung vom Tauernhauptkamm getrennt, bilden der 2686 m hohe Kreuzkogel zusammen mit dem Radhausberg eine eigene, abgesonderte Berggruppe. In einem Kar an der Ostseite haben sich mehrere, überaus deutliche, enggestaffelte Endmoränenwälle, die Karschwelle in einer Breite von 400 m bedeckend, erhalten. Sie lassen sich nach dem Alter der darauf wachsenden Flechten den Gletschervorstößen um 1820, 1850 und 1920 zuordnen. Auch die Alpenvereinskarte aus dem Jahre 1909 vermerkt hier einen Kargletscher. Die Schneegrenze, die den älteren dieser Endmoränen entspricht, lag in ca. 2500 m Höhe. Auch in den Jahren nach dem Schwund dieses Gletschers sind im Sommer immer wieder größere Mengen Alt Schnee zurückgeblieben.

In Gebirgen und Tälern mit geringer Massenerhebung, die Niederschlag bringenden Winden leichten Zugang gewähren (Luvseite), liegt die Schneegrenze tief. Das gilt auch für die Nordseite der östlichen Hohen Tauern, insbesondere für das Gasteiner Tal. Daß die Kontinentalität des Klimas hier geringer als in anderen Gebieten der Zentralalpen ist, zeigt sich z. B. darin, daß die Tanne in den Tälern der nördlichen Ankogelgruppe mitunter gehäuft auftritt. Tannen sind an der Schattenseite des Kötschachtales bis in eine Höhe von 1500–1600 m verbreitet und kommen im Tal-schluß bei den Tischlerkarfällen vereinzelt sogar bis gegen 1700 m vor. Die natürliche Waldgrenze reicht in diesem Gebiet im allgemeinen an 2000 m



Lainkarspitzen, 2640 m, in der westlichen Tischler-Kar-Gruppe.

Foto: Kurt Jaksch

Höhe heran, ist aber besonders durch den Einfluß des Menschen an vielen Stellen tiefer gelegt worden. Die annähernde Ausdehnung des einst in den Hochlagen stärker verbreiteten Waldes bezeichnet heute noch der Alpenrosengürtel. Allerdings finden sich an geschützten Stellen einzelne kleinwüchsige Zirben und Lärchen in viel größerer Höhe, z. B. am Akar noch auf 2200 m. Da solche Vorkommen jedoch durch ökologische Zufälle bedingt sind, sagen sie kaum etwas über den wahren Verlauf der Wald- oder Baumgrenze aus.

Die dem Einzugsgebiet der Gasteiner Ache angehörenden Gletscher der nördlichen Ankogelgruppe (»Tischlerkargruppe«) sind Kargletscher in scharf voneinander getrennten, fast nur in Zentralgneis angelegten Felsnischen. Im Jahre 1969 betrug die gesamte vergletscherte Fläche rund $2\frac{1}{4}$ km². Sie hat somit seit dem letzten allgemeinen Gletschervorstoß um 1920, der sich durch gut erhaltene Moränenwälle genau abgrenzen läßt, um die Hälfte abgenommen.

Die im Eishaushaltsjahr 1973/74 eingetretene Wende – 50,6% der vermessenen Zungenenden ostalpiner Gletscher sind nach jahrzehntelangem Rückgang wieder vorgestoßen – hat sich in der Ankogelgruppe schon um die Mitte der 60er Jahre

angekündigt, was auch die jährlichen Gletschermessungen am Kleinendkees bestätigt haben. Die Firnfelder der kleinen Kargletscher haben sich wieder aufgefüllt und ihre ziemlich hoch gelegenen Enden sind in den letzten Jahren kaum ausgeapert.

Von den hier beschriebenen Kären entwässern Kessel-, Tischler- und Akar zum Kötschachtal, Lain- und Grubenkar zum Anlaufstal. Im **Kesselkar** ist die Vergletscherung, die vor 50 Jahren die ganze Breite des Kares einnahm, heute im wesentlichen nur auf den westlichen Teil beschränkt. Der östliche zeigt an der schattigen Karwand verfirnte oder vereiste Stellen, ein toteisartiger Gletscherrest hat sich unterhalb der Kleinendelscharte gehalten. Das **Tischlerkar**, ein weiträumiger, prachtvoller Felskessel, öffnet sich in nur schmalen Ausgang nach Nordwesten. Seine Karumrahmung ist selbst wieder in vier vergletscherte Felsnischen gegliedert. Im obersten Teil des **Akars** und des **Lainkars**, nordwestlich bzw. westlich des 2905 m hohen Hölltorkogels, liegen an schattigen Stellen der Karumfassung Firn- oder Gletscherflecken. Das gegen Süden und Südwesten sich öffnende **Grubenkar**, eine breite, geräumige Felsterrasse, trägt den größten der hier be-

schriebenen Gletscher, das Grubenkarkees. (In älteren Karten als »Lain Kahr Kees« bezeichnet.) Einen recht guten Einblick in dieses ebenfalls nur schwer zugängliche Kar gewinnt man vom gegenüberliegenden Hannoverhaus westlich des Ankogels.

Anders als bei den größeren Alpengletschern, deren Zungen gewöhnlich auf dem flachen, obersten Talboden liegen und deren Endmoränen daher meist staffelartig sind, bilden hier auf dem geneigten Gelände die Moränen vorwiegend ausgedehnte, zusammenhängende Halden. Jeder neue Gletschervorstoß überschüttete die zuvor gebildete Moräne und erhöhte dadurch die Halde. Obenauf liegen die besonders blockreichen Moränen des Vorstoßes um 1920.

Während man von der benachbarten Goldberggruppe Angaben über vorstoßende Gletscher aus historischer Zeit besitzt, weil sie die einstigen Bergwerksanlagen bedrohten, ist im Ankogelgebiet über derartige Gletschervorstöße und über ihr Ausmaß nichts bekannt. Auch ältere Landkarten helfen nicht weiter. Es wurde nämlich z. B. die einschlägige Originalkarte 1:25 000 (3. Landesaufnahme), Sektion 5150/4, unter der Direktion des k. u. k. Majors des Armeestabes Anton Lutz gerade in den Jahren 1872/73 aufgenommen, also eben in der Zeit zwischen den allgemein bekannten Vorstößen der Alpengletscher um 1850 und 1890.

Dennoch lassen sich heute, auch dort, wo geeignete Karten und Berichte fehlen, Gletscherschwankungen datieren. Aus dem Durchmesser bestimmter, sehr langsam und stetig wachsender Flechten kann man nämlich bei Kenntnis der Wachstumsgeschwindigkeit – den Zeitpunkt errechnen, an dem frischer Moränenschutt abgelagert wurde, indem man feststellt, wie lange die darauf wachsenden Flechten zu ihrer Entwicklung Zeit hatten. In unserem Fall waren besonders die durch Gletschervorstöße entstandenen Endmoränen und der beim Rückzug des Gletschers freigegebene Grundmoränenschutt oder der aufgedeckte Fels zu untersuchen. Zur Datierung dieser Glazialformen wurde die gelbgrüne »Landkartenflechte«, *Rhizocarpon geographicum*, herangezogen, welche in der Ankogel- und Goldberggruppe auf 100-jährigem Substrat der Gletschervorfelder maximal einen Durchmesser von ca. 5 cm erreicht. Die von R. Beschel um 1950 in den Alpen entwickelte Altersbestimmung an Hand von Flechten, die sogenannte Lichenometrie, wird mittlerweile in der Gletscherkunde allgemein angewandt.

Die weltweit festgestellte starke Zunahme der Vergletscherung seit dem Ende des 16. Jhdts. – amerikanische Forscher bezeichnen diese in mehreren Wellen erfolgenden Gletschervorstöße etwas übertrieben sogar als »little ice age« – beginnt in den Alpen mit dem bedeutenden Vorstoß um 1600. Weitere Vorstöße sind um 1680, 1740, 1770, 1820, 1850, 1890, 1920 und schließlich in den letzten Jahren belegt. In der nördlichen Ankogelgruppe sind Endmoränen des Gletschervorstosses um 1600 – mit Ausnahme eines bereits stark überwachsenen Wallstückes am orographisch rechten Rand des Tischlerkares – nicht mehr erhalten. Bei den folgenden Vorstößen wurden sie entweder überfahren oder im steilen Vorfeld durch jüngere Moränen überdeckt.

Ein älterer Gletscherstand, vermutlich aus der Zeit um 1820, der in der Schweiz häufig den für die Ostalpen so bedeutenden Vorstoß aus der Zeit um 1850 übertrifft, ist in der nördlichen Ankogelgruppe fast überall durch verhältnismäßig stark mit Flechten bewachsenen Schutt an der Basis der erwähnten Moränenhalden nachgewiesen.

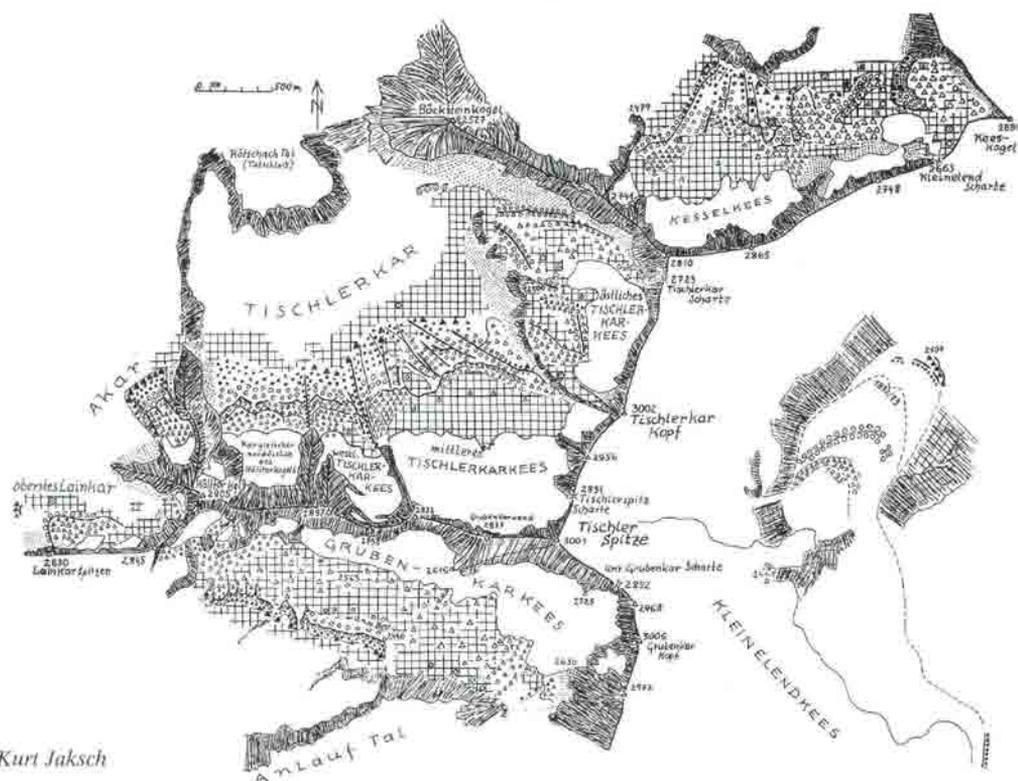
Endmoränen aus dieser Zeit, die von den jüngeren Moränen deutlich getrennt sind, kommen aber nur an zwei Stellen vor: im obersten Lainkar ca. 200 m vom nächsten, weiter innen gelegenen Moränenwall (von 1890) entfernt und im westlichen Teil des Kesselkares, wo ein solcher Wall ein Stück unter dem von 1850 hervorkommt. Übrigens ist auch im Gletschervorfeld des Kleinellendkeeses, das außerhalb des hier beschriebenen Gebietes liegt, knapp vor dem um 1850 entstandenen Wall noch jener von 1820 erhalten.

Auf den in den Ostalpen so bedeutenden Gletschervorstoß um 1850 geht zwar auch in unserem Gebiet ein erheblicher Teil der Moränenhalden zurück (außerdem eine ziemlich lange Ufermoräne im westlichen Teil des Kesselkares), sie sind jedoch teilweise wieder vom Moränenschutt des nächst folgenden Vorstosses (um 1890) überdeckt worden.

Zugen des Gletschervorstosses um 1920 sind jene blockreichen Moränen, die Anfang der 50er Jahre noch flechtenfrei waren. Senkrecht stehende Gneisplatten zeigen in einigen Fällen recht anschaulich, daß der Gletscher den Schutt vor sich hergeschoben hatte.

Die großen Gletschervorstöße um 1820 und 1850 – und wahrscheinlich auch jener um 1600 – erreichten in der nördlichen Ankogelgruppe ziemlich dasselbe Ausmaß. Während dieser großen Vorstöße in historischer Zeit war in den erwähnten Karen insgesamt eine Fläche von etwas mehr

Tischlerkargruppe - Historische Gletschervorstöße



Kurt Jaksch

Erstveröffentlichung dieser Karte in den „Berichten aus dem Haus der Natur“, Salzburg 1971

als 6 km² vom Eis bedeckt. Im Kesselkar, dessen begrenzende Kämme niedriger sind und sich wenig über die Schneegrenze erhoben, mußte zugleich mit dem Ansteigen derselben der Gletscher am stärksten zurückgehen; zu Beginn der 70er Jahre betrug dort die Gletscherfläche nur noch rund 1/4 jener von 1850.

Wie lange der gegenwärtige Gletschervorstoß anhalten und wie weit er die noch recht deutlichen Spuren früherer Gletscherausdehnung beseitigen wird, ist nicht vorauszusehen. Es ist daher angebracht, diese in den heutigen Gletschervorfeldern vorhandenen glazigenen Reliktformen als Zeugnisse vergangener Gletscherschwankungen zu erfassen.

Anschrift des Verfassers:
 OStR. Dr. Kurt Jaksch
 Fieberbrunner Straße 5a
 A-6380 St. Johann in Tirol

Kartierung der Gletschervorfelder (Messen der Flechten): 1952–1954 (Vorfeld des Kleinlendkees, 1958). In den letzten Jahren wiederholt Gletscherbeobachtungen, insbesondere im Grubenkar. Auswertung von Luftbildern aus dem Jahre 1969.

-  Gehängeschutt
-  flechtenloser Moränenschutt
-  Gletschervorstoß von 1920
-  Moränen mit Rhizocarpon-Durchmesser bis zu 3,5 cm. Vorstoß 1890
-  Moränen mit Rhizocarpon-Durchmesser bis zu 5 cm. Vorstoß 1850
-  Moränen mit Rhizocarpon-Durchmesser bis zu 7 cm. Vorstoß 1820
-  Moränen mit Rhizocarpon-Durchmesser über 7 cm. Ältere Vorstöße als 1820
-  vom Gletscher geschliffener Fels (Rundhöcker) im Bereich des Gletschervorfeldes. Fallweise ist der darauf enthaltene Flechtenbewuchs – durch die auch für die Moränen verwendeten Zeichen – dargestellt.

Siehe F. H. Schwarzenbach: Alpen im Zwielicht, Verlag Rolf Kugler, Oberwill bei Zug (Schweiz)

Hochtäler der Hochalm- und Ankogelgruppe naturkundlich betrachtet

HELMUT HARTL

Nur wenige Bereiche der Hochalm und des Ankogels sind von menschlichen Eingriffen verschont geblieben. Dazu zählen die Gletscherregionen des Ankogels und der Hochalm sowie das Hochtal des Döener Tales bis zum Säuleck und der Talschluß des Seebachtals. Diese Naturlandschaften verdienen es unter Schutz gestellt zu werden.

Das Döener Tal

Die Wälder des oberen Döener Tales können im Bereich der Konrad Hütte 1916 m noch dem heidelbeerreichen Subalpinen Fichtenwald (*Piceetum subalpinum myrtilletosum*) zugerechnet werden, dem sich vereinzelt Graueiden beigezellen. In der Baumschicht dominiert im großen und ganzen die Fichte. Im Niederwuchs finden sich an häufigeren Arten Heidelbeere (*Vaccinium myrtilus*), Preiselbeere (*Vaccinium vitis-idaea*), Alpenbrandlätich (*Homogyne alpina*), Zweiblatt (*Listera cordata*), Sauerklee (*Oxalis acetosella*), Korallenwurz (*Corallorhiza trifida*) Dorniger Wurmfarn (*Dryopteris dilatata*), Einblütiges Wintergrün (*Moneses uniflora*) u. a. m.

Die im Bereiche der Döener Hütte ca. 1900 m häufig vorkommenden Grünerlenbestände (*Alnetum viridis*), das Legföhrenkrumholz (*Mugoetum s.l.*) sowie alle Hochstaudenfluren und Zwergstrauchheiden dieser Höhenlage stellen Waldverwüstungsstadien des hochstämmigen Lärchen-Zirben-Mischwaldes (*Rhododendro-Vaccinietum cembretosum* = *Larici-Cembretum*) dar und werden sich bei Unterbleiben des menschlichen Einflusses früher oder später wieder zu diesem prachtvollen Walde entwickeln.

Auch ober der Döener Hütte ca. in 2160 m wurde einst der Wald niedergeschlagen und so haben sich auch hier in Abhängigkeit vom Kleinrelief, dem Kleinklima und den Bodenverhältnissen verschiedene Degradationsstadien durchgesetzt. Während in den windgeschützten Nischen am steilen Südhang sich die Rostalpenrose (*Rhododendron ferrugineum*) und der Zwergwacholder (*Juniperus nana*) ansiedeln, finden wir an den windausgesetzten steilen Hängen den Buntschwengel (*Festuca varia*) und die Bürstenseimse (*Juncus trifidus*). Dazwischen vor allem Heiden mit Heidekraut (*Calluna vulgaris*) und Beeren-

sträuchern (Heidelbeere, Preiselbeere, Rauschbeere).

In der dieser Steilstufe anschließenden Verebnung, welche der Döener Bach leicht mäandrierend durchzieht, hat sich nach der Vernichtung des ehemaligen Waldes auf Grund unregelmäßigen Weidebetriebes an Stelle der Rostalpenroseheide der Bürstlingsrasen (*Aveno-Nardetum*) ausgebreitet. Nur wenige Lärchen sind hier noch Zeugen einstigen Waldes. Im Bereich des Artur von Schmid-Hauses 2281 m dürfte der ehemalige Wald seine obere Grenze erreicht haben. In dieser Kampfzone haben auf dem welligen Relief mosaikartig verschiedene alpine Pflanzengesellschaften Fuß gefaßt, so vor allem Gamsheide- und Rauschbeeren und Krummseggenrasenfragmente. Im Schutze kleiner Felspartien, wo der Wind nicht herankommt, halten sich noch vereinzelt Bestände von Rostalpenrosen und Heidelbeeren, dazwischen relativ viel Reitgras (*Calamagrostis villosa*). Die Moränenböden und Steilstufen links und rechts des Döener Sees besiedelt, soweit sie überhaupt bedeckt sind, der Krummseggenrasen (*Caricetum curvuale*). Dieser düster braungrüne artenarme Hochgebirgsrasen stellt das klimatisch bedingte Endstadium der Vegetationsentwicklung in der Alpinen Stufe auf Silikatböden dar. Bezeichnende Arten sind Zwergseifenkraut (*Saponaria pumila*), Zweizeiliges Kopfgas (*Oreochloa disticha*) und Kleinste Primel (*Primula minima*). Dazwischen breiten sich kleinflächig, an Stellen wo der Schnee länger liegen bleibt, Schneetälchen-Gesellschaften wie der Krautweidenrasen (*Salicetum herbaceae*) und der Widertonrasen (*Polytrichetum sexangularis*), ein Moosteppich, aus. Diese Stellen weisen meist nur eine Aperiode von zwei bis drei Monaten auf. Auf den windausgesetzten Rücken findet sich ein flechtenreicher Gamsheideteppich (*Loiseleurio-Cetrarietum*).

Ab 2600 m sind die Silikatgrobblockhalden vegetationsleer. Höchstens die Landkartenflechte (*Rhizocarpon geographicum*) besiedelt noch manche Blöcke. Eine reiche Polsterpflanzen-Felsflur findet sich in der Umgebung der Malnitzer Scharte 2670 m. Erwähnt seien vor allem verschiedene Steinbrecharten (*Saxifraga bryoides*, *S. moschata*), Stengelloses Leimkraut (*Silene acaulis*) und Polstermiere (*Minuartia sedoides*). Der Subalpin- und Alpinbereich des Döener Tales wird derzeit vor allem von Schafen beweidet.

Der **Döener See** als typischer Hochgebirgssee weist mit über 700 m Länge, einer Breite von ca.

200 m und einer max. Tiefe von 40 m recht beträchtliche Ausmaße auf. Feines Schluffmaterial im Zufluß des Sees verleiht ihm eine schwach graugrüne Färbung, obwohl auf Grund der bis zum Ufer reichenden Blockhalden kaum feines Sediment zu finden ist.

Die Besiedlung des Uferbereiches mit pflanzlichen und tierischen Organismen ist äußerst gering, es wurden lediglich einige gehäusetragende Köcherfliegenlarven und Erbsenmuscheln (*Pisidium*) gefunden. An Stellen wo Grundwasser im Uferbereich austritt ist ein etwas stärkerer Bewuchs von Fadenalgen (*Ulothrix*) zu bemerken. Der extremen Nährstoffarmut im See ist auch das Plankton angepaßt. Wenige Arten wie Geißelalge (*Gymnodinium uberimum*) und das Rädertier (*Polyarthra dolichoptera*) dominieren, die übrigen Arten spielen nur eine untergeordnete Rolle. Der pH-Wert von ca. 6 liegt auf Grund der kalkarmen Gesteinsunterlage im schwach sauren Bereich.

Das Seebachtal

Die Waldvegetation des Seebachtales ist vermutlich auf Grund der abgeschiedenen Lage und der steil einfallenden Felspartien zu beiden Seiten einer so tiefgreifenden Waldveränderung wie im Dösenertal entgangen. Um den ruhigen, landschaftlich reizvollen glasklaren Stapitzer See 1270 m am Eingang des Tales breiten sich größere Grauerlenbestände (*Alnetum incanae*) und saure Flachmoore aus, anschließend finden sich beweidete Almweiden. Um die Schußnerhütte ist der Subalpine Fichtenwald ähnlich typisch wie im Dösenertal ausgeprägt, nur etwas moosreicher. In Lawinengassen wird der Wald immer wieder von Birken und Grauerlengebüsch unterbrochen. Gegen den Talschluß nehmen die Lärchen innerhalb der Baumschicht zu. In der hochsubalpinen Stufe sind noch deutlich größere Zirbenbestände erkennbar.

Westlich des Gasthauses Hochalmblick (Mittelstation der Ankogelbahn) finden sich im Bereich der heutigen, aktuellen Waldgrenze auf flacheren Partien Almen mit Bürstlingsrasen unterbrochen von Wacholder- und Latschenkrummholz. Einköpfiges Ferkelkraut (*Hypochoeris uniflora*), Arnika (*Arnica montana*), Katzenpfötchen (*Antennaria dioica*), Bärtige- und Scheuchzers Glockenblume (*Campanula barbata*, *C. scheuchzeri*) sowie Goldfingerkraut (*Potentilla aurea*) sind hier die typischen Alpenpflanzen. Floristisch außerordentlich reichhaltig ist die Rippe von der Seilbahnbergstation 2630 m zum alten Hannoverhaus

und der Grat vom neuen Hannoverhaus zum Plattenkogel 2876 m. Hier gedeihen neben dem nicht häufigen Gletscherhahnenfuß (*Ranunculus glacialis*) seltene Edelrauten (*Artemisia sp.*) und Enzianarten (*Gentiana sp.*) sowie verschiedenste Polsterpflanzen, unter anderem auch das fast Kugelpolster bildende Moos *Oreas martiana*.

Das Großelendtal hat durch den Bau des Staudammes der Kölnbreinsperre starke Veränderungen erfahren. Die Osnabrücker Hütte ist nun über eine steinige Straße entlang des Stausees erreichbar. Für den Naturliebhaber bietet sich nur mehr das Kleinendtal und das Gebiet um die Schwarzhornseen an.

Gößgraben

Vegetationskundlich interessant ist der Gößgraben. Inmitten der inneralpinen trockenen Nadelwaldzone gelegen, weist er noch Fragmente von Luftfeuchtigkeit anzeigenden Laubwäldern auf. Schon am Taleingang finden sich auf den nach Norden und Osten schauenden steilen, felsigen Hängen Rotbuchen und Tannen. Typische Feuchtigkeitszeiger im Unterwuchs sind Geißbart (*Aruncus silvester*), Christophskraut (*Actaea spicata*) und Nesselblättriger Ehrenpreis (*Veronica latifolia*).

Nach der ersten Steilstufe fällt bei ca. 1240 m am Südhang ein Bergahorn-Bergulmen-Grauerlen-Mischwald (*Acereto-Ulmetum*) auf, der durch eine große Artenfülle gekennzeichnet ist.

Abb. Seite 34:

- 1 Kriechende Nelkenwurz, Hinteres Kleinendtal Foto: E. Rappl
- 2 Stengelloses Leimkraut Foto: K. Schaad
- 3 Alpen-Küchenschelle auf der Moräne des Großelendkees Foto: K. Schaad
- 4 Klebrige Primel gegen Schwarzhorn Foto: K. Schaad
- 5 Gletscher-Hahnenfuß, Zwischenelendscharte Foto: E. Rappl
- 6 Gletscher-Petersbart auf 2400 m, auf der Seitenmoräne des Großelendkees Foto: K. Schaad

Abb. Seite 35:

- oben: Hochalm vom Gößgraben Foto: H. Hartl
 unten: Obigotropher Gebirgssee; Dösenner See Foto: H. Hartl

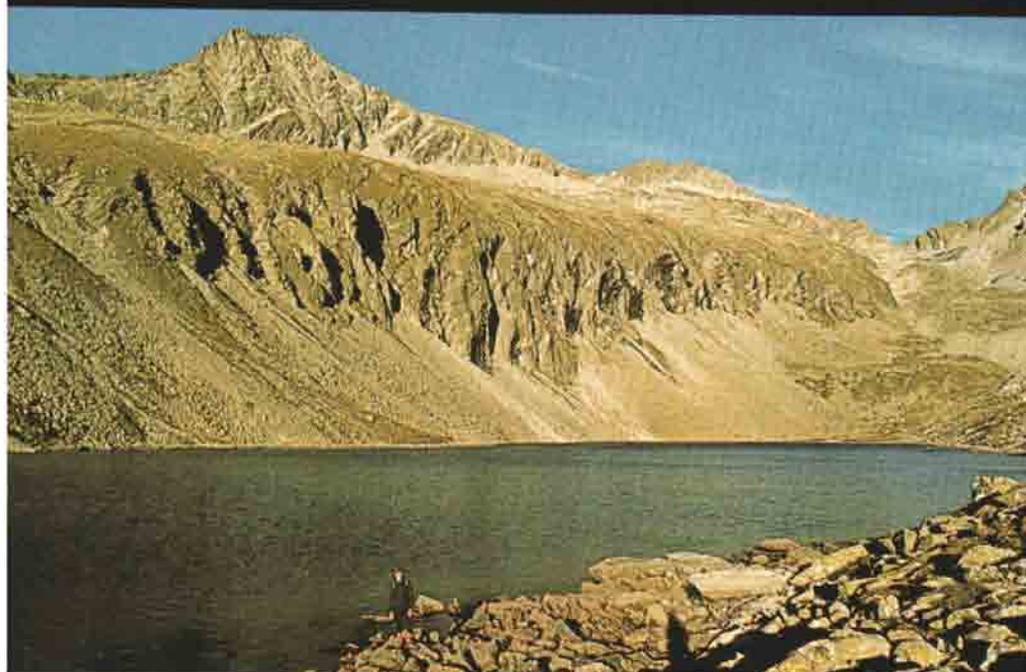


2



4





Rühr-mich-nicht-an (*Impatiens noli tangere*), Sauerklee (*Oxalis acetosella*), Brennessel (*Urtica dioica*), Goldnessel (*Galeobdolon luteum*), Fuchssens Kreuzkraut (*Senecio Fuchsii*) und Hainsternmiere (*Stellaria nemorum*) sind die häufigsten Arten.

Gegen die Gießener Hütte 2218 m breiten sich ausgedehnte Grünerlenbestände (*Alnetum viridis*) und als deren Verwüstungsstadien Komplexe mit reichlicher Rasenschmiele (*Deschampsia cespitosa*) und Weißem Germer (*Veratrum album*), einem giftigen Weideunkraut (Liliengewächs), aus. Die trockeneren Rücken sind von Latschenfeldern besiedelt, denen wasserbedürftige Arten fehlen.

Rostblättrige Alpenrosen durchsetzt mit Reitgras sowie eine Hochstaudengesellschaft mit reichlichem Alpendost (*Adenostyles alliariae*) und Meisterwurz (*Peucedanum ostruthium*) sind in diesen Hochlagen ebenfalls häufig anzutreffen.

Auch im Gößgraben hat die Technik gewaltige Spuren hinterlassen. Straßen, Bachableitungen und andere Eingriffe lassen vielfach die Natur nur mehr errahnen.

An selteneren **Mineralien** der Ankogel-Hochalmgruppe seien erwähnt: Pyrit, Ilmenit, Bergkristall, Rauchquarz, Rutil, Molybdänit, Anatas, Brookit, Calcit, Baryt, Scheelit, Magnetit, Apatit, Epidot, Titanit, Turmalin, Prehmit, Apophyllit, Muskovit, Biotit, Klinochlor, Orthoklas, Adular, Periklin, Mikroklin, Albit, Laumontit u. a. m.

Die gewässerkundlichen Angaben stammen von Dr. Hans SAMPL, Institut für Seeforschung, Klagenfurt.
Mineralogische Angaben: MEIXNER H. 1957. Die Minerale Kärntens I. Teil Carinthia II. Klagenfurt, vergriffen.

Anschrift des Verfassers:
Univ. Doz., Dr. Helmut Hartl
Seegasse 100
A-9020 Klagenfurt

Ankogel und Hochalmspitze – aus der Frühzeit ihrer alpinen Erschließung

HARALD SCHUELLER

Ankogel 3246 m

Wenn auch der Ankogel nicht der höchste Gipfel der nach ihm benannten Gruppe ist, da er in dieser Hinsicht von der benachbarten Hochalmspitze 3360 m übertroffen wird, so ist er doch der Hauptknotenpunkt der Gruppe, und dies sichert ihm in orographischer Hinsicht den Vorrang. An dieser Tatsache ändert auch der Umstand nichts, daß bis zum Februar 1932 der Ankogel eine Höhe von 3262 m aufwies, und erst durch den Abbruch des 16 m hohen Gipfelhorns sich die derzeitige Höhe ergibt.

Bezüglich der Herkunft des Namen unseres Berges bestehen die verschiedensten Ansichten. Hütting – Kordon schreiben in ihrem Ankogelführer aus dem Jahre 1926, daß in den alten Hutbüchern der Gasterner Gewerkschaft der Ankogel stets »Unkogel« genannt wird, das soviel wie ungueter oder unheimlicher Berg heißen soll. Auch die Bezeichnung Viertalspitze sei in Gebrauch, weil man von seinem Gipfel aus vier Täler sehen kann. Mit verständlicher Vorsicht handelt Finsterwalder in seinem Beitrag »Bergnamen zwischen Enns und Rhein«, Jahrbuch des ÖAV 1959, die Angaben Einheimischer ab, wonach Ankogel gleich »alleinstehender Kogel« bedeuten soll!

Der Ankogel wird wahrscheinlich der unter den etwas schwierigeren Gipfeln der vergletscherten Ostalpen zu allererst bestiegene Berg sein. Peter Carl Thurwieser, der die erste touristische Besteigung des Ankogels durchführte, erfuhr, als er sich 1822 in Bockstein nach der Besteigbarkeit des Ankogels erkundigte, nur so viel, »daß der sogenannte alte Patsch – sein Haus ist von Wildbad (das heutige Badgastein) gegen Bockstein das erste am Wege – vor etwa 60 Jahren von seiner im hintersten Teile des Anlaufthales gelegenen Alpe (der Oberen Radeckalm 1701 m) aus, denselben bestiegen und von der großen Mühe und Gefahr, die er dabei überstanden, erzählt habe.« Somit muß der Bauer Bergmann von Turwiesen/Patsch, der »alte Patsch«, als der erste Besteiger des Ankogels und ungefähr das Jahr 1762 als das der Erstbesteigung angesehen werden.

Anfangs des 19. Jahrhunderts lebte noch in Hofgastein der Brunnführer Michael Machreich, von dem berichtet wird, daß er ebenfalls den Ankogel

bestiegen haben soll. Überhaupt nahmen um diese Zeit die Ankogelbesteigungen durch Einheimische zu, denn für 1819 wird ein Kärntner als Besteiger erwähnt. Drei Jahre später, somit 1822, besuchten zwei Jäger, Rupert und Johann Gschwandtner, die sonst dem bergbegeisterten Erzherzog Johann als Begleiter und Führer dienten, den Gipfel und errichteten darauf einen Steinmann.

Seit 1822 hielt sich der Erzherzog zur Kur in Badgastein auf, und es ist nur zu verständlich, daß er sich auch hier für die Bergwelt der näheren und weiteren Umgebung seines Aufenthaltes interessierte. Nach einigen Bergtouren in der Gasteiner Umgebung und bis nach Rauris, wurde eine Ankogelbesteigung geplant und am 30. Juli 1822 in der Radeckalm im Anlaufal übernachtet. Schlechtes Wetter verhinderte jedoch die Fortsetzung der Bergtour; sonst wäre der Erzherzog der erste Tourist auf dem Ankogel gewesen.

Noch sollten es für ganz kurze Zeit Einheimische sein, die wir auf dem Ankogel antreffen, und nach wie vor erfolgte der Anstieg durch das Anlaufal, wo die Radeckalmen günstige Übernachtungsmöglichkeit boten als Ausgangsort für den »Gipfelsturm«, wobei berücksichtigt werden muß, daß gerade um 1820 eine bedeutendere Zunahme der Gletscherbedeckung zu verzeichnen war. Kurze Zeit nach der Abreise des Erzherzogs Johann schickte im August 1822 der Verwalter in Böckstein, Franz Süß, seinen Jäger Christian Ries, vulgo Scherreiter Christl, auf den Ankogel. Und auf den Tag genau, an dem P. C. Thurwieser – der erste Tourist auf dem Ankogel werden sollte – in Wildbad Gastein ankam, dem 14. September 1822, errichtete der Böcksteiner Zimmermann Michael Junger, genannt Feldinger, auf dem Gipfel des Ankogels ein kleines hölzernes Kreuz.

Im Rahmen seiner Reise in das Pustertal kam Peter Carl Thurwieser am 14. September 1822 von Salzburg her, wo er als Theologe und Professor der orientalischen Sprachen tätig war, nach Wildbad Gastein und nahm, wie das damals bei den Gästen so üblich war, beim Straubinger Quartier. Der folgende Tag wurde mit Besichtigungen von Gastein und der näheren Umgebung verbracht. Thurwieser dürfte wohl anfangs nicht die Absicht gehabt haben, eine Besteigung des Ankogels zu versuchen, aber im Gespräch mit den Einheimischen wird sein Interesse für diesen Berg geweckt worden sein. Den Tiroler Theologen zeichnete schon immer eine große Liebe zu den Bergen aus, und er, der nicht mit irdischen Glücksgütern gesegnet war, unternahm mit dem

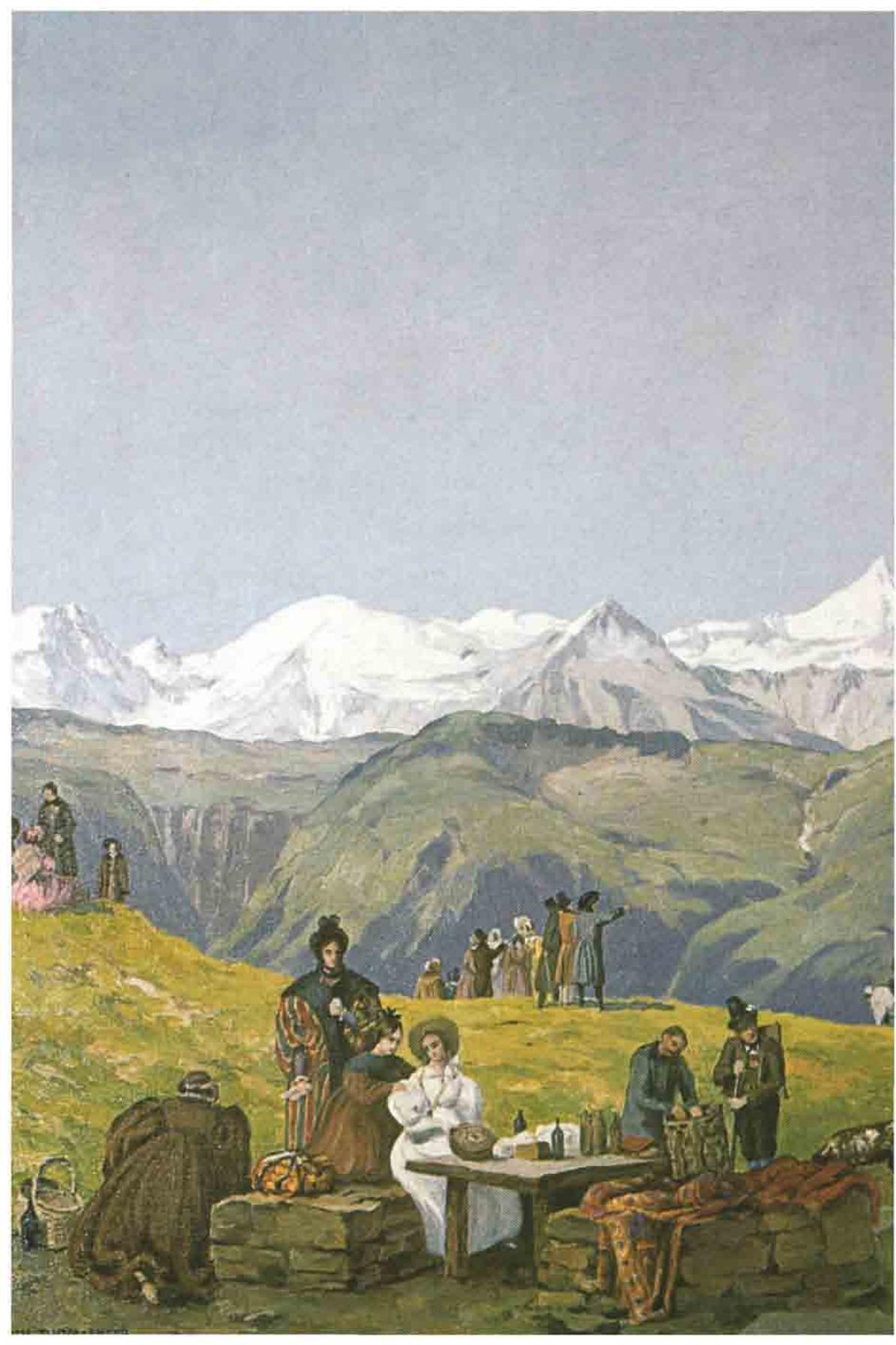


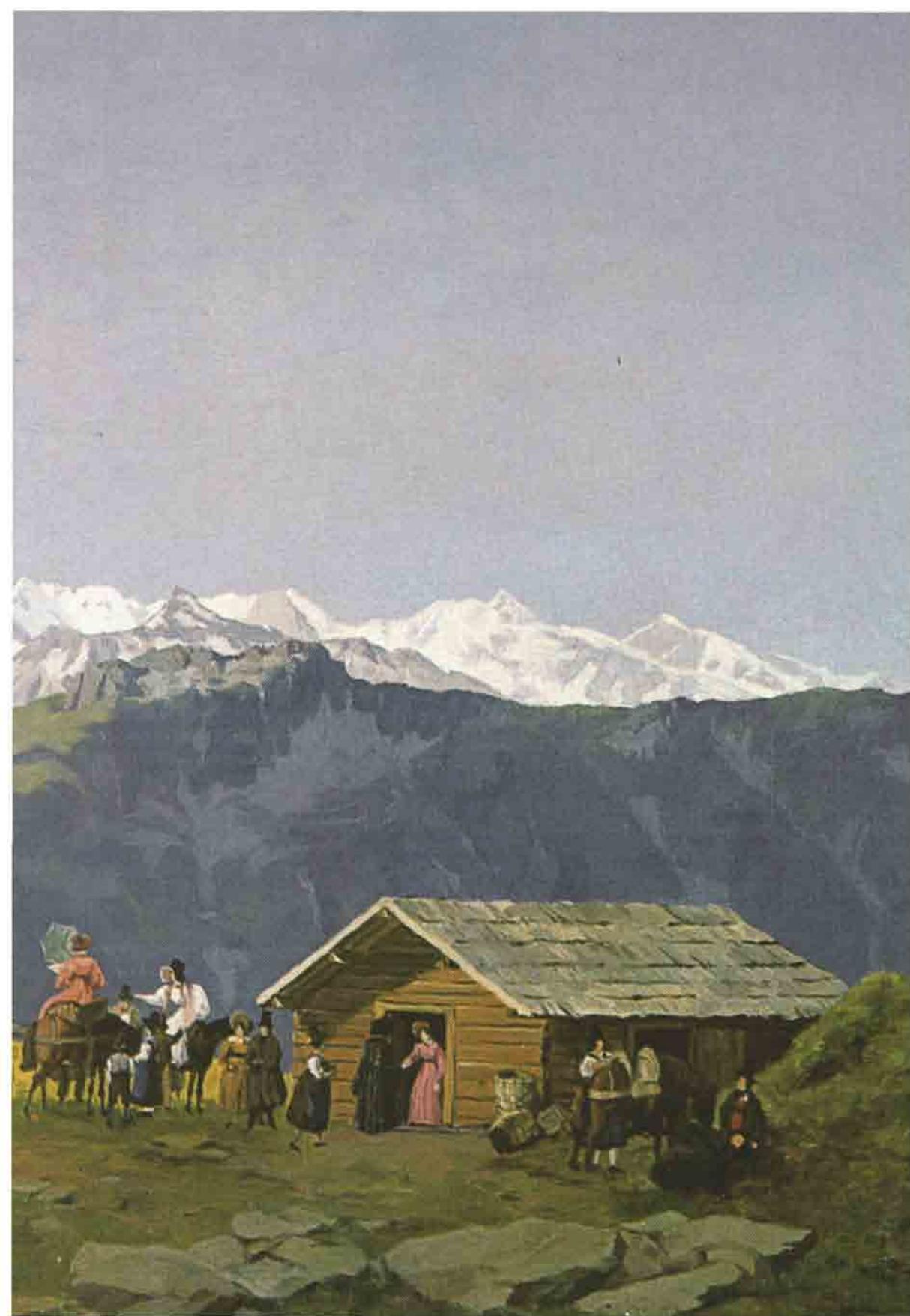
Peter Carl Thurwieser – erster Tourist auf dem Ankogel – seltene Aufnahme; Besitz Salzburger Museum.

schwer ersparten Geld zahlreiche Bergfahrten, ohne jeden Nebenzweck und nur ihretwillen. Für die Einstellung des Mannes zu den Bergen ist der von ihm geprägte Satz charakteristisch: »Ein einziger Tag auf hohem Berge bringt in das gewöhnliche Leben eine frohere und nachhaltigere Abwechslung als die buntesten Vergnügungen im Thale«.

Lassen wir Thurwieser weiter zu Wort kommen: »Am 16., es war ein Montag, ging ich nach Böckstein, in der Absicht, einen Führer auf den verrufenen Ankogel zu suchen... Der Berg galt von jeher als unersteigbar, da noch kein Fremder ihn erstiegen hatte und auch seine Höhe – dieselbe wird zu 9500' (= Pariser Fuß) angegeben – nur

Seite 38/39: Erste Gamskarkogelhütte, erbaut von Erzherzog Johann, darstellend den „Besuch der noblen Gesellschaft“, mit dem Erbauer (das Gebirge erklärend – von links Sonnblick, Hocharn, Großglockner bis zum Wiesbachhorn); im Vordergrund seine Gemahlin Anna, geb. Plochl. Gemälde von Thomas Ender, 1823





durch Triangulation vom Rathausberge (Radhausberg bei Böckstein) aus bestimmt worden war. Ich beschloß denn, mich an ihm zu versuchen und seine Höhe barometrisch zu messen.

Aus besonderer Gefälligkeit überließ mir der Herr Verweser (Verwalter in Böckstein) seinen Jäger (Christian Ries) als Führer und nach dem Mittagessen machten wir uns auf den Weg. Doch zuerst eine kurze Darstellung der Lage! Das Anlaufthal zieht sich in südöstlicher Richtung gerade gegen den Ankogel hin, der es mit seinen gewaltigen Felsmassen und weitausgedehnten Schneelagern abschließt. Das Thal selbst ist enge, und die es umgebenden Berge fallen steil zur Thalsole ab, weswegen man auch vom Eingange des Anlaufthales aus den Ankogel nicht erblicken kann. Erst wenn man das halbe Thal durchwandert hat, und das Ende des Fleischbankwaldes – ein Metzger soll einst in diesem Walde von einem Bären zerrissen worden sein, daher der Name – erreicht ist, sieht man ihn. Die Länge des Thales wird zu drei Stunden gerechnet. In zwei Stunden gelangt man zur Mitteralpe, nach einer weiteren halben Stunde zur letzten Alpe Radeck, von wo aus man noch eine Stunde zum sogenannten Bäu'l hat. Dies ist ein alter Versuchsbau, und beginnt an dieser Stelle der eigentliche Berg.

Wir blieben für diese Nacht in dem schon verlassenen Radeck. Gegen 8 Uhr bemerkten wir, ganz unerwartet, im Nordwest eine kleine Wolke sich erheben und rasch gegen uns zu eilen. Wir schliefen im Heu. Um Mitternacht weckte uns ein unheimliches Getöse. Im ersten Augenblick glaubte ich, daß es donnere, ich erschrak und hielt schon unseren Plan für vereitelt. Zum Glück konnten wir uns bald überzeugen, daß es nur ein Felssturz war, der in unserer Nähe niederging. Bei anbrechendem Tag hingen Nebel an den Bergen. Als wir um 5½ Uhr den Marsch antraten, war bereits das ganze Tal vom Nebel erfüllt, gleichwohl befürchtete ich keine ungünstige Witterung, da es nur Herbstnebel waren und sonst kein Wölkchen zu erblicken war, auch das Barometer keine Änderung bemerken ließ.

Als wir den wenig fruchtbaren und vielfach mit Gerölle bedeckten Abhang – Plexen (Pletschen) genannt – hinaanstiegen, eilten uns, etwa eine halbe Stunde hinter uns, der Vikar von Böckstein und Mathias Haas, vulgo Haas Hies, nach. Wir stiegen, ohne zu eilen, beständig fort, ohne je zu rasten; nur 3 bis 4 mal blieben wir ein wenig stehen, um einen Schluck Wein zu trinken, ein paar Bissen zu essen und zum Wandern über den Kees, die Eisen anzulegen. Unsere zwei Nachfolger er-

reichten uns nicht, blieben vielmehr noch weiter zurück. Gegen die Höhe der Plexen hat man rechts die schauerliche Wand des Plattenkogels. Nach zwei Stunden hatten wir die Plexen überschritten und standen nun auf der Kärntner-Höhe (Radockscharte 2874 m) – Landesgrenze.

Von hier aus geht man noch auf dieser Seite um eine Spitze herum und gelangt dann durch eine Lücke auf die andere Seite hinüber. Wir fanden nur eine schneidige, halbzerbrochene Keesbrücke, auf welcher wir den zwischen den Felsen und dem Kees gährenden Schlund übersetzten. Der Marsch über den Gletscher (Lassacher Kees) dauerte eine kleine halbe Stunde. Nun folgt sehr grobes Gerölle. Wenige Minuten später erreichten wir eine schmale Kees-Schneide, und nachdem wir dieselbe überschritten hatten, standen wir vor dem letzten, äußerst steilen Felsengrat. Sein Anblick vermöchte auch den Muthigen zu erschrecken. Wir stärkten uns mit Wein und Brot und stiegen dann oder kletterten vielmehr den steilen Grat hinan, rechts und links in die ungeheure Tiefe absehend. Besonders an dieser Stelle war mir das Barometer unbequem, denn ich hatte wohl mehr die Hände als die Füße notwendig, um vorwärts zu kommen, und doch wollte ich dasselbe frei in der Hand tragen und zwar mit aller Schonung, damit ja diese erste barometrische Messung des Ankogel nicht mislänge.

Der Anblick dieses mühevollen Hinaufkletterns benahm dem schon ziemlich erschöpften Herrn Vikar allen Mut und er blieb auf dem Steingerölle zwischen den beiden Keesstellen zurück. Ich erreichte mit meinem Christel um 10.30 Uhr die Spitze. Wir waren beide recht froh über die glückliche Erreichung unseres Zieles. Eine halbe Stunde später kam der Haas Hies nach.

Ein heftiger Nordwest-Wind wehte während der ganzen Zeit unseres Aufenthaltes auf der Spitze, von 10½ bis 1¼ Uhr Mittags; die Kälte war durchdringend, das Thermometer zeigte durchschnittlich -2° C. Der oberste Theil des Ankogels bildet eine sehr schmale Schneide, welche aber durch das sich anlehrende Kees eine Breite von etwa 10 Fuß erhält. In Sommern, welche weniger warm sind, als der heurige, mag der auflastende Schnee allerdings größere Dimensionen annehmen; dann dürfte aber auch der letzte steile Grat nicht oder nur mit großer Gefahr zu erklimmen sein. Die Länge der Schneide mag etwa ½ Viertelstunde betragen. Die Nordwestseite der Spitze bricht steil ab und trägt keine Gletscher. Dieser erscheint erst weiter unten, gegen das Anlaufthal

zu; er ist, von oben aus gesehen, fürchterlich zer-
rissen. Das Gestein ist Glimmerschiefer.

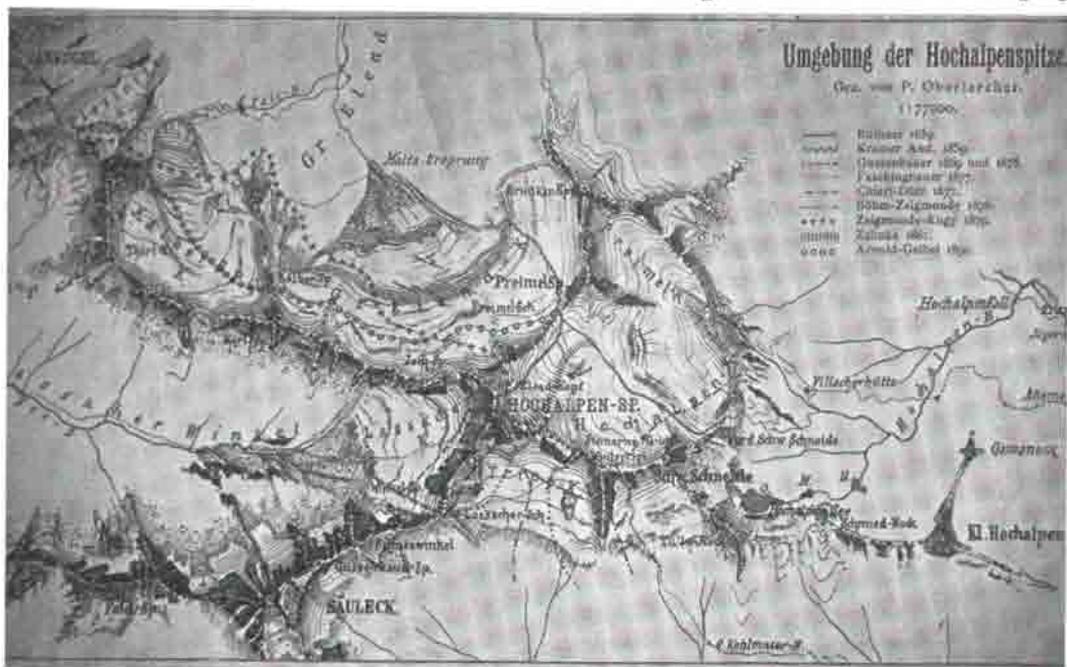
Die Aussicht ist ungeheuer großartig; nur gegen
Südosten wird sie durch einen etwa 400–500 Fuß
höheren Berg, (Es handelt sich um die Hochalm-
spitze.) welcher von dem Ankogel durch ein gro-
ßes Keeslager getrennt ist, etwas beeinträchtigt.
Die Entfernung beider Berge beträgt etwa, in der
Luftlinie, 1 Stunde oder etwas mehr. Nach Westen
hin erheben sich mehrere Berge zu gleicher Höhe
mit dem Ankogel oder überragen ihn sogar. Ein
unaussprechliches Hochgefühl ergriff mich bei
dem erhabenen Anblick, den ich von dieser Höhe
aus genoß. Durch den Paß Lueg hinaus erblickt
man deutlich den Gaisberg bei Salzburg, die Fager
mit ihrer bandförmigen Wand und die Spitze des
Schwarzenberges. Von da links im Kreise herum
sieht man die schneehedekte Wetterwand und
die beiden Spitzen des Watzmann, die breite Flä-
che des Steinernen Meeres, das ausgedehnte Tal
der Saale, das Birnhorn mit seinen Nachbarn, die
Loferer Steinberge und das ernst und majestätisch
sich erhebende Kaisergebirge. Im Westen erhebt
sich das schlanke Kitzsteinhorn und das, von hier
aus, breit sich darstellende Wiesbachhorn. Dann
folgen Brennkogel, Hochnarr, Großglockner,
Schareck mit breiten Eisfeldern – eine ganze
Menge mächtiger Berge, ein mir unbekanntes

Gebirgsmeer! Gegen Osten und Nordosten er-
blickt man den Hafner, die Mandlwand, den
Dachstein – doch wer kennt und zählt all' die
Berge, die das Auge vom Ankogel aus erschaut!
Es tat mir nur sehr leid, daß ich mein Perspektiv
nicht bei mir hatte. (Thurwieser hatte es bei dem
Zwischenaufenthalt in Golling vergessen.)

Um 1¼ Uhr verließen wir, nicht der Kälte, son-
dern der bereits vorgerückten Zeit wegen, die
merkwürdige Höhe und kamen alle vier – der
Vikar hatte auf uns gewartet – kurz nach 5 Uhr
N.-M. bei unserer Alpenhütte wohlbehalten an.
Im Herabsteigen konnten wir uns deutlich von der
großartigen Verwitterung und Auflösung des
Gesteins überzeugen; große Felstrümmer lagen
auf dem vom feineren Gerölle geschwärzten Glet-
scher, und 3 Mal donnerten vom Ankogel, ganz in
unserer Nähe, Steinmassen in die Tiefe und ver-
schwanden in den gähnenden Eisklüften.

Bei einbrechender Nacht waren wir wieder in
Böckstein. Am folgenden Tag fuhr ich, zufrieden
und völlig ausgerüstet, nach Bad Gastein. Ich
badete, unterhielt mich mit Gästen und brachte
die vorliegenden Bemerkungen in Ordnung.»

Die barometrische Messung des Ankogels durch
Thurwieser ergab 10 000 Pariser Fuß, was einer
Höhe von 3248 m entspricht. – Nach diesem
schönen Erfolg, die erste touristische Erstbesteigung



Karte der Hochalpen Spitze mit den Anstiegsrouten der verschiedenen Erstbesteigungen und Erstbegehungen. Aus:
Richter, Die Erschließung der Ostalpen.

des Ankogel durchgeführt zu haben, setzte der bergtüchtige Theologe seine Reise über den Mallnitzer Tauern in das Pustertal fort.

Besuch aus Norddeutschland erhielt der Ankogel am 31. Juli 1826, als ihn zwei preußische Naturforscher, von denen nur der Name des einen, nämlich Khunowsky, bekannt ist, bestiegen. Anscheinend hatte man nicht für die entsprechenden Vorsichtsmaßnahmen gesorgt, denn beide zogen sich eine respektable Augenentzündung durch die von Schnee und Eis reflektierte Höhen-sonne zu. Ihre barometrischen Messungen ergaben für den Berg eine Höhe von 10131 Pariser Fuß, also 3291 m.

Erzherzog Johann traf die beiden Naturforscher nach ihrer Rückkehr vom Ankogel in Badgastein bei Straubinger, denn inzwischen hielt sich der hohe Gast im Sommer 1826 wie gewohnt zur Kur dort auf und besaß auch ein eigenes Haus. Zur gleichen Zeit weilte Thurwieser wieder in Gastein, und der Chronist aus dem vergangenen Jahrhundert weiß zu berichten: »In Wildbad Gastein fanden sich damals zwei interessante Persönlichkeiten zu einer hochtouristischen Unternehmung zusammen... Die eine dieser Persönlichkeiten war der erlauchte Alpenfreund Erzherzog Johann, die andere ein fast ärmlich gekleidetes mageres Männlein mit wallendem Haupthaar und großen Brillengläsern, in der Tracht eines Weltgeistlichen – Schuhe, Strümpfe, Kniehosen, Rock von blauem Tuch – und auf dem abgegriffenen Hut ein Edelweißsträußchen.«

Der Erzherzog unterhielt sich oft stundenlang mit dem damals 37jährigen Thurwieser über die Hochtouristik. Die Kurgesellschaft interessierte sich dadurch für den Gast aus Salzburg, und dieser wurde, wie es in solchen Kreisen der Brauch ist, auf Schritt und Tritt beobachtet. Als großer Naturfreund zog er mit einem Tubus, mit Barometer und Thermometer auf die Höhen. Sein Proviant waren gedörrte Zwetschken, die er selbst beim Krämer kaufte, und hartgekochte Eier. Nie nahm er einen Regenschirm oder Mantel mit, so daß er oft vom Regen unbarmherzig eingeweicht wurde. Auch rauchte oder schnupfte Thurwieser nicht. Am 4. August 1826 wanderten Erzherzog Johann in Begleitung von Baron Herbert aus Klagenfurt und dem Pfleger von Gastein mit mehreren Führern und Trägern in das Anlaufstal. Im Tagebuch des Erzherzogs wird nicht erwähnt, daß Thurwieser und sehr wahrscheinlich ein Amtsbruder von ihm ebenfalls teilgenommen haben, wovon anderen Orts in der alpinen Literatur die Rede ist. Hier erfährt man, daß Thurwieser vor Antritt der Berg-

tour zu dieser Gelegenheit aus der Tiefe des Koffers ein schon bei verschiedenen festlichen Vorkommnissen in Aktion gewesenes Kleidungsstück zum Vorschein brachte – einen Frack, und ließ sich nicht abhalten, denselben anzulegen. Ihn bewog sicherlich ebenso die Ehrfurcht vor dem hohen Berggefährten, als auch der Hang zur Absonderlichkeit, welcher sich an dem Gedanken vergnügte, im Frack auf den Ankogel zu gehen! Übernachtet wurde wie gewohnt auf der Radeckalm, wo Thurwieser noch einige Feuerwerkskörper abbrannte, was die Senner in großes Erstaunen versetzte.

Erzherzog Johann schreibt in seinem Tagebuch über den weiteren Verlauf des Unternehmens: »Den 5. August früh 2 U. waren wir auf, um 3 Uhr gingen wir mit Spähnen, die bald verlöschten, dem Thale nach bis zum Gletscher, dann rechts hinauf über die steinige Lehne am Plattenkogel über Steine, Schutt, Schnee bis auf die Höhe der Schar- te, 3 Stunden. Der drohende Himmel hatte sich aufgeklärt. Von der Kärntner Seite über den Glet- scher bis zum Ankogel, dann über die Schärfe hinauf, endlich über den scharfen Schnee-grad auf den Spitz – 3 Stunden. Da ruhten wir aus, es war heiter und mild. Wer vermag diese Aussicht zu beschreiben! Tirol, Salzburg, Kärnten, Steyer lagen vor uns. Tausende von Spitzten und Thälern, wie von Eisbergen umgeben. Des Kaisers Gesundheit und jene der vier Bergländer wurde ausgebracht. Nach einer Stunde kehrten wir zu- rück, von der Schar- te aus setzten wir uns auf unsere Mäntel und fuhren blitzschnell über die Schneehänge hinab, so dass wir um 12 Uhr bereits auf dem Boden waren. Ich durchsuchte da die Gerölle, sammelte die Gebirgsarten, spicste etwas in Radeck, und da der Himmel drohte, gingen wir nach Bökkstein zurück. Auf halbem Wege von da nach Wildbad erwischte uns das Gewitter. Um 6 Uhr waren wir zu Hause, sehr vergnügt über das gelungene Unternehmen.«

Einige Tage nach der gegückten dritten touristischen Besteigung des Ankogels – für Thurwieser war es das zweite Mal – ließ der Erzherzog ein Schießen auf eine Scheibe veranstalten, auf die ein in geistlicher Amtstracht gekleideter Mann auf dem Boden liegend gemalt war. Dazu die Unterschrift: »1 ½ Stund unter dem hohen Ankogel ruht ein schwarzer fauler Vogel.« Es handelt sich hier wohl wegen »schwarz« um den Amtsbruder Thurwiesers, der sich beim Anstieg auf den Anko- gel als Begleiter Erzherzog Johanns zu einer »Rückwärtsconcentrirung« veranlaßt sah und mit dem sich der Erzherzog diesen Scherz erlaubt hat.

Die nächsten Ersteiger des Ankogels 1827 waren österreichische Offiziere im Rahmen von Vermessungsarbeiten, ihnen folgte 1830 wieder ein Einheimischer, bis 1843 der Wiener Notar Dr. Anton v. Ruthner, der sich schon durch die Erstersteigung des Großvenedigers 1841 einen Namen gemacht hat, den Gipfel erreichte.

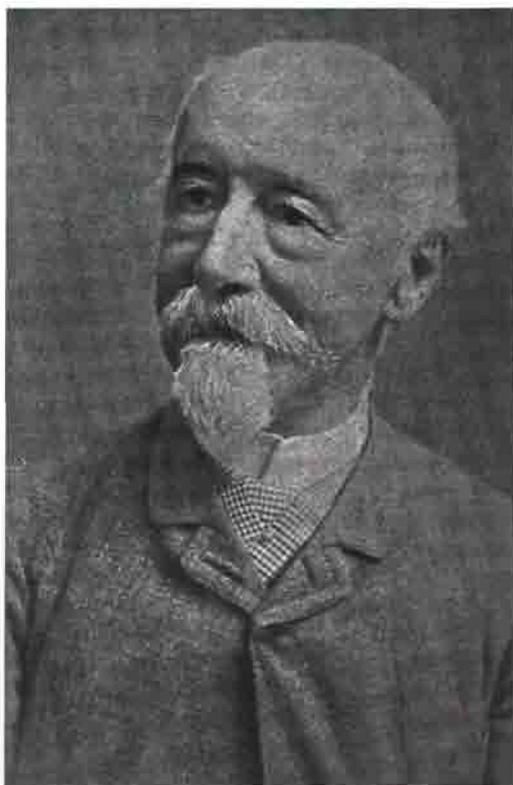
Damit fand auch in der Ersteigungsgeschichte des Ankogels eine Epoche ihren Abschluß, die generell auf die Erschließung der Ostalpen bezogen besonders von Erzherzog Johann und den »Pionieren im Priesterrock« Stanig, Thurwieser und Schwarzenberg geprägt wurde. Nach 1840 beginnt die »Zeit der ersten alpinen Bahnbrecher«, deren namhaftester Vertreter Anton v. Ruthner ist, den wir in Verbindung mit der Erschließung der Hochalmspitze wieder antreffen.

Hochalmspitze 3360 m

Der vom Ankogel nach Südosten verlaufende Kamm schwingt sich in der von vier Gletschern und vier Tälern umgebenen Hochalmspitze zur höchsten Erhebung der Gruppe auf. Die Hochalmspitze weist zwei Gipfel auf, die Apere Hochalmspitze 3360 m, der höchste Punkt, und die Schneeige Hochalmspitze 3345 m. Früher zählte man noch den im Norden vorgelagerten Großelendkopf 3315 m zur Hochalmspitze.

Der herrliche Aufbau des Berges inmitten der ihn umgebenden Gletscher ließ unter anderem Beinamen wie »Tauernkönigin« und »Tauernfürstin« aufkommen. »Der Hochalmer« wird er bei den Einheimischen genannt, und damit steht der Berg in enger Verbindung zur Sage, die von dieser Seite her seinen Namen zu erklären versucht: Vor vielen hundert Jahren war dort, wo sich jetzt die Geröllhänge und Gletscher erstrecken, die fruchtbarste Alm des Landes. Durch den reichen Ertrag der Alm übermütig geworden, schoben die Almleute mit Butterkugeln nach Käsekegeln. Das Strafgericht des Himmels folgte dieser Tat auf dem Fuß, die Alm wurde »verkeest«, die Hütte mit Halter und Sennerin versteinert. Als »Die verstoanten Leut'« stehen nun die eigenartigen Felsgebilde der Steinernen Mannln auf dem SO-Grat der Hochalmspitze. Das östliche Mannl mit dem überhängenden Erker, der Sage nach die »Senndin mit dem Milchpfannl«, stürzte 1927 auf das Trippkees und zerschellte dort.

Der Kern der Sage von den »verkeesten Almen« muß wohl in Verbindung mit dem frühneuzeitlichen Gletschervorstoß um 1600 betrachtet werden, als ein beachtlicher historischer Gletschervorstoß als Folge einer Klimaverschlechterung zur



Dr. Anton v. Ruthner – einer der ersten Ersteiger der Schneeigen Hochalmspitze. Aus: Gröger-Rabl, Entwicklung der Hochtouristik in den Österreichischen Alpen.

Aufgabe der höchstgelegenen Almen und Bergwerke zwang und die damals höchsten Dauersiedlungen, die Schwaighöfe, vielfach zu Almen wurden, die natürlich nur im Sommer befahren werden konnten. Das gleiche Sagenmotiv findet man z. B. bei der Übergossenen Alm des Hochkönigs, der Gefrorenen Wand-Spitzen mit dem Gefrorenen Wand-Kees, der Marmolata und der Blümlisalp in der Schweiz. Es darf aber nicht übersehen werden, daß im Falle des Namens der Hochalmspitze ebenfalls ein Aufwärtswandern von einer Bezeichnung festgestellt werden kann, und zwar im Osten des Berges: In die Malta entwässert der Hochalmbach, der das Weidegebiet der Hochalm mit der »Hochalm« genannten Sennhütte durchfließt und seinen Ursprung von den im Hochalmark gelegenen Hochalmseen nimmt. In direkter Richtung verläuft dann die Bezeichnung zum Hochalmkees und schließlich zur Hochalmspitze. Mit den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts beginnt erst die Ersteigungsgeschichte der Hochalmspitze. Sei es, daß in unmittelbarer

Nähe des Berges kein Bergbau betrieben wurde und damit der Anreiz fehlte, die Höhen aufzusuchen, oder daß die damals wesentlich größer ausgedehnten Gletscher mit ihren Spalten – man verzeichnet um 1850 einen neuerlichen Gletschervorstoß – die Menschen abschreckte. Auch lag die Hochalmspitze damals abseits jeder bedeutenden Siedlung oder eines wichtigen Verkehrsweges.

Der erste Besteigungsversuch auf die Hochalmspitze ging ebenfalls von Einheimischen aus. Am Nachmittag des 26. August 1855 brachen der Pfarrer von Malta, Martin Krall, mit Josef Krois, ehemals Pächter des Pflügelhofs, Simon Moser, Knecht im Pfarrhof, Andreas Mayer, Krämer-ohn, Johann Fercher, Sagschneidersohn, Josef Hofer, Peteregger und Erhard Plankensteiner, Schullehrer zu Malta, zur Straneralm auf und übernachteten dort. Den folgenden Tag, am 27. August, wurde die Hütte um 3 Uhr morgens Richtung Hochalm verlassen. Georg Karner, Knappensohn von Malta, war Halter auf der Alm und wurde als Wegweiser wegen seiner Ortskenntnisse mitgenommen. Den Gletscher betrat die Gesellschaft um 5.45 Uhr. Nach kurzer Rast schnallte man die Steigeisen an und setzte den Anstieg auf dem Eise fort. Zuerst wurde in südwestlicher Richtung gegangen, dann aber bogen sie, nachdem das höhere Firnplateau des Hochalmkeeses erreicht worden war, nach rechts ab, die Steinernen Mannln blieben links liegen. Nach der Querung der ganzen Firnfläche wurde um 10 Uhr der Grat zwischen Großelendkopf und Preimlspitze erreicht, und sie konnten auf das Großelendkees hinabschauen. Man hatte vorsichtshalber ein Seil mitgenommen, jedoch wurde es nicht verwendet. Inzwischen hatte sich das Wetter verschlechtert, die Hochalmspitze war in Wolken gehüllt und der weitere Anstieg somit erschwert und nicht ungefährlich. Nur zwei von der ganzen Gesellschaft, Simon Moser und Josef Krois, stiegen im Nebel weiter und waren bald, wie es im Bericht heißt, zuerst auf dem kleineren und kurz darauf auf dem höchsten Hochalmspitz. Ihr Triumphgeschrei verkündete um 11.30 Uhr den errungenen Erfolg. Gegen 13 Uhr stießen die beiden wieder zu den anderen, und man stärkte sich erst einmal. Über den Gletscher wurde zu den Hochalmseen und über die Scharte zwischen Schmiednock und Tullnock zum Gößgraben abgestiegen. Um 21.00 Uhr endlich kamen sie wieder in Malta an.

Ob die beiden Malteiner wirklich die Apere Hochalmspitze erreicht hatten, wird von ausge-

zeichneten Alpinisten wie Grohmann und Ruthner auf Grund ihrer später erlangten Ortskenntnisse und Aussagen von Teilnehmern des damaligen Besteigungsversuchs angezweifelt. Wahrscheinlicher ist, daß Moser und Krois den Großelendkopf erreicht hatten, den höchsten Gipfel der Hochalmspitze aber auf keinen Fall.

Im gleichen Jahr noch, also 1855, und nur vier Tage später als der ersten Partie gelingt Josef Moritz, damals Werksbeamter in Eisentratten bei Gmünd, mit A. Pucher, dem Lenzbauern vom Hattenberg bei Gmünd, die erste Besteigung der Schneeigen Hochalmspitze.

Genauer informiert Anton von Ruthner über die von ihm durchgeführte zweite Besteigung der Schneeigen Hochalmspitze. Als er 1843 auf dem Ankogel war, hatte er die über die umliegenden Berge überragende Hochalmspitze gesehen und den Entschluß gefaßt, eine Besteigung dieses Gipfels zu versuchen. Doch als von Ruthner 1856 das erste Mal in das Maltatal kam, traf er so ungünstige Verhältnisse an, daß es nicht zu der geplanten Bergtour kam.



Paul Grohmann, der Erstersteiger der Hochalmspitze (15. August 1859, mit zwei einheimischen Begleitern).

1859 treffen wir von Ruthner wieder im Maltatal an. »Seit dem Jahre 1856 hatte ich beständig einen neuerlichen Besuch des Maltatales im Sinne. Die Ersteigung des Hochalmspitzes galt mir jedoch dabei als die Hauptaufgabe, und ich ließ dieses Unternehmen um so weniger mehr aus dem Auge, seitdem ich im Jahr 1857 auf dem Dobratsch, dem der Berg in voller Mächtigkeit gegenüberliegt, die Überzeugung gewonnen hatte, daß ihm einer der ersten Plätze unter den Hochspitzen aus der Tauernkette gebührt.«

Am Ausgangspunkt seiner Unternehmung, in Gmünd, traf von Ruthner Paul Grohmann aus Wien, der aber verhindert war, ihn bei der Ersteigung zu begleiten. Grohmann wollte sie aber in den nächsten Tagen unternehmen. Als Führer nahm von Ruthner den Malteiner Wirt Andreas Mayer, vulgo Kramer-Anderle, und dessen Knecht Johann Fercher, vulgo Sagschneider-Hansl. Beide gehörten zu der Gesellschaft, die 1855 mit dem damaligen Pfarrer von Malta, Martin Krall, die Hochalmspitze besteigen wollten. Man brach am 11. August 1859 von Malta auf, bei der Annemalm schloß sich ihnen der 16jährige Bauernsohn Josef Knapp, vulgo Knappensepp, an. Genächtigt wurde auf der Straneralm, von der sie am 12. August um 4.30 Uhr morgens aufbrachen. Nach 3½ Stunden waren sie am Rand des Hochalmkeeses angekommen, während des Anstiegs hatte man sich ziemlich rechts in den Felsen der Vorderen Schwarzen Schneide gehalten. Am Gletscher wurden die Steigeisen angelegt, die Seile vorbereitet und das Gesicht zum Schutz gegen Gletscherbrand mit Schießpulver eingerieben. Um den zahlreichen Gletscherspalten auszuweichen, wurde erst mehr gegen Süden gegangen und daraufhin der Gletscherboden unterhalb der Hinteren Schwarzen Schneide erreicht. Bei dem weiteren Anstieg über den Gletscher, die Partie ging angesellt, mußten sie immer wieder den Spalten ausweichen, was den Führern wenig Freude bereitete. Zu allem Überfluß fiel Mayer noch in eine Spalte und wurde schreckensbleich wieder heraufgezogen. Die Männer trauten dem Gletscher nicht mehr und strebten dem festen Fels der Preimlscharte zu, wo bei der Rast die erlahmten Lebensgeister durch Wein und Schnaps geweckt wurden, was letztlich auch die Führer in bessere Laune versetzte. Nun wurde der Gletscher wieder betreten und die Richtung zur tiefsten Stelle der kurzen Schneide zwischen Großelendkopf und Schneeiger Hochalmspitze genommen, wobei zuerst die Randkluft überschritten werden mußte und anschließend über eine sehr steile, 1½

Klafter hohe Eiswand besagter Sattel erreicht wurde. Hier blieb Mayer zurück und kurz darauf auch Knapp, der, da er keine Steigeisen trug, sich nicht mehr weiter getraute, denn die Schneide wurde gegen den Gipfel zu immer schmäler und steiler. Von Ruthner und Fercher setzten den Anstieg fort und standen um 1.15 Uhr auf der Schneeigen Hochalmspitze. Doch hatte man mit dem Wetter wenig Glück, so daß von Ruthner in seinem Besteigungsbericht schrieb: »Ich bedauerte lebhaft, um den großen Genuß gekommen zu sein, den ich mir von dem Panorama des Hochalmspitzes versprochen hatte. Besonders war es mir leid, den Ankogel nicht erblicken und so den Gegeneindruck von jenem nicht erhalten zu können, den sechzehn Jahre früher der Hochalmspitz, vom Ankogel gesehen, auf mich gemacht hatte.

Es war nun die Frage, ob wir den Steinspitz nebenan ersteigen sollten, um auf dem höchsten Punkte des Hochalmspitzes gewesen zu sein. Der Übergang schien, wenn auch mit einiger Gefahr verbunden, doch möglich zu sein, kostete aber jedenfalls längere Zeit.

Beim Mangel jeder Aussicht, bei der sich stets ungünstiger gestaltenden Witterung, welche zum raschen Aufbruch rieth, bei der geringen Lust des einzigen mir übrig gebliebenen Führers zu einem nach seiner Anschauung ganz zwecklosen Wagnisse, hätte mich nur der Wunsch, die höchste Spitze zu messen, noch bestimmen können, dennoch auf dem Übergang zu beharren. Allein selbst dieser Grund verlor dadurch an Bedeutung, daß sich bei der geringen Entfernung des Felsenkopfes und der Eisspitze von einander die Höhe des ersteren von der letzteren ganz genau beurteilen läßt, und so beschloß ich in Berücksichtigung aller gegen den Übergang sprechenden Gründe denselben zu unterlassen.

Es wurde daher das Barometer und Thermometer auf dem obersten Punkt der höchsten Eisspitze in Tätigkeit gesetzt. Das Thermometer zeigte +5° R.; als Resultat der Barometermessung dagegen stellte sich eine Höhe von 10586 Wiener Fuß (= 3346 m) heraus. Ich schätzte den Felsenkopf um 6 Klafter höher und es würden sich danach für den höchsten Punkt des Hochalmspitzes eine Höhe von 10622 Wiener Fuß (= 3357 m) ergeben.«

Ruthner mahnte nach etwas über einer Viertelstunde Aufenthalt auf dem Gipfel zum Abstieg, weil die »Wolkengestaltung« ein baldiges Unwetter erwarten ließ.

In einer halben Stunde betrat die Gesellschaft wieder die Preimlscharte, während aber von Ruthner, Fercher und Knapp über die Hochalm zur Annemannalm gingen, unternahm Mayer allein den Abstieg von der Scharte über das Großelendkees zur Ochsenhütte, weil er im Großelendtal Vieh auf der Weide hatte. Damit wurde erstmalig der Abstieg nach Norden ausgeführt.

Nur wenige Tage ließ die Erstersteigung der Aperen Hochalmspitze auf sich warten. Paul Grohmann, den von Ruthner vor seiner Tour in Gmünd getroffen hatte, nächtigte vom 14. zum 15. August 1859 in der Traxhütte im Maltatal. Als Führer diente ihm der Lenzbauer vom Hattenberg bei Gmünd – der mit Josef Moritz 1855 erstmals die Schneige Hochalmspitze bestiegen hatte – und dessen Knecht Franz Moidele, als die Partie um zwei Uhr morgens zur Hochalm aufbrach. Die Hochalmseen blieben links liegen, der Gletscher wurde rechts von der Vorderen Schwarzen Schneide betreten. Im weiteren Verlauf hielt man sich an die Route, die von Ruthner eingeschlagen hatte, dabei wurde aber die Preimlscharte nicht betreten, da sie sich gleich auf dem Hochalmkees stärker links hielten. Die Randkluft bereitete ihnen einige Schwierigkeiten, bevor sie in den Sattel zwischen Großelendkopf und Schneiger Hochalmspitze gelangten. Nun hielten sie sich knapp unterhalb der Gratschneide auf der Seebachtalseite und waren bald darauf die dritte Partie auf dem Firngipfel der Hochalmspitze. Grohmann und Moidele stiegen über den grobblockigen Verbindungsgrat zur Aperen Hochalmspitze hinüber, die somit am 15. August 1859 zum ersten Male bestiegen wurde. Es wurde ein großer Steinmann errichtet und inzwischen kam auch Lenzbauer nach, der anfangs wegen eines Fußleidens auf dem Firngipfel zurückgeblieben war. Nachdem die Aussicht nur begrenzt war, führte man bald wieder den Abstieg auf dem gleichen Weg wie den Anstieg durch.

Grohmann, der in den nächsten Jahren in den Dolomiten die kühnsten Erstersteigungen durchführte, verfaßte über seine Tour auf die Hochalmspitze keine ausführliche Abhandlung. Hinweise dazu fanden sich im Fremdenbuch von Malta, weitere Angaben wurden August von Böhm, der den Beitrag über die Goldberg- und Ankogelgruppe in »Die Erschließung der Ostalpen« geschrieben hatte, durch Grohmann persönlich mitgeteilt. Es dürfte sich um einen der ganz wenigen Fälle handeln, daß eine Erstlingstour auf einen Berg vom Range der Hochalmspitze nicht beschrieben wurde.

Namhafte, hervorragende Alpinisten sind in den folgenden Jahrzehnten unter den Besteigern von Ankogel und Hochalmspitze anzutreffen. Sie folgen entweder den von ihren Vorgängern beschrittenen Routen oder gehen neue Wege zu den Gipfeln und bringen damit auch die einzelnen Epochen in der Entwicklung des Alpinismus zum Ausdruck.

Mit dem Jahr 1862 verbindet sich einmal der Besuch des Ankogels durch Guido und Erwin v. Sommaruga, und Edmund v. Mojsisovics gelingt die 2. Besteigung der Aperen Hochalmspitze. In dieses Jahr aber fällt auch die Gründung des Österreichischen Alpenvereins. Und unter den Gründungsmitgliedern sind solche, deren Namen eng in Verbindung mit der Ersteigungsgeschichte von Ankogel und Hochalmspitze genannt wurden. So konnte Anton v. Ruthner am 19. November 1862 in Wien bei der konstituierenden Versammlung des Österreichischen Alpenvereins sagen: »Der Verein ist jung und daher seine Geschichte nur kurz. Die Idee der Gründung eines Alpenvereins in Österreich und die ersten einleitenden Schritte, damit diese Idee nicht bloß Idee bleibt, sind von den Herren Paul Grohmann, Edmund von Mojsisovics und Baron Guido Sommaruga ausgegangen, und in diesen Herren haben wir daher die eigentlichen Motoren des Alpenvereins zu begrüßen.«

Literatur:

- RUTHNER ANTON v., Berg- und Gletscherreisen in den österreichischen Hochalpen, Wien 1864.
D. J., P. K. Thurwieser's Reisen in den Ferien 1822, Der Tourist XIII., 1881, Nr. 18
ILWOF FRANZ, Erzherzog Johann und seine Beziehungen zu den Alpenländern, Zeitschrift des DuÖAV, 1882
GRÖGER-KABL, Entwicklung der Hochtouristik in den Österreichischen Alpen, Wien 1890
BÖHM AUGUST v., Ankogel und Umgebung – Hochalmspitze und Umgebung. In: Richter Eduard, Die Erschließung der Ostalpen, III. Band, Berlin 1894
HÜTTIG-KORDON, Führer durch die Ankogelgruppe einschließlich Hochalmspitze, Hafner- und Reißeckgruppe, Wien 1926
KORDON FRIDO, Sagen und ihre Stätten im Lieser- und Maltatal Kärntens, Zeitschrift des D u. ÖAV, 1937.
SITTIG WOLFGANG, Erzherzog Johann als Bergsteiger, Jahrbuch des ÖAV, Innsbruck 1959
BUCHENAUER LISELOTTE, Alpenvereinsführer Ankogel- und Goldberggruppe, München 1975

Anschrift des Verfassers:

OSTR. Prof. Mag. Dr. Harald Schueller
Imbachhornstraße 8
A-5700 Zell am See

Die Gießener Hütte

HELMUT KAHLEIS

Wer um die Jahrhundertwende und im Jahrzehnt danach die Zeitschrift des D. u. Ö. Alpenvereins las, der fand sehr oft gut geschriebene Aufsätze von zwei in Gmünd ansässigen Alpenvereinsmitgliedern, von Hofrat Ing. Maurilius Mayr und von seinem Schwager Frido Kordon. Dieser, nicht nur begeisterter Bergfreund und Alpinist von hohen Fähigkeiten, gab damals auch wohlfundierte Ratschläge für die Anlegung von Wegen und den Bau von Hütten in den östlichen Tauern. So finden wir in der genannten Zeitschrift im Jahr 1900 einen begeisterten Bericht »Streifzüge durch die Reißbeckgruppe«, veranlaßt durch Erlebnisse gemeinsam mit dem Alpenmaler Compton (der übrigens später das Aquarell der ersten Gießener Hütte malte, das nun in der Wohnung unseres jeweiligen Sektionsvorsitzenden hängt) und einem Bergkameraden Hofer. In einem Kapitel »Dössener Scharte 2677 m – Dössener Thal, 23. August« heißt es wörtlich: »Das Hohe Göß-

kar würde wahrlich eine Schutzhütte, von welcher auf die Hochalm Spitze leicht ein Felsenweg angelegt werden könnte, verdienen. Nur der Mangel einer solchen passenden gelegenen Unterkunft bringt es mit sich, daß der Gößgraben und sein herrliches Gipfelrund bis heute fast unbekannt geblieben sind.« Unbekannt nicht für Kordon, der z. B. 1894 zwei Tage und Nächte mit dem Zeichner Cusoleca in Fels und Eis auf der Hochalm Spitze verbracht hatte, um die Rundschau von der Spitze festzuhalten. Die Zeichnung erschien später im Verlag der Sektion Hannover; 294 Gipfel sind auf ihr mit ihren Namen verzeichnet. Er hat später, 1926, mit Hüttig im Artaria-Verlag den ersten Führer durch die Ankogelgruppe einschließlich Hochalm Spitz-, Hafner- und Reißbeckgruppe herausgegeben. Darin sind Wegvorschläge, die bis heute noch nicht verwirklicht sind. Auf den obigen Vorschlag kommt er noch einmal 1909 in der genannten Zeitschrift zurück, diesmal mit genauer Ortsangabe, in einem Aufsatz »Bergwanderungen in der Ankogelgruppe«: »Der Gößbichl ist für einen Hüttenplatz wie geschaffen. Er hat eine günstige Lage für alle Südanstiege auf



Neue Gießener Hütte, 2215 m, der DAV-Sektion Gießen, mit Hochalm Spitzmassiv, 3360 m Foto: H. Tollinger

die Hochalm Spitze, für das Säuleck und dessen Nachbarn, sowie für den nach Mallnitz an der Tauernbahn führenden Übergang über die Dössener Scharte, die nach der Erbauung der Schmid-Hütte am Dössner See und der daran sich anschließenden Wege viel begangen werden wird. Dazu kommen noch die vollkommene Sicherheit vor Lawinen, die treffliche Quelle, die weite, malerische Aussicht, die leichte Erreichbarkeit und ein touristenfreundlicher Alm- und Jagdbesitzer (Herr Franz Kohlmayr in Gmünd), so daß, wenn einmal eine haulustige Sektion unseres Vereins dem dringenden Bedürfnis nach einer Hütte im Hohen Göbkar abhelfen will, sie über die Wahl des Bauplatzes nicht lange im Zweifel sein wird.«

Die Sektion Gießen hatte bereits 1899 ihre Bauwilligkeit durch die Schaffung einer »Weg- und Hüttenkasse« unter Beweis gestellt. Aber es bedurfte eines tatkräftigen und energischen Vorsitzenden, um diesen Wunsch nach einer Hütte in die Tat umzusetzen. Als solcher erwies sich der 1902 gewählte Prof. Hedderich. Das 25. Lebensjahr der Sektion, 1911, bot ihm den Anlaß zu einem entsprechenden Beschluß der Sektion. Die »drei Pfadfinder«, wie man sie im Sektionskreis nannte, Hedderich, Sauer und Architekt Hans Meier, waren dann die treibenden Kräfte, die 1912–13 den Hüttenbau zustandebrachten. Die Hütte war als Schmuckkästchen bald weithin bekannt. Freilich, auch die profunde Erfahrung von Frido Kordon konnte nicht darüber hinwegtäuschen, daß es ganz ohne Lawinenbedrohung nicht abging. So wurde 1923 die bergnahe Wand der Küche durch eine Lawine teilweise eingedrückt.

Ehe wir nun die weiteren Schicksale der Hütte verfolgen, mögen ein paar Worte über das Göbkar und den Gößgraben gesagt sein, die ihre nähere Umgebung darstellen. Zwischen den Lücken alter Überschiebungsdecken taucht die alte Landoberfläche als »Fenster« auf. Der Geologe spricht vom »Tauernfenster«. Geschlossener Zentralgneis von besonderer Mächtigkeit kennzeichnet die Hochalm Spitze. Er ist von einer Schieferhülle umgeben. Unmittelbar über dem Gneis liegen Glimmerschiefer und Hornblenden, in der darüberliegenden Schieferhülle Quarzite und Marmore. Die obere Schieferhülle besteht meist aus Kalk-Glimmerschiefern. Die Gold-Arsenikieslager des Gebietes liegen zum größten Teil im Zentralgneis, zum geringeren in der untersten Schieferhülle. In den Gneisen fällt der hohe Mineralgehalt auf, Granate, Bergkristalle, Eisen, Gold, Silber, Blei.

Das Göbkar unterhalb des Grates ist eine typische Geländeform für die Berge der Schieferhülle und des Zentralgneises. Eine geologische Landkarte unseres Hüttengebietes findet der Hüttenbesucher im größeren Tagesraum.

Das Belauschen der Tierwelt im Göbkar setzt verschwiegene und aufmerksame Beobachter voraus, bis auf die Murmeltiere, die zahlreich und wenig scheu sind. Im Frühjahrsschnee traf ich die Trittsiegel des Dachs, der Gemsen und Schneehühner, zwischen Hütte und Scharte beobachtete ich den Schmetterlingsflug des Mauerläufers, im Sommer kann man Berg- und Zauneidechsen sehen, die sich sonnen, nach Regengüssen kriecht der träge schwarze Alpensalamander über die Steige. Unter den Insekten sind in den tieferen Gebieten, wo die Engelwurz ihre weißen Blütschirme aufreckt, lebhaft gefärbte Bockkäfer auf diesen anzutreffen.

Die Flora ist karg. Im Frühjahr findet sich die Zwergprimel im näheren Hüttengebiet häufig, im Sommer, besonders in flachen Felsrinnen, das niedrige Seifenkraut; auf dem Grashang jenseits des Grates der Winterleite dunkle Kohlröschen, grünes Hohlzüngel, gelbe und rote Hauswurz, Arnika, Krainer Kreuzkraut, Alpennelkenwurz, Alpenheide, beblättertes Läusekraut, stengelloser Frühlings- und deutscher Enzian; in den tieferen Hanglagen Crocus, Alpenrebe, rostrote Alpenrose und orangefarbenes Habichtskraut.

Die Zeit vor und während des zweiten Weltkrieges überstand die Hütte recht gut. Nach dem Kriege wurde sie von Direktor Wagner, Gmünd, vorbildlich treuhänderisch betreut. Schon knapp nach dem Kriege schlich sich unter Führung des neuen Hüttenwartes Wilhelm Zeug eine kleine Schar Gießener über die damals noch gesperrte Grenze und wurde in Gmünd enthusiastisch gefeiert. Das Hüttenwirtpaar Liesel und Sepp Baier hat der Hütte über 40 Jahre die Treue gehalten und sie dann der Schwiegertochter Franziska und dem Sohn Franz übergeben. Zeug war es auch, der die Hütte bis in die Sechzigerjahre jährlich besuchte und betreute. Ihm verdankt die Sektion die Instandsetzung des Weges zur Dössener Scharte mit Mitteln der Eisenwerke Buderus Lollar und die Anlegung des Verbindungspfades zum Weg Arthur von Schmid-Haus – Reißbeckhütte von diesem Buderusweg aus. Als sichtbares Zeichen des Buderusweges hat die Firma aus ihrer Kunstgießerei ein Standbild der Bergsteiger-Patronin Barbara gestiftet. Es steht in einer Felsnische an der Scharte. Bei der Fünfzig-Jahr-Feier der Hütte wurde der genannte Verbindungsweg eingeweiht;

gleichzeitig erschien, unter der Mitarbeit des Gießener Botanikers Heinz Schmutterer, Zeug's Führer durch Lieser- und Maltatal mit Hochalm- spitzgruppe.

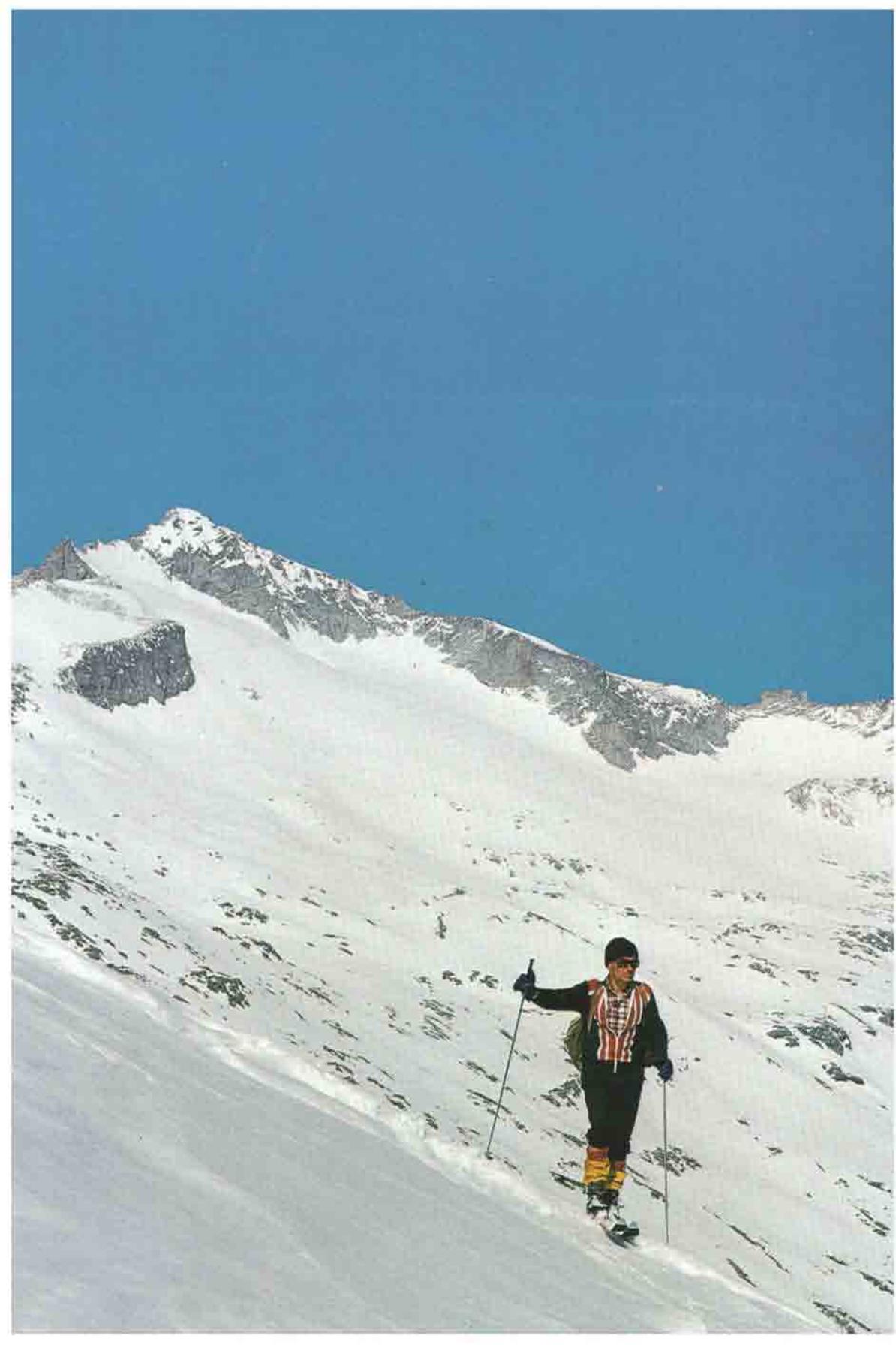
Zehn Jahre später hat ein »Neuer Besen« das Amt des Hüttenwartes übernommen und der Hütte im Hubschraubereinsatz mit einheimischen freiwilligen Hilfskräften ein neues Blechdach statt der vermorschten Schindeln, statt des Plumps-Clo's ein Wasserklosett und eine moderne Fäkalienauf- fanggrube beschert. Seiner warteten jedoch viel größere Aufgaben: Der schneereiche Winter 1974/75 zerstörte durch eine Lawine die Hütte bis auf die Grundfesten und zerstreute die Trümmer über den ganzen Abhang. Noch im selben Jahr gelang es seinem tatkräftigen Einsatz gemeinsam mit Franz Baier, einen Materialweg im Zickzack bis dicht unter den Gößbichl zu führen, dem Na- turschützer ein Dorn im Auge, aber angesichts der Auflage der Kärntner Behörden, die Hütte in Eisenbeton wiederaufzubauen, eine unvermeidliche Notlösung. Für die Hüttenpächter insofern eine wesentliche Erleichterung und ein wirtschaftlicher Vorteil, als einmal die nicht mehr zeitge- mäße Versorgung durch ein Maultier wegfiel und, durch den Parkplatz unter der Stauseemauer der Weg für die Besucher schrumpfte: von fünf Stun- den im Jahre 1913, später drei Stunden auf steilem Pfad von der Kohlmayr-Alm, auf jetzt andert- halbe Stunden auf diesem Versorgungsweg, der für den öffentlichen Verkehr natürlich gesperrt ist. Eine weitere Auflage forderte, daß die Tal- hälfte des Gößbichls entfernt werden müsse, um die Hütte, mit Stützmauern bergwärts abgesi- chert, in diese Kerbe einzufügen. Die nächste Lawine mußte dann, nach menschlichem Ermes- sen, über die Hütte wegdonnern. Sollte sie auf dem Dach liegen bleiben, so ist das Eisenbeton- dach instande, eine Schneelast von einigen Me- tern zu tragen. Unter den Plänen von Ing. Werner, Gießen, Ing. Leitensdorfer, München und Bau- meister Nigg, Innsbruck, fiel die Wahl der Sektion und der Berater aus München auf Niggs Plan, einen einstöckigen Rechteckbau mit schräg anset- zenden Seitentrakten zur Stützmauer, so daß Druck und Sog auf die Seitenwände abgefangen werden. In den Beton wurden im Untergeschoß Granitquader eingeblen- det, über das Oberge- schoß senkrechte Schindeln aufgetragen, die Innenräume holzgetäfelt.

So wie 1913 der Hüttenplatz ein Geschenk von Herrn Kohlmayr, Gmünd, war, schenkte uns diesmal der Jagdherr und Grundbesitzer des Gebietes, Herr Klüser, Barmen, den Grund für

die Erweiterung des Hüttengeländes. Aufsehen erregte die kurze Zeit von fünf Sommermonaten der Jahre 1976 und 1977, innerhalb deren die Hütte vollständig fertig zur Einweihung Ende August 1977 erstellt wurde (der Rohbau 1976 in nicht ganz drei Monaten). Das war nur möglich dadurch, daß der Hüttenwart seine gesamte Feri- enzeit dieser drei Jahre aufwandte zu Planungen, Verhandlungen, dringlichen Vorstellungen und persönlicher fachkundiger Aufsicht. Nicht genug damit; er war dabei außerdem fast ständig in har- tem körperlichem Einsatz und auch in den dazwi- schenliegenden Wintern mit Schreibblock und Rechenstift dauernd beschäftigt. Da die Erfah- rung lehrte, daß Winterräume, die in der Hütte untergebracht sind, oft Nachteile an der Hütte durch Beschädigungen oder Witterung erbringen, leitete der Hüttenwart 1978 die Erstellung eines gesondert stehenden Winterzimmers in die Wege. Auch dieser wurde, z.T. unter Mitwirkung von Sektionsmitgliedern, in erstaunlich kurzer Zeit fertiggestellt. Er findet im Sommer Verwendung als Quartier für Gruppen und für Selbstverpfle- ger. Vor der Hütte laden Bänke und ein Tisch in einem geschützten Winkel die ankommenden Wanderer und Bergsteiger zu einer ersten Rast ein. Sieht man sich im Innern der Hütte um, stellt man be- friedigt fest, daß sie für ein Haus in dieser Höhe eine ungewöhnliche Ausstattung bietet, aber trotzdem ein echtes Bergsteigerheim geblieben ist. Gailsche Tonplatten und Holzvertäfelung ergänzen sich mit der Einrichtung zu einer harmo- nischen Einheit. Im Erdgeschoß liegen außer der Küche und dem Hüttenpächterzimmer zwei Gast- räume mit zusammen 70 Sitzplätzen, ein Trocken- raum und WC-Anlagen. Über eine schöne Eich- entreppe gelangt man zu den Zimmern und den Räumen mit den Lagern im ersten Obergeschoß und im Dachgeschoß. Alle Zimmer haben flie- ßendes warmes und kaltes Wasser, in beiden Geschossen sind mehrere WC und Waschräume vorhanden; duschen kann man in zwei geräumigen Kabinen im Dachgeschoß. Insgesamt stehen den Hüttengästen 29 Betten, 41 Lager und 25 Notlager (in der Dachschräge) zur Verfügung; dazu kommen noch 12 Plätze im Winterraum. Da zur Hütte ein kleines, von einem Bergbach betrie- benes E-Werk gehört, haben alle Räume elektrisches Licht, die Küche auch elektrischen Arbeits- strom.

Das Wandergebiet der Gießener Hütte wird von folgenden Alpenvereinswegen bestrichen: Ein bezeichneter Aufstiegsweg vom Gößgraben un- terhalb der Baustelle des Stausees, über den





Hang. Er schneidet den Zickzack-Materialweg mehrfach und trifft von Südosten auf die Hütte. – Ein schmaler Steig von der Hütte am Fuß der Winterleite, allmählich zum Grat ansteigend, wo gute Fernsicht und reiche Flora lohnen. – Der Buderusweg im Bogen durch das Gößkar zur Dösender (Mallnitzer) Scharte, von dort ins Tal zum Arthur von Schmid-Haus oder nach rechts abbiegend zum Säuleck (einem »Damen-Dreitausender«). – Etwas höher im Kar ein Weg, allmählich zum Grat ansteigend, auf die Schneewinkelspitze (»Goldene Nadel-Dreitausender«). – Von ihm zweigt ein Weg ab, der zur Winkelscharte führt. – Vom Buderusweg halblinks abzweigend der Pfad zum Kaponigtörl, von wo er mit dem vom Schmid-Haus kommenden Weg zum Reißbeckhaus weiterführt. Von dort kann man mit der Seilbahn ins Mölltal oder über die Kalte Herberg-Scharte durch den Radlgraben ins Liesertal absteigen. Schöne Ausblicke in die Seitentäler, erfordert aber 7–8 Stunden. Im Frühsommer bereiten steile Schneefelder im Gößkar auf der der Hütte gegenüberliegenden Seite manchmal Schwierigkeiten.

Dem Bergsteiger fallen schon vom Hüttenplatz aus beim Blick in die Richtung der Hochalmspitze die Steinernen Mandln auf dem Südostgrat auf. Sie sind beim Aufstieg, der über den markierten Rudolstädter Weg führt, nützliche Orientierungshilfen. Das östliche Trippkees, über das der Weg führt, ist meistens spaltenfrei. Nachdem man ein letztes, steiles Schneefeld überwunden hat, gelangt man links unterhalb der Steinernen Mandln durch gut gestuften Fels, in dem sich Seilsicherungen befinden, auf den Grat. Obwohl der Weg sich jetzt in westlicher Richtung gleich auf den Grat hinaufschwingt, ziehen viele Bergsteiger anfangs den bei günstigen Schneeverhältnissen bequemeren Weg unmittelbar oberhalb der Randspalte vor. Teils auf, teils neben dem Grat, der nur an manchen Stellen mäßig schwierig ist, erreicht man das Heubachwandl, das eine Nachbarsektion mit Seilen gesichert hat. Hier geht es ein kurzes Stück steil hinauf und bald darauf steht man auf der Schneeigen Hochalmspitze. Einige Meter tiefer passiert man noch ein kurzes, schmales Gratstück und erreicht zuletzt über grobes Blockwerk den 3360 m hoch gelegenen aperen Gipfel, der wegen

seiner Höhe, seiner Schönheit und seiner Lage ein ausgesprochener Genußgipfel ist.

Der Weg über den Detmolder Grat auf die Hochalmspitze ist etwas schwieriger (2+). Unmittelbar vor der Winkelscharte biegt man nach rechts ab und klettert über große Blöcke hinauf zur Winkelspitze. Danach geht es am Südostgrat entlang – man bleibt zumeist auf der Südostseite – teils im Fels, teils im Schnee hinauf zum Gipfel. Am letzten Stück, das besonders steil ist, befinden sich Seilsicherungen.

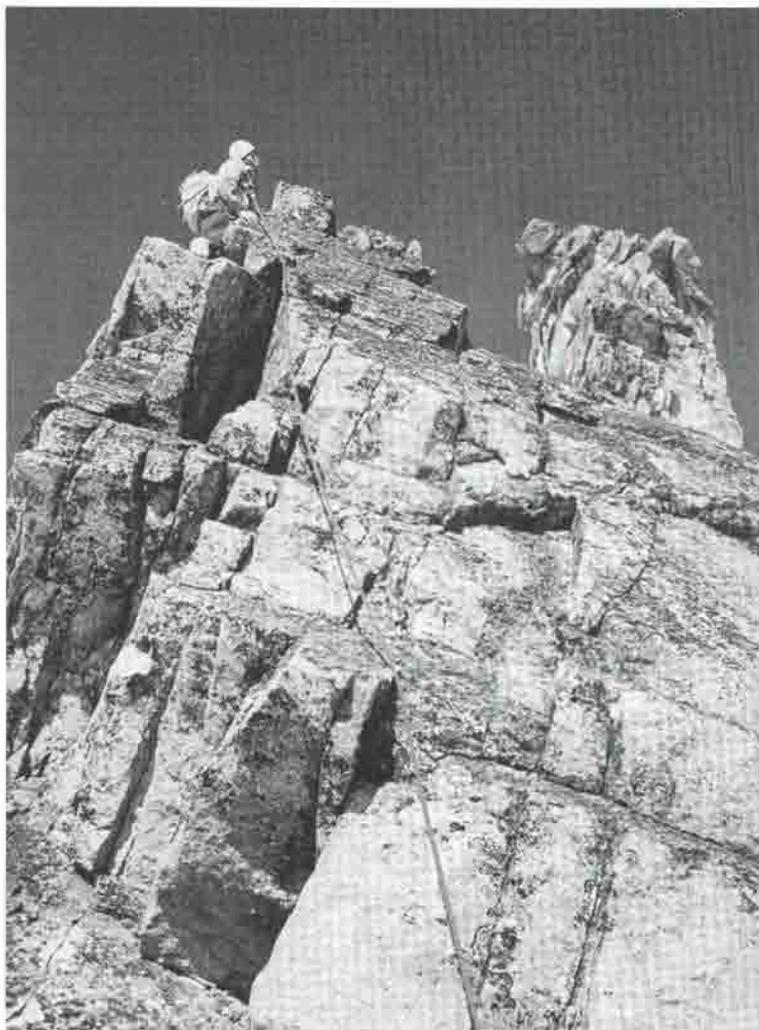
Will man die beiden Wege auf die Hochalmspitze zu einer Rundtour miteinander verbinden, wählt man zweckmäßiger Weise den Detmolder Grat für den Aufstieg, den Rudolstädter Weg für den Abstieg. Für jeden der beiden Wege darf man als durchschnittliche Zeit dreieinhalb Stunden veranschlagen.

Wenn der Übergang zum Arthur von Schmid-Haus über die Mallnitzer Scharte zu kurz und zu einfach ist, der kann den Weg über den westlichen Detmolder Grat wählen. Anfangs geht man auf dem Schwarzbürger Weg in Richtung Hannover-Haus. Vor der Winkelscharte steigt man über Schneefelder hinauf zum Grat, auf die Schneewinkelspitze (3015 m), passiert die Gussenbauerspitze (2978 m), und erreicht nach kurzem nicht leichtem Ab- und Aufstieg an Sicherungen mit Seilen und Eisenklammern das Grazer Schartl. Etwa fünfzehn Minuten braucht man von hier auf das Säuleck (3085 m) und geht dann auf dem gut bezeichneten Weg zum Arthur von Schmid-Haus hinab. (Gesamtzeit etwa 6 Stunden).

Ein geübter Bergwanderer kann folgende schöne Rundtour von Mallnitz (bzw. von der Gießener oder Gmünder Hütte aus) machen: Am ersten Tag durch das Dösender Tal zum Arthur von Schmid-Haus (4 Stunden). Am zweiten zur Dösender Scharte, unter welcher man das Gepäck bei den letzten großen Blöcken zurückläßt und nach links das Säuleck besteigt (3 Stunden), dann in weiteren zwei Stunden über die Scharte zur Gießener Hütte. Am dritten Tag nach Belieben die Hochalmspitze oder die Schneewinkelspitze; in letzterem Fall kann man noch am gleichen Tage absteigen ins Maltatal und zur Gmünder Hütte (1186 m) ansteigen (6 Stunden). Am nächsten Morgen steil hinauf zur Kattowitz Hütte (2319 m, 3–4 Stunden). Ihr Hausberg ist der unschwierige Hafner (3076 m). Die fünfte Etappe führt zur Osnabrücker Hütte (2030 m) im Groß-Elendtal. (5 Stunden). Über die Groß-Elendscharte am letzten Tag zum Hannoverhaus (2722 m), wobei man am Lassacher Kees, wenn

Seite 50: Apere Hochalmspitze 3360 m; Aufstieg von der Schneeigen Hochalmspitze Foto: H. Böhme

Seite 51: Hochalmspitze mit Gössener Kar, Trippkees und Steinernen Mandln Foto: H. Wagner



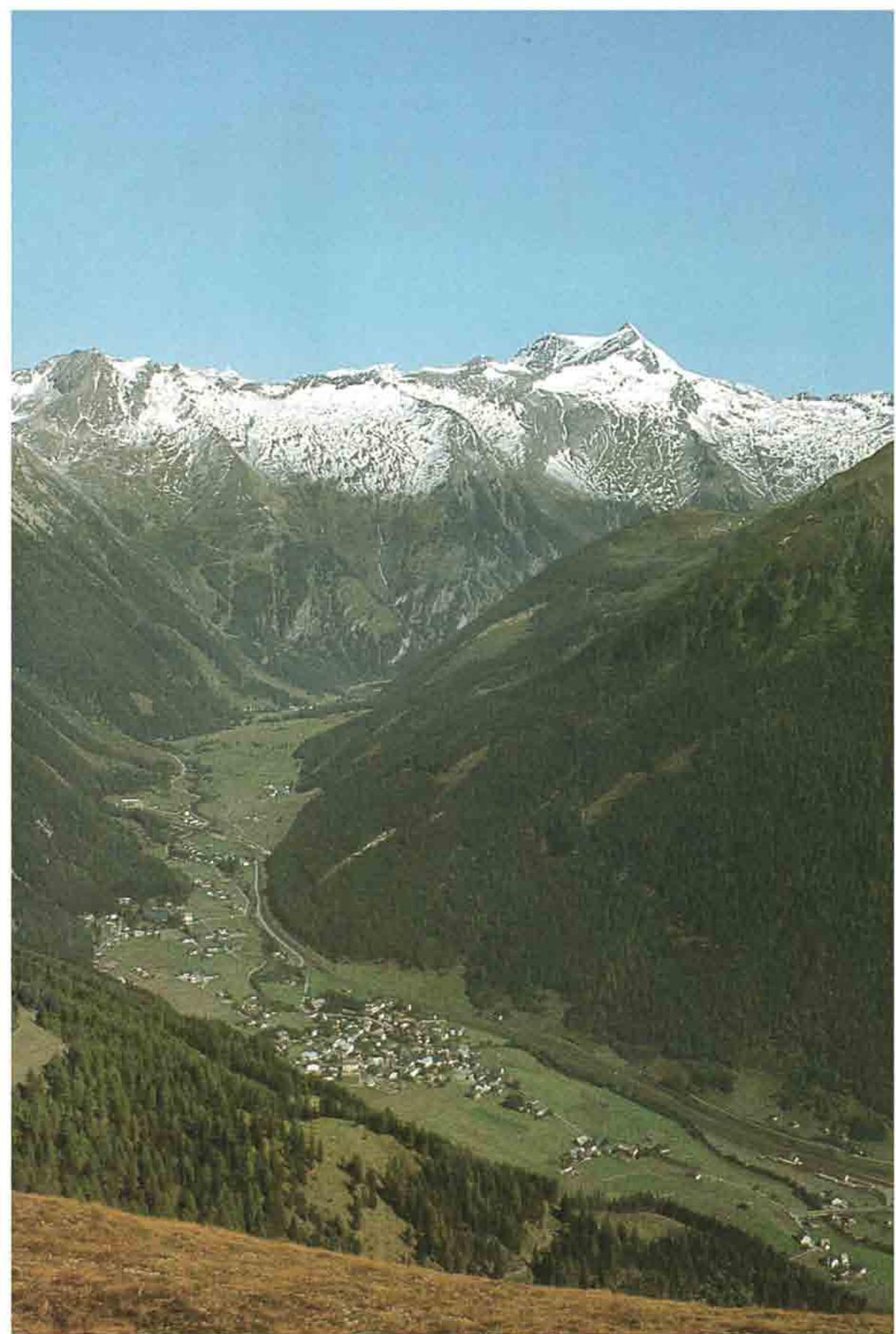
*Hochalmspitze-Südgrat
Foto: H. Wagner*

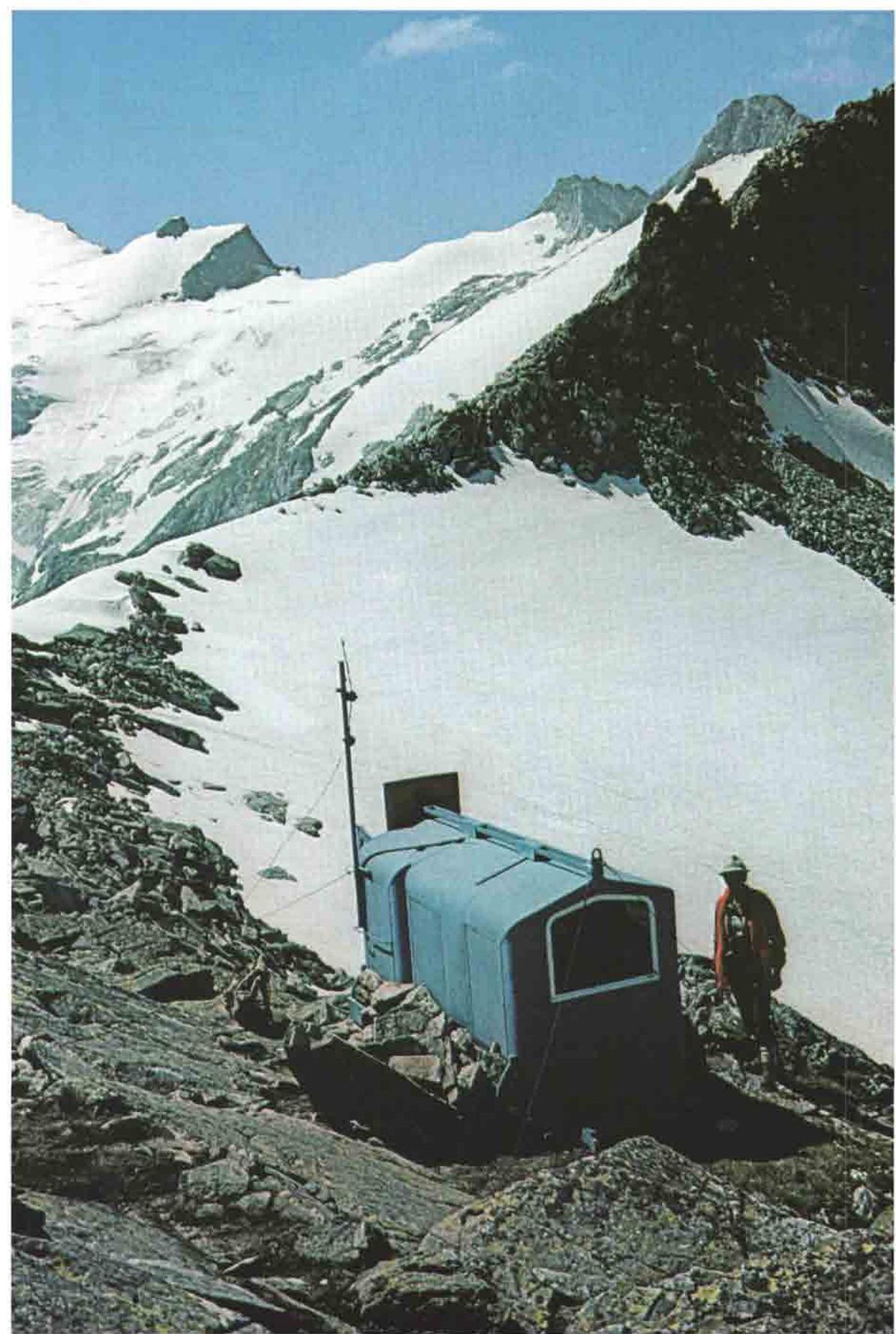
Zeit, Kraft und Wetter es erlauben, den Ankogel als vierten Dreitausender besteigen kann, ehe man mit der Seilbahn nach Mallnitz abfährt. In dem ausgezeichneten AV-Führer »Ankogel- und Goldberggruppe« von Liselotte Buchenauer kann man sich über zahlreiche weitere Wege in der Umgebung der Gießener und der anderen genannten Hütten Rat holen.

Zur Gießener Hütte kommt der Pkw-Fahrer am schnellsten, wenn er im Maltatal, von Gmünd kommend (Autobahnabfahrt!), hinter Koschach in den Gößgraben hinein, durch die Furt im Gößbach und weiter bis zum Staudamm fährt (Parkplatz). Der Postbus fährt bis zum Pflüghof am Eingang zum Gößgraben; von hier braucht man bis zum Staudamm vier Stunden (vielleicht

kann man einem hilfreichen Pkw-Fahrer das Gepäck anvertrauen). Die bewirtschaftete Kohlmayr-Alm liegt auf halbem Wege. Der in älteren Karten verzeichnete AV-Steig von dort über die Zwillingssäle zur Hütte wird nicht mehr erhalten und markiert; man meide ihn! Für den AV-Steig von der Oberen Tomanbaueralm zur Hütte oder für den Versorgungsweg vom Staudamm aus rechnet man fünf bis sechs Viertelstunden.

*Anschrift des Verfassers:
Dr. Helmut Kahleis
Großer Steinweg 3
D-6300 Gießen*





Osnabrücker Hütte

»Im Kranz der östlichsten Dreitausender der Alpen«

FRIEDRICH LÜHRS

Die neue Tauernautobahn von Salzburg nach Klagenfurt trennt im Abschnitt Radstadt – Spital/Drau die Hohen Tauern von den Niederen Tauern. Östlich dieser Autobahn gibt es keinen Gipfel mehr, der 3000 m erreicht. Wenn man aber von der Autobahnabfahrt Gmünd/Kärnten nur 18 km dem Maltatal folgend nach Nordwesten fährt, befindet man sich bereits bei der Gmünder Hütte am Fuße des Malteiner Sonnblicks (3030 m) und 5 km hinter der Gmünder Hütte, kurz hinter dem Almrauschhaus, am Fuße des Großen Hafners (3070 m).

Seit dem Sommer 1978 kann man auf einer Mautstraße bis zur großen Sperrmauer des Stausees Sameralm (Kölnbreinsperre) fahren (Parkplatz). Von hier (1900 m) aus sehen wir schon den nächsten Dreitausender, den Tischlerkarkopf (3002 m), ihm folgen (gegen den Uhrzeigersinn) die Tischlerspitze (3001 m), der Grubenkarkopf (3006 m), der Schwarzkopf (3168 m), der Ankogel (3246 m), die Jochspitze (3178 m), der Großelendkopf (3515 m), die Hochalmspitze (3360 m), die Preimlspitze (3133 m) und die Oberlercherspitze (3106 m). Und im Zentrum dieses Kranzes von Dreitausendern liegt auf 2030 m Höhe die Osnabrücker Hütte des DAV, die in etwa 2 Stunden bequem zu erreichen ist. Zuerst geht man 6,5 km auf breitem Weg am Stausee entlang bis zur Stauwurzel, wobei der Kleinelendbach überschritten wird und auf gutem Plattenweg (1,4 km) leicht ansteigend zur Hütte. Schon für diesen Weg ist auch bei gutem Wetter solides Schuhwerk mit Profilsohle und Regenschutz unbedingt erforderlich, weil durch die Nähe des Tauernhauptkammes das Wetter sehr oft und sehr schnell umschlägt.

Die 1. Osnabrücker Hütte wurde von der Sektion Osnabrück im Jahre 1899 etwa 50 m nordwestlich der heutigen auf Veranlassung von Prof. Karl Arnold errichtet. Sie war ein Holzbau mit 25 Betten und Lagern. Diese wurde 1929 durch eine Lawine vom Schwarzhorn zerstört. Die Osnabrücker

bauten dann in den Jahren 1930 und 1931 die neue Hütte aus Bruchsteinen, mit Pultdach. Sie hat 35 Betten und 35 Lager, dazu 1 kleinen (20 Plätze) und 1 großen (30 Plätze) Tagesraum, eine kleine Küche und sehr kleine Räume für die Hüttenwirtsleute. Da die Hütte seit 3 Jahren leichter zugänglich ist, reichen Tagesräume und Küche nicht mehr aus. Außerdem war der Winterraum sehr unzulänglich. Darum entschloß sich die Sektion zu einem Erweiterungsbau: die Küche soll vergrößert und modernisiert werden, weiter sollen 2 große Tagesräume (je 50 Plätze) und 1 kleiner Tagesraum (25 Plätze) sowie ein ganz neuer Winterraum mit 8 Lagern, von außen zugänglich und 2 Räume für die Hüttenwirtsleute entstehen. Der Rohbau mit einem neuen Dach über das ganze Haus wurde 1978 vollendet, der Innenausbau erfolgt 1979, die Restausbauten 1980. Die Hüttenwirtin Anni Welz, geb. Feistritzer, betreut mit ihrem Mann Willi die Hütte seit über 25 Jahren. Ihr Vater, Hubert Feistritzer, war 40 Jahre lang unser Hüttenwirt. Wir sind glücklich, Hüttenwirtsleute zu haben, die das Haus als »ihre Hütte« ansehen.

Die Hütte ist von der Kölnbreinsperre für den Besucher nur zu Fuß erreichbar. Am Ende der Parkplätze ist ein Schranken, dessen Schloß nur mit besonderem Schlüssel zu öffnen ist. Auf dem Weg längs des Stausees dürfen nur Kontrollfahrzeuge der Österreichischen Draukraftwerke, die weidberechtigten Bauern des Groß- und Kleinelends und der Hüttenwirt fahren. Von der Stauwurzel wurde 1978 ein nur für Geländefahrzeuge und Baufahrzeuge befahrbarer Weg bis zur Osnabrücker Hütte geschoben. Wir wollen versuchen, diesen Abschnitt für geländegängige Fahrzeuge befahrbar zu erhalten. Er wird aber in jedem Frühjahr von Lawinen verschüttet. Unserem Hüttenwirt ermöglicht er eine sichere Versorgung der Hütte. Jedem Normalautofahrer ist dringend abzuraten, die Schotterstraße längs des Sees zu befahren; außerdem macht er sich strafbar.

Von der Hütte aus hat man in südöstlicher Richtung einen herrlichen Blick auf den Großelendkopf mit dem riesigen Großelendkees und seinen Moränen. Im Westen sehen wir den 150 m hohen Wasserfall des Fallbaches.

Im Hüttengebiet gibt es 35 km markierte und zum Teil ausgebaute Steige, die zu anderen Hütten, zu Gipfelanstiegen oder in Nachbartäler führen.

Der Weg 502 ist der Tauernhöhenweg (Großvenediger – Schladming). Er kommt vom Hannoverhaus und erreicht bei der Großelendscharte unser Hüttengebiet. Danach muß das Pleßnitz-

Seite 54: Mallnitz mit Ankogel von der Häusleralm
Foto: Kräuter

Seite 55: Biwakschachtel Ali Lanu der Sektion Bad Gastein.
Foto: L. Brandstätter



Die Osnabrücker Hütte mit dem Großelendkees.

Foto: B. Baumgartner

kees (Kees = Gletscher) überquert werden, das aber bei genügender Schneeeauflage harmlos ist. Im August – September dagegen kann es aper (Glatteis!) sein. Es ist dann nur mit Steigeisen zu begehen. Ein Ausweichen in die südlichen Hänge ist schwierig und sehr umständlich. Bei der Niederschlagsmeßstation beginnt der Serpentinweg, der hinunter zum Fallboden führt. Hier müssen 3 Bäche überquert werden. Nun geht es hinunter in das Fallbachtal. Neben dem Fallbachfall geht der Weg in Serpentin durch die Wand über viele schrägstehende Platten. Bei Regen und Schnee ist dieser Wegteil von Ungeübten zu meiden (Abrutschgefahr!). Eine Ausweichmöglichkeit bietet ein Steig auf dem orographisch rechten (südl.) Ufer des Fallbaches, dem alten Mallnitzer Viehtriebweg (rotes Dreieck). Vom Fall erreicht man in 40 Minuten bequem die Osnabrücker Hütte. Nun geht es im Tal des Großelendbaches auf einem Plattenweg weiter bis zur Stauwurzel des Kölnbreinstausees, weiter am See entlang über die Brücke des Kleinelendbaches, bis der Weg 537 zur Gmünder Hütte beginnt (1 km vor der Staumauer). Dann geht es in nördl. Richtung steil bergauf bis zur Marchkarscharte (2387 m) weiter über den Weinschnabel (2750 m). Der letzte Anstieg auf den Gipfel ist ausgesetzt. (Nur für Geübte! Schwindelfreiheit!) Der Weg erreicht

nach dem Weinschnabel eine Wegegabelung, dort zweigt der Weg 546 zur Kattowitz Hütte (Gr. Hafner) ab. Der Weg führt dann über die Moritzenscharte und Schmalzscharte in das Murtal (Schmalzgraben) zur Stickerhütte oder Tappenkarseehütte in den Niederen Tauern.

Der Weg 511 beginnt an der Kleinelendbrücke (W. 502). Er erreicht im Kleinelendtal etwa nach 800 m die Ochsenhütte (Neubau). Nun geht es aufwärts durch die Südhänge der Zwölferspitze und des Keeskogels bis zum Wegzeichen im Kleinelendkar. Dieser Weg ist nur für Geübte, da an einigen Stellen etwas ausgesetzt. Weiter geht es über Schneefelder und Plattengelände in nordwestl. Richtung steil aufwärts zur Kleinelendscharte (2663 m) mit der Biwakschachtel »Ali Lanti« der ÖeAV Sektion Bad Gastein. Der Weg führt dann weiter über das Kesselkees, das Kesselkar in das Kesselbachtal zur Kesselalm und weiter zum Gasthof Prossaualm. Von hier kann man auf dem Fahrweg durch das Kötschachtal nach Bad Gastein gelangen.

Der Weg 512 führt vom Weg 502, etwa 500 m nach der Abzweigung vom Stausee in Richtung Marchkarscharte, in Serpentin auf die Arlscharte (2259 m) am Pfringer See (kurz hinter der Scharte) und Schödersee vorbei in das Großarlal und weiter nach Hüttschlag.

Der Weg 538 zweigt oberhalb des Fallbachfalles auf dem Fallboden vom Weg 502 ab und geht in nördl. Richtung auf die Schwarzhornseen zu. Etwa 200 m vor der Höhe 2604 m biegt er nach WNW ab durch den Südhang des Ankogelgrates in Serpentinaen zum Grat und zum Kleinelendkees. Er ist Ausgangspunkt für Touren auf den Ankogel, Schwarzkopf, Grubenkarkopf, Tischlerspitze mit Hölltorgrat (sehr schwierig!).

Der Weg 539 zweigt vom Weg 511 bei der Ochsenhütte ab und führt durch das Kleinelendtal bis zur Gletscherzunge des Kleinelendkees und überquert hier den Kleinelendbach. Dann geht es am Hang der Schwarzhörner steiler bergauf bis auf eine Seitenmoräne und dann durch Blockgelände bis zur Zwischenelendscharte (höchster Punkt 2692 m). Nun geht es abwärts zum Oberen und danach zum Unteren Schwarzhornsee, dann wieder 500 m leicht aufwärts bis zum »Punkt 2604 m«. Kurz danach wird der Weg 538 erreicht.

Der Weg 552 beginnt bei der Osnabrücker Hütte und führt in südöstlicher Richtung in das Großelendtal. Nach etwa 1 km wird der Großelendbach auf einem Steg (ohne Geländer) überquert und nach einem weiteren Kilometer ist der Fuß der großen Moräne des Großelendkees erreicht. Nun geht es in Serpentinaen auf die Moräne. Nach 500 m quert der Weg nach Norden in die Wand. Es geht steil aufwärts und teilweise etwas ausgesetzt weiter bis zu einem großen Stein mit Doppelpmarkierung. Nun geht es links (nach Osten) ab durch ein Geröllgelände mit Schneefeldern (Vorsicht! Das feine Geröll auf dem geschliffenen Grundgestein bedingt erhöhte Rutschgefahr!) Bei einem ganz großen Felsblock wird der Gletscher erreicht. Über den Gletscher geht es in südöstl. Richtung zum Fuß der Preimlscharte (Vorsicht! Tückische Randluft!) Zuletzt führt der Weg durch die Preimlscharte (steiler Schnee, oft Eis oder Blockklettern) an den Rand des Hochalmkees (2952 m). Ausgangspunkt für Touren auf Hochalm, Großelendkopf, Preimlspitze und Gießener Hütte und Villacher Hütte.

Der Weg 553 beginnt beim Steg über den Großelendbach (Weg 552) und führt in einer geologischen Verwerfungsrinne bis zum »Punkt 2394« (Aussichtspunkt), danach durch grobes Blockgelände in nordwestlicher Richtung weiter über schräge Platten in östlicher Richtung zum einsamen Brunnkarsee.

Wer sich im Raum der Osnabrücker Hütte nur ein wenig umschauen will, dem seien 2 Ziele empfohlen:

1) Ein Gang auf Weg 502 bis zum Fallbachfall;



Weggabelung Osnabrücker Hütte – Celler Hütte (bei ca. 2230 m); hinten Törlspitze. Foto: K. Pangerl

150 m Fallhöhe, große Wassermassen! 1,5 Std. hin und zurück.

2) Ein Gang zur Moräne des Großelendkees auf Weg 552. Direkter Blick auf die riesigen Eisabbrüche des Gletschers (2–2,5 Std.)

Für alle Touren in größere Höhen sind Bergschuhe, Anorak und Regenschutz, dazu Trittsicherheit, Schwindelfreiheit und hochalpine Erfahrung (Wettersturz!) erforderlich. Wer die gekennzeichneten Wege verläßt, muß Plattengehen, Blockklettern und Orientierung im Gelände (Karte, Kompaß, Höhenmesser) beherrschen. Touren über Eis erfordern zusätzlich Pickel, Seil, Steigeisen und Biwaksack.

A. Leichtere Touren: 1. Weg 502 zum Fallboden, dann Weg 538/539 zum **Unteren-** und weiter zum **Oberen Schwarzhornsee**, evtl. weiter bis zur Zwischenelendscharte. Großartiger Blick auf Hochalm – Preiml – und Oberlercherspitze, weiter auf Schwarzhorn, Weinschnabel, Hafner und den Stausee (je nach Entfernung 3,5 – 6 Std.).

2. Zum **Brunnkarsee:** Auf Weg 532/555 bis zum »Punkt 2397«. Dort herrlicher Blick auf Ankogel, Schwarzhörner, Kärlnspitze und Kälberspitzen und die Osnabrücker Hütte mit Fallbachfall. Weiter auf Weg 553 zum Brunnkarsee (sehr einsam, Fernsicht!). (Zus. 4,5 – 5 Std.)

3. Auf Weg 552 bis zum **Gletscherrand**. Herrliche

Sicht auf **Großelendkees**, Kälberspitze, Ankogel, Großelendkopf und Preimlspitze (ca. 4 Std.)

4. Auf Weg 552 zur **Großelendscharte** (Blick ins Mallnitzer Tal mit Marzenspitze und Gamskarls- spitze) (hin und zurück ca. 4 Std.), oder weiter zum Hannoverhaus (ca. 4,5 Std.).

B. Schwierige Touren: 1. **Rundweg um die Schwarzhörner** (Hausberg)

Weg 502 bis zur Kleinelendbrücke, Weg 511 bis Ochsenhütte, danach Weg 539 bis hinter »Punkt 2604«, dann Weg 538 bis Fallboden und Weg 502 zurück zur Osnabrücker Hütte. Großartiger Weg durch das sehr einsame Kleinelendtal. Fundgrube für Mineralienfreunde. Herrliche Blicke auf die wilden Abbrüche des Kleinelend- keeses. Von der Zwischenelendscharte gute Rundschau. (Ca. 7–8 Std.)

2. Tour auf die **Schwarzhörner**: Weg 502, 538, 539 bis zum Oberen Schwarzhornsee, dann auf dem Grat in nördlicher Richtung bis zum Süd- und Mittelgipfel (2933 m). Die Nördl. Schwarzhörner können nur mit Kletterausrüstung gemacht werden. Großartige Aussicht auf Ankogel mit Klein- elendkees, Hochalm, Steinernes Meer, Dachstein und Niedere Tauern. (Ca. 7 Std.)

3. Tour auf **Kärlspitze** (2936 m). Weg 502 bis zum Fallboden und dort nach Überquerung der 3 Bäche bis zum großen Stein mit Inschrift »Kärlspitze«. Von dort auf das Kälberkees und in südöstl. Richtung auf die Scharte zwischen Kärlspitze und Mojsisovics-Spitze, dann östlich in leichter Block- kletterei auf die Kärlspitze. Großartiger Rund- blick auf Hochalm, Lienzer Dolomiten, Glock- nergruppe, Ankogel und Dachstein. Rückmarsch evtl. über die 3 Kälberspitzen, wobei die südlich- ste ausgesetzt ist. (5,5–6 Std.)

4. Tour auf den **Weinschnabel** (2750 m). Tauern- höhenweg 502 bis auf den Gipfel. Herrliche Rundschau auf Hochalm, Ankogel, Gr. Wiesbach- horn, Steinernes Meer, Dachstein, Hafner, Mal- tatal und Stausee. (Ca. 8 Std.)

C. Hochtouren (mit Gletscherbegehung)

1. **Ankogel** (3246 m). Weg 502–538 bis zum Gletscherrand, dann in westl. Richtung über das Eis (Spalten!) parallel zum Ankogel – Ostgrat bis zum eigentlichen Gipfelgrat, in leichter Kletterei zum Gipfel.

Großartige Rundschau auf Hochalm, Lienzer Dolomiten, Glocknergruppe, Steinernes Meer, Dachstein und Nockberge. (Ca. 7 Std. hin und zurück). Rückweg auch über Kl. Ankogel, Lassacher Kees, Weg 502 zur Osnabrücker Hütte mög- lich, auch Weitermarsch zum Hannoverhaus (ab Ankogel gut 2 Std.).

2. **Preimlspitze** (3133 m): Weg 552 bis zur Preiml- scharte, dann auf dem Südwestgrat oder Südost- grat in mäßiger Blockkletterei auf den Gipfel. (ca. 7,5 Std.). Herrlicher Blick auf Hochalm, Ankogel, Glocknergruppe, Dachstein, Maltatal.

3. **Hochalm Spitze** (3360 m) und Großelendkopf (3315 m). Von der Preimlscharte (Weg 532) über das Hochalmkees in südwestl. Richtung zum Großelendkopf (Achtung! Spalten, Randklüfte und Blankeis!). Dann geht es weiter neben dem Verbindungsgrat her zur Schneeigen- und weiter etwas ausgesetzt auf die Apere Hochalm Spitze. Herrlichste Rundschau! Noch großartiger als beim Ankogel, aber mit Julischen Alpen.

D. Neben diesen »Normalrouten« gibt es beson- ders im Hochalm- und Ankogelgebiet noch Klet- tertouren, die aber nur erfahrenen Kletterern vorbehalten sind (bis VI +!). Alle Klettertouren sind aber mit längeren Anmärschen verbunden. Nähere Informationen gibt das Buch: »Ankogel und Goldberggruppe« von Liselotte Buchenauer (Rother Verlag), das auch allen Bergsteigern und »Nur-Bergwanderern« empfohlen sei.

E. Übergänge:

1. **Hannoverhaus**, Sticklerhütte, Tappenkarsee- hütte. Siehe Weg 502 (ca. 8 Std.) (ca. 10 Std.)

2. **Gießener Hütte**: Weg 552 bis zur Preimlschar- te, Weitermarsch über das Hochalmkees in südli- cher Richtung zu den Steinernen Mannin, weiter auf Weg 536 zur Gießener Hütte (ca. 6 Std.)

3. **Kattowitz Hütte**: Auf Weg 502 – 537 bis zur Sperrmauer, dann auf Weg 545 zur Kattowitz Hütte (5 Std.) Auch über Weinschnabel. Weg 502 – 546 – 545 (ca. 8–9 Std.)

4. **Gmünder Hütte**: Weg 502 – 537 bis zur Gmün- der Hütte (ca. 4 Std., umgekehrt ca. 6 Std.)

5. **Villacher Hütte**: Weg 552 zur Preimlscharte, dann in südöstl. Richtung auf Hochalmkees bis zur Schwarzen Schneid. Dort auf Weg 556 zur Villa- cher Hütte. (ca. 6–7 Std.)

6. **Bad Gastein**: Weg 511 (ca. 7–8 Std.)

7. **Hüttschlag**: Weg 502 – 512 (8–9 Std.)

Diese Aufstellung zeigt, daß das Gebiet rings um die Osnabrücker Hütte außerordentlich vielge- staltig ist. Hier finden Hütten- und Jochbummler, Bergwanderer, Bergsteiger und »Extreme« vie- lerlei und ihren Interessen gemäße Touren im Kranze der östlichsten Dreitausender der Alpen.

Anschrift des Verfassers:

Friedrich Lührs

Wiedebrocksheide 58

D-4520 Melle 1

Unsere Villacher Hütte auf der Hochalm

KARL KUCHAR

Seit 1881 steht sie oben auf 2200 Meter, unsere kleine vertraute Villacher-Hütte, auf den langen Böden unter dem Hochalmkees. Schutzlos – weit oberhalb der Waldgrenze – hat sie allen Stürmen standgehalten und wie oft dachten wir, wenn der Nordsturm orkanartig über der Arlscharte hereinbrauste, jetzt müßte die zitternde Hütte mit uns dahinfahren. Doch Baumeister Winkler aus dem Maltatal war damals ein Meister seines Faches, und der Bau steht fest und unverändert wie seit dem 27. August 1881, dem Tag der Eröffnung, die der damalige Obmann der Sektion Villach Hermann Findenegg mit seinem Stellvertreter Ludwig Walter bei strömendem Regen vornahm. Der mächtige Hochalmgletscher war um das Jahr 1880 noch oberhalb der Hütte sichtbar, heute geht man eine schwache Stunde, bis man den Gletscher am Weg zur 3350 m hohen Hochalm betritt, die man je nach den Wetter-, Schnee- und Eisverhältnissen in 3½ bis 4 Stunden erreichen kann. Nicht ungefährlich ist dieser Weg, denn reich an Spalten ist der Gletscher, der im Hochwinter diese Gefahren nicht erkennen läßt.

Seit der Erschließung des obersten Maltatales durch die Kraftwerksbauten und Forststraßen ist der Anstieg zur Villacher-Hütte wesentlich er-

leichtert worden. In 3 bis 4 Stunden erreicht man sie auf gut markiertem Weg von der Abzweigung bei der Brücke vor der Gmündner-Hütte. Unbewirtschaftet, doch oft beaufsichtigt von Mitgliedern des Zweiges Villach, gewährt sie Einlaß mit dem Alpenvereinschlüssel und ist bestimmt für Bergsteiger, die zu Touren in die Hochalmgruppe kommen – doch nicht für Langzeit Urlauber, die das wenige mühsam hinaufgetragene Brennholz verheizen!

Immer mehr Besucher entdecken unser Kleinod, und wir freuen uns darüber, besonders, wenn sie die Hütte und ihre Umgebung wieder so verlassen, wie sie sie anzutreffen wünschten. Daß manchen jungen Bergsteigern das Span- und Feuermachen Schwierigkeiten bereitet oder gar der Umgang mit der Petroleumlampe gänzlich fremd ist, ist verständlich, doch mit etwas gutem Willen und Liebe zur Sache ist das rücksichtsvolle Einfühlen in die Atmosphäre einer alten, einfachen Berghütte sicher nicht schwierig. Wir Villacher schauen auf unsere Hütte, mögen es alle, die zu ihr kommen ebenfalls tun, damit wir dieses 100 Jahre alte gemütliche Bergrefugium uns und unseren Nachkommen erhalten können.

Anschrift des Verfassers:

*Karl Kuchar
Klagenfurter Straße 2
9500 Villach*



Villacher Hütte

Foto: H. Knoll

Im Bergell der Hohen Tauern

LISELOTTE BUCHENAUER

Aus meinem Jugend-Bergtagebuch: Vom Steig von der Osnabrücker Hütte zum Hannoverhaus hatten wir uns zur Törlspitze verirrt. Ich ging zum Grat hinauf, in halber Höhe zwang mich plötzlich etwas wie eine Berührung, mich umzudrehen. Da stieg die Hochalmspitze mit ihren lichten, graniteneen Nord- und Westabstürzen über alle anderen Berge, und ich mußte immer wieder hinschauen. So stelle ich mir das Bergell vor...

Ich habe das einfache Bergtagebuch meiner Jugendzeit lange nicht mehr durchgelesen. Jetzt erst, nachdem es mir für eine größere Arbeit wieder in die Hände gefallen ist, weiß ich, warum ich schon seit Jahren immer vom »Bergell der Hohen Tauern« schreibe, wenn ich vom großen Bergland um die Hochalmspitze erzähle. Mein Vater, von dem ich das Schreiben geerbt habe, sagte einmal: ich habe unzählige Fächer und Schublade in meinem Gehirn, da ist alles gut verwahrt, bleibt liegen und braucht nur hervorgeholt zu werden.

Der Vergleich der Hochalmspitzgruppe mit dem Bergell ist begründet. Dafür sprechen nicht nur die ähnlichen Gipfelhöhen (Hochalmspitze, im Volksmund viel schöner »Der Hochalmer« genannt, 3360 m) und das herrliche, in ungefügten Riesenplatten abbrechende Gestein, das einer mächtigen Masse von ehemals granitischen Zentralgneisen angehört. Nur die Farbe der Felsen unterscheidet sich von dem silbernen Graugrün des »jugendschönen« Bergellgranits (das wunderbare Attribut hat ihm Walther Flaig gegeben). Der Hochalmer-Fels ist von einem manchmal dunklen Grau, es gibt aber auch fast weiße Stellen, die mir so vorkommen, als wären sie von der Putzfrau der Berge blankgerieben worden. Aber der grundlegende Unterschied zwischen beiden Berggruppen liegt im Grad ihrer Bekanntheit: das Bergell ist ein Mekka der Urgebirgs-Kletterer. Und an der viel näher liegenden Gruppe der Hochalmspitze fährt die Masse dieser Kletterer vorbei. So ist es gekommen, daß man bis in unsere Tage hinein von einer (nunmehr relativen) Einsamkeit dieses Gebietes sprechen kann; daß einer der Haupterschließer unserer Zeit, der Grazer Dr. Ottokar Blaschek, mit seinen tüchtigen Gefährten ab 1947 noch manche schöne Neutour einheimen konnte. Unser Otti meint dazu: »Und es ist längst noch nicht alles bekannt – ich habe dort noch immer was zu tun!« Unter den Neutou-

ren der Seilschaft Dr. Blaschek ist besonders der prächtige Westpfeiler der Hochalmspitze zu nennen, den er mit Dipl.-Ing. B. Kraker und Dr. W. Kutschera am 7. u. 8.9.1959 begangen hat. Der etwa 400 Meter hohe Pfeiler weist Schwierigkeitsgrade bis V auf und wird von Wiederholern (Peter Holl machte einen »direkten Einstieg« dazu) als ausnehmend schöne Kletterei bezeichnet.

Auch in dem vom Seeschartl bis zum Sickerkopf ziehenden Bergkamm (Döseenergrat), Hauptgipfel Wabnigspitze 2773 m, der das Döseener Tal im Süden begrenzt und schon zur Reißbeckgruppe gehört, hat sich Dr. Blaschek in den gewaltigen, grauen Plattenwänden erfolgreich betätigt, etwa an der Lawogge und Zaguaten, 2771 m. Die Namen dieses Gebietsteiles sind »extrem slawisch«; noch seltsamer als die genannten ist der Name der Ochladinspitze, (auch Ochladin... oder Ochladung...). Die Bezeichnung soll daher kommen, daß dieser Gipfel (im Kärntner Dialekt) »nahn lei dün«, also »droben ganz dünn« ist. Um die Hochalmspitzgruppe finden wir verhältnismäßig viele Personennamen zu Gipfeln, nach den Erstbesteigern benannt: Zsigmondykopf, Gusenbauerspitze, Muhryturm, Mojsisovics-Spitze (auf die steig ich nicht, der Name ist mir zu schwierig, meinte einmal ein Berggefährte!) Oberlercher Spitze, Kordonspitze, auch die Namen Arnoldweg und Celler Spitze gehören in diese Gruppe. Nur die Preimlspitze wurde nicht nach dem Skispringer-Trainer und Bronzemedailengewinner bei Olympischen Spielen Baldur Preiml benannt, gehörte aber sicherlich einmal einem Bauern namens Preiml aus der Gegend, von der auch Baldur stammt.

Auch im Preimlspitzkamm, der vom Großelendkopf (oft als einer der Gipfel der Hochalmspitze angesehen!) nach NO, dann nach NW umbiegend gegen das Maltatal zieht, gibt es noch lohnende, recht selten ausgeführte Klettereien auf einigen Dreitausendern und anderen Berggestalten von Rasse und Schärfe. Sicherlich die schönsten Kletterberge der ganzen Ankogelgruppe und der Tauern bis hinüber zum Glockner aber stehen im Säuleckkamm, der vom Hauptgipfel der Hochalmspitze über einige Dreitausender und eine Reihe nur wenig niedrigerer Gipfel zur wichtigen Maresenspitze über Mallnitz zieht. Besonders interessant sind die nach NNO bzw. NNW abfallenden, von ferne gesehen fast gleichgerichtet erscheinenden Grate dieses Kammes hinab ins Seebachtal. Diese Grate sind viel zu selten begangen, im ganzen Kammverlauf werden nur das

Säuleck als Hüttenberg des A. v. Schmid-Hauses und Vorberge der Maresenspitze im Ausflugsgebiet von Mallnitz richtig gewürdigt. Sicherlich ist bei den »Seebachtaler Graten« – auch die eine oder andere große Wand stürzt dort hinab – die Unwirtlichkeit des Geländes ein großes Hindernis. Allein schon der Zugang zum Ödlärchriegel (NW-Grat des Säulecks), der als ungeheurer, über 1100 Meter hoher Pfeiler über dem Trog des Seebachtals fußt und eine klassische alpine Kletterfahrt mit überwältigenden landschaftlichen Eindrücken bietet, ist eine Strapaze für sich. Die Erstbegeher Dr. Richard Weitzenböck mit R. Iberer (1911) biwakierten auf der ehemaligen Noisterniggalm in einem Schafstall. Auch heutzutage wirds nicht ohne Biwak dort abgehen, zumal die frühere Unterkunft des Gebietes, die sehr tief gelegene Schußnerhütte 1400 m, nicht immer geöffnet ist. Wie an vielen Stellen der Berggruppe herrscht überdies dort die »Jägergefahr«!

Ich habe die herrliche Reihe der Seebachtaler Grate und Wände erstmals in jungen Jahren vom Hannoverhaus, nachmittags bei schrägem Lichteinfall, sehr gut beobachten können. Der Hüttenwirt machte uns zuerst auf die Maresenspitze aufmerksam, wo »der Adlerhorst« war. Wir hatten ihm nämlich von den Überresten eines Lammes berichtet, von dem nur mehr die Decke übrig war. »Das ist der Adler gewesen!« Bald hatten wir Adler und Lamm vergessen und nur mehr Augen für die plastisch hervortretenden Linien der hohen Grate und Wände von Schneewinkelspitze, Gussenbauerspitze, Säuleck, Großfeldspitze, Kleinfeldspitze, Tromkopf, Schafeleck und Maresenspitze. Und ich schrieb in ein Schulheft, auf dem »Programme und Probleme« stand, kategorisch: »Biwakeln im Seebachtal. Alle Nordgrate im Säuleckkamm machen!« Ich bin leider nicht dazu gekommen, denn für ein solches Unternehmen fanden sich keine Gefährten. Ich empfehle aber jedem Interessierten, sich diese Gratreihe einmal vom selben Standort wie ich und bei entsprechender Beleuchtung anzusehen. Wer dann nicht wenigstens die Erkletterung eines dieser Grate so wie ich aufs Programm setzt, der hat kein Kletterherz! Dr. Karl August Zahlbruckner, († 1978), einer der besten steirischen Bergsteiger, war der einzige mir bekannte Alpinist, der den Ödlärchriegel begangen hat. Er schilderte ihn mir als überaus eindrucksvolle, wenn auch nicht allzu schwierige Kletterei. Nur die »Gewaltplatten« (die vom Säuleckgipfel so einladend zum Hinab-rutschen aussahen!) seien bei Schneelage überaus gefährlich. Schönstes Ebenmaß in der Gratreihe

zeigt der N-Grat der Maresenspitze, der Kletterfels ist nur 400 Meter hoch. Doppelt so hoch, plattig und schwierig, ist der N-Grat der Großfeldspitze – die Routen, welche die sieggewohnte Seilschaft Lackner-Natmeßnig vor 50 Jahren erstmals beging, sind alle »klettermäßig interessant«!

Der ganze Säuleckkamm in einem Zug wird gelegentlich von Einheimischen, meistens von der Maresenspitze her, überklettert. In dieser Richtung ist die interessante, sehr anstrengende und langwierige Gratkletterei, die von den Erstbegehern Hörtnagl und Margreiter vor 80 Jahren in umgekehrter Richtung gemacht wurde, etwas leichter, weil man den zweigipfeligen Muhryturm besser überwinden kann. In der Art der Erstbegeher überschritten vor einigen Jahren Hanns Schell (als Trainingstour für einen Achttausender) und Günter Auferbauer den ganzen Kamm vom Säuleck zur Maresenspitze, wofür sie bei sehr schneller Kletterei und Gangart vom Schmid-Haus bis ins Dösener Tal hinab etwa zwölf Stunden brauchten, allerdings etwas »gewitterbehindert« waren. Die reine Kletterei zwischen Maresenspitze und Säuleck wird bei dieser großen Tour mit etwa sieben Stunden berechnet, doch sind je nach Stützpunkt und Richtung Auf- bzw. Abstieg vom und zum Schmidhaus oder zur bzw. von der Maresenspitze mitzurechnen.

Die Genußkletterei des Gebietes:

Detmoldergrat.

Der sogenannte »Detmolder Weg« zur Hochalmspitze wurde schon 1911 von der AV-Sektion Graz versichert. Es zeigte sich im Verlauf der Jahre, daß diese Versicherungen sehr schwer instandzuhalten waren. Brüchiger Fels, Blitz- und Steinschlag, Eis waren die Feinde dieses »Weges«, der natürlich kein gebahnter Weg, ja nicht einmal Steig ist, sondern nur markiert und mit Drahtseilen und Eisenklammern versehen wurde. In der Chronik des Schmid-Hauses ist festgehalten, daß der Alpenvereins-Hauptausschuß der DAV-Sektion Detmold schon vor 53 Jahren empfohlen hatte, den »Detmolderweg« aufzulassen. Die Sektion Graz, Eigentümerin des Schmid-Hauses und an einem Teil des Detmolderweges, nämlich dem Gratstück zwischen Grazer Schartl und Lassacher Winkelscharte besonders interessiert, schränkte diesen Vorschlag auf das Stück Lassacher Winkelscharte – Hochalmspitze, also den eigentlichen SW-Grat der Hochalmspitze, ein. Im selben Jahr wurde übrigens das Projekt einer Seilschwebebahn ins Gebiet des Schmid-Hauses von den Sektionen Graz und Hannover sowie vom



Am Detmolder Grat

Foto: M. Puntigam

Hauptausschuß des Alpenvereins abgelehnt. Nur die Sektion Mallnitz wäre dafür gewesen!

Im Zweiten Weltkrieg verfiel der Detmolder Weg sehr, wurde aber schon bald danach durch viele freiwillige Helfer wieder instandgesetzt (ab 1947). Doch kam es im Laufe der Zeit immer wieder zu großen Schäden an den versicherten Stellen und der Detmolder Grat wurde geradezu ein Sorgenkind des Grazer Alpenvereins. Ich erinnere mich, daß wir bei einem Besuch in den Sechzigerjahren wegen eines abgerissenen Drahtseils viel zu tief abgestiegen sind und in unbegehbare Platten kamen. Das Seil hätte horizontal gespannt sein sollen, hing aber so hinab, daß wir ihm abwärts folgten und in arge Not gerieten! Heute wird aber dem Detmolder Grat, der Genußkletterei des Gebietes, stets erhöhtes Augenmerk gewidmet. Die Versicherungen standen in Betreuung der verdienten AV-Gruppe der »Turner-Bergsteiger«, Graz, und jetzt der DAV-S. Detmold.

Der Detmolder Grat – zwischen Grazer Schartl und Lassacher Winkelscharte – wird heutzutage, gelegentlich auch als Übergang von Hütte zu Hütte, viel begangen, oft von ganzen Gruppen. Als höchste Erhebungen einer oft recht schmalen, zum Lassacher Winkel mit enorm steilen Wänden, zum Hohe Gößkar mit niedrigeren, aber auch felsigen Flanken abstreichenden Schneide stehen dort

die Gussenbauerspitze 2978 m, und die Schneewinkelspitze 3016 m. Beide Erhebungen werden bei der Begehung des versicherten Detmolder Grates überschritten. Die Tour, bei der Schwindelfreiheit, Trittsicherheit und Klettergewandtheit nötig ist, wird von sehr ausdauernden Bergsteigern gelegentlich mit der Begehung des anschließenden SW-Grates der Hochalm Spitze verbunden, wobei zu bedenken ist, daß man danach auch noch von diesem Gipfel über Grate und Gletscher wieder absteigen muß. Bei gutem Wetter, ohne Vereisung, ist der Detmolder Grat eine sehr lohnende Tour, die schwierigste Stelle II + (Seil nötig). Bei Eis und Schnee kann sich die Schwierigkeit noch erheblich steigern. Nur wenn man viel Zeit hat, sollte man auch das nahe Säuleck besteigen, sonst lieber nicht.

Beim Grazer Schartl (etwa 2¼ Std. vom Schmid-Haus) MT: »Detmolder Grat, nur für Geübte«, Beginn einer roten Punkte-Markierung. Etwas bergauf und querend in der vom Säuleck abstreichenden Flanke des NO-Grates über Blockhänge zu einem senkrechten Gratabbruch, schwierigste Stelle, 30 Meter hoch, Drahtseil und Trittklammern. Über die Wand schwierig hinab in eine steile, enge Scharte und jenseits in einer flachen Ver-*

* Markierungstafel

schneidung zu einem Blocküberhang (Eisenstübe, Klammern) und zur Grathöhe empor. Der Felsaufbau der Gussenbauerspütze (blockige Grautürme) wird unterhalb der Gratschneide südseitig gequert, man kann aber auch den Gipfel ersteigen. Nun fast immer auf der schmalen Gratkante über Felshöcker, gelegentlich auch mit Umgehungen, zur Schneewinkelspütze, wo der Grat breiter wird. Über Blöcke und im Gehgelande hinab zur Lassacher Winkelscharte, ca. 3 Std., insges. 5 Std. vom Schmid-Haus. Abstieg zur Gießener Hütte auf dem »Schwarzenburger Weg« ca. 2 Std.

Der anschließende SW-Grat zur Hochalmspitze (Detmolder Steig) zeigt auch weder Weg noch Steig, nur gelegentliche Versicherungen, die manchmal nicht in Ordnung sind. 1979 werden sie aber, wie mir von der DAV-S. Detmold mitgeteilt wird, instandgesetzt. Der SW-Grat bietet einen vom Gletscher unabhängigen Zugang zum Gipfel, der aber trotzdem vereist sein kann. Steigeisen und Pickel nötig! – Von der Lassacher Winkelscharte steil über Blöcke gegen die Winkelspütze 3112 m, 1/2 Std., die nicht ganz betreten wird. Teilweise steigt man auf der S-Seite des verschmälerten Grates, teilweise benützt man den obersten Firn des Trippkeeses. Steile, enge Rinnen sind öfters vereist. Zuletzt direkt über den Grat (Drahtseile) in schöner, aber anstrengender Kletterei zum Gipfel, 1 1/4 Std., insges. ca. 4 Std. von der Gießener Hütte, 7 Std. vom Schmid-Haus, eine Stelle II+. – Abstieg zur Gießener Hütte auf dem »Rudolstädter Weg«, II (Versicherungen, fixe Seile, steiler Gletscher!) ca. 2 1/2 Std.

Damendreitausender, gute und böse Scharten

»Alpine Spaziergänge« gibt es im Bergell der Hohen Tauern kaum. Steil sind schon die Hüttenwege, und steil geht es zu den Scharten empor und jenseits wieder hinab. Dennoch gibt es dort zwei einfach ersteigliche Dreitausender: Säuleck und Schneewinkelspütze. Das Säuleck hat sogar den Beinamen »Damendreitausender« bekommen. Die Schneewinkelspütze für sich, als lohnendes Ziel von der Gießener Hütte aus, wird seltsamerweise weniger oft bestiegen. Die Hochalmspitze ist ihre große Konkurrentin, neben der alles andere verblaßt.

Das Säuleck 3085 m zeigt einen Felsaufbau von »wuchtiger Größe und kühnem Aufschwung«, wie ihn Mag. Frido Kordon und Robert Hüttig, die Verfasser des ersten großen Führers durch die Ankogelgruppe (Artaria Wien 1926) genannt haben. Vom Dösender Sec gesehen ein breites Trapez mit rinnendurchzogenen Felsmauern, von

Osten eine scharfe Spitze, von Nordwesten durch den gewaltigen Stützpfiler des sagenumwobenen Ödlärchriegels getragen und von Westen ein schöner Pyramidenstumpf. Ein markierter Steig führt vom Schmid-Haus zum felsigen Gipfel, ohne Probleme – nur bei Schneelage wäre Vorsicht nötig – und recht hübsch über eine Terrasse oberhalb des Dösender Sees gelegt. Ein Verbindungssteig ist von der Mallnitzer Scharte 2676 m her markiert, so daß man beim Übergang zwischen Schmid-Haus und Gießener Hütte auch das Säuleck leicht »mitnehmen« kann.

Die Mallnitzer Scharte gehört, so wie das nahe Seeschartl 2639 m, noch zu den leichter zugänglichen Übergängen des Gebirges – obwohl beide vor allem optisch wild genug sind. Mancher, der das Seeschartl nicht kannte, mag in der engen Schlucht, die genau nordseitig zum Sec hinabschießt, auf dem oft schneebedeckten Felsband nicht nur einen Knieschnaggler, sondern auch andere »Zustände« bekommen! Wie der Geschäftsführer der S. Graz, Günther Auferbauer, berichtet, macht die Instandhaltung gerade dieses Pfades viel Mühe. Der Österreichische Gebirgsverein konnte z. B. beide Scharensteige, die ihm 1911 von der S. Graz überlassen wurden, nicht betreuen, so daß ab 1925 wieder die Grazer selbst dort nach dem Rechten sehen mußten. Sind es in der Seeschartl-Schlucht Steinschlag und Schneerutsche, die unangenehm werden können, so ist es an der Mallnitzer Scharte ein (auch in Landkarten noch eingezeichnetes) Ewigschneefeld an der Ostseite. Der Steig zur Gießener Hütte führt dort auf ein Felsband hinaus. Ist das – nach dem sanften Anstieg vom Schmid-Haus her, entlang des fotogenen Dösender Sees – schon ein wenig verblüffend, so umso mehr das ansetzende sehr steile, meist harte Firnfeld. Ich bin bei einem Alleingang einmal sehr tapfer dort hinabgestiegen und versuchte sogar – schneidig, schneidig! – abzufahren, geriet aber bald ins Rutschen und trudelte in Windeseile hinab. Es war zum Glück ein warmer Tag, denn danach war ich recht »erfrischt«!

Doch beide genannte Scharten sind »nichts« gegen die Lassacher Winkelscharte 2862 m. Ich habe von diesem »Übergang« und den – laut Berichten des Bergrettungsdienstes – fast alljährlichen tödlichen Abstürzen dort schon im AV-Jahrbuch 1976, S. 75/76 berichtet. Ich würde den zwischen der unbewirtschafteten Celler Hütte 2239 m und der Lassacher Winkelscharte ohnedies nicht mehr überall vorhandenen Steig (über dem Lassacher Winkel stets verschüttet!) auflösen und bei der Gießener und Celler Hütte sowie

an der Scharte Warnungstafeln aufstellen. Die kleine Celler Hütte hat ihre Daseinsberechtigung für extreme Geher schon allein als Ausgangspunkt für sehr interessante Klettereien im Kärlspitzkamm, eventuell auch für die Gussenbauer-Rinne der Hochalmspitze oder die Westrinne der Winkelspitze, eine feine Firntour, die sich bei Eisgehern in den letzten Jahren steigender Beliebtheit erfreut. Wie die Sektionen Detmold und Gießen berichten, macht man sich dort ebenfalls Gedanken um die böse Scharte und strebt eine Lösung des gefährlichen Problems eventuell auch mit Warnungstafeln an.

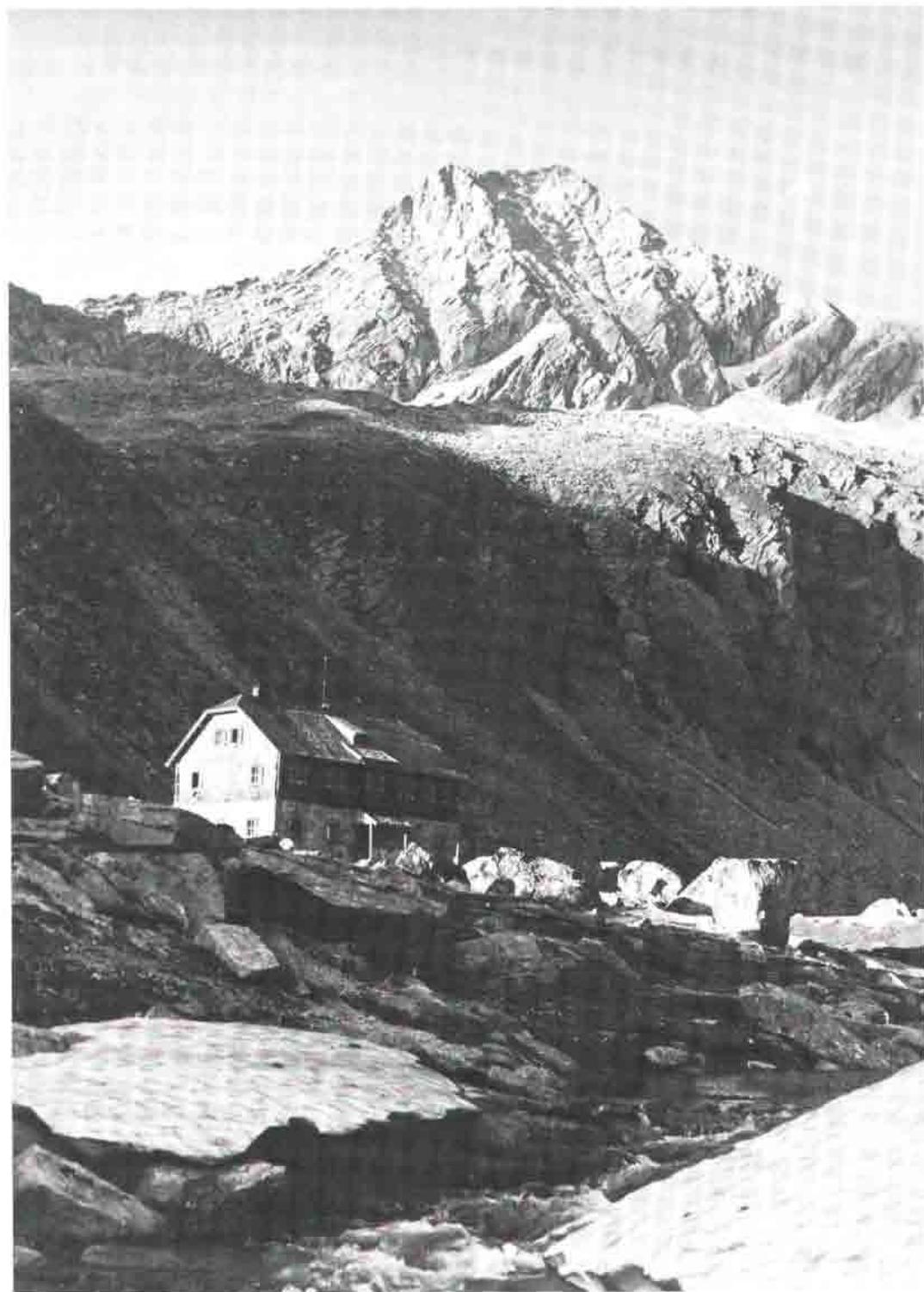
Man müßte sich überhaupt und im allgemeinen über die gefährlichen »Höhenwege« der Tauern Gedanken machen – der Übervölkerung unserer Gebirge mit ungeübten, unaufgeklärten Urlaubsbergsteigern Rechnung tragend! Es werden derzeit unsere Alpen mit einem ganzen Netz von »Weitwanderwegen« überzogen, wobei die Begriffe »Wandern« und »Weg« im Hochgebirge ebenso irreführend sind wie die leider immer noch verwendete Bezeichnung Tauernhöhenweg. Der geplante »Ruperti«-Weitwanderweg, aus dem Lande Salzburg durch die Hohen Tauern nach Kärnten führend, wird unser Gebiet von der Hagener Hütte her über das Schmid-Haus berühren und über das Seeschartl am Reißbeck-Höhenweg weiterführen. Nun ist der Reißbeck-Höhenweg zwischen dem Schmid-Haus und der Reißbeckhütte wohl von großer landschaftlicher Schönheit, aber sehr anstrengend (10 bis 12 Gehstunden im unwegsamen Gelände), und zeigt zudem am wüsten Osthang der Tristenspitze, einem der schönsten aber auch wildesten Tauernberge, sehr steile Firnfelder mit Steinschlaggrinnen. Pickel, Vierzacker, kurzes Seil sind dort ebenso nötig wie entsprechende aufklärende Tafeln am Schmid-Haus, der Gießener Hütte (von wo ein Zubringer-Pfad zum Kaponigtörl zieht) und der Reißbeckhütte.

Arnoldweg

C. Arnold war der verdiente Vorsitzende der DAV-S. Hannover und ein Erschließer der Ankogelgruppe. Er hat sich im Jahre 1925 selbst ein Mausoleum auf der »Arnoldhöhe« neben dem Hannoverhaus erbaut. Nach Arnold ist auch der sogenannte »Arnoldweg« benannt – kein Weg im Sinne des Wortes, sondern eine hochalpine Route, früher von sehr guten Bergsteigern und Gletschergehern als Zugang zur Hochalmspitze vom Hannoverhaus benützt. Das war eine sehr, sehr lange Angelegenheit: zuerst auf dem Goslarer Steig, dann über zwei Scharten, eine unbenannte

zwischen Törlspitze und Platschkopf, daraufhin das Käblerspitzkees, weiters die Hannoverscharte überschreitend auf das spaltige Großelendkees, dort so hoch wie möglich unter dem Kärlspitzkamm querend, zur Scharte östlich der Jochspitze. Weiter an der jähem, bis 40 Grad geneigten vereisten NW-Flanke des Großelendkopfes stufenschlagend hundert Meter hoch hinauf, bis in die Felsen der zum Lassacherwinkel abstürzenden Wände, in diesen längs lockerer Platten mit Hilfe eines Drahtseils weiterkletternd, schließlich durch eine Rinne auf den Großelendkopf und die Hochalmspitze. Schon nach dem Zweiten Weltkrieg wurde diese Tour nur mehr selten vom Hannoverhaus unternommen, sondern besser nur über einen Teil des Arnoldwegs von der Osnabrücker Hütte ausgehend. Heute ist der gesamte Arnoldweg vom Hannoverhaus fast vergessen. Eine junge steirische Seilschaft hat ihn vor einigen Jahren »original« gemacht und zeigte sich sehr beeindruckt von den unheimlichen Spalten im obersten Teil des Großelendkeeses. Ich habe den Arnoldweg in den Hungerzeiten zu Ende der Vierzigerjahre begangen, anlässlich einer Tauern-Durchquerung von den Murquellen nach Lienz, die ich mit Dr. Heinz Sperka und Dr. Hans Meixner durchführte. Lebendiger könnte ich die Tour nicht schildern, als sie in meinem Touren-tagebuch steht:

»31.7. Übergang Kattowitzter Hütte-Osnabrücker Hütte. Wir haben zwar noch »Spatzen« (Muskeltater), weil wir dem Hüttenwirt einige junge Bäume als Brennholz von der Moaralm hinaufgeschleppt haben, trotzdem gehen wir recht beschwingt – die Rucksäcke (meiner wog anfangs 22 kg!) sind schon etwas erleichtert. Da wir nach der Neutour in der Hafner-Süd heute nur den Lausnock am Korn haben, beschäftigen wir uns auch einmal mit Fotografieren. Ich muß Schafe zusammentreiben, damit die Herren sie »künstlerisch abbilden« können. Beides gelingt nicht ganz! Durch ein schreckliches, tief vergrastetes Trümmerkar wackeln wir hinab zum Kölnbreinbach, dann auf einem kratzigen Latschensteig mit viel Schwarzbeeren zur Malta, einem hellgrünen, breiten Fluß mit starkem Gefälle. Es ist übermäßig heiß, die trockenen Nadeln zischen vor Hitze. Bald bricht auch ein Gewitter los, wir können uns gerade noch in den Schweinestall der Sameralm werfen. Im Freien hätten uns die taubenei-großen Hagelkörner wohl erschlagen! Es klart bald auf, und Heinz stürmt voraus zur Osnabrücker Hütte – Quartier machen. Hans und ich hummeln hinterher.



Das Artur von Schmid-Haus vor dem Umbau gegen Säuleck, 3086 m.

Foto: H. Knoll

Vor der Hütte wartet schon Heinz mit einem feinen Herren, der dem älteren Goethe gleichsieht, sogar die Locken fehlen nicht.

»Wo hast Du den Mengerl her?« fragen wir heimlich.

»Der wird morgen mit uns direkt durch die Eisbrüche den Arnoldweg gehen!« Heinz ist sehr stolz auf die Bekanntschaft mit dem erfahrenen Westalpenmann Dr. Matthias Hribar aus Wien; wir sind es bald auch, aber der Spitzname »Mengerl« bleibt ihm.

1.8. Alle drei hatten wir, müde wie wir sind, auf Schlechtwetter spekuliert. Es ist sehr warm und windig. Doch wir müssen um 2 Uhr früh aus den Federn! Mengerl schlägt gleich ein echtes Westalpentempo ein – im ebenen Boden rennen wir fast, zum Glück ist der Elendbach ein Hindernis. Auf die Moräne und gleich sehr steil auf den Gletscher – Heinz mit Mengerl, Hans mit mir am Seil. Bald sind wir mitten in den Brüchen. Hans fotografiert mit Begeisterung; ich muß eine Viertelstunde lang auf einem Fuß auf einer zusammengebrochenen Schneebrücke stehen! Ein wunderbarer blauer Eiskamin – da vergesse ich sogar, daß meine Nachkriegsschuhe schon tiefnaß sind. Ein Reitgrat aus Eis, dahinter tiefer, angewehter Schnee, in dem wir bis zu den Schenkeln versinken. Eiskletterei, dann wieder leichteres Gelände. Eine starke Steilstufe können wir nur stufenschlagend überwinden. Dann ein langes, langes Schneefeld und in die nächsten Brüche, die leichter zu überwinden sind; eigentlich nur steiles Eis. Nun darf sogar ich Stufen und Kerben schlagen, scharf beobachtet von den Gefährten.

»Na, Lammer wird keiner aus Dir!«

Ich bin beleidigt: »Sicher aber eine Lammerin!« Doch das »Steigeisengefühl« ist so herrlich, das Greifen und Knirschen auf dem spröden glasigen Eis, daß ich alles andere vergesse – bis auf den wütenden, nagenden Hunger. Zu dritt haben wir zum Frühstück nur ein wenig Sturz gegessen! Meine beiden Großen »verzünden« viel zu viel von dem kargen Proviant – in der letzten Hütte mußte ich in einer Waschschüssel »Müsli« mit Haferflocken, Wasser und ein bißchen Zucker anrühren! Auf einem tischgroßen Block rasten wir, dann klettern wir in 10 Minuten über griffige Gneisplatten auf die Jochspitze 3178 Meter. Zurück ins Joch. Nun sind wir uns über den Weiterweg nicht klar. Die Nordwestflanke des Großen Elendkopfes schaut gräßlich steil aus. Wir bleiben angesiebt. Eigenartige Plattentafeln sind zu erklettern. Bald erreichen wir ein straffgespanntes aber kurzes Drahtseil. Wir benützen

diese Versicherung »sicherheitshalber« nicht und steigen auf Reibungstritten daran vorbei. Überhängender Ausstieg in eine Rinne. Drüben am Glockner scheint ein Gewitter zu sein, auch über uns zieht es sich von allen Seiten zusammen. Nochmals ein Drahtseil, dann ist schon der Grat über uns. Der führende Mengerl hat sich in Platten nach rechts »verklescht«. Heinz steht über uns in der Rinne – da kracht es oben am Grat und eine tischgroße Felsplatte saust herab, knapp an Heinz vorbei, und zerspringt unter uns in tausend Trümmer. Heute ist ein »roglichter« Tag; auch in der gut sichtbaren Gussenbauer-Rinne saust es andauernd. Weder Schnee noch Eis sind in dieser Rinne zu sehen, bei deren Erstbegehung durch Dr. Gussenbauer vor mehr als hundert Jahren 335 Stufen geschlagen werden mußten. Und Ing. Horn schlug bei einer Begehung der östlichen Rinne gar sechshundert Stufen in neun Stunden schwerster Eisarbeit!

Der zerborstene Fels raucht und stinkt noch unter uns, doch wir sind schon am Grat und steigen auf die Schneeige Hochalm Spitze, – Mengerl sagt »die Schnee-ei-ige!« – und hinüber zur Aperen Hochalm Spitze.

Wir »lizenzen« fast eine Stunde oben, trinken Gletscherwasser trotz der Proteste unseres erfahrenen Gefährten, schon um den Hunger zu stillen. Schön kühl ist es, die Sonne scheint wieder, rein und weiß steht der Glockner im Westen. Auf der Schwarzen Schneid geht ein fürchterlicher Bergsturz nieder, es raucht und staubt noch stundenlang. Abstieg über das sehr steile Hochalmkees, die schwarz-eisige Preimlscharte (Gelegenheit, zu beweisen, daß aus mir wirklich kein Lammer wird!), Griesliger Schutt, Gletscherschlamm, neugebildete Bäche. Ein stäubender Wasserfall, der sich wie jauchzend über Felsstufen wirft. Der große Tag endet mit einer Schmarren-Orgie in der Osna-brücker Hütte.

Die heile Welt um den Dösender See – Das Arthur v. Schmid-Haus

Als es ruchbar wird, daß ich über das »Bergell der Hohen Tauern« schreiben werde, erscheint mein Nachbar, der Geschäftsführer der Grazer AV-Sektion Günter Auferbauer, bei mir und deponiert einen riesigen Stoß Akten. Kaum ist er entschwunden, wiege ich den ganzen »Murrer« – die Akten über das Arthur von Schmid-Haus, allerdings über einen Zeitraum von fast achtzig Jahren, wiegen siebeneinhalb Kilogramm! Sich da durchzufinden, ist gar nicht leicht, zumal allein schon die

notarielle Korrespondenz was ein Vermächtnis für eine Heidenarbeit macht! – sehr interessant, aber schwierig zu lesen ist. So beschließen wir, lieber ein lebensvolles Interview mit Herrn Auf-
erbauer zu machen, was mehr bringt und infolge der guten Nachbarschaft auch leicht zu bewerk-
stelligen ist. Das heißt, so einfach war's gar nicht –
der Geschäftsführer ist gleichzeitig auch Hütten-
referent der Sektion, ausübender Bergsteiger,
Skifahrer, Bergschriftsteller und noch manches
andere mehr und dementsprechend »gefragt«.
Aber eines späten Abends gelingt es doch, und aus
einer Chronik des Arthur von Schmid-Hauses,
gewürzt mit lustigen Bemerkungen des Hüttenre-
ferenten, der beim derzeitigen Ausbau des Hauses
selbst fleißig mithilft, kann ich das Nötige und
manches Anekdotische entnehmen und festhalten.

Der Grazer Handelsakademie-Direktor Arthur
von Schmid war Vorsitzender der AV-S. Graz von
1882 bis 1885 und verstarb 1902. Laut seinem
Testament vom 2. Jänner 1901 erbt die Sektion
Graz sein ansehnliches Vermögen im Wert von
über 50000 Kronen. Schmid hatte verfügt, daß
das Vermögen selbst unangetastet bleiben, der
Zinsertrag aber ausschließlich für Weg- und Hüt-
tenbauten in den Alpen verwendet werden sollte.
Dieser edle Zweck wurde von den Erben voll er-
füllt, die Zinsen reichten aus; das Vermögen hat
sich leider über zwei Weltkriege hinweg »ver-
flüchtigt«!

Im Jahr 1905 trat die S. Mallnitz der S. Graz das
Dösender Tal als Arbeitsgebiet ab, und man ent-
schied sich für einen Hüttenbauplatz am Dösender
See. 1906 bewilligte die AV-Generalversamm-
lung in Leipzig die stattlichen Darlehen von je
4000 Mark für Hütten- und Wegebauten. Im
selben Jahr verpflichtete sich der Einheimische
Ulrich Ladinig, für die Sektion vom Kritzbrunn bis
zur Konradhütte im Dösender Tal einen minde-
stens 1½ Meter breiten Fahrweg zu bauen – pro
Laufmeter zu 50 Heller! Zur selben Zeit stellte
sich heraus, daß im Zuge des eben begonnenen
Baus der Tauernbahn die Arbeitskräfte rar und
teuer geworden waren; die Sektion verschob den
Bau einer Schutzhütte bis zur Vollendung der
Tauernbahn. 1909 zeichnete das Grazer Aus-
schußmitglied Oberbaurat Ludwig Muhry die
Baupläne, gleichzeitig wurde der Bau an Zim-
mermeister Johann Perauer in Pusarnitz und
Maurermeister Josef Antoniutti in Lendorf um
34000 Kronen vergeben. Das Bauholz konnte in
der Nähe der Konradhütte geschlagen werden, wo
damals noch Waldbestand war; ab Ende Februar

(!) 1910 wurde das Holz mittels Aufzuges zum
Bauplatz gebracht, unter anderem 19000 Stück
Schindeln, und der Bau begann.

Das Arthur v. Schmid-Haus 2281 m, welches das
»Bergell der Hohen Tauern« mit dem Säuleck-
Kamm und dem Dösender Grat (Reißeckgruppe,
Dösender Spitze bis Sickerkopf) bis hin zur Hoch-
almspitze erschließt, wurde am 16. 10. 1910 voll-
endet und am 9. 7. 1911 eröffnet.

Von 1911 bis 1913 war Alexander Lechner aus
dem Zillertal der erste Hüttenwirt. Er benützte
seine Stellung zu eifrigem Wildern, was zu einer
Verurteilung zu 2 Monaten Haft, verschärft durch
einen wöchentlichen Fasttag, führte. Das Wildern
war damals noch ein weiter verbreiteter »Sport«
als heute, so daß die Gemeinden sogar den Wege-
bau im Gebirge verbieten wollten, um keinen
Vorschub zu leisten. Trotzdem muß man das
Wildern als Kavaliärsdelikt angesehen haben.
Denn die Strafe erscheint dafür, daß Lechner den
Jäger, der ihn gestellt hatte, mit dem Alpenstock
verdrochen hat, nicht allzu hoch. Ab 1914 war
Bergführer Leonhard Roßkopf, Mallnitz, der
Hüttenpächter, doch ab 1915 war die Hütte aus
»Kriegsgründen« unbewirtschaftet. Ab 1920 war
Frau Leni Kirchner Hüttenwirtin, im nächsten
Jahr abgelöst von Max Hörhager aus Hofgastein
(bis 1924), dann von dem leider frühverstorbenen
Georg Hechenberger mit Frau Anna (1924–38).
Die tapfere Witwe bewirtschaftete die Hütte wei-
ter von 1939 bis 1961, war also insgesamt fast
40 Jahre Hüttenwirtin, bis sie sich nach Mallnitz in
den wohlverdienten Ruhestand zurückzog. 1961
bis 1964 war wieder eine Familie Roßkopf Päch-
ter (Frau Paula), und ab 1965, also auch schon
15 Jahre lang, sind Rosl und Hans Pschernig
Hüttenwirte, unterstützt vom Mallnitzer Hütten-
wart Walter Fercher. Hüttenwirte und Hütten-
wart nach dem guten, alten Schlag – das Schmid-
Haus ist eine der wenigen Schutzhütten, die noch
mit Tragtier versorgt werden: 1 bis 2 mal täglich
»säumt« Herr Pschernig zur Hütte! Und der Hüt-
tenwart Fercher »strudelt sich«, rührig und tüch-
tig, seinerseits ab für »seine« Hütte.

Unter den verdienstvollen Hüttenwarten finden
wir u. a. die Namen Hotelier Alber aus Mallnitz,
Dr. Taul, Dir. Rudolf Leykauf, Graz, oder den
als Skipionier berühmten Max Kleinscheg
(1911–1932) und den Grazer Handelsakademie-
professor Hans Kleinschuster (1933–35), der in
späteren Jahren auch mir in dieser Schule Kalli-
graphie und Stenographie beigebracht hat. Seine
Exaktheit und Strenge, die wir erst heute zu schät-
zen wissen, hat uns manches Kopfzerbrechen

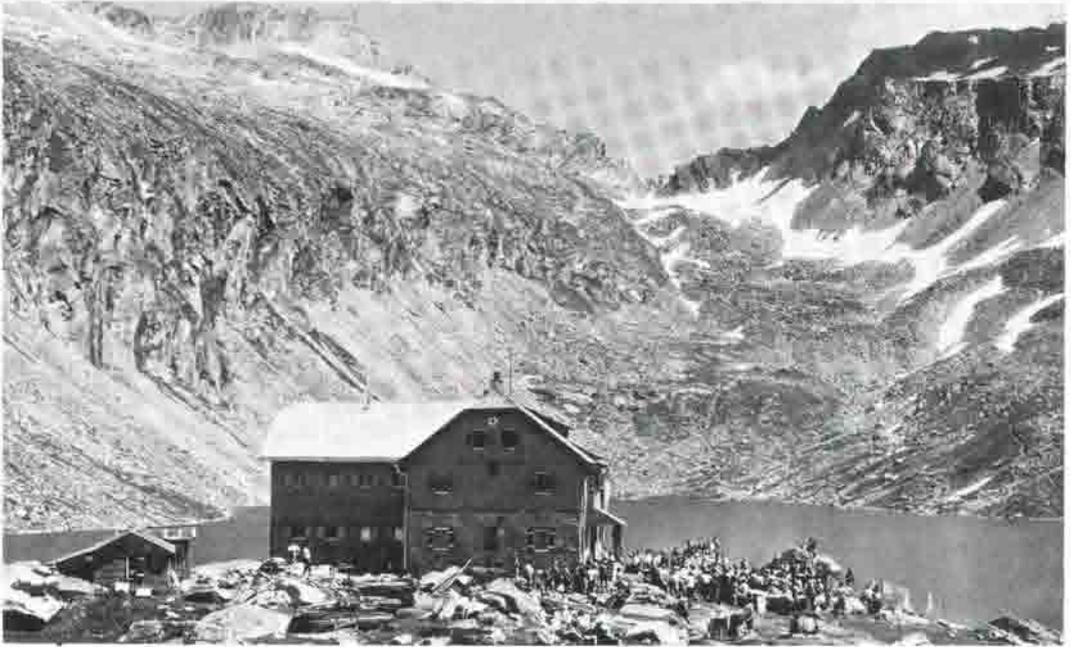
bereitet. Als Hüttenwart war er ebenso genau: in der Ausschußsitzung vom 25. 4. 33 breitete er in einem siebeneinhalb Seiten langen, engzeiligen 22 Punkte umfassenden Maschinschriftbericht das umfangreiche Sorgenbündel eines Hüttenwartes der Dreißigerjahre aus.

Baumängel hat es schon bald an der Schutzhütte gegeben, z. B. am Dach. Sie war auch nie für einen Winterbetrieb erbaut, der aber doch einsetzte, da man die herrlichen hochalpinen Skitouren der Gegend zu schätzen begann. 1933 bis 1936 erfolgte eine Generalreparatur, welche die damals stattliche Summe von 3000 Schilling verschlang. Dabei wurden z. B. die Aborte in einen eigenen Anbau verlegt, eine günstige Einrichtung, die nicht jede Schutzhütte aufwies. Was aus einer Hüttenchronik noch so alles hervorgeht: welche Umstände etwa die verschiedenen Bewilligungen bereiten! So mußte der Besitzer Franz Kohlweger die Baubewilligung für den Detmolderweg geben (muß doch schön sein, Besitzer etwa der Gussenbauerspitze zu sein!), und die K.K. Staatsbahndirektion Villach gestattete das Aufstellen einer Orientierungstafel auf dem Bahnhofsvorplatz Mallnitz. Dann gab es andere, heute kurios erscheinende Schwierigkeiten: so betrug 1924, zur Inflationszeit, ein Kostenvoranschlag für diverse Reparaturen am Detmolderweg 5 Millionen Kronen (= 300 Reichsmark). 1927 wiederholte Kleinoscheg seinen Vorschlag, das Haus abzustoßen. Gründe: endlose Kosten, kein Ertrag, schlechter Besuch, besonders von Grazern! (das hat sich mittlerweile geändert). 1932 zählte man 1117 Besucher, davon nur 330 nächtigende. Und 1933 waren schon Bestrebungen im Gange, am Kaponigtörl eine Unterkunft zu bauen, was nicht zustandekam. In den letzten Jahrzehnten wurde wenigstens eine Biwakschachtel zwischen Seeschartl und Kaponigtörl erstellt, ein wichtiger Stützpunkt für die Begeher des Reißbeck-Höhenweges und für Touren auf einsame Berge, etwa die Tristen Spitze.

Anläßlich der 850-Jahr-Feier der Stadt Graz 1978 beschloß die S. Graz die Sanierung ihrer höchstgelegenen Schutzhütte und begann sofort mit einem großzügigen Umbau, der 1979 fertiggestellt wird – zur 70-Jahr-Feier des Arthur von Schmid-Hauses soll eine im Grunde erneuerte Hütte dastehen! Die nicht mehr zumutbaren Wirtschafts- und Sanitäräume werden abgetragen und in einem eigenen Anbau neu errichtet, der u. a. moderne Sanitäranlagen, ein neuzeitig ausgestattetes Pächterzimmer und sogar ein Touristenzimmer mit Dusche/WC sowie 18 neue Schlafplätze im

Dachgeschoß enthält. Warmwasser wird installiert, der Winterraum hergerichtet, das »Schmid-Zimmer« endlich in einen würdigen Zustand versetzt. Die Finanzierung des 3-Millionen-Projektes ist solide. 60% des Aufwandes tragen die Mitglieder der S. Graz – die sogenannte »Hunderttausenderschaft vom Schmid-Haus« spendete allein 100000 Schilling! – 40% der Gesamtverein; der Kärntner AV-Sektionenverband gibt einen namhaften Betrag dazu.

Die Zubau-Schwierigkeiten sind nicht geringer als jene des Neubaus 1910, meint Günter Auferbauer – nur andere! Haben zum Urbau des Schmid-Hauses einmal alle »verfügbaren« Mallnitzer Tragdienste geleistet, so fliegt jetzt der Hubschrauber, doch auch hier gibt es Schwierigkeiten: etwa bei der komplizierten Berechnung des Ladegewichtes der verschiedenen Baumaterialien. Wenn der Sand etwa naß ist, was oft der Fall sein kann, wird er teuer wie Gold. Im Winter wären die Kosten des Materialtransports wesentlich günstiger, da es im Sommer oft schlechte Thermik für den Hubschrauber gibt. Und der Baumeister Süntinger und die Bauarbeiter müssen nach wie vor von der Konradhütte zum Schmid-Haus steigen und dürfen stolz sein, wenn sie es in 1½ Stunden geschafft haben. Der Tischler mußte mit Skiern auf die Hütte gehen – ohne Tourenbindung eine harte Sache. Doch Hüttenwart Fercher tauschte seine Brettel mit ihm, und nach Ende der Aufmeß-Arbeiten fuhr man bei Vollmond über die »romantische« Steilstufe zu Tal. Es kann aber auch sein, daß Arbeitskräfte, die sich extra freigenommen haben, bei der Hütte parat stehen, und der gecharterte Hubschrauber aus dem Gasteiner Tal nicht kommt. Da heißt es von der Hütte zu Tal hetzen, in Gastein anfragen: ja, auf der Nordseite ist doch schlechtes Wetter, wir können nicht aufsteigen! Der Alpenhauptkamm ist eine Wetterscheide. Dann gibt es weiterhin Probleme mit dem Markieren und Ausbesern der Steige – es sind Stellen dabei, wofür eigentlich die Wildbachverbauung zuständig sein müßte, meinen Hüttenwart und Pächter. Günter Auferbauer hat bei einem persönlichen Einsatz auch allerlei mitgemacht, als er an einem glühend heißen Tag eine Drahtseilrolle von der Hütte zum Detmoldergrat tragen wollte, mit bloßem Oberkörper, und zu wenig Flüssigkeit aufgetankt hatte: geradezu ein Paradebeispiel dafür, wie man sich eine Nierenkrankheit einhandeln kann! Als er gegen Abend Koliken bekam, war zum Glück gerade der bekannte Grazer Arzt und Bergsteiger Prim. Dr. Koberg in der Hütte,



Das neue Arthur von Schmid-Haus am Dösender See.

Foto: H. Stolterfoht

der gleich die richtigen Maßnahmen einleiten konnte.

Hört man solche Berichte, liest man die Hüttenchronik, weiß man, daß dieses Schutzhaus unter anderem auch zur Anerkennung der Arbeit der Hüttenwirte umgestaltet wurde, so findet man, daß dort eben trotz mancher Schwierigkeiten doch eine noch heile Welt besteht. Ich stelle die passende Gretchenfrage: und wie stehts mit dem Natur- und Umweltschutz im Dösender Tal und darüber? Sind doch ganz in der Nähe Kölnbrein- und Gößgrabenspeicher, sind manche der Seen im nahen Reißbeck gestaut, manche Bäche abgeleitet worden. Auch den Dösender See haben die Österreichischen Draukraftwerke nicht mit Messungen verschont, die jahrelang fortgeführt wurden. Das Wasser hätte übergeleitet werden sollen zum Gößspeicher. Doch hat die ÖDK auf schriftliche Anfrage auch schriftlich geantwortet, daß ein Aufstau des Dösender Sees in den nächsten Jahren nicht geplant sei. Neue Straßen wird es auch nicht geben, und es wird auch keine Seilbahn gebaut. Im Falle einer Aufstauung wäre das Arthur von Schmid-Haus, so nahe dem Seespiegel, sicherlich aufs Ärgste bedroht.

Heile Welt um den Dösender See – ich hab sie vor wenigen Jahren noch kennengelernt, wie ein Märchen. Durch die steile Seeschartenschlucht waren wir aufgestiegen, hatten den großen Stein-

mann mit dem Felstrapez des Säulecks dahinter gebührend fotografiert, waren hinübergewandert zum Pfaffenberger See, wo einer von uns ein Bad nahm. Mir war das Wasser zum Trinken zu kalt! Den ganzen Tag waren wir allein unterwegs angesichts der überwältigend schönen Tristenspitze mit ihrem ebenmäßigen Felsaufbau. Dann suchten wir nach dem schmalen Pfad zum Kaponiggraben, fanden über dicke Zirbenwurzeln und lose Blöcke hinab und wanderten über Märchenwiesen und -almen hinaus zur Bahnstation Obervellach. Eine letzte Rast auf einer Wiese mit zartestem Gras, unter Lärchen und Zirben. Plötzlich ein sanftes Getrappel – und mitten unter uns steht ein Hirsch und schaut uns mit sanften Augen vertrauensvoll an...

Führer und Karten: AVF Ankogel-Goldberggruppe von L. Buchenauer, BV Rother München, 2. Aufl., 1979. Führer durch die Kreuzeck-, Reißbeck- und Sadniggruppe v. R. Gritsch, BV Rother 1977. – Dr. E. Herrmann, Tauernhöhenweg, Gerlach & Wiedling, Wien, 4. Aufl. 1975. – FB-Karte 1:100 000, Bl. 19. Österr. Karte 1:50 000, Bl. Obervellach, Hofgastein, Muhr. AV-Karte 1:25 000 Ankogelgruppe, Beigabe zu diesem Jahrbuch.

Anschrift der Verfasserin:
Liselotte Buchenauer
Th. Körner-Straße 47
8010 Graz

Kattowitzer Hütte

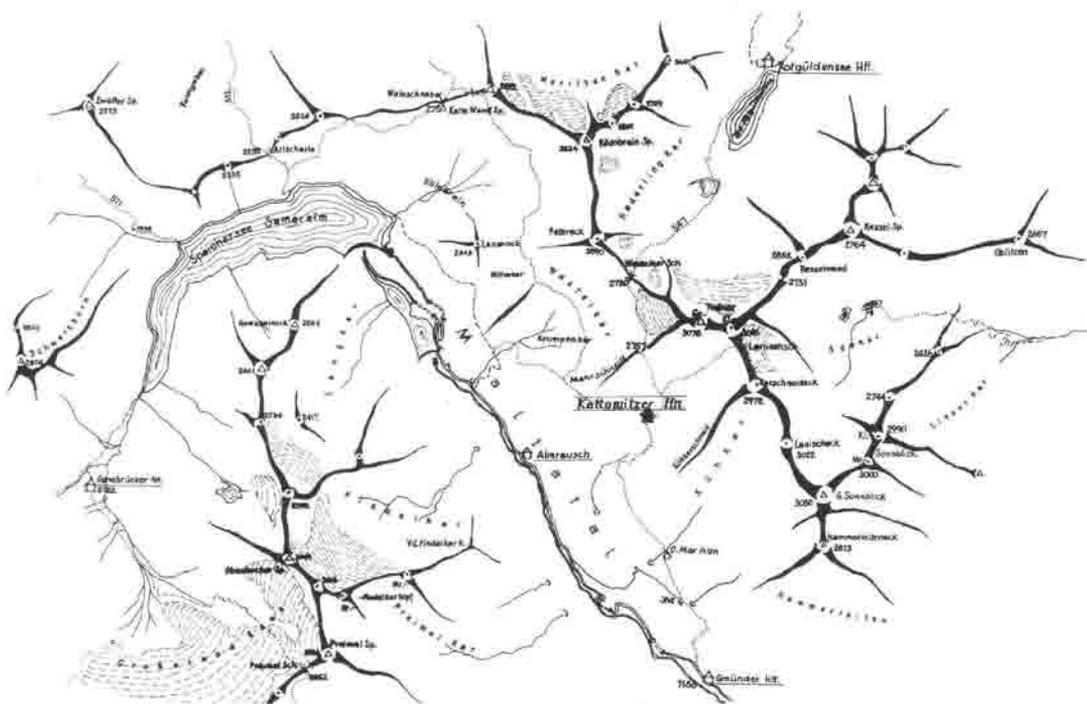
HORST DELHAES

Zwischen dem Tauerntunnel (Badgastein – Mallnitz) im Westen und dem Katschberg im Osten liegt ein vielseitiges Wander- und Hochtourengebiet (Ankogel und Hochalmspitze), dessen östlicher Ausläufer, die Hafnergruppe mit dem Stützpunkt Kattowitzer Hütte, hier vorgestellt werden soll. Die Kattowitzer Hütte wurde 1928–30 von der damaligen Sektion Kattowitz / Oberschlesien erbaut; erweitert 1977/78. Heute hat die Sektion Kattowitz – 1957 nach dem Krieg wiedergegründet – ihren Sitz in München und zählt etwa 180 Mitglieder.

Die Kattowitzer Hütte bietet Unterkunft für 52 Personen (10 Betten, 42 Lager). Sie ist sehr gut bewirtschaftet und jährlich vom 20. Juni bis 30. September geöffnet.

Den Hauptzugang ins Zentrum der Ankogelgruppe – zur Kattowitzer, Osnabrücker und Giesener Hütte – vermittelt das Maltatal, das wegen seiner prächtigen Wasserfälle und Wildbäche als das schönste aller Tauerntäler galt. »Das Tal der stürzenden Wasser«. Liselotte Buchenauer schreibt dazu in ihrem 1976 im Tyrolia-Verlag erschienenen »Kärntner Wanderbuch«: »Die stürzenden Wasser werden gebändigt in Kraft-

werken der Kraftwerksgruppe Malta der Österreichischen Draukraftwerke ... Schon ist das Maltatal, im Oberlauf und Mittelstück eher ein enger Graben als ein Tal, durch eine Fahrstraße erschlossen. Schon ist über dem Ausgang des früher tödlich einsamen Kölnbreinkares der »Adlerhorst« errichtet, ein merkwürdig gestalteter Rundturm ... Schon schießt die Staumauer, sicherlich ein Wunderwerk der Technik, zu schwindelnder Höhe empor. Wie die stürzenden Wasser und das Tal in einigen Jahren aussehen werden, wissen wir nicht. Das Bett der Malta ist bereits verändert worden. Noch aber springen die herrlichen Wasserfälle, im ganzen etwa dreißig an der Zahl, aus den Seitengräben, und noch kann man sie bewundern. Ein guter Alpenvereinssteig erschließt das Maltatal dort, wo es am schönsten ist, und seine Fortsetzung wurde durch einsame Kare gebaut, um die Staumauer zu umgehen. Man sollte ihn erwandern, solange im Maltatal die Wasser noch stürzen ...« (Wasserfälle und Bäche sind seit 1978 eingebracht in das gigantische Staubecken der Kölnbreinsperre der Kraftwerksgruppe Malta, das bei Vollstau 200 Mio. Kubikmeter Wasser umschließt, abgeriegelt durch eine 200 m hohe und 625 m lange Staumauer, von der aus das Wasser 20 km quer durch den Berg in das Mölltal abgeleitet wird. Von den einst stürzenden Wassern sind drei bis vier Fälle übriggeblieben. Red.)





Kattowitz Hütte, 2320 m

Eingeschnittenes Bild: neue Kattowitz Hütte

Foto: M. Schubert

Foto: H. Delhaes

Zugang

Ausgangspunkt für die Kattowitz Hütte ist das Städtchen Gmünd (732 m) – gute Busverbindung von und nach Spittal/Drau und ins Maltatal bis Kölbrein-Sperre. Bis hierher auch mit eigenem Pkw oder zur Gmünder Hütte, AV-Sektion Gmünd, 1.186 m, Unterkunft und Verpflegung vor dem Aufstieg zur Kattowitz Hütte möglich. Aufstiegszeit zur Kattowitz Hütte 3 Stunden, anfangs sehr steil; von den Jagdhäusern bzw. Mahralm, bis dahin bedingte Fahrmöglichkeit, ca. 2 Stunden, oder bequemer ab Moosbach – Forststraße – Jagdhäuser.

Eine weitere Zugangsmöglichkeit bietet sich auf dem neuen AV-Touristensteig, der zur Umgehung der Staumauer angelegt wurde; vom Gasthaus »Almrausch« (Taxizufahrt von Gmünder Hütte) noch etwa ¼ Stunde auf der Werkstraße, dann rechts abzweigend auf sehr steilem, gut angelegtem Steig ins Krumpenkar; bei der Wegteilung nach rechts auf gutem Steig zur Mahrschneid und fast eben hinüber zur Kattowitz Hütte, 3½ Stunden.

Übergänge

Wastelkarscharte, Weg Nr. 547, zur **Rotgüldensee**hütte ins Murtal, ca. 3–4 Stunden, viel begangen.

Eine weitere Markierung führt über das Wastel-

kar, Kölbreinkar; östl. unterhalb des Weinschnabels 2750 m (4 Stunden) Einmündung in den von der Osnabrücker Hütte 2022 m kommenden Tauernhöhenweg; weiter über die Moritzenscharte 2385 m-Schalzscharte 2444 m zur **Stickerhütte** 1752 m im obersten Murtal, Weg Nr. 545, 546, 502, im ganzen 7 Stunden. Von hier über das Murtal abwärts zur Abzweigung Rotgüldenseehütte oder direkt nach dem Ort Mur (Busverbindung).

Eine weitere Tour von Hütte zu Hütte ist der Weg zur **Osnabrücker Hütte** 2022 m, Weg Nr. 545, 537, 502, über das Wastelkar zur Kölbreinsperre in 1900 m Höhe, bis hier ca. 2 Stunden. Oberhalb des Stausees Abzweigung über die Arlscharte, 2259 m, Weg Nr. 512, Möglichkeit zum Abstieg ins Großarlal über Hüttschlag, ca. 7 Stunden. (Busverbindung nach St. Johann i. Pongau.)

Ein weiterer Abzweiger führt über die Kleine Elendscharte 2663 m, Weg Nr. 511, zum Alpengasthaus Prossau 1271 m, ca. 8 Stunden, Fahrmöglichkeit ins Gasteiner Tal.

Gesamtzeit von der Kattowitz Hütte zur Osnabrücker Hütte ca. 5 Stunden.

Übergang zur **Gießener Hütte** 2218 m: Abstieg von der Kattowitz Hütte zur Gmünder Hütte; weiter talabwärts bis zum **Pflüghof** 847 m, Weg Nr. 537, und aufwärts über den Gößgraben –

Kohlmayr-Hütte zur Gjeßener Hütte, Weg Nr. 533, ca. 5 bis 6 Stunden ab Pflüghof. Weiter über die Mallnitzer Scharte 2676 m – Arthur von Schmid-Haus 2272 m ins Mallnitzer Tal.

Gipfelouren

Großer Hafner 2076 m mit Kattowitz Kreuz: unschwer, an einigen Stellen am Hafnergrat etwas Vorsicht, markiert, Weg Nr. 547, 548, 2 Stunden. Ein anderer Anstieg über die Lanischscharte, bis hier markiert, Weg Nr. 549, über den Kleinen Hafner zum Hauptgipfel, II, 2 Stunden.

Großer Sonnblick (Malteiner Sonnblick) 3030 m: von der Hütte ostwärts über die Kühkarschneid quer durchs Kühkar, Aufstieg in Gipfelfallinie, Markierung aufgelassen, II–III, 3½ Stunden. Oder über Lanischscharte, markiert, Weg Nr. 549, nach Süd-Ost über Karschneideck 2972 m – Gratweg-Lanischeck 3023 m – Grat zum Südgipfel, II, Weg ab Lanischscharte nicht markiert, 4¼ Stunden.

Für Kletterer bietet der Verbindungsgrat zum Mittleren Sonnblick 3000 m und Kleinen Sonnblick 2990 m interessante Betätigung, II +.

Petereck 2890 m: erreichbar über den markierten Übergang zur Wastelkarscharte, Weg Nr. 547, dann unmarkiert seitlich des SO-Grates zum Gipfel, von der Hütte ca. 2½ Stunden.

Kölnbreinspitze 2934 m: Zugang vom markierten Verbindungsweg Kattowitz Hütte – Stickerlhütte, Weg Nr. 545, 546, im Kölnbreinkar abzwei-

gend zu einer kleinen Scharte im NW-Grat und in wenigen Min. zum Gipfel, I, 4 Stunden.

Kalte Wand Spitze 2822 m: vom Kölnbreinkar, schwierig III, oder von dem Sattel östlich des Weinschnabels (Weg zur Stickerlhütte) I +, 5–6 Stunden.

Weinschnabel 2750 m: leicht vom Sattel westlich erreichbar, 4 Stunden.

Marchkarspitze 2387 m: über Tauernhöhenweg zu ersteigen, Höhenweg Nr. 502, II, 5–6 Stunden. Für Geologen und Mineraliensammler dürfte die nähere und weitere Umgebung der Kattowitz Hütte ein interessantes Betätigungsfeld bieten.

Eigentümer: Sektion Kattowitz / Sitz München.

Vorstand: Horst Delhaes, Brieger Str. 6, 8000 München 50, Tel.: 089/14 27 66.

Hüttenwirt: Sepp und Erna Rosenauer, Kleinhattenberg 10, A-9853 Gmünd/Kärnten.

Bewirtschaftet: 20. 6.–30. 9., sonst mit AV-Schlüssel, Winterraum, 6 Betten.

Führer und Karten: Alpenvereinsführer »Ankogel- u. Goldberggruppe« von Liselotte Buchenauer, Bergverlag Rudolf Rother, München, Touristenkarte Freytag-Berndt Blatt Nr. 19 »Goldberg-Ankogel, Radstädter Tauern« 1:100 000, Sonderausgabe Freytag-Berndt »Sonnblick und Ankogelgruppe« 1:50 000, Kompaß-Wanderkarte Nr. 66 »Maltatal-Liesertal« 1:50 000.

Anschrift des Verfassers:

Horst Delhaes

Brieger Straße 6

8000 München 50

Stausee Kölnbreinsperre

Foto: G. Gindl



Skirundtour Ankogelgruppe

HANS WAGNER

Hochalpine lange und abwechslungsreiche Fahrt mit Besteigung der höchsten Gipfel der Gruppe. Die Tour erfordert leichte Kletterei, Steilabfahrten (Trippkees) und guten Orientierungssinn, daher sollte man nur bei guten Verhältnissen und sicherem Wetter beginnen.

Stützpunkte: Hannoverhaus 2700 m nahe der Ankogelseilbahn-Bergstation auf der Arnoldhöhe gelegen. Offener Winterraum mit 10 Lagern und Ofen.

Osnabrücker-Hütte 2030 m. Etwa 60 Meter von der Hütte entfernt, 1978 kleines Blockhaus, offen mit größerem Raum, 2 Betten und Ofen.

Arthur von Schmid-Haus 2281 m. Bequemer offener Winterraum mit 16 Lagern und Herd (1979 Hüttenerweiterungsbau fertiggestellt!)

Beste Zeit: März bis Juni.

Übersicht: Ausgangspunkt Mallnitz (Ankogelbahn) Hannoverhaus. Ankogelüberschreitung – Osnabrücker-Hütte – Hochalmspitze – Steinerne Mannln – Mallnizerscharte – Arthur v. Schmid-Haus – Säuleck – Dösenertal – Mallnitz.

Wie schon oft, geht es auch diesmal ohne starre Planung neuen Abenteuern entgegen. Wie sind Gelände, Schnee, Wetter und Stützpunkte beschaffen? Werden wir Gipfel erreichen und schöne Abfahrten genießen? Die Ungewißheit verleiht auch dem Skibergesteigen das prickelnde Gefühl des Abenteuers. Je größer und abwechslungsreicher die Tour, umso länger bleiben die Erlebnisse erhalten. Die Kombination Bergsteigen und Skifahren ist im Skifrühling ein herrliches Unternehmen. Wenn man dabei an die langen Abstiege im Sommer denkt, dann sind die Abfahrten ein besonderer Genuß.

Nach zwei Abblitzern in der Kreuzeckgruppe (ungünstige Gelände- und Schneeverhältnisse) und in der Sadniggruppe (vermurte Zufahrtsstraße) haben wir uns für die Ankogelgruppe entschlossen.

Der Start ist äußerst angenehm, denn die Seilbahn überbrückt den unbeliebten Hüttenanstieg. Diese Erleichterung kann ich trotzdem nicht richtig ausnützen, da ich den Großteil des Proviantes zwar im Auto lasse, dafür aber ungewollt einen dritten Fotoapparat mitnehme.

Von der Mittelstation aus sehen wir bereits unser Hauptziel, die Hochalmspitze, doch es trennt uns davon noch ein weiter Weg. Wir haben Zeit und müssen nicht unbedingt die nächste Gondel errei-

chen (wie die Pistenfahrer mit ihren Tageskarten – diese einseitige Betätigung auf Skiern »Lift rauf und die vorgesehene Piste runter« könnte einen Tourenfahrer nur kurzzeitig befriedigen). Ein kurzer steiler Hang trennt das Hannoverhaus von der Bergstation. Dieser herrliche Aussichtsplatz trägt die Bezeichnung »Arnoldhöhe«.

Beim Anblick des Ankogels, des ersten Höhepunktes unserer Rundtour läßt sich teilweise schon der Anstieg ausfindig machen. Dietmar kennt die Tour von einer Sommerbesteigung her, weshalb wir uns seiner Führung anvertrauen. Nach einer kurzen Abfahrt mit anschließender Querung steigen wir mit den Fellen über einen schönen Hang hinauf zum Kamm. Ohne Skier erkunde ich den Weiterweg, muß jedoch bald einsehen, daß dieser Anstieg äußerst ungünstig ist. Dietmar meint, daß sie auch im Sommer noch früher zum Grat gelangt seien und dadurch ungewollt eine schwierige Variante begingen. Um kein Risiko einzugehen, entschließen wir uns zur Abfahrt und setzen die leicht fallende Querung von der Bergstation fort bis man in direktem Anstieg die Radeckscharte erreicht.

Hätten wir nicht die Rundtour auf dem Programm oder wäre das Wetter unsicher, dann gebe es nur eines: Skier anschnallen und ins Anlaufthal abfahren, denn einladend und faszinierend bietet sich der Blick in dieses Tal.

Wir stecken aber unsere Skier zwischen Rucksack und Seitentasche und nehmen den letzten Aufschwung zum Ankogel in Angriff. Ein größerer Absatz trägt völlig zu Unrecht die Gipfelbezeichnung »Kl. Ankogel«! Diese Terrasse scheint wie geschaffen für den Start zur Abfahrt ins Anlaufthal, denn hier ist der Tiefblick noch überwältigender als von der Radeckscharte. Uns beschäftigt aber der Weiterweg, denn Trittsicherheit und etwas Kletterei sind zur Erreichung des Gipfels und zur Fortsetzung der Überschreitung erforderlich. (2½ Stunden von der Bergstation.)

Nach kurzem Abstieg zum Kleinellend Kees können wir die Skier anschnallen und die lange abwechslungsreiche Abfahrt beginnen. Schöngestaltete Windgangeln zieren das Kleinellend Kees und prüfen gleichzeitig unser skifahrerisches Können. Wir halten uns nahe zum Ankogel Ostgrat und suchen den günstigsten Übergang ins Grobelental bei P 2800.

Rechts den Kamm (Felsblöcke) überschreiten und in südliche Richtung den Hang queren und, teilweise abfahrend, zu einer kleinen Scharve. Bei der weiteren Abfahrt ebenfalls immer wieder rechtshalten bis zu P 2334.

Die Abfahrt erfordert viel Gefühl und gute Sicht. Kurze Steilabfahrten mit längeren Querungen wiederholen sich des öfteren. Sie gestalten die Fahrt sehr abwechslungsreich. Die Schlüsselstelle ist zweifellos die Steilstufe beim Fallbach; zuerst halten wir uns links, nach einem zögernden Versuch queren wir auf die rechte Seite und finden eine gute Einfahrt in den Talboden, und nach einem Flachstück ist die Osnabrückerhütte erreicht. (Vom Gipfel ca. 1 Std.) Als Winterraum entdecken wir ein Blockhäuschen, welches tief im Schnee steckt und erst nach längerer Arbeit bewohnbar wird. Eine Spürnase ist notwendig, um den Kamin ausfindig zu machen. Dafür spendet uns der Ofen dann wohlige Wärme und überbrückt die zerbrochenen Fenster. Das monotone Tropfen des Kondenswassers von der Decke sorgt für baldigen Schlaf.

Wie immer zeitiger Aufbruch, damit man für die Abfahrt noch guten Schnee vorfindet – bei Sternenlicht ein angenehmer Start, denn der flache Talschluß ist für das folgende steile Gelände zum Eingehen ein ideales Vortraining. Einem Moränenrücken links folgend, leitet der Weg über eine Rinne in große freie Hänge.

Die Harscheisen leisten hier bei diesem harten Schnee besonders gute Dienste. Ohne die Blechzacken hätten wir die Skier wahrscheinlich tragen müssen. Inzwischen erreicht uns die Sonne und angenehmes Gelände bringt uns immer näher zur Preimlscharte 2952 m. (3 Std.) Ein kurzer Steilaufschwung leitet zum ausgedehnten Hochalmkees. Hier schmeckt uns die Jause schon wesentlich besser als das Frühstück – nachdem der schwierigere Teil hinter uns liegt. Auf der anderen Seite des Gletschers sehen wir Hochalm Aspiranten, die von der Ostseite aufgestiegen sind. Diese Route ab dem Stützpunkt Villacher Hütte ist ein beliebter und vielbegangener Skianstieg.

Auf dem kürzesten Weg, rechts haltend, wird der Gletscher überquert, und in den Spuren unserer Vorgänger erreichen wir nach 1½ Std. den Schneegipfel. Der felsige Grat zum Hauptgipfel ist mit Pulverschnee bedeckt. Mit einer Reepschnur-sicherung überwinden wir diese ausgesetzte Passage. Zufrieden blicken wir hinüber zum Ankogel und verfolgen die Linie der gestrigen Abfahrt, die uns viel gegeben hat. Weiter westlich im Hintergrund die Goldberggruppe mit den drei Superskibergen Hocharn, Sonnblick und Schareck. Direkt an die Ankogelgruppe nach Süden anschließend erkennt man die Berge der Reißbeckerguppe. Als selbständiger letzter Dreitausender erhebt sich im Nordosten der Hafner.

Die ersten Abfahrtschwünge am Gipfelkamm müssen beherrscht gefahren werden, damit man wieder sicher das Tal erreicht. Für uns ist der Abfahrtsgenuß nur kurz, denn bei den Steinernen Mannln werden die Skier abgeschnallt und auf den Rucksack gebunden. Der Blick in die Tiefe ist nicht besonders ermutigend, denn die Drahtseilversicherungen sind nur teilweise sichtbar. Kurz entschlossen steige ich ohne Gepäck ab und haue die nötigen Stufen für den Abstieg in den Firnschnee. Sichernd steigen wir dann sehr steil gemeinsam ab zum Trippkees. Zum Skianschnallen hängen wir eine Selbstsicherung ins Drahtseil und können uns so sicher zur Abfahrt vorbereiten. Als der erste Schwung gelingt, gibt es kein Halten mehr, und wir erleben den Hochgenuß einer Steilabfahrt. Verlockend und schön wäre es gewesen, in Richtung Giessenerhütte in diesem wunderbaren Firn weiterzuschwingen. Aber der lange Gegenanstieg zur Mallnitzerscharte, läßt diesen Plan rasch vergessen. Wir wählen den kürzeren Weg und machen eine endlos lange Schrägfahrt durchs Hohe Gößkar um so hoch als möglich in den Kessel zu gelangen, welcher in die Scharte leitet. Dietmar bemerkt, im Sommer sei dieser Weg wegen der großen Blöcke besonders beschwerlich zu gehen. Nach einer Stärkungspause geht es hinauf zur Mallnitzerscharte, das letzte Stück erfordert noch vollen Kräfteinsatz, um die Skier am Hang zu halten.

Als Entschädigung für die Anstrengung bietet sich ein schöner Blick zum Säuleck 3085 m und ins Dösseneral mit dem Arthur von Schmid-Haus. Zeitlich wäre die Besteigung dieses dritten Dreitausenders in unserer Rundtour am heutigen Tage noch möglich, aber wir möchten bei idealer Schneebeschaffenheit mit einer schönen Abfahrt zur Hütte den heutigen Tourentag abschließen. Vom Gipfel zur Hütte sind wir 2½ Std. unterwegs gewesen.

Bald fühlen wir uns im Winterraum sehr wohl, denn es ist alles vorhanden, was einen Aufenthalt angenehm macht. Das letzte Sonnenlicht wird noch zum Fotografieren genützt, damit man diese schönen Anblicke zu Hause nacherleben kann. Welche Enttäuschung am Morgen, der Nebel hat alles eingehüllt; so versuchen wir, die Nacht etwas zu verlängern. Als sich die Lage nicht ändert, entschließen wir uns trotzdem für den Aufbruch zum Säuleck.

(Für den Anstieg nimmt man zuerst den Weg zur Mallnitzerscharte. Knapp davor bei den letzten Felsblöcken scharf nach links, über einen Rücken in eine große Mulde. Den folgenden steilen Hang



gerade empor in eine Rinne, durch diese gelangt man zum Skidepot P 2917 (Grazer Schartl). Mit den Skistöcken als Aufstiegshilfe in Serpentin (Sommerweg), später rechts am Kamm über Felsblöcke und schließlich einen Schneehang (angelehnt) querend zum Gipfel. 2½–3 Std. von der Hütte. Die Route hat teilweise Stangenmarkierung.)

Mit gemischten Gefühlen suchen wir im Nebel den Weiterweg. Mit dem Vorsatz, solange weiterzugehen als noch eine Orientierung möglich ist, erreichen wir bald das Skidepot. Im felsigen Gelände ist teilweise der Sommerweg gut zu erkennen. Im oberen Teil erfordert der Grat leichte Kletterei, nach der Querung des stark verwehten Gipfelkammes ist der höchste Punkt erreicht. Auch ohne Rundblick sind wir glücklich, denn wir haben mit dem Erfolg nicht gerechnet.

Bei der Abfahrt (über die Anstiegsroute – das Gelände des Sommerweges ober den Seewänden ist als Skianstieg oder Abfahrt wesentlich ungünstiger) lichtet sich der Nebel. So finden wir die ideale Route direkt hinunter in den Döesener Tal-schluß. Aufsteigende Partien trösten wir mit einer kurzen Aufstiegszeit zum Ziel.

Die weitere Abfahrt ins Tal bei idealem Firn ist ein skifahrerischer Hochgenuß. Zudem sorgt das abwechslungsreiche Gelände für Spannung und Überraschungen. Das steile Waldstück erfordert guten Spürsinn für die richtige Spur.

Nach einer langen Wegfahrt mit anschließendem Gegenanstieg heißt es die Skier abschnallen, und über ein Asphaltsträßchen erreicht man nach 4 km Fußmarsch den Ausgangsort Mallnitz. Als Autofahrer hat man noch die Fleißaufgabe, von der Talstation das Auto zur Heimfahrt abzuholen.

Führer/Karte:

L. Buchenauer: AV-Führer durch die Ankogel und Goldberggruppe.

Österr. Karte 1:50 000, Blätter 155 Markt Hofgastein und 181 Obervevlach

Anschrift des Verfassers:

Hans Wagner

Kasernstraße 21B

A-8010 Graz

Abfahrt vom Ankogel zur Osnabrücker Hütte, mit Hochalm Spitze

Foto: H. Wagner

Über sieben Gipfel an einem Tag

Von der Kleinen Leier bis zum Kolmspitz in der Reißbeckgruppe

RUDOLF GRITSCH

Die Reißbeckgruppe in Oberkärnten entsendet in südöstlicher Richtung zwei auslaufende Bergketten. Die eine leitet vom Unteren oder Großen Mühldorfersee über die Hohe Leier (2744 m) – Königsangerspitz – Roßkopf – zum Gmeineck; die andere – dazwischen liegt der tiefe Hintereggengraben – vom Unteren Mühldorfersee über Kleine Leier (2662 m) Hinteregger Sonnblick – Hochegg – Gurglitzten – Böse Nase – Hummelkopf – zum Kolmspitz; diese Überschreitung will ich schildern. Ich habe sie nicht an einem Tage gemacht, möchte ich gleich sagen; mehrere Male hatte ich damit zu tun, doch wäre sie, meiner Meinung und Bergerfahrung nach – ich habe schon manche fünf- bis siebengipfelige Bergkette überschritten – an einem Tage zu bewältigen. Dazu ist aber eine Nächtigung in der Reißbeckhütte 2300 m notwendig. Am ersten Tag also nach Kolbnitz und mit dem Schrägaufzug und der Stollenbahn zum Mühldorfer See. Als Einführung zu der großen Tour empfehle ich am Vorabend eine Besteigung des Hochkedl 2558 m; 1 Std. von der Reißbeckhütte auf bezeichnetem Steig in die Secoder Hochkedl-Scharte und unschwierig über Blockwerk zum Gipfel, der eine weite Rund- und besonders schöne Einblicke in die Reißbeckgruppe bietet. Ausrüstung: gute Bergschuhe mit starker Profilsohle, Wetterschutz, Essen und Getränk; es gibt nämlich auf der langen Tour (8–9 Std.) kein Wasser bis zur Gronitzalm. Ausdauer, gute Kondition, Trittsicherheit sind Voraussetzung zur Besteigung und Überschreitung der Kleinen Leier, auch Schwindelfreiheit. Schwierigkeitsskala I–II. Der Hüttenabend soll solide begangen werden mit Nachtruhe spätestens 22 Uhr.

Die große Tour beginnt

Abmarsch 4 Uhr morgens. Von der Schutzhütte unter der Staumauer des Großen Mühldorfersees dem markierten Steig südwärts Richtung Hochkedl-Scharte folgen, ober dem See Abzweigung nach links nördlich unter dem Schneekopf in die schuttgefüllte Karmulde, kurz eben, dann schwach abwärts, schließlich wieder rechts hinauf in die Schneeegrube, über Schutt und Schneefelder, vorbei an kleinen Wandstufen zur Roßalmscharte

2517 m zwischen Großer und Kleiner Leier. Ein Felsgebilde, der Teufliche Torwart, auf einem Felsgrat nördlich der Scharte stehend, besitzt die markante Form eines Kopfes.

Auf die Kleine Leier 2662 m

Man verläßt jetzt den bezeichneten Steig, wendet sich nach rechts südöstlich auf Steigspuren, die sich bald verlieren, im Schutt steil hinauf in eine schluchtartige Rinne zwischen dem Rauschturm – eine kühne Felsgestalt mit gezackter Krone und kleinen Nebentürmen – und dem Felsaufbau der Kleinen Leier. Steil weiter auf eine Felsrippe ins Kl. Leierschartl, dann halblinks in einen Kamin und mühsam aber schön über meist griffige Felsabsätze auf den höchsten Gipfel dieses Tages. Der Aufstieg weist einige kleine Varianten auf, die je nach Schneelage gewählt werden können. Nun große Rast und Frühstück als Lohn der Mühe. Weite Rundschau: im Westen die elegante Eisnadel des Großglockners, die blinkenden Schneefelder vom Hohen Sonnblick und Schareck, die Schobergruppe mit dem mächtigen Petzcek und schneeleuchtende Gipfel der Venedigergruppe und die Zacken der Lienzer Dolomiten. Im Süden die Gailtaler Alpen und hinter diesen der Grenzkamm der Karnischen Alpen, noch weiter im Süden die Julischen Alpen mit dem Triglav, die Karawanken und an sehr klaren Tagen auch die Steiner Alpen. Im Osten ganz nahe das nächste Ziel, der Hinteregger Sonnblick, Hohegg und Böse Nase, der Silbersee des Millstättersee und die Mugel der Kärntner Nocke. Im Norden aber stellt uns die eindrucksvolle Südwand des Hohe Leier-Massivs den Blick zu Hochalm Spitze und Hafnergruppe.

Weit ist der Weg...

Vom Schutzhaus haben wir 2 bis 2½ Std. gebraucht, nun müssen wir weitertrachten. Sehr vorsichtig, nicht hastend, steigen wir über den langen, verblockten Grat, der teilweise sehr schmal ist, in eine kleine Einschartung und weiter zur Ostspitze der Kl. Leier. In die block- und schutterfüllten Kare gegen Mühldorfer See und Hochgoasle fallen senkrechte Wände 200 bis 300 Meter tief ab. Wir sehen jetzt den tief unten liegenden düsteren Harriegelsee (Roßalmsee). Von der Ostspitze steigen wir vorsichtig den sehr grobblockigen SO-Grat ab, gelangen weit unten zu eigenartig geformten Felskulissen, wie für den Photographen hingestellt. Wir kommen zur Hochgoasle Scharte 2394 m, einem nicht bezeichneten mühsamen Übergang vom Hochgoa-

sele in den Hintereggengraben. Der Weiterweg ist nun ziemlich problemlos auf den auffallend runden, teilweise begrünten Mugeln des **Hinteregger-Sonnblick 2515 m**, den wir nach einer guten Stunde vom Kleinen Leiergipfel aus betreten. Das bergsteigerisch Schwerste ist hinter uns. Wir dürfen eine gute Rast einlegen und blicken staunend und befriedigt zur Kl. Leier zurück. Der Weiterweg, immer ohne Markierung, ist sichtbar bis hinaus zum Hummelkopf.

Hoch zum Hohegg 2432 m

Auf, Rucksack geschultert und südwärts in eine flache Einschartung, von welcher bei Schlechtwettereinbruch ein Abstieg in den Hintereggengraben oder mit Vorsicht ins Goasle möglich wäre. Es folgt ein verwinkelter Aufstieg zwischen Felskulissen und auf dem Felsgrat auf das Hohegg, das man in etwa einer Stunde erreicht. Die Aussicht ist an klaren Tagen von allen Gipfeln großartig. Wer fotografiert, kann von dieser Tour die großartigsten Bilder heimbringen. Die Mitnahme eines Fernglases lohnt sich. Nach kurzer Rast geht es vom Gipfel kurz durch Blockgewirr, dann auf Rasen wieder in eine Scharte. Bei Schlechtwettereinbruch ist von hier ein Abstieg in die Tröbacher Alm möglich, wo sich eine Gaststätte befindet und ein Fahrweg über Tröbach ins Tal nach Görtschitz – Pusarnitz leitet. Wir aber haben Gutwetter und noch Auftrieb und steigen auf dem Kamm zur Höhe der

Gurglitz 2351 m (¼ Std.)

Woher kommt und was bedeutet dieser Name? Wer waren die kräftigen Besteiger der Gurglitz, die den bizarren »Gipfelplattenturm« errichteten? Die argen Winterstürme werden ihn wohl gefällt haben, fürchte ich. Von Hohegg über Gurglitz, Böse Nase und Hummelkopf brechen Wände in den Hintereggengraben ab. Auf diesem Abschnitt ist ein Abstieg nicht möglich. Bestürzend ist der Steilabbruch von der Bösen Nase, senkrecht gegen 300 Meter in den Graben. Nach Umschau und Rast steigen wir über steile Fels- und Rasenstufen in die enge Scharte. Steil und wie bisher weglassen mühen wir uns

auf die Böse Nase 2227 m

etwa eine Stunde vom Gipfel der Gurglitz. Wir müssen rasten, denn der Aufstieg auf den fünften Gipfel dieses Tages hat uns zu schaffen gemacht. Große Rundschau und dann geht es mit Bedacht über steile Rasenstufen und kleine Felsrippen tief hinab in eine Scharte und auf Steigspuren steil über Felsstufen auf den



Reißeckhütte (Zubau), 2300 m; links Kleine Leier, 2662 m, Mitte Hochkedl-Scharte, ca. 2400 m, rechts Hochkedl, 2558 m

Foto: R. Gritsch

Hummelkopf 1930 m (1 Std.)

Ein eiserner Vermessungspfahl steht auf dem schmalen Gipfel, der in unserer Wanderkarte mit Kummelkopf bezeichnet ist. Tief unten im Hintereggengraben sieht man die Gaststätte Gemeineck- bzw. Kohlmaierhütte und nun spüren wir den Durst erst recht. Wir genießen die Rundschau, es ist die letzte, denn vom bewaldeten Kolmspitz hat man wenig Aussicht.

Ausklang

Über Almmatten steigen wir ab zur **Gronitzer Kaser, 1658 m**, einer bewirtschafteten Alm, wo endlich die erste Wasserquelle zu finden ist. Hier herauf führt eine primitive Straße als Abzweigung jener von Göriach in die Tröbacheloralm. Man bleibt nun auf dem Kamm, der mit wenig Steigung durch schütterten Wald auf den **Kolmspitz 1598 m** führt, eine gute Stunde vom Hummelkopf. Dort oben bevölkerte eine Schar riesiger Kolkkraben das Revier, wichtig miteinander quarrend. Nun geht es auf Steigspuren durch Wald steil endgültig bergab, bis sich der Steilhang verebnet und wir eine Forststraße und bald darauf das **Hühnersberger Wegkreuz 1127 m** erreichen, wo einige Bänke stehen, leider mit viel Unrat rund herum. Fünf

Wege strahlen von dieser Stelle in alle Windrichtungen, gut beschildert. Wir wandern hinunter zum Kolmwirt, über eine Stunde vom Kolmspitz. Hier kann man sich reinigen, erholen und laben und hat noch dazu als Draufgabe einen großartigen Talblick.

Nun kann man sich abholen lassen oder auch von hier oder vom Hühnersbergerkreuz die geschilderte Tour in umgekehrter Richtung machen, muß aber mit 1 bis 2 Stunden länger rechnen, um bis zum Abend sicher bei der Reißeckhütte zu sein. Nach so einer Hochgebirgswanderung kann man sagen, eine großartige Leistung vollbracht, eine grandiose Gebirgswelt erlebt und viel Schönes und Interessantes gesehen zu haben. Nochmals sei erwähnt, daß von der Roßbalmsscharte bis zum Hühnersberger Kreuz weder Steiganlage noch Markierung vorhanden sind und diese Tour nur von bergtüchtigen, gut ausgerüsteten Leuten gemacht werden soll. Wer probiert's?! Sieben Gipfel auf einen Streich!

*Anschrift des Verfassers:
Rudolf Gritsch
9782 Nikolsdorf, Osttirol*

»Erinnerung an stürzende Wasser«

BERNHARD BAUMGARTNER

Als Bergziel, immer wieder hinausgeschoben, hatte ich das Maltatal zwar schon von den umliegenden Dreitausendern kennengelernt und seine zyklische Tiefe bei einem Abstieg von der Hochalm Spitze hinab in den wasserdurchtosten Schluchtgrund ausloten können. Vollends in seinen Bann zog mich dann die volkstümliche Erzählung »Im Tal der stürzenden Wasser«, erschien 1969 im Klagenfurter Verlag Heyne aus dem Nachlaß von Frido Kordon, des Apothekers aus Gmünd und Erschließers der Ankogelgruppe. Seine Tourenbeschreibungen und monographischen Beiträge sind in den Zeitschriften des Alpenvereines zwischen 1895 und 1937 enthalten (siehe Register der AV-Jahrbücher).

Der Entschluß, die Malta bis zu ihrem Ursprung in den Eisfeldern der Tauernkönigin entlang zu wandern, fiel aber erst nach Meldungen der Tagespresse, die wie Blitze in meine Maltatraumidylle einschlugen. Als Wetterleuchten war eine Erklärung des Kärntner Landeshauptmannes vorausgegangen: Da die Errichtung des Nationalparks Hohe Tauern nicht weiter gediehen und Interessen der Energiewirtschaft vordringlich seien, wäre die Aufhebung des Naturschutzgebietes Maltatal nicht zu umgehen!

1971 – der Baubeginn des Maltakraftwerkes steht unmittelbar bevor. Der riesige Stausee soll auch die nicht ausnützbar Speicher des Reißbeckwerkes füllen und als »Reserve« für das künftige Atomkraftwerk Zwentendorf dienen.

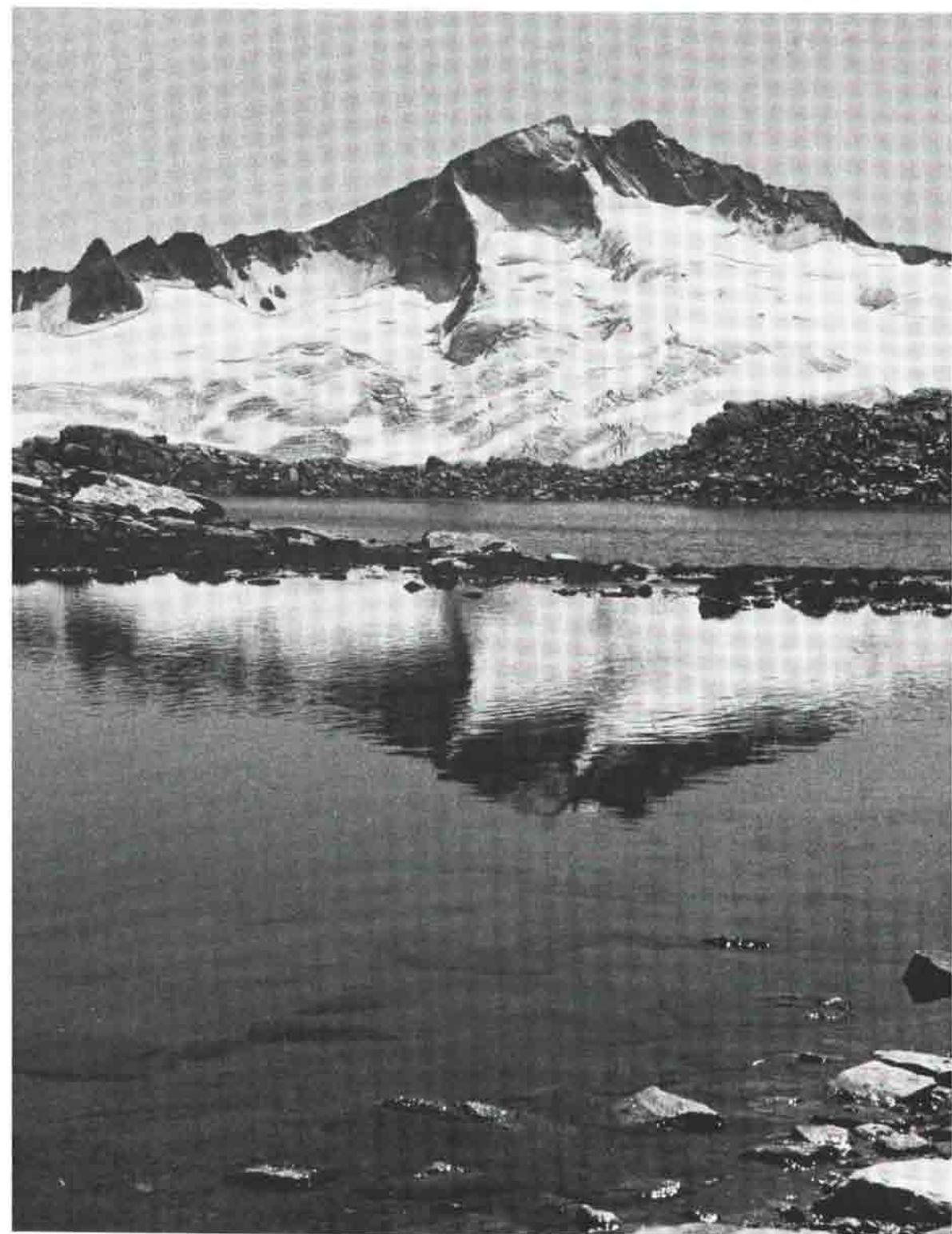
Erst Jahre später stellte sich heraus, daß die Kölnbreinsperre – die höchste Staumauer Europas, wie Prospekte verheißen – entgegen den ursprünglich angekündigten Plänen ohne viel Aufsehens »aufgestockt« wurde, um die überschüssige Dauerleistung des Atomkraftwerkes zum Hochpumpen und Wiederverwerten des bereits abgearbeiteten Maltawassers ausnützen zu können. Ein makabres Unterfangen, wenn diese Zeilen nur wenige Tage nach der Zwentendorf-Volksabstimmung niedergeschrieben werden...

1973 – der Beginn des Aufstaus im Speicher Samerboden ist angekündigt. »Letzter Besuch im sterbenden Maltatal«, so in meinem Tourenbuch

„Die Tauernkönigin“: Großelendkees, Preimelspitze, Großelendköpfe und Hochalm Spitze vom Schwarzhornsee.

Foto: B. Baumgartner







Kraftwerksbaustelle im Maltatal 1974

Foto: B. Baumgartner

verzeichnet: Nach Umkreisung des Tales auf hoher Route zwischen Ankogel, Hochalmspitze und Hafner war ich mit meinem Berg- und Buchkameraden Werner Tippelt hinabgestiegen zum Felsenbett der Malta. In Erwartung der blaukristallinen Gischt und den gemütvollen Almweg noch vor Augen, wie ich ihn zwei Jahre zuvor auf den Spuren Frido Kordons erlebt hatte (»Noch stürzen die Wasser«, Mitteilungen 9/10, 1973). Was ich nun sah, traf mich zutiefst und hat mich seither von einem Besuch des Maltatales abgehalten – eine schmutzigbraune Brühe quillt durch das Geklüfte, in den noch wenige Jahre zuvor Stamm für Stamm geschützten Bannwald geschlagen ein Asphaltband, auf dem Schwerlastern dem Talinnern zudröhnen. Dort birnst der Berg im Gekreisch der Baumaschinen, Kräne ragen in den Himmel, und die Straße frißt sich weiter in unberührten Boden.

Als wie durch ein Wunder über Nacht die Bagger stillstanden und die Wasser sich klärten, blieb als kleiner Trost die Gelegenheit, einige der hervorragendsten Plätze des Tales wenigstens im Bild festhalten zu können. Aber wie zum Hohn stießen wir später im Gößgraben angesichts der Mischtürme und Arbeiterbaracken auf die sinnig endende Naturschutztafel: »... sowie das schöne Erholungsgebiet vor der drohenden Zerstörung

zu retten!« Ja, zerstörungswütige Touristen waren seit jeher eine große Gefahr für die Landschaft, jedenfalls aus Sicht der um Alibihandlungen nicht verlegenen und gegen Wirtschaftsinteressen ohnmächtigen Behörden!

Erst eine Gipfelstunde auf dem Säuleck, angesichts einer außerhalb allen menschlichen Maßes ragenden Hochalmspitze, rückte mein seelisches Gleichgewicht wieder einigermaßen zurecht. Ergebnis der »Verdrängung«: Und wenn sich Unmassen von Besuchern im neuen Maltatal efinden und diese Betongigantomanie als Wunder der Technik – womöglich noch als »organisch in die Landschaft eingefügt« – bestaunen mögen, ich halte mich lieber an die Wunder der Natur! Sie werden vor meinem »geistigen Auge« noch immer in voller Leuchtkraft erstehen, wenn der kleine Schatz an Bildern aus dem alten Maltatal schon längst verblaßt ist.

Was bleibt als Kern der »Erinnerung Maltatal«, ist der Zusammenklang von ungeschlachtetem Gestein, unberührt wucherndem Bergwald und dem Spiel der Sonnenstrahlen im dahinschießenden, aufsprühenden Wildwasser, dessen donnernde Gewalt alle übrigen Elemente in seinen Bann zwingt. – Schon oben an der Moräne des Großelendkeeses, wo sich die Wasseradern sammeln und durch den in seiner kahlen Einsamkeit fast bedrückend großartigen Trog hinausgischen, bis sich der Gletscherbach am Reckenbichl mit jenem aus dem Kleinellend vereint. Auf kurzer Strecke führt hier der mit Steinplatten ausgelegte Weg hart das Ufer des nun flußbreiten Gewässers entlang, im Rückblick erheben sich die Schwarzhörner, später der Tischlerkarkopf über den Wipfeln verwitterter Lärchen und Zirben.

Die Samerhütte hockt auf ihren eisgeglätteten Granitbuckeln, und weit ist das Tal, wie es sich emporschwingt ins Kölnbreinkur, dem Kamm des Hafners entgegen. Eher gegen Norden zu geöffnet, als in die unvermittelt talab ansetzenden Engen, welche die Wasser nicht freilassen werden bis in den sonnigen Grund von Maltein.

Ein letztesmal zerrieselt die Malta in silbriges Geäst, schwellender Rasenboden schmiegt sich zwischen Krummholz, dann wendet sie sich gegen Süden. Schon beim sagenumwobenen Galgenbichl durchschlägt sie Mauern aus Granit, sammelt neue Kraft aus von verborgenen Karen herabeilenden Sturzbächen und dröhnt mit geballter Wucht in den Klammfall. Die Klüftung des Gesteins ragt als Gewölbe über die Gischt, die emporstäubt und den in unsichtbarer Tiefe gefangenen Lauf der Malta

dem am Berghang durch üppigen Wald Dahinwandernden verrät.

Kaum eine halbe Wegstunde talaus ist das Wildwasser wieder in Reichweite des Fahrweges, ein Steg überbrückt den schmalen Kanal, in den sich das Gebrodel stürzt.

Zwischen glattplattigen Windungen kahler Felsen zerschlagen und hinabgeschleudert fängt sich der Schwall in einem Oval, das bis in abgründige Tiefen ausgeschürft den Aufruhr der Elemente glättet und die Farben von Eis und Himmel spiegelt, woher es entsprungen. Wer hinabblickt in diesen »Blauen Tumpf« von der Rampe des an praller Felswand klebenden Fahrweges, wird gefesselt von einem zweiten Schaustück, das diesen Platz zum Höhepunkt des Talerlebnisses werden läßt – im Berghang gegenüber lösen sich aus dunkler Schluchtrinne die Kaskaden der vom Hochalmkees herabgeeilten Gletscherschmelze, lösen sich los von jeglicher Schwere und scheinen stülzuzustehen im sich ständig zerstäubenden und erneuernden Fall.

Hat der verästelte Abfluß des Hochalmsfalls die Malta erreicht, scheint der Bann gebrochen. Brei wie ein Strom wälzt sich die kristallklare Flut zwischen Weiden- und Erlengebüsch durch die Grünau nahe der Gmünder Hütte, jenem baulichen Original unter von Riesenhand verstreuten Granitklötzen. Doch das Schicksal der Malta ist noch nicht erfüllt, noch kein Ende der Wasserspiele, deren einzelne – in anderer Umgebung eine Attraktion für sich – hier in der Überfülle von Eindrücken zu verblissen drohen. Bald springt das Wildwasser wieder durch schmale Schlucht, von Block zu Block, übersetzt von dem schon neun Jahrzehnte unter seiner schirmenden Dachung überdauernden Hochsteg und der Hochbrücke, wo ein Blick in das unzählbare Gestrudel erschauern lassen kann. Und abseits des Weges, verborgen im dichten Gehölz, schäumen die Wasser wiederum auf, gischen über blank gescheuerte Platten, kerbt sich unter Überhänge der Fallertumpf.

Sobald der Wald sich lichtet, weitet sich auch der Talboden, und der Einmündung des Gößgrabens gegenüber hängt die Schleierfahne des Fallbaches glitzernd an hohen Felsfluchten. – Als Zeichen zum Eintritt in das Tal der stürzenden Wasser, in dem die Natur heute verstummt ist. Eine Natur, deren Sprache ich zu verstehen glaubte, als ich das der Zerstörung überlassene Tal zuletzt durchwanderte. Hatte doch alles sein eigenes Leben, der Wald an den Hängen, die moorigen Ahnwiesen mit ihren nickenden Wollgrasköpfen und die Konturen der Landschaft.

Auch das Wasser in seinen vielfältigsten Formen,



Das Maltatal nach dem Bau des Staudammes wasserlos.

Foto: H. Haril

das bald alles ringsum nach dem Willen des Menschen verschlingen sollte und in einem künstlichen See gefangen den Tod der Malta besiegelte. Als Teil dieser allumfassenden Harmonie sind es aber auch wir Menschen, die dieses Tal und seine ursprüngliche Natur in unserem Erleben und Erinnern forttragen und am Leben erhalten können!

Bleibt als Schlußwort, was schon im Jahrbuch 1974 am Beispiel des Dorfertaales in Osttirol ausgesprochen wurde und als Rettungsanker für den offensichtlich von den Politikern bisher ebenfalls dem Untergang überlassenen Gedanken von einem Nationalpark Hohe Tauern in Erinnerung gerufen werden sollte: Was hier im Maltatal an Naturschutz versäumt wurde, was der Hunger nach Energie noch verschlingen wird an Tälern und Karen zwischen Ankogel und Glocknergruppe, sei es drum, wenn nur eines bewahrt wird – das Gletscherreich des Venedigers! Oder sollte sich ein »verbauter Nationalpark« als weitere Weltpremiere zum österreichischen Atomuseum in Zwentendorf gesellen?

Anschrift des Verfassers:

Bernhard Baumgartner

A-3161 St. Veit an der Gölsen 162/5

Bergtragödie auf der Hochalm

ERNST TANZER

Mein Tourenbuch vom August 1926 ist Zeuge einer Bergtragödie, die sich auf der Hochalm ereignet hat. Wir waren am 11. 8. frühmorgens zu dritt vom Arthur v. Schmid-Haus 2281 m am tiefgrünen Döesener See aufgebrochen. Ein frischer Wind setzte den Wolkenhauben auf den umliegenden Bergspitzen arg zu. Ab und zu kroch ein warmer Sonnenstrahl über uns hinweg und der Licht- und Schattenwechsel der zerrissenen südwärts ziehenden Wolken auf den Schneefeldern der Hochalm war märchenhaft schön. Am hartgefrorenen Schnee kamen wir rasch vorwärts, kaum daß die Nägel eine Spur hinterließen. Plötzlich wich der Vorhang von der Säuleckspitze und die rahreifgeschmückte Gipfelpyramide 3080 m grüßte blitzend herab. In der weiten Runde lag die unverhüllte Pracht der Bergwelt. Besonders der Detmoldergrat zur Hochalmspitze fesselte unsere Blicke. Aus der Lassacher Winkelscharte ergossen sich Nebelschwaden und jagten ihre Schatten über Täler und Grate, daß es eine Freude war. Rauhes, plattiges Gestein, vom Schnee durchsetzt, führte uns den Grat entlang. Prachtvolle Tiefblicke in den Lassacher Winkel und ins Gößkar und die in den tiefblauen Himmel ragenden Grattürme und Zinnen der greifbar nahen Hochalm entlockten uns Ausrufe der Bewunderung. Eine jäh in die Tiefe führende Rinne turnten wir hinab, querten sie und stiegen gegen den Grat wieder an, um bald auf den Urgesteinstrümmern der Gussenbauerspitze 2985 m zu sitzen. Angeseilt traversierten wir die verschneiten Felshänge, in die die Sonne hineinbrannte. Dumpf klatschte ein großer Schneeball, den wir ins Rollen gebracht, in den Wänden auf. Trotz dem Schneewaten mit den schweren Rucksäcken, rasteten wir dann mittags vergnügt auf den sonnendurchwärmten Felsen der Schneewinkelspitze 3042 m. Lautlose Stille lag über der ganzen Bergespracht, nur kurz unterbrochen von einem hallenden Stein Schlag, irgendwo in den Wänden.

Von der Winkelscharte wären noch 500 m Steigung zur Hochalm zu überwinden gewesen. Bei jedem Schritt quietschte das Wasser in den Schuhen und wir brachen fortwährend bis über die Knöchel im nassen Firn ein. Über dem »Steinernen Mannl« lag eine Nebelhank, aus dem Gößgraben aufsteigende Nebelfetzen sammelten sich zu einer schwarzen, wogenden Wand, aus der nur die Spitzen der Reißbeckgruppe herausragten. Wir

waren ziemlich müde und beschloßen, südöstlich über die Firnfelder zur Gießenerhütte 2230 m abzusteigen. In lautloser Stille hatte sich das ganze Gößkar mit schwarzen Nebelballen gefüllt. Bald rieselte der Regen. Gegen 17 Uhr kamen wir zur Hütte. Die Wirtin fragte uns besorgt nach einem Alleingänger, der zur Hochalm aufgestiegen und noch nicht zurückgekommen war. Sie hatte ihn noch um 11 Uhr beim »Steinernen Mannl« in die Felsen einsteigen gesehen. Alle hofften, er werde bis abends noch zurück sein. Als es aber schon 19 Uhr war, wurden wir sehr besorgt. Wir tuteten ins Nebelhorn und suchten, wenn der Nebel auf Augenblicke wich, mit dem Zeißglas das Gelände ab. Nach Einbruch der Dunkelheit gaben wir Lichtsignale, doch nur die Gletscherwasser rauschten durch die Finsternis. In der Hütte waren samt der Wirtin 8 Personen, darunter ein älterer Führer. In der Nacht prasselte der Regen gegen die Scheiben und bange fragte sich jeder, wie es dem Vermißten ergehen mochte? In aller Frühe des 12. 8. eilte die Wirtin im Regen 4 Stunden ins Tal zum Pflüghof und verständigte die alpine Rettungsstelle, während der alte Bergführer mit einem Begleiter zur Hochalm aufgebrochen war. Gegen Mittag kamen beide durchnäßt zurück. Sie waren bis aufs Hochalmkees gekommen, hatten dort im Sturm umsonst gerufen und gepfiffen und waren dann umgekehrt. Nur eine halbe Stunde weiter, unter dem felsigen Gipfelhang, lag vergeblich auf Hilfe wartend mit gebrochenem Bein der Gesuchte. Tagsüber blieb das Wetter trüb und regnerisch und hielt uns in der Hütte fest. Am Abend langte aus Gmünd eine elf Mann starke Bergrettungsgruppe unter Führung des AV-Sektionsvorstandes Heinrich Zweil ein und nächtigte auf der Hütte. Am 13. 8. um 5 Uhr früh, bei stürmischem Wetter, waren sie unterwegs zum »Steinernen Mannl«. Kurze Zeit später folgten wir nach. Am Trippkees warf der Nordsturm Wolken von Pulverschnee vom Ostgrat auf uns herab und füllte im Nu die Trichterspuren der vorausgehenden Männer. Doch der Sturm legte auch den Himmel rein. Als wir endlich um 10 Uhr am Ostgrat standen, klarte es auf und wir erblickten am Hochalmkees die elf Mann, bereits im Abstieg gegen die Villacher Hütte begriffen. In ihrer Mitte lag als längliches Bündel, in Decken verschürt, die Leiche des gesuchten Richard Heubach. Es war ein trauriges Bild als die Gruppe, eine breite Schleifspur zurücklassend, talwärts zog. Im Notizbuch des Verunglückten fand man folgende Aufzeichnung. »Am 11. 8. 26, beim Abstieg von der Hochalmspitze abgestürzt, mittags um 2 Uhr.

Linkes Bein gebrochen, Schmerzen in der rechten Brustseite. Rufe andauernd um Hilfe. Richard Heubach. Ich friere. Wenn nicht bald Hilfe kommt, dann erfriere ich. Grüßt meine Mutter, meinen Bruder und meine Schwester.«

In bedrückter Stimmung verfolgten wir unseren Weg weiter zu den beiden Hochalmspitzen. An der Unfallstelle vorüber, den vereisten Gratabbruch rechts umgehend, standen wir bald auf der »Schneeigen« 3345 m und nach dem Scharfenübergang, auf der höheren »Aperen Hochalmspitze« 3355 m. Tief unten das dunkle Grün des Maltatales, das hellere der Almmatten, die sich im grauen Geröll der Kare verlieren. Im Westen der Hauptkamm der Hohen Tauern, mit dem eisigen Zeigefinger des Glockners. Großartig im Neuschnee der Ankogel, die Reißeck- und Kreuzeckgruppe und viele tausend Gipfel. Trunken von dieser Gipfelschau verließen wir die lichtumflossene Höhe und strebten über das damals spaltenarme Hochalmkees der Preimlscharte 2977 m zu, die den Übergang Großelendkees – Osnabrücker Hütte vermittelt.

Wenn ich heute schmerzlich an diese Tage zurückdenke und mich zugleich glücklich fühle, neben dem Bergtod soviel Höhenrausch erlebt zu haben, so stimme ich in Vinzenz Zusners Gedicht ein:

*»Als Jüngling zog's mit heiterm Sinn,
mich nach den höchsten Alpen hin.
Jetzt pfleg' ich, da die Kräfte flieh'n,
schon nied're Berge vorzuzieh'n. –
Es währt indessen lange nicht,
daß mir's auch hier an Kraft gebricht
und mir auf meinen Wanderzügen
ein kleiner Hügel wird genügen.«*

Anschrift des Verfassers:

*Ernst Tanzer
Mariagrünerstr. 37
A-8043 Graz*

Die Hochalmspitze – Mitte der Wege

HEINZ ZECHMANN

Wir bestimmen, was Berge sind.

Im Frühling war der Krieg zu Ende gegangen, im Herbst hatten sich die Tore des Gefangenenlagers geöffnet. In ein paar Monaten war alles anders geworden – fast alles.

Ende September führen wir zu zweit mit dem Zug nach Mallnitz und machten uns auf den Weg zum Arthur von Schmid-Haus. Das Steigen fiel uns nicht gerade leicht, wir hatten im Lager ja nicht das geringste Training gehabt, aber wir waren zufrieden. Bis zur Hütte ist es weit, und langsam fand der Körper zu jener Arbeit zurück, die er seinerzeit so gemocht hatte. Wir fühlten uns frei – und leer. Und ein bißchen komisch fühlten wir uns auch, denn es war ja nun Frieden, aber der Krieg hing uns nach. Wir trugen die Schuhe, in denen wir durch die Sümpfe der Tundra gewatet waren, und das Graugrün der Hose und des Rucksacks erinnerte deutlich an den Zweck solcher Farbe: – den Träger unsichtbar machen dem Auge des Feindes. Und die Feldflasche hieß mit Recht nach dem Feld, das für uns nichts anderes als die Front war. Im Schmid-Haus gab es eine Frau, die es gut mit uns meinte. Wir waren einfach verhungerte Buben, und sie war einfach die Mutter. Plötzlich wurde es möglich, unseren Proviant günstiger einzuteilen, und ebenso plötzlich kam auch der Gedanke, weiter zu gehen als bis zum Säuleck. Die Wirtin riet uns zwar ab, aber so gut gefütterte, so gut gekräftigte Buben folgen halt schwer.

Die Entscheidung fiel am nächsten Tag, als wir auf unserem ersten Gipfel nach dem Krieg standen. Der Normalweg hatte uns wenig Mühe gekostet, wir hatten jede Menge Zeit und dazu das Gefühl, in dieser Welt, in der kein Maschinengewehr hämmerte und keine Granate einschlug, eigentlich noch gar nichts geleistet zu haben. Ein ganz neues Gefühl für einen, der vier Jahre lang Soldat gewesen war – sich einfach selber, ganz allein selber das Maß des zu Erfüllenden setzen. Und jetzt, auf dem Gipfel des Säulecks, probierten wir es aus und meinten – freilich in ganz anderen Worten –, daß das Maß doch nicht gar zu niedrig sein sollte. Also beschlossen wir, gleich noch die Überschreitung der Hochalmspitze zu machen – hinauf über den Detmolder Weg, hinunter zur Osnabrücker Hütte. Die Länge der Tour schreckte uns nicht, waren wir doch zum erstenmal hier.

Wir stiegen gegen den brüchigen Nordostgrat ab,

erreichten ein paar halbdemolierte Versicherungen, querten hinüber zur Gußenbauerspitze, weiter zur Schneewinkelspitze, überschritten die Lassacher Scharte und erkletterten dann von Südwesten her den höchsten Punkt des gesamten Stockes, die Apere Hochalmspitze. Wir waren schnell gewesen und konnten uns eine ausgiebige Gipfelrast leisten. Ein Himmel, dessen Blau nur weit im Westen von ein paar grauen Fischen angegagt wurde, gönnte uns einen überwältigenden Blick nach allen Seiten. Wir saßen und schauten. Unsere Vergangenheit war zerbrochen, unsere Zukunft nur ein Fragezeichen. Trotzdem waren wir glücklich. Daß eine Stunde wie diese hier möglich sein konnte, gab uns eine Mitte für Hoffnung und Glauben. Wir spürten, hier konnten Wege beginnen – und hier konnten sie enden. Den Abstieg über das Hochalm-Kees zur Preimlscharte hinüber, über das Großelend-Kees hinunter und zur Osnabrücker-Hütte hinaus brachten wir so flott hinter uns, daß wir noch bei Tageslicht im Winterraum der verlassenen Hütte nach dem Nötigsten suchen konnten. Wir fanden unter anderem einen Herd, Holz, eine Kerze und Geschirr und machten es uns gemütlich. Da wir sehr durstig waren, stellten wir, nachdem wir Wasser in einem großen Topf zum Sieden gebracht hatten, gleich einen zweiten Topf aufs Feuer. Den Topf Nummer eins hatte mein Freund schnell auf den Boden placiert und kramte nun in seiner Dose nach dem Tee. Ich wollte Zucker und Löffel auf-treiben und stieg dabei in dem inzwischen sehr dunkel gewordenen, von der einzigen Kerze nur kärglich, unruhig und ungleichmäßig erhellen Raum mit einem lediglich vom Stutzen bedeckten Fuß voll in das fast noch kochende Wasser des am Boden stehenden Topfes. Statt eines schnellen Tees gab es also einen übel verbrühten Fuß. Und am nächsten Morgen zehn Zentimeter Neuschnee vor der Hütte und ständig weitere Flocken vom Himmel.

Jetzt hatten wir natürlich keine dehnbare Zeit mehr, denn um einfach ins Maltatal hinauszuwandern und dort einen Bus nach Gmünd oder Spittal zu besteigen, dazu reichte der Verkehr im September 45 bei weitem nicht aus. Nein, – wer nach Villach wollte, der mußte zum Zug nach Mallnitz, das war klar. Da blieb nur der Weg über die Großelend-Scharte, unterm Ankogel vorbei, hinüber ins Seebachtal. Und zwar schnell, bevor der heftige Schneefall den Durchschluß sperrte. Fragen Sie nicht, wie ich mit dem verbrannten Fuß in den Schuh hineinkam. Ich kam – wobei ich an die Kameraden dachte, die vor knapp einem Jahr am

Eismeer mit ihren erfrorenen Füßen in die Schuhe gemußt hatten, als der russische Großangriff rollte. Die hatten's auch zustandegebracht.

Daß wir – obwohl Neulinge hier – im Schneesturm die richtige Fährte ertappten und am Nachmittag relativ unversehrt ins regengraue Mallnitz gelangten, könnte man eigentlich als Wunder bezeichnen. Wir nahmen es ziemlich gefassen, hatten wir doch in den letzten vier Jahren Gelegenheiten genug gefunden, uns an Wunder zu gewöhnen. Oder war es vielleicht kein vielfaches Wunder, daß so viele Kugeln, so viele Splitter uns nicht getroffen hatten? So profitierten wir vom Krieg, der uns nachhing – an der Hochalm 45. Der Krieg selber macht alles schwer, der erinnerte Krieg macht alles leicht.

Damals, 1945, hatten wir übrigens wohl ein Seil über die Hochalmspitze getragen, aber benützt hatten wir es nicht. Wahrscheinlich hätte es uns in kritischer Lage auch gar nicht geholfen, da es von einem Onkel meines Freundes stammte, der wie sein Gerät – schon ein ziemliches Stück jenseits der besten Bergjahre war. Aber weder die realistische Einschätzung seines Alters noch dumme Kühnheit oder leichtfertige Überheblichkeit hatten uns auf den Gebrauch des grauen Hanfwurmes verzichten lassen, – nein, es war einfach der krasse Mangel an entsprechender Erfahrung gewesen, der uns in so ungenügender Ausrüstung über die an Spalten nicht armen Gletscher geführt hatte. 25 Jahre danach, 1970 also, kam ich wieder zur Hochalm, diesmal mit meiner Frau. Jetzt hatten wir einen schönen, rot glänzenden Kunstfaserstrick dabei und wir benützten ihn auch. Es wurde meine langsamste Tour.

Von der Osnabrücker Hütte bis zum Beginn des Großelend-Keeses ging es ja noch ganz normal, aber dort, wo der Moränensteig in die Firnspur mündet, saß die leibhaftige Bremse – ein einsamer Mann so um die 70. Er hatte prachtvolles, weißes Haar, ein gebräunt Gesicht und war berggerecht angezogen. Ein Holländer, wie sich herausstellte, der den Sommer schon zum fünftenmal in Kärnten verbrachte. Wir erinnerten uns, ihn am Vorabend in der Hütte gesehen zu haben, allerdings in Begleitung. Richtig – seine Frau könne aber und wolle auch nicht mehr so hoch hinauf wie er. Dabei schaute er beziehungsweise gegen die Preimlscharte, um uns gleich darauf an seiner Überlegung teilhaben zu lassen, ob der Weiterweg für einen Alleingehör – und ohne Seil – nicht doch ein zu riskantes Unternehmen sei. Da ich bei seinen Worten gerade unseren Strick aus dem Rucksack holte, war es von unserer Zustimmung zu seinen

Erwägungen bis zur Einladung, sich uns anzuschließen, kein großer Schritt.

Bis zum Gipfel habe ich diesen Schritt auch nie bereut. Im Gegenteil, als wir zu dritt neben dem Kreuz saßen, war ich – trotz der deutlichen Verspätung, die wir uns eingehandelt hatten –, eigentlich recht befriedigt. Der Alte schaute so selig in die Runde, erkannte so beglückt gar manchen Berg – besonders aus der Reißbeckgruppe und aus den Nockbergen –, daß ich mir in erster Linie edel und gut vorkam.

Doch im Abstieg wurde es bitter. Schon die Querung des Hochalm-Keeses wollte und wollte kein Ende nehmen, und die Durchsteigung der steilen Rinne unter der Preimlscharte dauerte einfach ewig. Dabei machte unser Gefährte durchaus keinen erschöpften Eindruck, nein, er ging nur entsetzlich langsam, erzählte jedoch relativ lebhaft immer wieder Geschichten aus seiner alpinen Vergangenheit und kommentierte dazwischen in zermürbender Regelmäßigkeit die Beschaffenheit des Schnees und der Felsen.

Als meine Frau in der folgenden Nacht in der Hütte bemerkte, daß mich die Qualen des Vom-Berg-Herabschleichens bis in den Schlaf hinein plagten, konnte sie nur den Kopf schütteln. Obwohl sie – wenn's nicht anders geht – tapfer mitzuhalten versucht, erscheint ihr die Sauserei am Berg doch irgendwie abwegig. Sie meint – wie die meisten Frauen – daß die Eile dem Schauen schadet, ein Argument, das ich nie gelten lassen wollte und das ich wenigstens mir selber gegenüber durch die Einbildung entkräftete, ich könne nicht nur schneller gehen, sondern auch schneller schauen. Ungerührt von derartiger Logik läßt aber meine Frau immer dann, wenn es ihr paßt und der Weg es erlaubt, einfach die Meterzahl größer werden zwischen uns.

Auch am Heimweg damals hielt sie es so, denn wir hatten jene Tour nicht nur wegen der Hochalmspitze unternommen, sondern auch wegen des Maltatals. Einmal noch, ein letztes Mal wollten wir das Tal der stürzenden Wasser so sehen, wie die Natur es gemacht hatte – und nicht der Mensch. Ganz ist es uns freilich nicht mehr gelungen, denn schon brummt auf der neu angelegten Kraftwerksstraße zwischen der Gmünderhütte und dem Galgenbühel fast ohne Pause die Lastkraftwagen, um all das heranzuschaffen, was die Techniker brauchten, das Gesicht des Tales zu verändern. Die Zeichen waren überall schon gesetzt. Am schmerzlichsten hoch über der Wastelbaueralm, wo leuchtend gelbe Streifen, den Felsen quer hinaufgepinselt, dem Wanderer höhnisch

zeigten, daß dort oben einmal die Krone der Mauer sein würde und nicht weit davon der Spiegel des Stausees. Ein merkwürdiges Gefühl – über karge Wiesen zu gehen, den freundlichen Bach entlang, an verwitterten Hütten vorbei –, und immer zu wissen, daß all dieses, die Wiesen, der Bach, die Hütten, bald nicht mehr da sein würde, einfach verschwunden sein würde, für immer verschwunden, begraben in einem gigantischen Grab aus Mauern und Wasser. Natürlich, wo mit Lineal und Zirkel gedacht wird, ist gigantisch ein wohlgeleitenes Wort, während das Hauptwort dahinter – welches auch immer es sei – eigentlich kaum was bedeutet. Wo aber die Berge geliebt werden, da gibt es kein Denken mit Zirkel und Lineal, da ist ein Grab – und mag es noch so gigantisch sein – eben ein Grab und also ein Anlaß zur Trauer.

Neben der Trauer hat aber noch manches Platz. Unser Herz ist kein einfaches, überschaubares Zimmer, nein, da gibt es die absonderlichsten Winkel und Nischen. Also schließen wir Kompromisse. Sagen zum Beispiel, daß wir unter den gegebenen Umständen das Beste herausholen müssen. Wenn schon, sagen wir, die Straßen und Bahnen, die Stollen und Schrägaufzüge nicht mehr wegzubringen sind, dann werden wir eben lernen, sie zu nützen für unsere Leistung am Berg. Leistung – auch so ein Winkel, so eine Nische. Dort wohnt eine Stimme: Das letztmal an der Hochalm, dieses Kuhlreibertempo, die Hochalm, ein Dreitausender für Senioren, für Pensionisten, kurzum, das alpine Gewissen verlangte entschieden etwas mehr Leistung an der Hochalm.

Da kam die Nachricht, die Energie-Gewinner hätten den Weg im Gößgraben zur Straße erweitert, gerade recht. Und mein älterer Sohn, 24 und ein teuflischer Flitzer, war genau der passende Partner. Ich erinnerte mich: 1945 und 1970 waren es an der Hochalm je zwei Übernachtungen in Hütten geworden, eine vor und eine nach dem Gipfel. Diesmal, 1972, wollten wir vor und nach der Hochalm in Villach schlafen, wollten also nicht langsam sein.

Da ich erstens kein Morgenmensch bin und zweitens meine Sturheit mich an der Einführung westalpiner Sitten in den Ostalpen hindert, brachen wir erst um halb Fünf auf. So früh immerhin, daß mein Filius den Beifahrersitz gleich in ein Bett verwandelte. Im hintersten Gößgraben allerdings wurde er munter – und nicht nur der Kurven wegen. Jedermal nämlich, wenn wir einen der zahllosen Seitengräben, die vom Lärch-Riegel und den Ritterspitzen nordwärts herabkommen, ausfahren, starrten bleich und schmutzig bizarr

geformte Lawinenreste beim Fenster herein und drängten zur Ahnung, daß die Fahrt auf dieser Straße zwei, drei Wochen früher das reine Lottoriespiel gewesen sein mußte.

Etwas vor Sechs parkten wir unser Wägelchen ein Stück unter der Oberen Tomanbaucralm – mit gütiger Erlaubnis eines Arbeiters direkt neben einem gewaltigen LKW – und um Punkt 6 marschierten wir, die vor uns ragenden, auf uns wartenden knappen 2000 Höhenmeter entschieden vor das geistige Auge setzend, los. Vor lauter Entschiedenheit vergaß ich meinen Fotoapparat im Wagen, mußte also einen neuen Anlauf nehmen.

Knapp nach 7 betraten wir die Gießener-Hütte zum 2. Frühstück. Der Bub wäre zwar am liebsten gleich weitergelaufen – der kann tatsächlich bis zu 10 Stunden sportlich aktiv sein, ohne einen Bissen zu essen, fehlt ihm zum Fakir also nur der Turban –, ich aber taue, wenn der Magen rumort, am Berg überhaupt nichts, und das erste Frühstück lag immerhin drei Stunden zurück. Bis wir weiterkamen, war es fast 8. Am Tripp-Kees fanden wir eine Vortags-Spur, die freilich zu den Steinernen Mannln hin immer tiefer wurde und zuletzt richtiges Wühlen verlangte. Dafür waren die leichten Kletterfelsen der Mannln vom Eise befreit, und im Nu schauten wir auf das Hochalm-Kees hinunter. Eine scharfe Linkswendung jetzt und den braunen Granitsplittern nach, deren Spitzen das rote Zeichen tragen. Der Südostgrat der Hochalmspitze ist ein gemischter Grat, Felsen und Schnee wechseln ab, es ist nirgends steil, man kommt zügig voran. Immer näher rückte das Kreuz, der Übergang von der Schneeigen zur Apen Spitze, der auch heikel sein kann, war problemlos, und um dreiviertel 11 standen wir oben.

Trotzdem gönnten wir uns eine volle Stunde am Gipfel, dann aber stiefelten wir flugs den Weg, den wir gekommen waren, wieder hinunter, beflügelt von den Aussichten auf eine Limo in der Gießener Hütte. Die Trinkpause – eine für mich unverzichtbare Sache – kostete uns zwar gute 20 Minuten, aber um 14.45 Uhr waren wir dennoch beim Auto. Schuh-Wechsel, Hemd-Wechsel, und dann ade, du laute Tomanbauer-Alm, wo hinter den Arbeiterbaracken die eisernen Saurier lauern, die gefräßigen, die nie genug fressen können vom Berg. Bis zum Zirmhof am Ende (oder Anfang) des Gößgrabens muß man dem Wagen ja noch Zügel anlegen, aber dann, auf der asphaltierten Straße, geht es hurtig dahin, nach Malta, nach Gmünd, nach Spittal und nach Villach. Ziemlich blödsinnig, aber konsequent und wahr: zur guten Zeit

gehört auch die Auto-Zeit. Um 16.15 Uhr rollen wir in den Ausgangspunkt ein und sind sehr zufriednen. Von Villach nach Villach über die Hochalmspitze in 11 Stunden und 45 Minuten. Na ja. Kunststück, Vater und Sohn wiegen zusammen grad 120 Kilo, das heißt, jetzt, beim Aussteigen aus dem Wagen, werden es vielleicht um ein, zwei Kilo weniger sein. Was aber wog unser Berg, die Hochalmspitze, damals?

Zwei Jahre später wollten wir sie, die Hochalm, endlich als Skiberg nützen. Wir hatten es schon viel früher einmal versucht, waren aber am schlechten Wetter gescheitert. Jetzt aber, 1974, war die Barometernadel in der Woche vor Pfingsten so weit nach rechts gerückt, daß vom Himmel her eigentlich nichts passieren konnte.

Wir waren zu dritt. Außer Heiner, meinem großen Sohn, hatte auch Poldi, mein ältester Freund, Lust auf die Firngenusse des späten Frühlings. Für ihn sollte diese Tour ein Test sein. Schon etwa ein Jahr lang tat sein Körper am Berg nicht mehr so mit, wie er es gewohnt war. Wir hatten es im letzten Sommer am Mont Blanc bemerkt, aber auch im Herbst an kleinen, bescheidenen Gipfeln. Der eine Arzt hatte dieses vermutet, ein anderer jenes, der Körper hatte nicht deutlicher werden wollen, und auch eine Pause im Winter hatte keine Wendung gebracht – weder zum Guten noch zum Schlechten. Als dann meine Pfingstpläne zur Sprache gekommen waren, hatte Poldi nur gemeint, daß die Hochalm eine größere Sache sei und er eigentlich probieren könne, ob er aufhören müsse am Berg oder nicht.

Wir wollten bis zur Gmünder-Hütte fahren, wie seinerzeit, als wir im hinteren Maltatal den letzten Besuch gemacht hatten, aber diesmal war schon bei der Faller-Alm Schluß – für den privaten PKW. Wir hätten in einen Bus umsteigen sollen, denn inzwischen war diese Gegend mit ihren monströsen Kraftwerksbauten zur Attraktion für Ausflügler aus nah und fern geworden, und Ausflügler sind gut für's Geschäft. Da wir uns aber nicht genug ausflüglerisch, sondern hoffnungslos elitär alpinistisch fühlten, wollten wir uns nicht an der Unterstützung der Bus-Unternehmer beteiligen und marschierten lieber ein Weilchen länger. In der Nähe der Anemann Alm setzte sich Poldi auf einen Baumstumpf, um zu jausnen und ein wenig auszurasen. Als wir, Heiner und ich, ebenfalls Anstalten trafen, uns niederzulassen, scheuchte er uns gleich wieder auf, weil er genau wußte, daß ein so frühes Rasten bei uns eigentlich nicht der Brauch war. Widerspruch wäre sinnlos gewesen, also stiegen wir weiter, von den Fichten

zu den Lärchen, die uns umso schöner erschienen je weniger sie wurden. Wir passierten die kurze Steilstufe mit den Versicherungen, erreichten die letzten Wiesen und – genau an der Querung des Hochalmbaches – den ersten Schnee. Er lag in immer größer, immer sauberer werdenden Flecken, ließ aber auf den felsigen Buckeln genügend Platz für eine meistens trockene Spur, die uns direkt vor die Tür der Villacher Hütte brachte. Wir sperrten auf, fanden in dem kleinen, gemütlichen Raum alles in bester Ordnung und wandten uns nach dem Wechseln der Wäsche gleich dem Einheizen zu. Manchmal gingen wir wieder ins Freie, um nach Poldi Ausschau zu halten. Er kam langsam über die Buckel und Rippen herauf.

Drei Kerzen mußten einer Petroleumlampe zu Hilfe kommen, damit wir es hell genug hatten für einen gepflegten Skat. Den letzten hatten wir ein bißchen höher oben, in der Gouter-Hütte am Mont Blanc, geklopft, wo uns ein Schneesturm einen Tag lang nicht vor die Tür ließ. Für Soldaten, Baustellenarbeiter und Bergsteiger ist es ganz gut, wenn sie Karten spielen können, so haben sie was für die Zeit, in der nichts anderes gefragt ist als über die Zeit zu kommen. Vor dem Schlafengehen standen wir alle noch ein Weilchen draußen und schauten hinüber zum Hafner, der uns bleich aber deutlich grüßte, denn der Mond war fast voll.

Keine Wolke am nächsten Morgen. Und schön kühl, das versprach guten Schnee auch noch für den Mittag. Also gab es ein behagliches, ausgiebiges Frühstück – freilich nur für Heiner und mich, denn Poldi hatte sich entschlossen, eine Stunde früher aufzubrechen, da er zugleich mit uns am Gipfel sein wollte.

Als wir die Hütte verließen, sahen wir nichts mehr von ihm, er hatte den langen Hang unter der Vorderen Schwarzen Schneid bereits überwunden und näherte sich wohl schon dem Gletscher. Wir trugen die Skier über den harten Firn hinauf und schnallten erst oben an, wo es in einen flachen Trog hineingeht und weiter zum Kees. Dort erst sahen wir unseren Freund, er war immer noch weit über uns, war immer noch klein und wurde nur langsam größer, während wir in seiner Spur zügig aufwärts marschierten. Manchmal blieb er kurz stehen und winkte uns zu. Ein herrlicher Tag, sollte das heißen, eine herrliche Gegend, mir geht es gut, muß es gut gehn – unter so einem Himmel, an so einem Berg. Alle Spalten waren verschneit, außerdem fanden Poldis Instinkt und Erfahrung die absolut beste Route, die nicht zu hoch gegen die Steinernen Mannin hinaufgeht, sondern mehr zu den Elendköpfen hin ausholt – es wurde ein

problemloser Anstieg bis zuletzt. Wir hatten zwar etliches von der Vorgabe aufholen können, aber nicht alles – diesmal war es ein Anlaß zur Freude. Als wir oben ankamen, saß Poldi schon auf seinem Rucksack und trank heißen Tee. Er lachte kurz – fast wie in alten Zeiten. Man sieht ja vom Gipfel der Hochalm ganz leicht zu den Julischen hinunter, sieht den Montasch, den Wischberg, den Mangart, die Skrlatica und den Triglav. Waren wir hundertmal dort gewesen oder öfter? Wir mußten nicht reden darüber, es genügte, zu schauen, und alles war wieder da. Wenn es aber auf diese Weise Vergangenheit gibt, wenn man auf einem Gipfel wie jenem der Hochalmspitze sitzen darf, um sich zu erinnern, dann ist noch Raum genug für die Zukunft.

Die Abfahrt im gerade richtig weich gewordenen Firn, die ersten steileren Stücke mit den zahllosen Bögen, dann die flacheren Teile mit den rasanten Schußmöglichkeiten zu den Sockeln der Schwarzen Schneid, schließlich der Superhang ober der Hütte, wo der Schnee schon von felsigen Platten gesprenkelt, also voller Abwechslung ist, – diese Abfahrt zeigte uns einmal mehr, daß von der Trunkenheit, der Berauschtigkeit, die möglich sein kann in den Bergen, jener wohl mehr erfährt, der zum Bergsteigen das Skifahren dazutut.

Nach dem Zusammenpacken, dem Ordnungmachen konnten wir noch bis zum Hochalmbach die Ski unter den Füßen haben, dann allerdings mußten sie auf die Schulter, – und so ging's die letzten 800 Höhenmeter steil hinunter ins Tal. Doch für das Genossene nahmen wir alles – auch den grausamen Hatscher am Asphalt von der Schönaubrücke zur Fallerhütte – gern in Kauf.

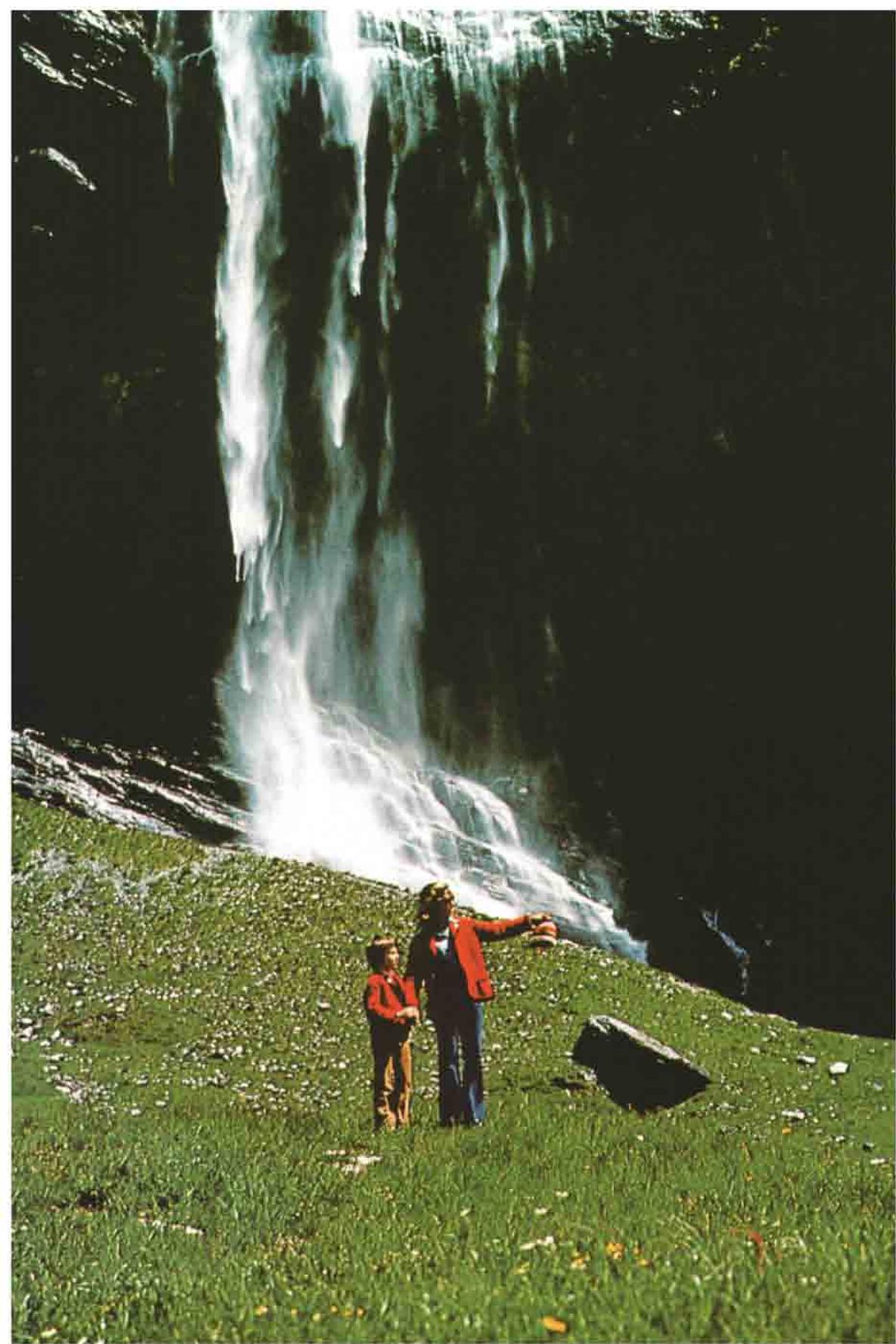
Als wir uns von Poldi verabschiedeten, spürte ich im Druck seiner Hand, daß er glücklich war und befriedigt. Natürlich, sagte dieser Druck, sind wir nicht mehr die Jüngsten, und der Corpus redet uns manchmal was drein, aber die Hochalm ist ein großer Berg und so schön, daß nichts größer sein kann als die Freude.

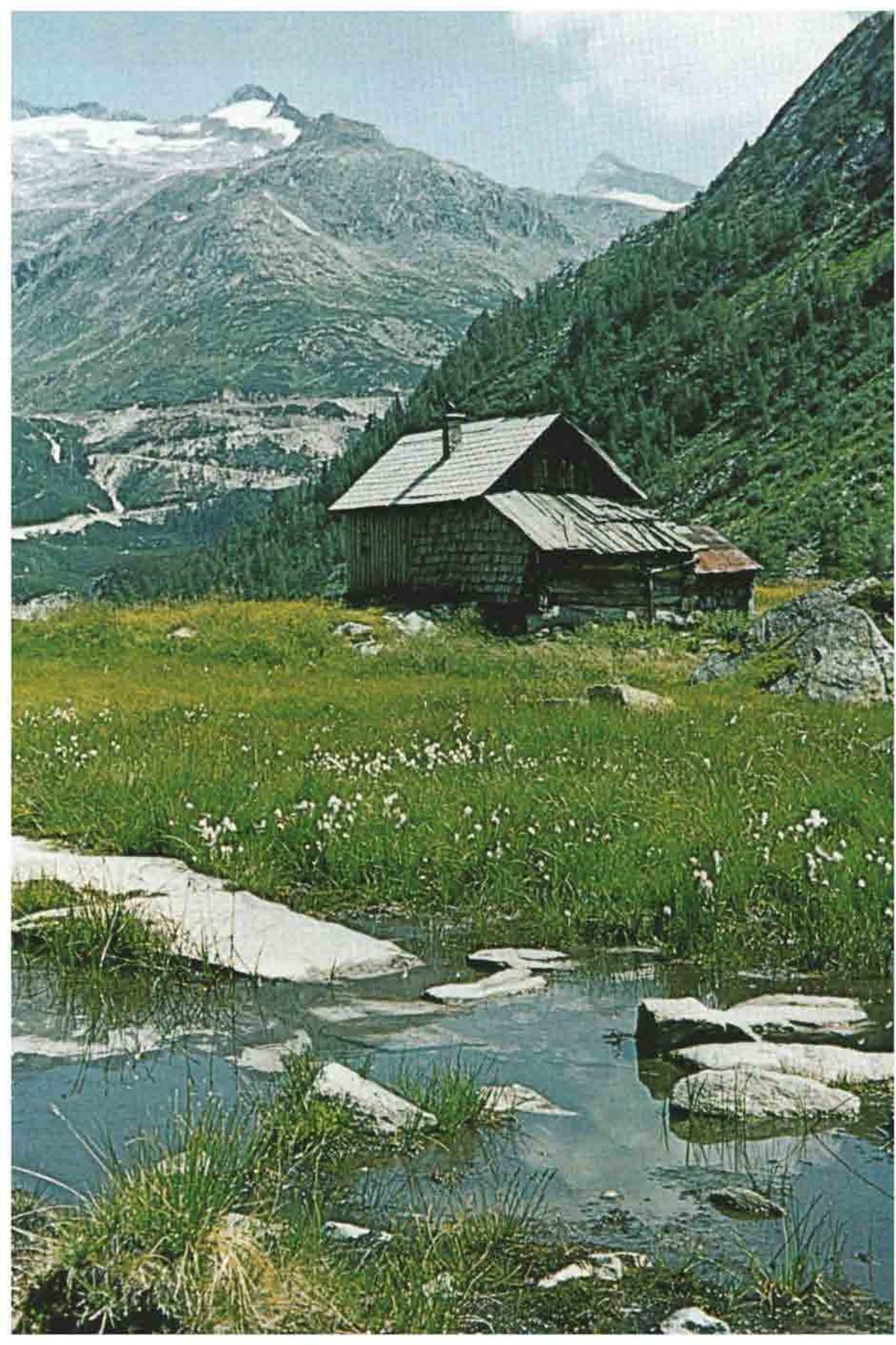
Viermal war ich auf der Hochalm. Viermal konnte der Berg ein anderer sein – denn viele Wege gibt es im Herzen. Aber die Mitte habe ich nicht vergessen.

*Anschrift des Verfassers:
Dr. Heinz Zechmann
F.X. Wirth-Straße 12
A-9500 Villach*

*Seite 90: Der Hochalmfall
Seite 91: Sameralm 1973; heute unter dem Stausee der
Kölnbreinsperre (Maltatal)*

*Foto: H. Raab
Foto: B. Baumgartner*





Entwicklung oder Untergang der bergbäuerlichen Kulturlandschaft

FRANZ FLJRI

Voraus muß der Verfasser dem Leser erklären, daß und warum er sich nur widerstrebend der Aufgabe entledigt, seine eigene Meinung über Gegenwart und Zukunft des bergbäuerlichen Lebensraumes niederzuschreiben. Als Bauer (wenngleich nicht Bergbauer) und als Geograph (wenngleich mehr Natur- als Kulturgeograph) könnte er zwar in den Augen des Lesers besonders berufen erscheinen, das zu tun. Gleich ob der Verfasser berufen ist oder nicht, reiht er sich mit diesem Beitrag unter die Vielen, die sich seit Jahrzehnten über die Bergbauern und ihr Land, über Landschafts- und Naturschutz und dergleichen geäußert haben.

Es geht dem Verfasser zunächst nicht um die Frage, ob er überhaupt neue gültige Aussagen zu diesem Thema machen kann. Er ist vielmehr im grundsätzlichen Zweifel befangen, ob es nicht besser wäre, mit jedem Reden und Schreiben aufzuhören und dafür da und dort mit der Hand zuzugreifen. Dieselbe Überlegung kann er auch dem Leser empfehlen: wann ist es Zeit, vom Denken zum Tun zu schreiten, was nützen Überlegungen, wenn die Taten nicht folgen? Wer liest überhaupt diese Zeilen? Sind es nicht gerade jene, die ohnehin dem Bergbauern wohlwollend gegenüberstehen und auf die man sich auch verlassen kann, wenn es zu handeln gilt? Wie erreichen wir aber die große Mehrheit der anderen, vor allem die Millionen der verstäderten Industriegesellschaft, die auch im Staat entscheiden?

An dieser Stelle dürfen wir einen Lichtblick vermerken. Presse, Rundfunk und Fernsehen stehen der Welt des Bergbauern grundsätzlich wohlwollend gegenüber. Auch kann es sich kein Politiker leisten, gegen die Bergbauern zu sprechen, ebensowenig wie er gegen andere Benachteiligte in unserem Volke reden könnte. Andererseits ist es weder ehrenrührig noch dem Erfolg in der Politik abträglich, über die Bergbauern zu schweigen, Taten zu ihrem Wohle zu unterlassen oder leider auch ihnen zu schaden. Diese Zeilen verfolgen zumindest auch den Zweck, diesen Widerspruch anzumerken. Was liegt näher als zu vermuten, daß auch die wohlwollend Denkenden und Redenden von der Wirklichkeit der Welt des Bergbauern nicht viel mehr begriffen haben als die vielen Schweigenden und die zahlreichen Schadenden? Ein entscheidender Grund hierfür mag sein, daß

der größte Teil unserer »modernen Gesellschaft« das Gefühl für Raum und Zeit als Grundlagen unseres Daseins verloren hat. Gleichlaufend beobachten wir, daß die kleinen menschlichen Gemeinschaften der Familie, der Sippe und des Dorfes zugunsten der komplizierteren »pluralistischen« abgewertet worden sind. Über letztere Erscheinung muß von berufener Seite gesondert berichtet werden. Über die Frage, ob die bergbäuerliche Kulturlandschaft noch eine Zukunft hat, kann dagegen nur geredet werden, wenn wir zugleich in Raum und Zeit gemeinsam zu denken vermögen. Unser Blick in die Zeit muß dabei zurückschweifen bis in die Jahrtausende vor der Entstehung der Kulturlandschaft und er darf in Gedanken in die Zukunft vorseilen.

Die Vorvergangenheit

Den vereinten Bemühungen von Forschern mehrerer naturwissenschaftlicher Fächer verdanken wir seit wenigen Jahren recht klare Vorstellungen über den Beginn jener Naturlandschaft im Alpenraum, aus der unsere Bauern die Kulturlandschaft geschaffen und bis zur Gegenwart weitergestaltet haben. Wir können dabei sehr wohl die Natur mit der Kulturgeschichte im gleichen Zeitmaßstab betrachten. Denn auch die Naturlandschaft ist überaus jungen Datums und braucht fürs erste keine zeitraffende geologische Vorstellungskraft. Wir wissen, daß vor 20 000 Jahren die Gletscher der letzten großen Vereisung die großen Alpentäler füllten und zum Teil, wie im Inn- und Salzachgebiet, weit in das Vorland vorstießen.

Offensichtlich vollzog sich der Zusammenbruch der eiszeitlichen alpinen Gletscherwelt noch rascher als ihr Aufbau. Denn schon vor etwa 13 000 Jahren begann z. B. im Inntal die Wiederbewaldung und vor 9 000 Jahren hatte der Wald auch in den Zentralalpen jene Höhe erreicht, die er heute dort behaupten kann, wo er vom Menschen nicht beseitigt wird.

Wir wissen auch, daß sich während des Eisfreierwens und in der kurzen Zeitspanne bis zur Ausbildung einer Vegetationsdecke, nicht zuletzt jener des geschlossenen Misch- und Nadelwaldes fast alle jene Vorgänge abgespielt haben, die unserer Landschaft eine abwechslungsreiche Feingliederung vermittelten. Dazu zählen große und kleine Terrassen, merkwürdige erhabene Formen, viele kleine Tälchen, manche Schutt- und Schwemmkegel und nicht zuletzt fast alle Seen, Sümpfe und Moore. Die natürliche Vegetation hat diese ersten Formen fast zur Gänze vor weiterer Umgestaltung bewahrt, sie war damit die weitaus

wichtigste Größe in jenem ausgeglichenen Naturhaushalt, der einem Klima entsprach, das sich in den letzten 10 000 Jahren, wie wir nun auch wissen, nur innert sehr enger Grenzen unwesentlich geändert hat.

Wir wissen nicht, wie sich das Klima der nächsten Jahrhunderte und Jahrtausende entwickeln wird, gleich ob dabei der Mensch als Wirkungsgröße ernstzunehmend sein wird oder nicht. Die meisten Klimaforscher nehmen als wahrscheinlich an, daß wir uns heute in einer warmen Zwischenzeit befinden, die von einer neuerlichen Kaltzeit abgelöst werden wird. Obwohl zu allem Überfluß auch noch viele Forscher meinen, dieser Klimasturz würde nicht mehr viele Jahrhunderte auf sich warten lassen, gewinnen wir aus solchen Wahrscheinlichkeiten oder Möglichkeiten doch keine Entscheidungshilfen für unser eigenes Verhalten im gegebenen Raum, vorab für die Weitergestaltung des Alpenraumes. Eher vermag uns ein Überblick der Entstehung der Kulturlandschaft nützen.

Die Vergangenheit

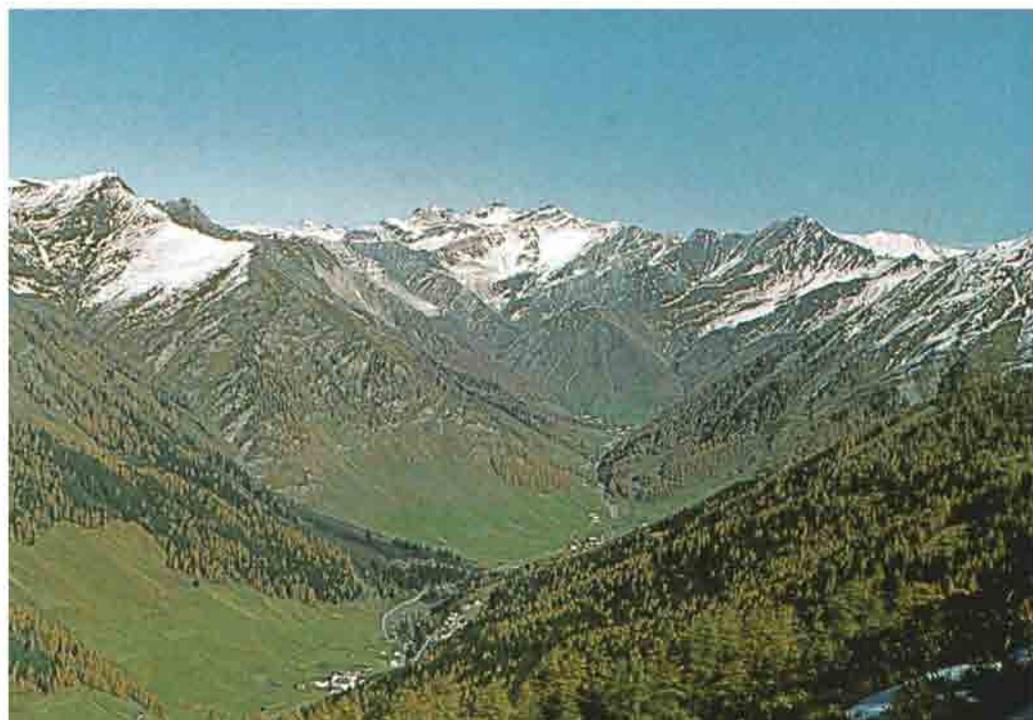
Mit guten Gründen können wir vermuten, daß die ersten Menschen, die sich in den Alpentälern niedergelassen haben, mit dem Land großzügig umgegangen sind. Hinweise auf eine flächenhafte Brandrodung finden sich an vielen Stellen. Andererseits erlaubt der bescheidene Bodenertrag keine hohe Siedlungsdichte, wobei wir von örtlichen Ausnahmen infolge bergbaulicher Möglichkeiten absehen wollen. Den besten Schutz vor einer weitgehenden Entwaldung bot der Umstand, daß auch im Sommer nur soviel Vieh zu halten war, als im Winter durchgefüttert werden konnte. Die Voraussetzungen für eine nennenswerte Rohfutturgewinnung waren aber von der Bronzezeit bis in das frühe Mittelalter kaum gegeben. So mußte sich das Ausmaß der Weide sowohl im engeren Umkreis der kleinen Dörfer als auch oberhalb der Waldgrenze in sinnvollen Schranken halten. Solange ausreichend Ackerland gewonnen werden konnte, um die allmählich anwachsende Bevölkerung bei bescheidenen Erträgen zu ernähren, bestand kein Anlaß zu einer Änderung der Wirtschaftsweise. Sie mußte aber eintreten, als die geeigneten Flächen erschöpft waren. Dazu muß bemerkt werden, daß ja gerade die guten Auböden in den Talniederungen wegen der regelmäßig auftretenden Überschwemmungen nicht genutzt werden konnten. Um so mehr wurden andererseits sonnige Hänge geschätzt und zum Teil von Hand oder mit dem Pflug sorgfältig terras-

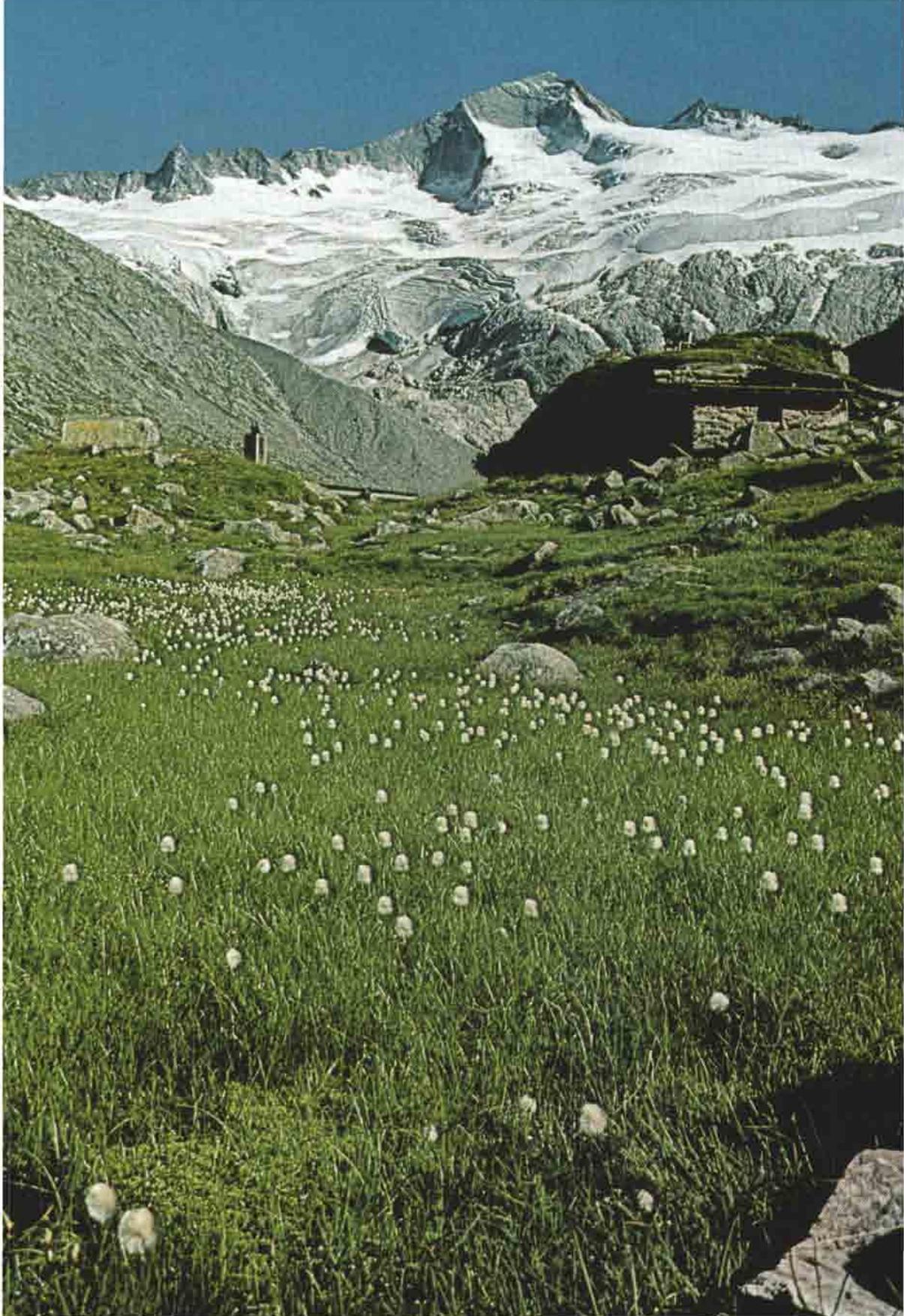
siert, meist auch behutsam bewässert. Der Ackerbau und die Ackerfrucht bestimmte also die bäuerliche Wirtschaft und damit die Landschaft. Das Aufkommen des Mähens mit der Sense anstelle des ärmlichen Sichelns muß im fortschreitenden Mittelalter eine nicht geringere technische und wirtschaftliche Revolution bedeutet haben als das Einführen von Elektro- und Verbrennungsmotoren in unserem eigenen Zeitalter. Immermehr Winterfutter konnte gewonnen werden, womit zugleich die Sömmierung des Viehs auf den Almen an Bedeutung gewann. Vor allem aber konnte sich die Siedlung weiter in die klimatisch ungünstigeren schattseitigen und Höhenlagen ausdehnen, wo dem Ackerbau nur mehr die unterstützende, der Viehhaltung aber die tragende Rolle zukam. Dies war die Geburtsstunde der bergbäuerlichen Kulturlandschaft im eigentlichen Sinne.

Es wird oft gefragt, ob dieser hochmittelalterliche Siedlungsausbau, der ja bis zum Beginn der Neuzeit an vielen Stellen angehalten hat, zuletzt etwa in Form einer hochspezialisierten Fast-nur-Vieh-wirtschaft, nicht den Naturhaushalt verunsichert habe. Das ist sicher geschehen, wengleich vielleicht auch nicht mehr als in der frühen Zeit der flächenhaften Brandrodung. Immerhin deuten da und dort Bodenerosion in der Höhe, Murgänge und Schutt- und Schwemmkegelbildung sowie Vernässung in der Niederung auf den störenden Einfluß des Rodungsbauern. Andererseits lernte er nicht nur als Einzelner, sondern zwangsweise als Mitglied der sozial sehr geschlossenen Dorfgemeinschaft, daß er alles unterlassen mußte, was letztlich auch seine fernere Existenz bedrohte. Zahlreiche frühe Dorfordnungen, die man zum Teil als regelrechte Verfassungen auffassen kann, zeugen von der Erkenntnis, daß man gegenüber der Natur seine Grenzen kannte und daß man entschlossen war, sie zu achten.

Diese Achtung entsprang gewiß nicht einer »ökologischen Ideologie«, sondern dem Umstand, daß im Schadensfall weder eine Versicherung noch eine staatliche Behörde zur Hilfeleistung bereitstand. Die gewöhnlichen Schäden hatte ohnehin jeder selbst zu tragen, für die existenzbedrohenden Fälle stand die Dorfgemeinschaft Bürge. Um so selbstverständlicher war die Vorsicht der Gemeinde beim Siedlungsausbau, sowohl bei der Anlage neuer Häuser als bei der Rodung.

Der Einbezug zahlreicher Hoch- und Hanglagen gelang überdies nur, weil der Bergbauer die konservierende Funktion der natürlichen Pflanzendecke zu übernehmen verstand. Er sorgte überall





für einen geregelten Wasserhaushalt, entwässerte nasse Wiesen, sicherte die Bachläufe, verbesserte auch den Boden auf dem neu gewonnenen Land durch Düngung und behutsames Bewässern.

Eine letzte große Tat der Landeskultur war die Gewinnung der besten Böden in den Talauen. Jahrhundertlang haben die Anliegegemeinden der Flüsse und größeren Bäche den Hochwasserschutz und die Landgewinnung als eine große Gemeinschaftsaufgabe im Auge behalten und zuletzt mit Unterstützung staatlicher Einrichtungen folgerichtig abgeschlossen. In der Regel blieb dabei ein genügend breiter Auwaldstreifen als Wasser- und Windschutz zugleich bestehen, immerhin auch noch ein bescheidenes Rückzugsgebiet für jene Tierwelt, die einst die Niederungen allein besiedelt hatte.

So reichte der vom alpenländischen Bauern der Natur abgerungene Wirtschaftsraum schließlich von der Talsohle über die Terrassen und Hänge und noch über die Almen hinaus hinauf bis auf die Bergmälder, alles in allem über 2000 m Höhenunterschied. Der Bauer wurde in diesem Lande zwar nie reich, doch gab es auch für die Mächtigen wenig Möglichkeit, ihn zusätzlich auszubeuten. Vielleicht schützte ihn gerade seine verhältnismäßige Armut vor der anderwärts verbreiteten wirtschaftlichen bis persönlichen Unfreiheit. Einerseits hat aus diesem Grunde der Gebirgsraum jene Dome, Kirchen, Klöster, Schlösser und anderen Zeugen der gesellschaftlichen Hochkultur nicht aufzuweisen, wie wir sie im außeralpinen Umland bewundern können. Auf dem kargen Boden blieben auch diese Werke im rechten Maß.

Andererseits hat sich doch eine weit über das bloß Wirtschaftliche und Materielle hinausgehende eigenständige Bauernkultur entwickelt. Es ist hier nicht beabsichtigt, alle ihre Teile und ihren Zusammenhang aufzuführen. An erster Stelle gehört sicher hierher die bäuerliche Bauweise, die sowohl im Wohnbereich der Familie als im Stall und beim übrigen Wirtschaftsteil zu Lösungen geführt hat, die immer ein geschlossenes Ganzes waren, die weder von den Bau- noch von den Betriebskosten her das Sinnvolle überschritten, wohl auch zu

Lösungen, die schlechthin als schön gelten konnten.

Dasselbe gilt für anderes Bauwerk in Feld und Flur, gleich ob es sich um Kapellen, Feldkreuze, Brücken und Stege, Brunnen, Mühlen oder Zäune handelt. Gewiß haben sich nicht alle Teile der Alpen in gleicher Weise zu einer in hohem Maße schönen Kulturlandschaft entwickelt. Es gab viele Unterschiede und diese waren gerade den Bauern bewußt, wenn sie Gelegenheit zum Vergleich hatten. Von Dorf zu Dorf, ja von Hof zu Hof hörte dieses Vergleichen nie auf. Jedenfalls hielt es neben der Wirtschaft selbst die Landschaftsentwicklung in günstigem Sinne aufrecht. Dasselbe gilt auch für die Ausgestaltung der Flur. Haine und Hecken, einzelne Bäume und Baumgruppen belebten die »Wirtschaftslandschaft«, sei es, weil man von ihnen unmittelbaren Fruchtgenuß erwarten durfte, daß man in ihrem Schatten in der Arbeitspause rasten und essen konnte oder auch nur daß man sie stehen ließ, weil sie immer dagewesen waren.

Diese bergbäuerliche Landschaft besaß ihr eigenes Maß. Sie war ausschließlich das Werk von Menschenhand und der von ihr gelenkten Arbeitskraft der Haustiere. Der land- und der forstwirtschaftliche Teil, der Ackerbau und die Viehwirtschaft, nicht zuletzt auch das Land und die Bevölkerungszahl, sie alle mußten in einem gewissen Gleichgewicht verbleiben, das letztlich vom tierischen und menschlichen Muskel vorgegeben war. Die Wirtschaft und das ganze Leben blieben stark in sich geschlossen, die Beziehungen zu den kleinen Städten gering, zumal sich auch die Handwerker der bäuerlichen Gesellschaft einordneten. Eine recht geringe Rolle spielte sicher auch das bare Geld.

Der Leser möge diese Zeilen nicht als eine Verherrlichung oder Romantisierung der »guten alten Bauernzeit« auffassen. Diese hat es nicht gegeben. Wir wissen ja, daß Krankheit, Seuchen und früher Tod, durch die Natur bedingte und vom Menschen zusätzlich verursachte Katastrophen, innere Unruhen und äußere Kriege, die mangelnde Möglichkeit zur Auswanderung bei zeitweiser Übervölkerung, eine da und dort viel zu weit gehende Güterteilung im Gebiet der Realteilung, aber auch die Unmöglichkeit zu neuer Familiengründung im Anerbengebiet, nicht zuletzt auch eine zuweilen drückende geistige Vereinsamung und Aushungerung ebenso zum Bild dieser Zeit gehören. Dazu kommen Agrarkonjunkturen und -krisen in Wechselwirkung mit den Städten.

Seite 94 oben: Die Kulturleistung des Bergbauern im innersten Schmirntal. Foto: F. Hubatschek, 1978

unten: Getreideernte am Kauterberg, Westtirol. Foto: F. Hubatschek, 1951

Hochgelegene Alm im Großelendtal. Blick gegen Elendköpfe und Elendkees. Foto: W. Kristöfl

Offensichtlich haben sich die Bauern aber immer wieder bereitgefunden, ihre Arbeit zu tun. Sie taten sie weder aus Pflichtbewußtsein noch aus Freude an der Arbeit. Hätten sie dazu noch einer Philosophie bedurft, wären sie wohl ausgestorben. Es war das einfache Lebenwollen des Menschen, das ihnen die Kraft gab. Dazu kam das Lebenkönnen aufgrund des überlieferten Wissens über das rechte Arbeiten zur rechten Zeit und wohl auch über die Möglichkeiten und Grenzen einer Erleichterung durch das Eingebundenbleiben in der dörflichen Gemeinschaft. In diesen ausgewogenen körperlichen-seelischen Bereich ordnet sich auch jene Religiosität bestens ein, die sich auf die schlicht-bäuerlichen Aussagen der Bibel stützen kann.

Es wäre letztlich unrecht, über die enge Bindung zwischen Bauer und Boden zu schweigen. Die Einheit von Wohn- und Arbeitsstätte ist eine erste Voraussetzung dafür, daß ein Stück Erde zur Heimat werden kann. Man hat zu gewisser Zeit die Beziehung von Bauer und Boden mit dem Wort »Blut und Boden« umschrieben. Seither kommt jeder in den Verdacht der besonderen Ideologienähe, der das Wort »Heimat« gebraucht. Die Bauern wissen es auch heute besser: die Beziehung heißt sehr einfach »Schweiß und Boden«. Was man an Arbeit für das Land, leider oft vergeblich, leistet, geht in unser tiefes Bewußtsein ein. Wirtschaftswissenschaftler werden es kaum erklären können, Psychologen vielleicht die Deutung finden: je härter die Arbeit, um so dauernder und tiefer die Bindung!

Die Gegenwart

Das Gedankenspiel lohnt nicht, ob es zwischen Vergangenheit und Zukunft eine eigenständige Gegenwart geben kann. Wir wissen nur, daß schon vor einigen Jahrhunderten in Ansätzen, ganz deutlich im vergangenen Jahrhundert und seitdem immer schneller die Welt des Bauern aufgebrochen wurde. Längst ist er vom Mehrheitsstand im Volke zur Minderheit geworden und, wie die Mehrheit meint, auch nur ein Glied wie die anderen in der Kette der arbeitsteiligen industriellen Gesellschaft.

Ist aber der Bergbauer wirklich in diese Gesellschaft eingetreten? Zum Teil ja, denn er hätte ohne Anpassung weder als Mensch noch als Bauer überlebt. Zum Teil nein, denn er hätte sich bei gänzlichem Einflügen ebenso aufgegeben. Wie in der Vergangenheit hat er die möglichen neuen Wege mit viel Vorsicht geprüft und manche beschränkt, andere gemieden. Diese Vorsicht wur-

zelt zunächst in den berufseigenen, von Generation zu Generation weitergegebenen Erfahrungen. Sie wurde aber auch durch den Gang der Geschichte bestätigt. In zwei Weltkriegen und in einer schweren Wirtschaftskrise dazwischen hat der Bauer gelernt, daß man auf dem eigenen Land besser überleben kann als in der Stadt. Auch heute wird man die letzte Generation, die diese Erfahrungen trägt, schwer davon überzeugen können, daß die Wirtschaft krisenlos und unbeschränkt weiterwachsen kann. Es ist eine sehr wichtige Frage, ob die junge Generation, die ihr Erbe zum Teil schon angetreten hat, diese Lehren noch kennt und als Grundlage für ihr Handeln übernimmt. Weithin ist dies nicht der Fall. Es gibt zwar erste Anzeichen einer neuen Krise, doch naht sie langsam und die Massen verharren samt ihren Führern im Zweckoptimismus.

Den Erfahrungen der älteren Bauergeneration verdanken wir, daß ein großer Teil des Berglandes noch bewirtschaftet wird. Hätten diese Bauern streng nach ihrem Verstand gehandelt, hätten sie jene Arbeitsplätze in der Industrie eingenommen, die zum Teil heute von »Gastarbeitern« besetzt sind. Tatsächlich haben viele diesen Schritt getan: zahlreiche Nebenerwerbsbetriebe sind aufgelassen worden, viele Vollerwerbsbauern suchten Nebenerwerb oder ebenfalls einen ganz neuen Beruf. Die Bleibenden haben ihre Höfe »aufgestockt«, freilich meist nur durch Zupacht, seltener durch Zukauf. Diese Entwicklung wird noch heute als der beste Ausweg aus der mißlichen Lage der Landwirtschaft betrachtet, die einerseits durch Überproduktion, andererseits durch zu niedrige Einkommen gekennzeichnet ist. Das »Gesund schrumpfen« müsse weitergehen.

Ehe wir eine Wertung dieser Ansicht versuchen, sollten wir einen Blick auf jenes Neue werfen, das den Bauern von seinem Vorfahr in der Vergangenheit unterscheidet. Ohne Zweifel ist er fachlich viel besser ausgebildet. In überraschendem Ausmaß ist es ihm gelungen, die Bodenfruchtbarkeit zu heben, den Pflanzenertrag zu steigern und das Vieh zu erstaunlichen Leistungen zu bringen. Obwohl große Flächen für die Erweiterung der Siedlungen, für Industrie und Gewerbe und nicht zuletzt für Straßen und Autobahnen verlorengegangen sind oder auch wegen Unwirtschaftlichkeit dem Wald zurückgegeben werden mußten, übertrifft die pflanzliche und tierische Gesamtleistung alles, was in der Vergangenheit bestenfalls erträumt werden hätte können.

Außerdem wurden die abgewanderten Arbeitskräfte samt den meisten Zugtieren zur Gänze und

trotz ungünstiger Vorhersagen mit einem teilweisen Erfolg durch Kapital ersetzt. Die Elektrizität am Hof und der Traktor am Feld haben sogar die Bergbauernwirtschaft zu revolutionieren vermocht. Diese Revolution verlief aber anders, als sie vorhergesagt worden war. Nicht nur die sozialistischen Theoretiker des vergangenen Jahrhunderts sondern auch ihre kapitalistischen Gegner hielten die Bauernarbeit für eine idiotenwürdige Tätigkeit. Sie glaubten an eine Erlösung des Bauern durch die Technik, an den Übergang von der kleinlich-bäuerlichen Landwirtschaft zur großzügig-industriellen Nahrungserzeugung.

Indessen hat sich gerade der kleine Einzelbauer überall dort dem Großbetrieb gegenüber als überlegen erwiesen, wo man ihm die Möglichkeit zu freiem Wettbewerb ließ. Die schnellere Anpassung an den Markt, das größere Interesse am Betriebserfolg, der erfolgreiche Ausgleich von Fehlern durch viele Einzelentscheidungen, vor allem aber die bewährte Fähigkeit auch unter physischen und psychischen Grenzbedingungen noch weiterzuarbeiten, das Zusammentreten von alten und neuen Bauerntugenden haben – bis heute – vielen Bergbauern zu überleben erlaubt.

Weder die Elektrizität noch die moderne Landtechnik haben das Bauerntum im Kern verändert. Im Gegenteil lag es an der Technik, sich sowohl den verschiedenen Betriebsgrößen als auch dem bunten alpinen Gelände anzupassen. Beides ist in erstaunlichem Ausmaß gelungen, wiewohl nicht übersehen werden darf, daß der Kapitaleinsatz für die kleinen Höfe und für die Berglagen pro Arbeitskraft, pro Ertragseinheit und zum Teil auch pro Flächeneinheit unverhältnismäßig hoch geblieben ist. Zum Teil haben es die bäuerlichen Nachbarn verstanden, durch gemeinsame Maschinenausnutzung der Überkapitalisierung zu steuern. Jedenfalls hat erst die Landtechnik die weitere Nutzung großer Flächen gestattet, sofern das grundsätzliche Arbeitenwollen noch gegeben war.

Bedeutende Flächen, zumal in der Höhenregion und auf Steilhängen, sind der Technik dauernd verschlossen. Weder die extrem gelegenen Bergwiesen noch die meisten »Lärchenwiesen« und Kleinflächen in ausgesetzter Lage können ohne ausschließliche Handarbeit genutzt werden. Niemand könnte diese zum Teil gefährliche Arbeit bezahlen. Man soll also auch nicht verlangen, daß sich dort der Bauer selbst bezahlt.

Tatsächlich ist das Ausmaß der nicht mehr bewirtschafteten Flächen viel größer als es von der Arbeitstechnik her erklärt werden könnte. Im Bek-

ken von Ehrwald hat Dr. Gerlinde Kätzler die bisher gründlichste Feinuntersuchung der sogenannten »Sozialbrache« im ganzen Alpengebiet vorgenommen. Hier ist der Maschineneinsatz am meisten durch das äußerst bunte Sozial- und Besitzgefüge auf den tausenden von Klein- und Kleinstparzellen erschwert, so daß letztlich auch kein Interesse an der Landnutzung mehr besteht. Die Hälfte von 1000 ha wurde daher sich selbst überlassen, der Viehbestand um 70% verringert. Der Fremdenverkehr ermöglicht nun ein besseres Auskommen. Die Landschaft selbst ist nur auf den bunten Prospekten so schön, wie sie einmal war. Früher oder später wird der Wald die Herrschaft antreten, sofern man nicht die hohen Kosten für das Offenhalten aus öffentlichen Mitteln übernimmt. Die billigste Lösung ist die weitere landwirtschaftliche Nutzung, selbst wenn sie beachtliche Zuschüsse notwendig machen würde.

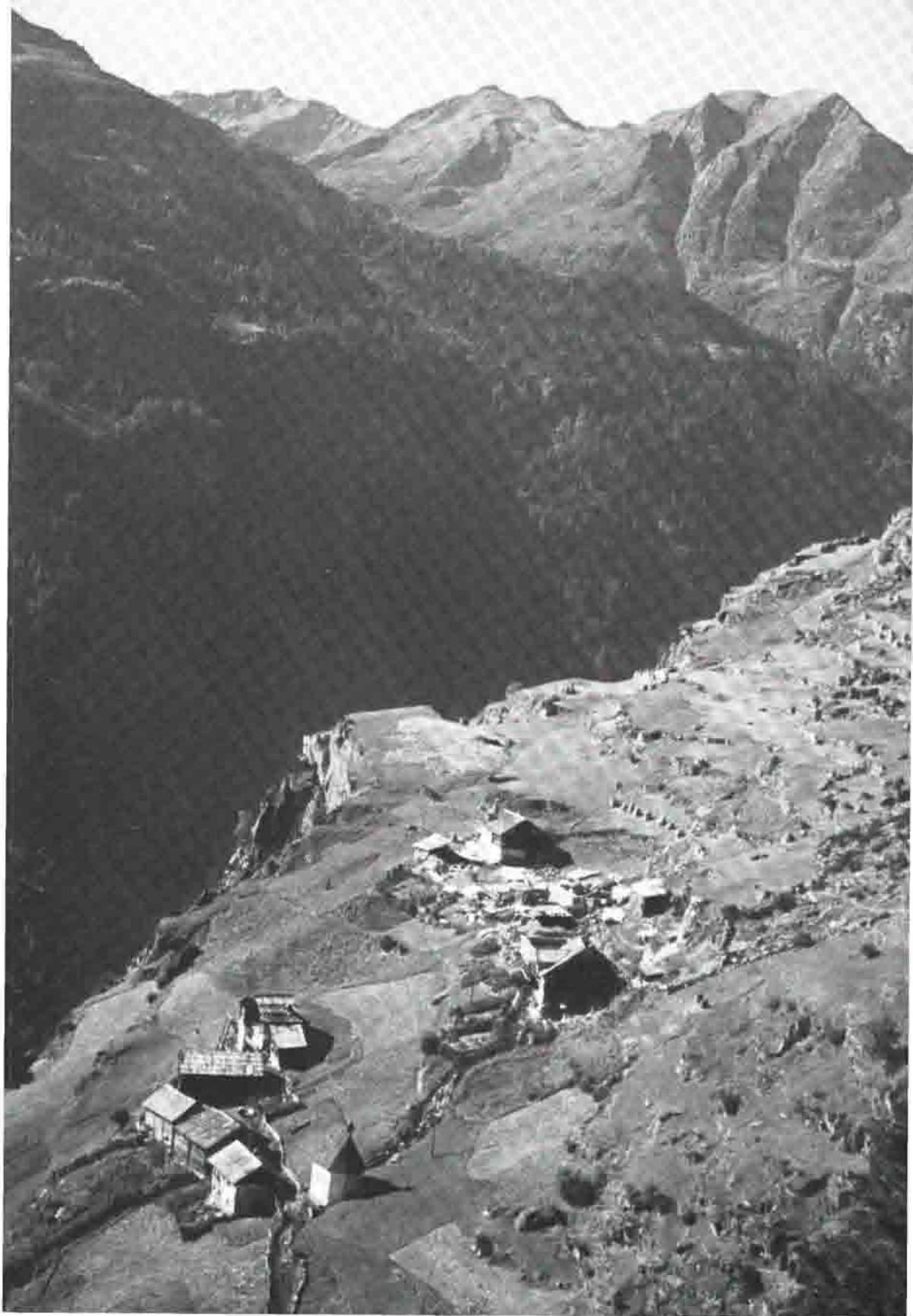
Der Verlust an Erlebniswert der Landschaft würde nur dem Fremdenverkehr schaden. Gefährlicher ist die Vernachlässigung von Flächen in Hinblick auf den Wasserhaushalt und die Lawengefahr. Einerseits können Vernässung, andererseits das Anfrieren des Schnees am langen Gras zu Bodenverwundungen, nachfolgender tiefergehender Erosion und Vermurung führen. Derart sind alle Höhenstufen, nach Bodenbeschaffenheit und Hangneigung in wechselndem Ausmaß in der Gefahrenzone.

Es ist ein weit verbreiteter Irrtum, daß das Auflösen der landwirtschaftlichen Nutzung ein (womöglich sogar erstrebenswerter) Schritt zurück zum ursprünglichen Naturhaushalt wäre. Selbstverständlich stellt sich nach dem Abzug des Menschen früher oder später immer ein neues natürliches Gleichgewicht mit einer angepaßten Vegetation ein. Bis zu diesem Zeitpunkt würde sich aber vieles ereignen, was weder für die verbleibende örtliche noch für die unbeteiligte entferntere

Farst bei Umhausen im Ötztal

In 1600 m Höhe liegt dieser Weiler, vom Tal durch eine mächtige Felswand getrennt. Trotz der extrem steilen Lage – man sagt, daß dort sogar die Hühner Steigeisen brauchen! – wurde dort zur Zeit der Aufnahme noch Weizen angebaut. Allerdings wurde das Getreide nicht gesät, sondern mit einem Setzholz gesetzt, weil durch das büschelweise stehende Getreide das Erdreich besseren Halt hatte. Um den Boden vor Abspülung zu schützen, waren im Abstand von etwa 2 m kleine Pflöcke in den Boden getrieben und dazwischen Bretter quer eingelegt.

Foto: E. Hubatschek, 1946



Bevölkerung wünschenswert sein könnte. In vielen Fällen könnte sich dieser Übergang unschwierig vollziehen, in vielen anderen wäre er nur bei jahrzehntelanger Überwachung schadlos möglich. Aus langer Erfahrung wissen die Bauern an Ort und Stelle am besten, wo Gefahr droht, wenn sie die Augen vor ihr verschließen und die Flächenpflege ganz einstellen. Es gibt keine wirksamere Methode des Flächenschutzes als die Flächennutzung, bei der man jedes Quadratmeter jährlich in Augenschein zu nehmen gezwungen ist.

Oben wurde gesagt, daß der Bauer der Vergangenheit zu einem ökologisch richtigen Verhalten und Handeln gezwungen war, weil ihm weder Staat noch Versicherung helfen konnten, wenn er seine eigene Existenz fahrlässig bedrohte. Heute können wir festhalten, daß ein lebensfähiges Bergbauerntum mit seinem Erfahrungsschatz die beste und billigste Versicherung von Staat und Volk gegenüber wahrscheinlichen und möglichen Naturkatastrophen darstellt. Auch den Katastrophen wehrt man wie allem Übel am leichtesten in den Anfängen. In einem Bergland liegen die Anfänge aber immer oben. Daher braucht man dort Menschen.

Wenn oben betont wurde, daß die weitere Bewirtschaftung großer Flächen nur dank des Einsatzes und der Anpassungsfähigkeit der Landtechnik möglich ist, soll nicht verschwiegen werden, daß auch ungünstige Veränderungen eingetreten sind. Heine und Hecken mußten weichen, weder für Baumgruppen noch Einzelbäume war Platz oder Bedarf. Große Teile der Flußauen fielen der Autobahn zum Opfer. Auch die dem Gelände harmonisch eingefügten Feldwege wurden vielerorts im Zuge der Flurbereinigung begradet und tragen mit den neuen Flurelementen viel zu einer Geometrisierung der Landschaft bei, an die wir uns erst gewöhnen müssen. Zum besseren Maschineneinsatz wurden ganze Geländestücke mit einer neuen Oberflächenform ausgestattet und bis zu den Almen hinauf wurde der Wirtschaftswald mit Wegen für Traktor und Lastauto erschlossen. Mit diesen Veränderungen muß sich der Landschaftsästhet abfinden, wenn er will, daß der Wechsel von Acker, Wiese und Wald, der den großen Reiz unserer alpinen Landschaft ausmacht, erhalten bleibt.

Trotz aller Technik braucht man gerade im Bergland mehr als in den flachen Teilen unseres Landes auch in Zukunft die Arbeit von Menschenhand. Der Wegfall vieler Arbeitskräfte hat auch im Berggebiet zur chronischen Überbelastung der Bleibenden geführt und man weiß, daß die ge-

sundheitlichen Verhältnisse keineswegs so sind, wie sie sein sollten. Früher war die bergbäuerliche Familie trotz des hohen Arbeitseinsatzes dank des bekannten Kinderreichtums in der Lage, Menschen für die übrigen Wirtschaftszweige abzugeben. In den letzten Jahren hat jedoch der Geburtenrückgang auch das Bauerntum voll erfaßt. Während er in den Städten kaum noch viel weiter absinken wird können, hat sich das Land in der Fruchtbarkeit mehr und mehr der Stadt angepaßt. Seit 1970 war der Geburtenrückgang in jenen österreichischen Bezirken, die mehr als 20% Anteil landwirtschaftlicher Bevölkerung aufweisen, etwa doppelt so stark als in jenen anderen, in denen die Bauern weniger als 5% ausmachen. Am stärksten, viermal so groß wie in den Städten, war der Rückgang im Pongau, Pinzgau und in Osttirol. Es scheint, daß die historische Rolle des Bergbauerntums für das Gesamtvolk zu Ende geht. Es bleibt die Frage offen, ob die eigene Menschenzahl ausreichen wird, die vielfältigen Aufgaben zu erfüllen. Diese Frage darf im Zusammenhang einer kulturgeographischen Betrachtung um so mehr gestellt werden, als die bevölkerungsbiologische Lage Österreichs in wenigen Jahren und ohne ersichtlichen wirtschaftlichen Hintergrund ebenso alarmierend geworden ist, als sie in der Zeit der schwersten Krise um 1937 schon einmal war.

Zukunft

Alle Überlegungen von Vergangenheit und Gegenwart unseres Bergbauerntums münden in die Frage, ob es überhaupt noch eine Zukunft hat. An vielen Stellen hat man den Eindruck, daß sich das Problem mit dem Übergang der Handlungsfähigkeit von der älteren auf die jüngere Generation von selbst löst. Man tut unserer Jugend kaum Unrecht, wenn man behauptet, daß sie weniger Verständnis für Raum und Zeit hat als ihre Vorgänger. Es soll hier nicht untersucht werden, ob damit der junge Städter weltoffener, unvoreingenommener oder auch persönlich freier wurde. Der Verlust an Raum- und Zeitgefühl betrifft aber das Bauerntum doppelt. Zunächst ist die Wertschätzung großer Flächen beim städtisch geballt Lebenden zurückgegangen. Zum zweiten wird die Vergangenheit als Wurzel unseres heutigen Handelns ebenso gering geschätzt wie eine allfällige ethische Verpflichtung für lange Zeiträume voraus. Nur die Gegenwart zählt, was für die alienthalben opportunistische Politik sehr förderlich ist.

Das Mißverständnis kommt noch dazu, daß die sogenannte Bergbauernpolitik weniger in erster

Linie dem Bergbauern als dem im Bergland wohnenden und – hintergründig – wiederum dem Städter helfen soll. Zunächst wird der Bergbauer aus der beengten Sicht der einzelnen Berufe in der arbeitsteiligen Gesellschaft beurteilt und beraten. Demnach ist er zu wenig wirtschaftlich-wendig, zu konservativ, zu wenig betrieblich-rational denkend und wohl auch unfähig, die vielen Möglichkeiten zu nutzen, die sich ihm vorgeblich bieten. Der letzte Schluß bleibt: auf ein Gleichziehen des land- und forstwirtschaftlichen Einkommens mit jenem aus »gehobener« (in Wirklichkeit dienender) Tätigkeit sei nicht zu denken. Daher möge der Bergbauer seine Rechnung anderweitig machen, wo immer er könne.

Es wird ihm empfohlen, sein Haus und seinen Hof, seine Alm und seinen Stall, seine Flur, ja die ganze Landschaft umzuwerten. Er wüßte ja gar nicht, wie sehr die Bedürfnisse der Menschen in den Ballungsräumen dieser Möglichkeit einer ganz neuen »Inwertsetzung« entgegenkämen. Man werde weniger Ställe und Speicher brauchen und mehr Pensionen und Hotels, weniger Vieh und mehr Gäste, weniger Bergseilzüge für Mist und Heu und mehr Lifts, weniger Bergwiesen und mehr Schiabfahrten, weniger Almwirtschaft und mehr sommerlichen Gletscherschilauflauf. Ohne Zweifel läßt sich die Perversion aller Funktionen von Flächen und Bauten beliebig fortsetzen und an treffenden Vergleichen würde es bis in immer menschlichere Bereiche hinein nicht mangeln. In diesen Vorstellungen wird das Bergbauernland in erster Linie zum Erholungs- und Vergnügungsraum der Großstadt und der Bergbauer selbst zum Erfüllungsgehilfen der Freizeitindustrie. Die Gegenfrage liegt nahe, ob nicht eine Stadt, die ein solches Erholungsbedürfnis auslöst, falsch gebaut und eine Gesellschaft, die daraus noch Gewinn ziehen will, zum Absterben verurteilt ist.

Der Hinweis auf die auch beim Bergbauern unteilbaren Grundfunktionen, nämlich Ernährung, Bodenverwaltung, Landschaftsschutz, Volkserhaltung, Kulturpflege und Teilnahme an der Politik kann sicher die Träger solcher Gesinnung nicht überzeugen: Die Ernährung wird im Flachland besser besorgt wenn nicht überhaupt durch Industrieexporte »gesichert«. Bodenerhaltung und Landschaftsschutz übernehmen staatliche Zentralstellen, die Kulturpflege hat im Zeichen der Freizeitindustrie zu stehen und die Politik bleibt in der Stadt.

Der Beitrag der Bergbauern zur Volksernährung wird heute gemeinhin geringgeschätzt, zumal ja die Landwirtschaft in den naturbedingt günstige-

ren Erzeugungsgebieten weiter gefördert werden könnte und die Gesamtbevölkerung ohnehin eher schrumpft als wächst. Unsere derzeit sicher beneidenswerte Ernährungslage kann aber nicht ohne einen Blick auf die übrige Welt beurteilt werden. Es gibt keinen Zweifel, daß die Weltbevölkerung noch vor 1990 die Zahl von 5 Milliarden und noch vor der Jahrtausendwende jene von 6 Milliarden überschritten haben wird. Selbst wenn die rasch wachsenden Völker Mittel- und Südamerikas, Afrikas und Asiens nur sehr bescheidene Verbesserungen ihrer derzeitigen Lebenshaltung erreichen, werden sie schon kraft ihrer Zahl einen viel größeren Teil gerade jener nicht erneuerbaren Rohstoffe beanspruchen, über die unsere hochindustrialisierten Länder heute noch zu niedrigen Preisen verfügen.

Das gilt voraus für die fossile Energie in Form von Öl und Gas, die auch in den meisten Vorleistungen enthalten ist, wenn unsere Landwirtschaft Kapital einsetzt, etwa bei den Düngemitteln und Maschinen. Unmittelbar betroffen sind die Nahrungs- und Futtermittelaufnahmen. Innerhalb der Landwirtschaft wird sich die bereits erkennbare Verteuerung von Betriebsmitteln zuerst bei jenen Bauern auswirken, die besonders kapitalintensiv wirtschaften, etwa mit viel zugekauften Futter- und Düngemitteln und geringer eigener Grundlage. Besonders anfällig werden die industrieähnlichen Betriebe sein, die sich auf Eier-, Geflügel-, Kalb- und Schweinefleisch spezialisiert haben.

Andererseits hatte der Bergbauer bisher Schwierigkeiten mit dem Kapitaleinsatz und kann nun zumindest im Verhältnis zur übrigen Landwirtschaft eine Aufwertung seiner eigenen Futtergrundlage erwarten. Darüberhinaus bleibt die Frage offen, ob nicht die Arbeit überhaupt im Verhältnis zum Kapital aufgewertet werden wird. In der Gesamtwirtschaft hätte man große Sorge vor einem solchen Rückschritt in die Vergangenheit. Hier sei nur bemerkt, daß sie der Bergbauer nicht haben muß.

Auch an seiner besonderen Wirtschaftsweise in der Rinderhaltung kann sich kaum viel ändern. Sie bleibt die beste Gewähr, daß die Flächennutzung erhalten bleibt. Wir wissen, daß das Rind nicht durch das Schaf ersetzt werden kann. Einige Ansätze, anstelle der Haustiere das Wild zu setzen, können nur als kennzeichnende Auswüchse des städtischen Kapitalismus angemerkt werden. Diesen zumindest im Verhältnis zur übrigen Wirtschaft optimistischen Ausblicken steht die große Frage gegenüber, wie die weitere Auseinandersetzung des Bergbauern mit dem Fremdenver-

kehr, vor allem mit dem Massentourismus, ablaufen wird. Eine Änderung der industriellen Verbundproduktion ist nicht in Sicht. Weiterhin werden Hunderttausende, ja Millionen Menschen auf engem Raum zusammenleben und kostengünstig zusammenarbeiten. Der von derselben Gesellschaft beherrschte Staat fördert ungeachtet aller Umweltprobleme diese Entwicklung weiter durch jenes System der Steuerverteilung, das die öffentlichen Leistungen in den Ballungsräumen ungleich stärker fördert als jene auf den großen ländlichen Flächen und in den kleinen Gemeinden. Nicht nur mit den Augen des Landbewohners gesehen nimmt die städtische Gesellschaft in mancher Hinsicht krankhafte Züge an. Wir müssen aber weiter damit rechnen, daß wegen unbestreitbarer Vorteile der Mensch aus freien Stücken bereit ist, auf manche Lebenswerte zu verzichten und sich einer lebensfeindlichen Ordnung zu unterwerfen.

Zu diesen Vorteilen und zugleich zu den Antworten auf den Alltag zählt sicher auch in Zukunft der Fremdenverkehr. Einst ein Vorrecht der Begüterten ist er zur Selbstverständlichkeit, aber auch zum politisch wirksamen Ventil für die großen Massen geworden. Genügend Verdienst und Freizeit waren die Voraussetzungen, das Auto erschloß ihm den Kontinent, das Flugzeug die ganze Welt. Dazu gesellte sich der Sport als körperlicher Ausgleich für die meist eintönige Arbeit. Eher am Rande und mehr und mehr im Kampf gegen die Auswüchse des Massentourismus kam die Naturschutzbewegung dazu.

Fremdenverkehr, Sport und Naturschutz sind nicht nur unter sich vereinbar. Wenn sie auf den gesamten Alpenraum gut verteilt werden, können sie schlecht und recht auch mit dem Bergbauernum zusammenbestehen. Die ungleichen Nutzungsansprüche an die Landschaft treten aber in krassen Widerspruch, wo sich die Konzentration der Stadt im Erholungsraum wiederholt. Allen Erkenntnissen der Erholungsmedizin zum Hohn werden solche Einrichtungen staatlich gefördert, nicht zuletzt, weil sie das Steueraufkommen erhöhen und der »Volkswirtschaft« Devisen bringen. Der Gewinnbeteiligung des Staates am Glücksspiel, am Alkohol und am Nikotin stellt sich dieser Massentourismus würdig an die Seite. Zwei Betrogene bleiben zurück: der Erholungssuchende, dem sein Arbeitslohn gerade von jener Schicht wieder abgenommen wird, die ihn bezahlt hat und der Bergbauer, wenn er sich in den Dienst der Freizeitausbeutung begibt.

Wir kennen die Folgen solcher Fehlentwicklungen

in den ganzen Alpen. Einige Zeit waren wir stolz, aus den Fehlern der Franzosen gelernt zu haben und man beneidete uns um das »miracle tyrolien«. Heute müssen wir nicht ins Ausland reisen, um den Ausverkauf von Land und Landschaft zu studieren. Viel schwerer als der augenblickliche Verlust an Schönheit und Erlebniswert wiegt jedoch das langfristig unrettbar Finschwindende: die selbständige bergbäuerliche Bevölkerung geht zum Dienstleistungsgewerbe vielfacher Art über und verliert binnen einer Generation gerade jene zahlreichen Kenntnisse und Fertigkeiten, die zum Erhalten der Landschaft mit ihrer Nähr- und Schutzfunktion unentbehrlich waren. Sie werden selbst zu Städtern ohne es zu wissen. Daß der gleichlaufende Verlust an geistigem Kulturgut noch schwerer wiegt, weil er die Kraft zur Umkehr gerade dann lähmt, wenn die Erkenntnis dämmert, am falschen Wege zu sein, wird von berufener Seite darzulegen sein.

Andererseits wissen wir, wie gut sich ein breit gestreuter Fremdenverkehr und Sportbetrieb mit dem Bergbauernum vertragen kann. Ohne Rücksicht auf die Grenzen der physischen und psychischen Belastbarkeit der Bauernfamilie gibt es keine Lösung. Zumal der Bäuerin kann niemand die Betreuung der eigenen Familie und der Gäste zugleich zumuten. Ein Nebeneinander dürfte wohl die Regel sein, mit sauberer räumlicher Trennung im Alltag.

Es sollte damit selbstverständlich sein, daß sich die Sprecher der Bergbauern und die Träger der Naturschutzbewegung zusammentreffen, wenn es gilt, die Schönheiten unseres Landes davor zu bewahren, kurzfristig-materiellen Interessen geopfert zu werden. Die Wasserfälle und Bergbäche, die Talauen und Haine, die Zirbenwälder und Lärchenwiesen und alle anderen Schätze unseres im Grunde sehr armen Berglandes, sie alle können dem Bauern und dem naturnah fühlenden Städter dies- und jenseits der Grenzen ein gemeinsames Heimatgefühl vermitteln.

Wir stehen alle vor einem großen Problem der politischen Bildung. Wir wissen, daß wir den Fremdenverkehr brauchen, daß er aber materiell und ideell eine Gefahr werden kann, wenn er entartet. Von Tirol zumindest meinte Kaiser Max, es sei zwar ein ärmlicher Kittel, man könne sich in ihm aber gut wärmen. Daraus ist längst ein prunkvolles und an manchen Stellen so fadenscheiniges Gewand geworden, daß uns das Frieren kommt. Die Angst vor der Armut der Vergangenheit steckt noch tief in unseren und unserer Politiker Knochen. Auch damit kann man Politik machen.

Es ist Sache der letzten Generation, die diese Armut noch aus eigener Anschauung kennt, der Jugend zu erklären, daß wir heute mehr Angst vor jenem Reichtum haben müssen, der nur nach der eigenen Erfahrung handelt, daß alles käuflich ist. Die bergbäuerliche Kulturlandschaft wird sich weiterentwickeln. Wer heute im Massentourismus das Alleinheilmittel zur Lösung der Bergbauernfrage sieht, schneidet diese Entwicklungsmöglichkeit ab. Entwicklungen in der Landschaft dürfen nicht zu schnell erfolgen. Die im Vergleich zum politischen Alltagsgeschwätz wahrhaft brennenden Existenzfragen kommen von der Entwicklung der Weltbevölkerung schneller auf uns zu, als wir ahnen können. Eine Kulturlandschaft als Heimat für alle wird dann mehr wert sein als andere Güter, auf die wir verzichten werden. Mehr als je zuvor tut uns allen not: verlieren wir nicht das Gefühl für den alpinen Raum, behalten wir das rechte Maß in der Zeit!

Anschrift des Verfassers:
 Univ.-Prof. Dr. Franz Fliri
 Dorfstraße 13
 6121 Baumkirchen

Wo niemand mehr mäht

*Die Zeit der Lerche
 ist vorüber.
 Und was der Wind jetzt singt,
 ist einer Weise
 verwandt,
 die von des Herbstes Geige tönt.
 Ein sprödes Rascheln
 geht durch die Wiese,
 die niemand mehr mäht.
 Heuhütten,
 die der Sommer nicht mehr füllt,
 bücken sich tiefer
 dem Boden zu,
 in den sie fallen werden,
 erdfarbenes Gebälk,
 ihm schon ganz ähnlich.
 Noch hat ein dünnes
 Gerinne
 das Wort
 mitten in dünnen
 Blumen.
 Und was der Wind jetzt singt?
 Von Wildnis,
 die uns nicht kennt,
 von Maus und Wiesel,
 Sperber und Schlange.*

Gabriele von Pidoll

Der Bergbauer als Landschaftsgestalter

ERIKA HUBATSCHKE

Wir stehen auf einem Gipfel und schauen rundum – hinüber zu den anderen Bergen, aber auch hinunter ins Tal, über Almen und Wälder, Wiesen und kleine Äcker bis zu den Behausungen der Menschen, die hier leben und die der Landschaft durch ihre Arbeit das Gepräge geben. Wenn wir im Tal manchmal des vielen Menschenwerks überdrüssig sind und uns nach unberührter Natur sehnen, so freuen wir uns im Hochgebirge doch über diese Spuren menschlichen Lebens und menschlicher Arbeit, die gegenüber den Naturgewalten und in den unermeßlich weiten Räumen freilich oft wie Kinderspielzeug anmuten, die aber in die ernste Gewalt des Hochgebirges etwas Liebliches bringen und uns das Gefühl des Geborgenseins schenken. Vielleicht, wenn wir längere Gipfelrast halten, kommt uns auch einmal der Gedanke: Wie mögen die Täler und Hänge zu unseren Füßen vor tausend und mehr Jahren ausgesehen haben? Waren sie schon damals bewohnt oder sind sie erst später urbar gemacht worden?

Antwort auf diese Fragen könnten uns unzählige Bauerngeschlechter überall in den Alpentälern geben, die in jahrhundertelanger, zäher und fleißiger, oft gefahrvoller Arbeit dem Berg und der Wildnis, Sümpfen und dichten Wäldern so viel an Boden abgerungen haben, als sie zu einem sehr bescheidenen und anspruchslosen Leben brauchen. Und wenn sie sich nicht auch heute ständig gegen die Naturgewalten wehren und mit oft unglaublicher Zähigkeit ihre Vorpostenstellung verteidigen und ausbauen würden, wenn sie nicht Jahr für Jahr ihre oft so mühselige und wenig Ertrag bringende Arbeit leisten würden, dann hätten diese Täler und Hänge, dann hätte unser ganzes Land ein anderes Aussehen. Der Bergbauer ist ja in vielen Fällen Grenzwächter an einer zwar oft zu wenig beachteten, aber deshalb nicht minder wichtigen Grenze: an der Grenze gegen die Höhe zu, an der Grenze der **Kultur** im ursprünglichsten Sinne des Wortes gegen Wald und Fels, gegen Muren und Lawinen. Wo der Bergbauer seinen Hof verläßt, wo er seine Äcker nicht mehr bebaut, seine Wiesen und Bergmäher nicht mehr regelmäßig mäht, die Alm nicht mehr putzt und durch das Vieh abweiden läßt, da rückt in den tieferen Lagen der Wald vor und holt sich zurück, was ihm der Mensch einst in mühsamer Rodungsarbeit entrissen hat. Weicht der Mensch aber aus den

höheren Regionen, wo aus klimatischen Gründen nach einer Rodung kein Sekundärwald mehr aufkommen kann, dann fällt das bisher vom Bauern gepflegte und genutzte Land der Wildnis anheim und unser Lebens- und Wirtschaftsraum wird auch hier eingeeignet.

Bei nur oberflächlicher Betrachtung mag die Beeinflussung der Landschaft durch den Bergbauern vielleicht gering erscheinen im Vergleich zu dem, was durch Industrie und Technik umgestaltet wird: planmäßige, großräumige Eingriffe in die Landschaft, die unter Einsatz schwerer Maschinen von großen Unternehmen durchgeführt werden und die Landschaft oft grundlegend verändern. Ganz anders die Gestaltung der Landschaft durch den Bauern, die sich über so weite Zeiträume erstreckt und die wir so sehr gewohnt sind, daß die meisten Menschen die bäuerliche Landschaft als etwas Natürliches empfinden. Wie sehr ihr aber der Mensch das Gepräge gab und gibt, das erkennt man am besten dort, wo diese bäuerliche Kulturlandschaft in Gefahr ist, zu verschwinden. Wenn man sich alles, was durch die bergbäuerliche Arbeit und Wirtschaft bedingt ist, also Höfe, Äcker, Wiesen, Zäune, Almhütten u. a. m. aus der Landschaft wegdenkt – um wieviel ärmer und weniger anziehend wäre sie dann! In der Hauptsache sind es drei Bereiche, in denen sich das Wirken des Bergbauern im Alpenraum zeigt:

1. Gewinnung des Siedlungsgeländes und Entwicklung der heutigen Siedlungslandschaft
2. Beeinflussung der Landschaft durch Errichtung von Bauten, Zäunen, Wegen usw.
3. Beeinflussung der Landschaft durch die bäuerliche Arbeit und Wirtschaft im Ablauf des Jahres. Gerade mit diesen beiden letzteren Punkten ist die Erhaltung der bäuerlichen Kulturlandschaft auf das engste verknüpft.

Eine reine »Naturlandschaft«, ganz ohne jegliches Einwirken des Menschen, ist in den Ostalpen wohl nur in den höchsten Regionen zu finden. Denn schon weit oberhalb der Waldgrenze – die ja vielfach durch die Rodungen seit vielen Jahrhunderten tiefer herabgedrückt wurde als es den klimatischen Bedingungen entspricht – stoßen wir auf die Spuren bäuerlicher Tätigkeit. Der Lebens- und Wirtschaftsraum des Bergbauern erstreckt sich auch heute, da die Bergmäher nicht mehr genutzt werden, oft über mehr als 1000 Höhenmeter und reicht in vielen Gebieten vom Tal bis fast zu den Gletschern hinauf, ja wegemäßig sogar an manchen Stellen über sie hinweg. Das gilt z. B. alljährlich für den Schafttrieb aus Südtirol über den

Alpenhauptkamm auf nördlich davon gelegene Weidegebiete, auf denen die Südtiroler Bauern seit Jahrhunderten Rechte besitzen. Mehrere Tausend Schafe überqueren dann mit ihren Hirten die Gletscher, wobei sie z. B. im Juni 1979 von schweren Schneestürmen überrascht wurden, die den Einsatz von Hubschraubern zur Rettung vieler erschöpften Tiere notwendig machten.

Vergleichen wir die Alpen mit vielen anderen Hochgebirgen – gleichgültig, ob in Europa oder in fremden Erdteilen, dann fällt in unseren Bergen die enge Verflechtung von Naturlandschaft und Menschenwerk, die starke Beeinflussung der Landschaft durch den Bergbauern auf. Gerade der Gegensatz zwischen der ersten, oft wilden Hochgebirgsnatur und der menschlichen Kultur, wie sie im Hof und im zugehörigen Hofland zum Ausdruck kommt, bietet einen eigenen Reiz.

Es ist ein charakteristisches Merkmal der Alpen, daß bäuerliche Dauersiedlungen nicht etwa nur ganz vereinzelt vorkommen, sondern daß sie bis hoch hinauf mitbestimmend für das Bild der Landschaft sind. Noch in Höhen über 2000 m liegen ganzjährig bewohnte Bauernhöfe, wie die Rosenhöfe in Vent 2014 m (Ötztal), Kurzras im Schnalstal 2040 m (Südtirol), oder Juf im Aversal 2133 m (Graubünden), um nur einige Beispiele zu nennen.

Als die ersten Siedler ins Land kamen, hat Wald den Großteil des Bodens bedeckt, ja zeitweilig infolge der nacheiszeitlichen Wärmeperiode und durch das Fehlen menschlichen Einwirkens auf die obere Waldgrenze weit über die heutige Wald- und Baumgrenze hinaufgereicht. Für die Anlage der Siedlungen wurden daher zunächst die oft waldarmen Talschlüsse der innersten Hochtäler genutzt oder Terrassen und Felsleisten, die in klimatischer Hinsicht und auch durch größere Sicherheit vor Überschwemmungen gewisse Vorteile gegenüber dem Talboden boten. Als dann mit zunehmender Bevölkerung der Raum nicht mehr ausreichte, mußte sich der Mensch auch in ungünstigeren Lagen eine Heimstatt schaffen und drang besonders im Verlaufe des mittelalterlichen Siedlungsausbauens in sehr hohe, zum Teil recht unwirtliche und steile Gebiete vor. Neben den in solcher Höhe ungünstigen klimatischen Verhältnissen, die die Wirtschaft erschweren – » $\frac{3}{4}$ Jahr Winter und $\frac{1}{4}$ Jahr kalt« meinte ein Bauer treffend – sind es besonders Lawinen und Muren, die in so extremen Lagen Mensch und Vieh bedrohen und von Zeit zu Zeit ihre Opfer fordern. Dies und noch verschiedene andere Gründe haben dazu geführt, daß manche dieser



Alter Bergbauernhof im Sarntal, Südtirol

Flaches, steinbeschwertes Lageschindeldach auf dem Wohnhaus („Fuirhaus“) und auf dem Getreidespeicher („Troadkaschn“). Für das Wirtschaftsgebäude („Fuatthaus“) war hier wie auch am gesamten Ritten in früheren Zeiten ein strohgedecktes Steildach – wie hier auf dem Bild – typisch. Die Giebelseite ist verschindelnd und zeigt vom Weg her eine Hocheinfahrt, die sich hier aus der Hanglage sehr harmonisch ergibt.

Foto: E. Hubatschek, 1958

ehemaligen »Schwaighöfe«¹⁾, Hochsiedlungen, die ursprünglich das ganze Jahr über bewohnt waren, in späterer Zeit in Almen, also nur mehr während der guten Jahreszeit benützte Siedlungen, umgewandelt wurden. Beispiele dafür sind unter vielen anderen Falbeson, Oberiß, Stöcklen und Seduk im innersten Stubaital. Die Obergrenze der bäuerlichen Dauersiedlung liegt daher heute oft tiefer als um das Jahr 1500.

Was hat nun der Bergbauer im Laufe vieler Generationen aus diesem dichten Waldland gemacht? Er hat den Wald – zunächst durch Feuer oder mit sehr unzulänglichem Werkzeug – gerodet, um Kulturland und Weidflächen zu gewinnen. Die Anlage von Steigen und Brücken ist vielfach *sein* Werk. Er hat mit Hilfe von Handwerkern, die meist selbst noch Bauern oder doch zumindest aus dem Bauernstand hervorgegangen waren, Höfe, Weiler und Dörfer, Kirchen und Kapellen, Wegkreuze und Marterln in die Landschaft hineingestellt und so inmitten der Bergwelt eine Kulturlandschaft von besonderer Schönheit und Harmonie geschaffen. Die durch den Wechsel von Kalk, Schiefer, Granit und anderem Gestein bewirkten Unterschiede im Landschaftsbild kommen auch in

der Kulturlandschaft zum Ausdruck und sind mit eine der Ursachen für die große Vielfalt in den Erscheinungsformen bäuerlichen Lebens und Wirkens in den Bergen.

In vielen Tälern, besonders bei West-Ost-Verlauf, zeigt sich ein großer Unterschied zwischen Sonn- und Schattseite. Dies gilt sowohl hinsichtlich der Besiedlung als auch in Bezug auf die heutige Waldverteilung. Aus leicht erklärlichen Gründen ist im allgemeinen die Sonnseite bevorzugt. Liegt jedoch – wie z. B. im Inntal östlich von Innsbruck – die Sonnseite im siedlungsfeindlichen Kalk, die Schattseite hingegen im Schiefer mit seinen sanfteren Geländeformen und tiefgründigen Böden, dann sind schattseitig die Hänge bis hoch hinauf besiedelt (z. B. Volderberg, Wattenberg, Pillberg), während sonnseitig nur die gegenüber dem Talboden wenig höher gelegenen Terrassen (Gnadenwald, Ummelberg, Vomperberg) Siedlungen tragen.

Ein typisches Gegenstück dazu ist der Oberpinzgau: Dort liegt die Sonnseite im Schiefer der Grauwackenzone. Ein dichtes Siedlungsnetz aus zahllosen Einzelhöfen mit ihrem zugehörigen Kulturland überzieht die sonnseitigen Hänge,

während die gegenüberliegende Seite bis ins Tal mit dichtem, geschlossenem Wald bedeckt ist. Die Siedlungen des breiten, feuchten Talbodens (Mittersill, Neukirchen am Großvenediger u. a.) liegen dort, wo von Süden her die Tauerntäler einmünden und dadurch eine längere Sonnenscheindauer ermöglicht ist.

Nach diesen Gedanken über das Werden der heutigen Siedlungslandschaft ein Blick auf die Baulichkeiten. Die alten Höfe, aus den bodenständigen Baustoffen Holz, Stein und Stroh gebaut, fügen sich so gut in die Landschaft ein, als ob sie selber aus dem Boden herausgewachsen wären wie die Bäume, die sie umgeben. Ähnlich ist es bei den unzähligen Heustadeln und Almhütten oder -ställen in ihrer einfachen, urtümlichen Form.

Wir finden in unseren Bergen die verschiedensten Hofformen vom Einhof, in dem Mensch und Vieh unter einem Dach leben, über den Paarhof – Wohnhaus und Wirtschaftsgebäude getrennt voneinander – bis zum Haufenhof, bei dem manchmal 10 oder 12 Gebäude zu einem Hof gehören: Wohnhaus, Stadel, Rinderstall, Schafstall, Wagenhütte, »Austragstübl«, Holzhütte, »Waschhäusl«, Bienenhütte, Kapelle, Obstpresse, Dorrhüttl, Selchkammer, Brechelhütte u. a. Solche Höfe gab es noch um 1960 in den Karawankentälern. Eine Parallele dazu bieten die alten Haufenhöfe in Skandinavien, bei denen die Zahl der zu einem Hof gehörigen Gebäude noch größer war.

Für die Form und Anlage des Hofes hatten neben den Geländeverhältnissen und der Wirtschaftsweise auch altüberlieferte Gewohnheiten, die mit der stammesmäßigen Herkunft der Siedler zusammenhängen mögen, Bedeutung.

Neben der Gesamtanlage des Hofes wirkt sich besonders auch das Dach – sowohl bezüglich seiner Neigung wie auch hinsichtlich der Dachhaut, also der Bedeckung – auf das Landschaftsbild aus. Flach, ursprünglich mit steinbeschwerten Legschindeln im tirolisch – bayrischen Raum, steil, oft als »Manteldach«²⁾ oder als »Schopf«³⁾ ausgebildet im steirisch-kärntnerischen Gebiet. Typisch für die alten Höfe im Sarntal und am Ritten (Südtirol) war ein flaches Legschindeldach am Wohnhaus (»Fuirhaus«) und ein steiles Strohdach am Wirtschaftsgebäude (»Fuattahaus«) dieser Paarhöfe. Leider ist die Eigenart der einzelnen Talchaften in baulicher Hinsicht heute überall weitgehend verwischt, aber man sieht doch noch da und dort – auch außerhalb von Freilichtmuseen –

typische Vertreter der charakteristischen alten Höfe.

Wohl unbewußt hat es der Bergbauer oft verstanden, den Reiz der Landschaft zu betonen und zu erhöhen. Bei vielen der alten Höfe und Almhütten, Bergkirchlein oder sonstigen Gebäuden ist sowohl die Platzwahl als auch die Formgebung unübertrefflich und auch heute noch beispielgebend. Immer fügte sich dieses Menschenwerk der Landschaft ein, ordnete sich ihr unter und erreichte dadurch jene Harmonie, die wir auch heute noch empfinden, die uns wohltut und uns anspricht.

Auch wenn wir die Obergrenze der Dauersiedlungen hinter uns gelassen haben, ist die Beeinflussung der alpinen Landschaft durch den Bauern noch nicht zu Ende. Da sind zunächst die **Almen** mit ihren Hütten und Ställen, Zäunen und Wegen, nicht zu vergessen die unzähligen Schafe, Rinder und Pferde und die Menschen, die zu ihrer Betreuung alljährlich mehrere Monate lang in der Almregion in Höhenlagen bis etwa 2500 m leben. Die Nutzung der Almweiden reicht in unseren Bergen bis weit in vorgeschichtliche Zeit zurück und auch heute haben diese Flächen große Bedeutung in der Wirtschaft des Bergbauern. Bieten sie doch nicht nur die notwendige Ergänzung zu den Mäh- und Weideflächen im Bereich des Hofes, sondern sind auch als »Gesundbrunnen« für die Aufzucht von gesundem, widerstandsfähigem Vieh von unschätzbarem Wert. Kein Wunder, daß seit ältesten Zeiten viele oft recht malerische Baulichkeiten als »Zweitwohnungen« der bäuerlichen Bevölkerung und ihres Viehs in dieser Region zu finden sind. Dazu gehört natürlich ebenso das Wegenetz der Almen – auch der Bergsteiger ist oft Nutznießer der vielen Almwege und -steige. Nicht vergessen darf man ferner die vielen Zäune, die zu einem geregeltten Almbetrieb nötig sind: Als Grenzzäune zwischen verschiedenen Almgebieten einerseits oder zwischen Weide- und Mähflächen andererseits, zum Schutz von Hegeflächen oder Jungwald gegen den Viehverbiß oder als »G'fällhag«, um an gefährlichen Stellen das Vieh vor dem Abstürzen zu bewahren. Alle diese Zäune können ebenso wie die Wege und Baulichkeiten im Bild der Landschaft hervortreten, besonders wenn man an die Vielfalt der gebietsweise oft so verschiedenen, mit viel Geschicklichkeit ohne einen einzigen Nagel errichteten Holzzäune noch nicht allzu lang vergangener Zeiten denkt. Leider sind sie weitgehend von Draht- und sogar Stacheldrahtzäunen verdrängt worden, die nicht

gerade zur Verschönerung der Landschaft beitragen.

Als Baumaterial für die Almgebäude dienten früher je nach Höhenlage und Gewohnheit Holz oder Bruchstein. Holz wurde meist im Blockbau verarbeitet, Stein oft ohne Mörtel oder sonstige Bindemittel zu Unterkünften für Mensch und Vieh gefügt. Besonders in höheren Lagen ist Stein das naturgegebene Baumaterial, das noch dazu kostenlos zur Verfügung steht. Als Beispiel für die Bedeutung der Baulichkeiten in der Almregion einige Zahlen aus dem Ger. Bez. Hopfgarten.⁴⁾ Die Kitzbühler Schieferalpen, in aller Welt als Skiparadies bekannt, werden auch »der Kuh-Himmel von Tirol« genannt. Die Almflächen dieses Ger. Bezirkes nehmen mit 17412 ha fast die Hälfte der Gesamtfläche (40156 ha) ein. Im Sommer 1948 waren dort 180 Almen bewirtschaftet, auf denen 1015 Gebäude benützt wurden: 648 Almställe für Großvieh, 253 Almhütten und 114 Almhütten mit angebautem Großviehstall. Nicht weniger als 560 Ställe, 220 Hütten und 72 Hütten mit angebautem Stall waren Blockbauten, also 85% der damaligen Gebäude. Der Rest entfällt auf Trockenmauerwerk (11%), Mörtelmauerwerk (3%) und Ständerbau (1%). Dazu kommen noch die zahlreichen Kleinviehställe und Heuhütten. Auch die Zaunlängen sind beachtlich: 275 km Grenzzäune, 65 km Angerzäune, 33 km Abteilungszäune innerhalb der Weideflächen und 17 km Gefährzäune ergeben zusammen 390 km Zäune – das entspricht etwa der Luftlinie Innsbruck – Wien! 287 km (74%) dieser Zäune waren damals noch aus Holz, 91 km (23%) aus Draht und 12 km (3%) aus Stein. Wieviele Arbeitsstunden mögen zu ihrer Errichtung und Instandhaltung im Lauf der Zeit nötig gewesen sein? Und wieviel würde es bei den heutigen Stundenlöhnen kosten, diese oft recht malerischen Holzzäune zu erstellen? Nicht zu vergessen der Preis für das viele Holz, das in diesen Zäunen steckt.

Auf den Almen des Ger. Bez. Hopfgarten waren im Sommer 1948 ständig 521 Personen (470 männliche und 51 weibliche) mit der Versorgung des Viehs und der Verarbeitung der Milch beschäftigt, das sind 4,7% der damaligen Gesamtbevölkerung dieses Bezirkes.

Ein anderer charakteristischer Zweig bergbäuerlicher Tätigkeit in den Hochregionen ist in den letzten zwanzig Jahren fast vollkommen verschwunden: Noch in den Fünfzigerjahren konnte man im Juli und August die Bauern bei der besonders harten Arbeit auf den Bergmähdern beobachten, um in oft steilem, gefährvollem Gelände

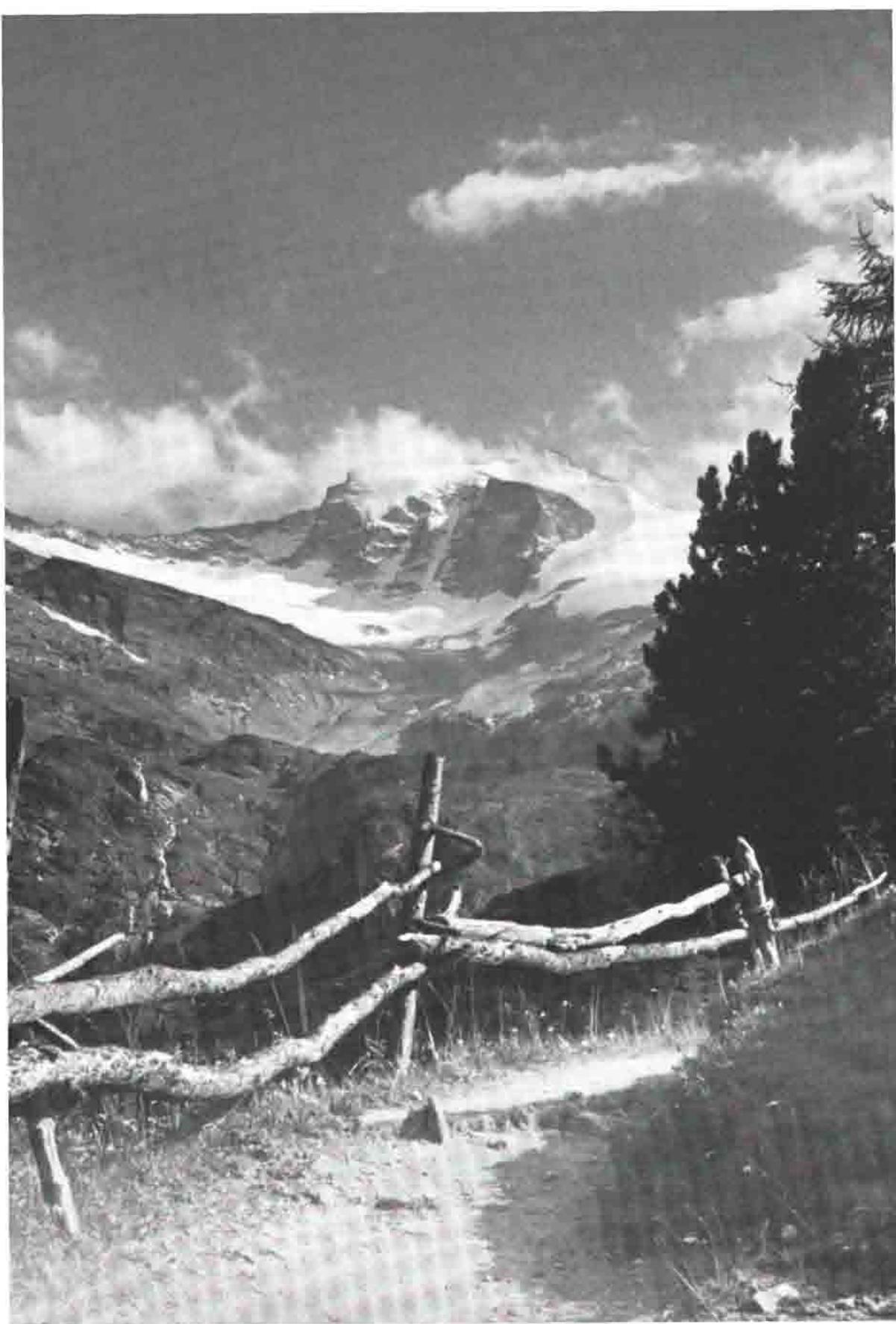
Heu zu gewinnen und so den Futtermittelvorrat für den Winter zu vergrößern. Der Anteil des Bergheues, das besonders würzig und reich an wertvollen Nährstoffen ist, war damals überall, wo es die Möglichkeit zu seiner Gewinnung gab, sehr hoch. Dazu einige Beispiele – durchwegs nach eigenen Erhebungen der Verfasserin – aus dem Oberen Lungau, aus dem Stubai- Oberberg (Tal zur Franz-Senn-Hütte) und aus dem Tuxertal.

Im Sommer 1939 wurden z. B. allein in den drei Gemeinden Zederhaus, Muhr und St. Michael im oberen Lungau 840000 kg Heu von den Almen und bis 2500 m hoch gelegenen Bergmähdern dieses Gebietes zu den Heimgütern geliefert. Darüber hinaus wurde aber noch ein großer Anteil des gewonnenen Bergheues auf den Almen verfüttert und damit die Aufenthaltsdauer des Viehs auf den Almen bedeutend verlängert, d. h. die Futterbasis vergrößert.

Allein zur Gewinnung dieser Bergheumenge – ohne Lieferung zum Hof – wurden damals auf den Almen und damit zusammenhängenden Bergmähdern von 392 Personen (ohne das Almpersonal, das sich so weit als möglich auch daran beteiligte) ungefähr 5400 Tagschichten aufgewendet, wovon allein auf das Zederhaustal 260 Personen mit zusammen 4023 Tagschichten entfielen.⁵⁾ Dabei wurden in Zederhaus 710000 kg Bergheu gewonnen. Das bedeutet, daß dort bei einem Gesamtviehstand von 4099 Stück durch die Nutzung der Bergmähder 140–150 Stück Jungvieh mehr überwintert werden konnten. Auch das läßt die damalige volkswirtschaftliche Bedeutung der Bergmahdnutzung eindringlich erkennen.

In der Gemeinde Muhr betrug der Anteil des Bergheues am Gesamtwinterfutter bei den Betrieben mit 5–10 Stück Großvieh ca. 50%, bei den kleineren Betrieben war er noch höher, bei den größeren niedriger.

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Bevölkerungsverschiebung, die sich durch diese starke Nutzung der Bergmähder ergab: Im Sommer 1939 waren 555 Personen – einschließlich des Almpersonals – mindestens für eine Woche, in den meisten Fällen jedoch länger, auf den Bergmähdern beschäftigt. Man sieht daraus, daß sich 15% der Bevölkerung dieser drei Gemeinden zur Arbeit auf Almen und Bergmähdern in der Bergregion aufhielten. Bei Ausklammerung der Gemeinde St. Michael mit ihrer verhältnismäßig großen Zahl nicht in der Landwirtschaft Beschäftigter schnellte der Prozentsatz der zeitweilig in der Almregion Tätigen für Zederhaus auf 38%, für Muhr auf 27% hinauf. Auch daraus läßt



sich die damalige Bedeutung der Bergmäher für diese Gebiete gut erkennen.⁶⁾ Mit Ausnahme der Bäuerin, die mit den kleinen Kindern – etwa bis zu 8 Jahren – und alten oder kranken Leuten am Hof blieb, verließ in beiden Tälern ein großer Teil der Bevölkerung das »Land« – wie die Bauern statt Tal sagen – und zog hinauf auf den »Berg«, auf die Alm. Nur am Samstagabend kamen alle zu den Höfen zurück, die sie am Montag vor Tagesanbruch wieder verließen. Man kann sich vorstellen, wie stark die Arbeit eines so großen Bevölkerungsteiles im Landschaftsbild der Hochregion in Erscheinung treten mußte.

Die Neustifter Bauern (Stubaital), bei denen noch vor etwa 15 Jahren die Nutzung der ausgedehnten Bergmäher im Ober- und Unterbergtal ebenfalls unerläßliche Voraussetzung für die Viehzucht war, berechneten ihr Bergheu nach »Taschn«, wie sie die großen Bündel nannten, in denen das Heu im Winter mit Hilfe der »Anzn«, urtümlicher Zugggeräte,⁷⁾ ins Tal und mit Hornschlitten zu den Höfen geschafft wurde. Eine solche Tasche Bergheu wog ungefähr 150 kg, eine Tasche Angerheu – von den gedüngten, z. B. auf der Stöcklen- und Oberßalm, sehr großen und ergiebigen Almungen – mehr als 200 kg. Im Sommer 1943 wurden allein im Stubai Oberbergtal 1402 Taschen (210 300 kg) Bergheu und 494 Taschen (100 000 kg) Angerheu, insgesamt rund 1900 Taschen mit einer Heumenge von mehr als 310 000 kg in Höhenlagen zwischen 1700 und 2600 m gewonnen. Abgesehen von einer geringen Menge, die hier auf den Almten verfüttert wurde, zog oder führte man diese beachtlichen Heumengen – noch ohne richtigen Fahrweg! – das ganze Oberbergtal hinaus und weiter auf der Straße zu den oft 4–5 Stunden entfernten Höfen der 48 Bauern, die im Oberbergtal Bergmäher haben. Auch im hinteren Zillertal und seinen »Gründen« wurde noch während des zweiten Weltkrieges sehr viel Bergheu gewonnen. Aus dem Junsberg z. B.,

Wegzaun bei Hintertux gegen Gforn-Wand-Spitze, 3286 m

Nur ein ganz einfacher alter Holzzaun aus dünnen Rundstämmen, sicher längst aus der Landschaft verschwunden wie alle oft so kunstvoll mit Holznägeln und „gehahten“ Zaunringen gemachten anderen Arten: vom groben „Pfötschnhag“ über Ringzaun, Schrankzaun, „Girschnzaun“, „Ranzenzaun“ bis zum Flechtzaun, von dem man noch heute ab und zu in Südtirol oder im Wipptal kleine Stücke findet – genauso wie er schon in Urkunden des 9. Jahrhunderts erwähnt und von Albrecht Dürer auf seinem Bild „Der Wiesenzaun“ verewigt ist.

Foto: E. Hubatschek, 1942

einem Nebental des Tuxertales, haben im Sommer 1943 elf Bauern in steilstem Gelände bis zu 2500 m Seehöhe rund 63 000 kg Bergheu gewonnen und in schwerster Arbeit – ausschließlich durch Menschenkraft! – stundenlang zu ihren Höfen gezogen und stellenweise sogar getragen. Sie konnten dadurch ca. 25 Kühe mehr überwinteren, als dies ohne Nutzung der Bergmäher möglich gewesen wäre.

Bis in die Zwanzigerjahre unseres Jahrhunderts wurde in der ganzen Gemeinde – von Hintertux bis Vorderlanersbach – das Bergheu ebenso wie die Streu in Gemeinschaftsarbeit aller »Mander« zu den einzelnen Höfen gezogen. Alle wurden dann auf dem jeweiligen Hof reichlich bewirtet, und trotz der langen und schweren geleisteten Arbeit ging es dabei oft recht lustig zu.

In der Zwischenzeit ist überall in den alpinen Berggebieten die Gewinnung von Bergheu zunächst zurückgegangen und dann ganz aufgegeben worden. Grund dafür ist nicht etwa eine Klimaverschlechterung und dadurch bedingt spärlicherer Graswuchs in den hohen Lagen, sondern der Mangel an Arbeitskräften, viel zu hohe Kosten für eine so extensive Wirtschaftsweise und die durch Verwendung von Kunstdünger höheren Erträge der Heimwiesen. Was ergibt sich aber als Folge? Die Flächen verwildern in kürzester Zeit und das lange Gras bildet auf Steilhängen eine zusätzliche Gefahr für das Abgehen von Lawinen. Manche Gemeinden haben sich daher entschlossen, den Bauern Mähprämien und Weideprämien (für das Abweiden durch Schafe) zu bezahlen, um diese Gefahren zu verringern und um die Landschaft in ihrem gepflegten Zustand zu erhalten. Ähnliche Überlegungen sind in den Plänen zu dem seit Herbst 1971 von den drei Landesregierungen Salzburg, Kärnten und Tirol durch Gesetz beschlossenen Österreichischen Nationalpark Hohe Tauern enthalten. Man will dort »die periodische Bewirtschaftung der Hochweiden in möglichst großem Umfang bewahren, nicht etwa, um eine überlebte Wirtschaftsform zu konservieren, sondern um die Pflege der Hochgebirgslandschaft sicherzustellen und auf diese Weise ihren Erlebnis- und Erholungswert zu erhalten.«⁸⁾ Im Wechsel der Jahreszeiten beeinflußt der Bauer durch seine Arbeit an Acker und Wiese, Wald und Alm das Aussehen der Landschaft sehr wesentlich. Zunächst im Frühjahr, wenn das Braun der frisch umgebrochenen Äcker mit dem saftigen Grün der jungen Herbstsaat oder der Wiesen abwechselt und sich dadurch die verschiedensten Muster ergeben. Später dann, wenn das reife



Fleckalm bei Kitzbühel gegen den Willen Kaiser

Auf den Almen dieses Gebietes hat meist jeder Almbauer – auch auf Gemeinschaftsalmen – seine eigene Hütte, häufig unter einem Dach mit dem unmittelbar angebauten Stall. Die von der Sonne im Laufe vieler Jahrzehnte dunkelbraun geätzten Blockbauten haben dann oft ein recht statliches Aussehen. Das flache, steinbeschwerte Legschindeldach war auch für sie charakteristisch und fügte sich gut in die Landschaft ein.

Foto: E. Hubatschek, 1948

Getreide wie Gold leuchtet und in eigenartigem Gegensatz zu den Gletschern des Talhintergrundes steht, oder wenn unzählige »Heumannln« die Talböden und Hänge beleben. Wie ein weicher, leuchtend grüner Samtteppich sind die sauber gemähten Bergwiesen im Herbst, etwa auf der Seiser Alm oder auf den Stubai oder Seefelder Lärchenwiesen. Dort jedoch, wo das Gras nicht mehr gemäht wird, sind weite Flächen braun und dürr, bieten einen ungepflegten, unerfreulichen Anblick und brauchen auch im Frühjahr viel länger, bis sie wieder grünen – schon nach wenigen Jahren sind sie dann verwildert und zugewachsen. Überall im Alpenraum ist der Bergbauer an der Arbeit, um genau so wie die lange Reihe seiner Vorfahren den Boden nach besten Kräften zu bewirtschaften und Haus und Hof zu erhalten. Es erfüllt uns oft mit Staunen, mit Achtung und Bewunderung, wie großartig und vorbildlich diese einfachen Menschen ihre Aufgabe gelöst haben, wie sie es unbewußt verstanden haben, über das rein Zweckmäßige hinaus Hof und Landschaft

auch **schön** zu gestalten, Natur und Menschenwerk **eins** werden zu lassen.

Es wird Aufgabe der jetzigen und künftigen Bergbauerngeschlechter sein, alles, was unsere Zeit und auch die kommende an Neuem bringt, wieder harmonisch mit der Landschaft zu verbinden, so wie es ihre Vorfahren in so schöner und beglückender Form vermocht haben. Auf den Menschen kommt es ja an: Ob er fähig ist, die Landschaft durch sein Werk weiterhin zu bereichern, so wie es viele Generationen vor ihm jahrhundertlang getan haben, oder ob er sich zum Sklaven der Technik machen läßt und das Empfinden für die zeitlos gültige Schönheit, wie sie sich uns in der alten bäuerlichen Welt so oft und so eindrucksvoll offenbart, verliert.

Wer mit offenen Augen unsere Berge und Täler durchwandert, der wird immer wieder die vielfältigen Leistungen des Bergbauern nicht nur für den **Ausbau**, sondern auch für die **Erhaltung der Kulturlandschaft** im alpinen Raum erkennen. Mag sein, daß der Bauer am Rande der Ökumene er-

tragsmäßig nicht konkurrenzfähig ist mit den großen Höfen im flachen Land – seine Arbeit und Leistung für die Allgemeinheit hat deshalb nicht geringere Bedeutung. Es gibt mehr und Höheres auf dieser Welt als das, was man zählen, messen und wägen kann...

¹⁾ Näheres über diese hauptsächlich der Viehwirtschaft dienenden Höfe vor allem bei Otto Stolz: Die Schwaighöfe in Tirol. Wissenschaftliche Veröffentlichungen des DÖAV, 5. Bd. Innsbruck 1930.

²⁾ So wird im Saualpengebiet (Kärnten) der Völlwalm, das an allen vier Seiten gleich weit heruntergezogene Dach, sehr treffend genannt.

³⁾ Dachfläche an den Giebelseiten nur bis zur Hälfte der traufseitigen Dachfläche oder noch weniger weit herabgezogen.

⁴⁾ Nach Erhebungen der Verf., die sie im Auftrag der Landwirtschaftskammer für Tirol im Sommer 1948 bei der Begehung und Aufnahme der 180 Almen dieses Bezirkes machte.

⁵⁾ 1939 hatte Zederhaus 928 Einwohner, von denen 66 Personen, das sind 7,1%, den ganzen Sommer über auf den Almen tätig waren.

⁶⁾ Vgl. dazu E. Hubatschek: »Almen und Bergmähder im oberen Lungau«, Salzburg 1950.

⁷⁾ Auf den Bauernhöfen im inneren Stubaital gab es noch nach dem zweiten Weltkrieg durchschnittlich je 8 bis 14 solcher »Wid-Anzn«, die aus einem ca. 1,70 m langen, dünnen, vorne etwas aufgebogenen Ast oder Rundstamm bestehen. Durch diesen waren ursprünglich zwei ineinandergreifende »Widn« (gedrehte Weiden- oder Birkenzweige in Reifenform) gezogen; später wurden sie oft durch entsprechende Drahtreifen ersetzt.

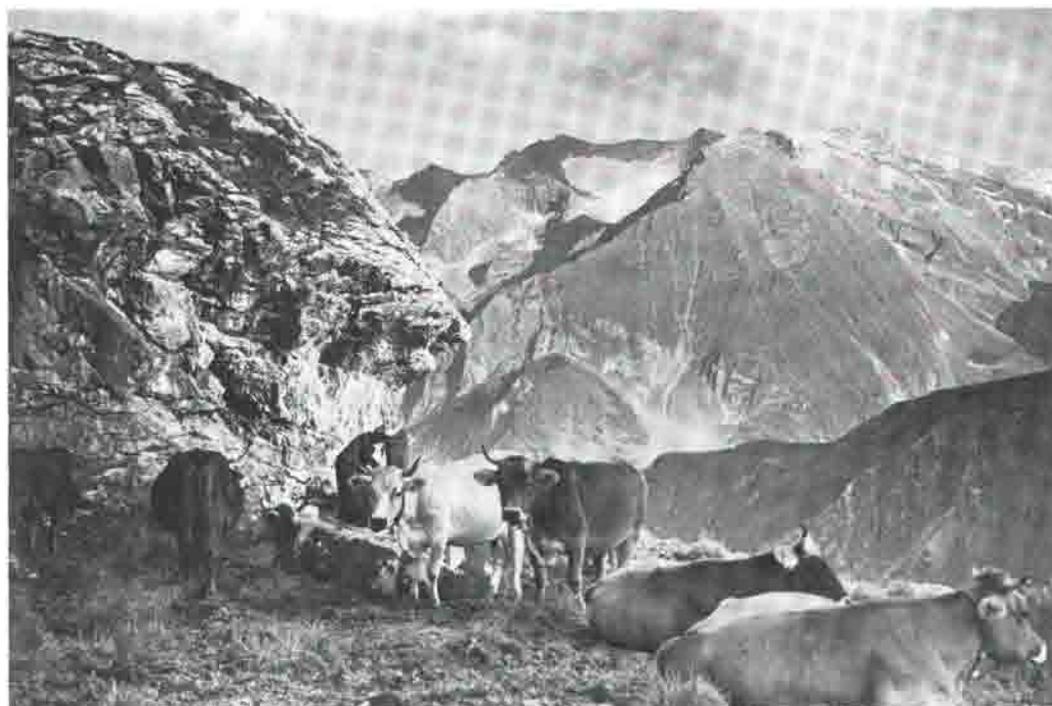
⁸⁾ C. Conrad, ibf-Reportage vom 12. Mai 1972

Melkplatz „auf'm Kapfar“, Junsbergalm, Tuxer Tal
Auf diesem höchsten Teil der Junsbergalm gibt es weder
Hütte noch Stall. Die Kühe, die man Anfang August für
ein bis zwei Wochen hier herauf treibt, werden früh und
abends im Freien gemolken und verbringen auch die
Nacht auf einem halbwegs ebenen Grasboden im Schutz
von mächtiger Felsblöcke (Bergsturzlandschaft). Den Hirten
dient ein an Felsen angebauter Bretterverschlag als
notdürftiges Nachtquartier und Unterstand für Schlecht-
wetter, die „Melcher“ kommen von dem etwa 500 m
tiefer gelegenen Junsberg-Hochleger zum Melken her-
auf. Bis zum Jahr 1950 wurde die Milch in große, höl-
zerne „Zummen“ geschüttet (im Bild neben dem Melker
sichtbar) und von den Melkern auf niederen Holzschlit-
ten in einer sehr steilen Erdriese in sausender Fahrt über
Stock und Stein zum Hochleger hinunter befördert. Heute
schütten sie die Milch droben am Melkplatz in eine
Leitung aus Kunststoffröhren, durch die sie direkt in den
riesigen Kupferkessel der „Kashüttl“ auf dem Hochleger
fließt, wo sie heute genauso wie damals zu großen
Fettkäsläuben verarbeitet wird.

Foto: E. Hubatschek, 1942

Anschrift des Verfassers:

OSTR. Prof. Dr. Erika Hubatschek
Waldstraße 23
6020 Innsbruck



Um die Zukunft der Alpen

F. H. SCHWARZENBACH

In den Wind gesprochen?

Ein Gesprächsfetzen einer weit zurückliegenden Diskussion klingt in meinem Ohr nach.

»Du wirst in den Wind sprechen...«

Was soll ich mit der wohlmeinenden Warnung eines Zuhörers aus der nachrückenden Generation der Dreißigjährigen, der Zweifel am Sinn meines Tuns äußert, eines Zuhörers, der wie viele andere Zeitgenossen aus Angst vor der Zukunft verzagt?

Zweifel an der Lösbarkeit der Gegenwartsprobleme

Das Unbehagen und die Unruhe in der Bevölkerung wachsen, je deutlicher das Unvermögen unseres politischen Entscheidungs- und Führungsstils offenbar wird, mit dem rasenden Tempo der weltweiten Veränderungen Schritt zu halten. Nicht zuletzt wurzelt die Krise unserer Demokratie in der Erfahrung, daß unsere Politik mit ihrer gemächlichen Gangart laufend von den Ereignissen überfahren wird.

Seit Marignano sind wir Schweizer zutiefst dem Grundsatz des defensiven Denkens und Handelns verhaftet. Wir spielen im Schachspiel des Lebens und der Politik stets mit den schwarzen Farben und versuchen, das Schicksal im Nachzug zu unseren Gunsten zu wenden. Wir warten, bis der Entschluß zum Handeln überfällig wird. Wir setzen uns dadurch gewohnheitsmäßig dem Zeit- und Sachzwang aus, auch wenn wir eine Fehlentwicklung durch frühzeitig einsetzende Steuerungsimpulse hätten verhüten können. Wir sind uns nicht mehr bewußt, daß einfache und mit einiger Anstrengung lösbare Aufgaben zu Problemen anwachsen, wenn der richtige Zeitpunkt des Eingreifens verpaßt wird.

Nach der ungewöhnlich langen Zeit eines wirtschaftlich-technischen Wachstumsrausches leben wir in einem allgemeinen Katzenjammer. Wir klagen über die ungewöhnlich schwierigen Probleme unserer Zeit, statt uns an die Lösung der vielen Aufgaben zu machen, die uns als Folgen früherer Entscheidungen und Ereignisse zugefallen sind. Es fehlt uns am gemeinsamen Willen, nach neuen Formen und Werkzeugen der praktischen Politik zu suchen, die uns erlauben, die davoneilende Entwicklung wieder in den Griff zu bekommen.

Der vorprogrammierte Konflikt bei der touristischen Erschließung der Alpen

Fremdenverkehr und Freizeitsektor gelten als Wachstumsbranchen der Alpenländer im nachindustriellen Zeitalter. Unter Berufung auf Zahlen aus den Wirtschaftsstatistiken, die für die letzten Jahrzehnte eine rasche Zunahme der Betten- und Übernachtungszahlen, der Transportfrequenzen von Bergbahnen und Skiliften, aber auch des Investitionsvolumens in der touristischen Infrastruktur belegen, wird von den Trägern des Fremdenverkehrs ein weiteres Wachstum als selbstverständlich vorausgesetzt. Die Grundsatzfragen nach dem Sinn und den Grenzen der Expansion werden überhaupt nicht gestellt. Im Glauben an das ungeprüft übernommene Dogma, daß der wirtschaftliche Erfolg parallel zur Ausweitung des Investitionsvolumens wächst, werden in den Fremdenverkehrsgebieten der Alpen laufend neue Mittel zur Weiterführung der touristischen Erschließung eingesetzt.

Aus Unkenntnis oder Leichtsinns werden dabei die Erkenntnisse über die Optimierung der touristischen Nutzung einer Landschaft mit ihrem beschränkten Angebot an natürlichen wie auch vom Menschen geschaffenen Voraussetzungen mißachtet. Einige dieser Erfahrungen sollen im folgenden in Erinnerung gerufen werden:

– Jeder Bau in einem Siedlungsgebiet beansprucht auf lange Zeit ein Stück Boden und vermindert damit die Fläche des noch verfügbaren Baulandes. Nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage steigt bei der Fortführung der Überbauung der Bodenpreis und setzt damit die unheilvolle Spekulationsspirale in Gang, welche die Kosten für die dauernde oder zeitweilige Benützung einer Unterkunft rasch in die Höhe treibt.

– Jeder Gast, der mit dem eigenen Wagen anreist, benötigt für die Dauer seines Aufenthaltes einen Parkplatz bei der Unterkunft und je nach der Größe und der räumlichen Gliederung des Ortes zeitweilig noch weitere Abstellmöglichkeiten in der Nähe der Sportanlagen, an den Talstationen von Bergbahnen und Skiliften oder bei Gaststätten und Läden. Mit zunehmender Siedlungsgröße sind für den ruhenden Verkehr immer höhere Anteile des nutzbaren Bodens auszuscheiden.

– Jeder Skifahrer beansprucht während der Dauer seiner Abfahrt eine erhebliche Pistenfläche. Jede Zunahme der Skifahrerzahlen erhöht den Druck zur Ausweitung des Pistenangebotes mit den baulichen und technischen Mitteln des Pistenbaues. Die Folge ist eine Zunahme der Eingriffe in die Landschaft.

Jeder Gast verstärkt durch seine Aktivitäten die örtlichen und zeitlichen Massierungen um die Meßgröße »1 Person«. Er schränkt damit die allgemeine Bewegungsfreiheit ein und bringt das System »Tourismus« einen Schritt näher an die kritische Schwelle des Zusammenbruchs.

– Mit der zunehmenden Zahl der Gäste steigt die Gesamtbelastung des einzelnen Touristen aus den vielen kleinen und kleinsten Reibungen und Behinderungen des Alltages überproportional an. In allen diesen Feststellungen bestätigt sich eine Grundregel der Selbstregulation natürlicher Lebensgemeinschaften: Mit zunehmender Ausnutzung des vorhandenen Angebotes wächst der Widerstand gegen die weitere Beanspruchung der schwindenden Reserven immer stärker. Übersteigt der Ausnutzungsgrad eine kritische Schwelle, so werden Regulationsvorgänge in Gang gesetzt, die einen teilweisen Zusammenbruch der Lebensgemeinschaft bewirken und damit eine Entlastung des Systems herbeiführen.

Verkehrszusammenbrüche als Folge der Selbstregulation

Ähnlich wie in der Natur wirken selbstregulierende Kräfte auch im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebensbereich des Menschen. Ein klassisches Beispiel für die Demonstration derartiger Steuerungsmechanismen bildet der Zusammenbruch des Straßenverkehrs in Spitzenzeiten. Mit Zunahme der Verkehrsdichte entstehen vorerst lockere, später geschlossene Motorfahrzeugkolonnen mit gleichförmiger Geschwindigkeit und mit einheitlichen Abständen. Werden weitere Wagen in die Kolonne eingeschleust, so nimmt die Fahrgeschwindigkeit allmählich ab. In einem kritischen Geschwindigkeitsbereich kommt es zu ruckartigem Wechsel des Tempos, bis schließlich der Verkehr streckenweise zusammenbricht.

Tenfelsspirale in der Fremdenverkehrswirtschaft

Während bei natürlichen Lebensgemeinschaften die Selbstregulation ungehindert spielt und das System stets wieder in einen Gleichgewichtszustand mit optimaler Ausnutzung der Kapazitäten und genügender Manövrierfreiheit bringt, versucht der Mensch im wirtschaftlichen Bereich die rückführenden Kräfte zu blockieren, indem er jeder Beschränkung seiner Ansprüche einen harten Widerstand entgegensetzt. Wenn immer ein Produkt knapp wird, fordert er unbescheiden die Vermehrung des Angebotes; zu einem Verzicht läßt er sich nur unter Zwang herbei. Dieses fest eingeschlifene Verhaltensmuster kommt Produ-

zenten und Händlern sehr gelegen, da sich in einem Markt mit hoher Nachfrage und ungenügendem Angebot gut und leicht Geld verdienen läßt. Die Schaffung eines Ungleichgewichtes der Marktlage durch künstliche Verknappung der Produkte oder durch Förderung der Nachfrage zählt daher zu den üblichen Praktiken der Wirtschaft.

Ein Beispiel für dieses eingespielte Verhaltensmuster des Menschen läßt sich im Bereich des alpinen Fremdenverkehrs leicht finden: Bauland ist in Berggebieten aus topographischen Gründen zumeist knapp. Eine rege Bautätigkeit in einem alpinen Fremdenverkehrsgebiet führt daher schnell zur Verminderung der Baulandreserven und zu einem raschen und massiven Anstieg der Bodenpreise. Unter Berufung auf das knappe Angebot und die hohen Preise für Bauland setzen die Bauherren auf politischem Weg eine Erhöhung der baulichen Ausnutzungsziffer durch. In der Folge verleiht die dichte Überbauung der Siedlung städtisches oder vorstädtisches Gepräge. Die hohe Wohndichte bewirkt eine entsprechende Zunahme des Verkehrs und der verkehrsbedingten Immissionen. Die erhöhte Verkehrsdichte verschärft die Parkplatznot und erzwingt den Ausbau des örtlichen und regionalen Straßennetzes. Die hohen Kosten für den Ausbau der Infrastruktur belasten die Gemeinde und damit den Steuerzahler. Um die finanziellen Lasten auf eine größere Zahl von Personen verteilen zu können, wird der Bau neuer Unterkünfte gefördert und damit die Auffüllung der noch verfügbaren Bauzonen beschleunigt.

Der Appetit kommt mit dem Essen

Ketten selbstverstärkender Vorgänge führen zur immer rascheren Ausweitung der touristischen Erschließung alpiner Regionen. Der kurzfristig erzielbare Gewinn wird vom Landverkäufer und vom privaten Investor abgerahmt; die sozialen Folgekosten werden mit der größten Selbstverständlichkeit der Öffentlichkeit überbunden. Sofern der Nachfrageüberhang nach touristischen Leistungen bestehen bleibt, hält der Druck zur Fortsetzung der baulichen und technischen Erschließung der Berggebiete auch bei steigenden Preisen an. Mit der einleuchtenden Begründung, daß bei einem weiteren Zuwarten die Preise für Bauland nur weiter ansteigen würden oder das Angebot an Bauland erschöpft sein könnte, wird der potentielle Kunde für den Kauf von Liegenschaften zu übersetzten Preisen geködert. Gelingt der Handel, so wird für den nächsten Interessen-

ten mit den gleichen Argumenten die Preisforderung angemessen erhöht.

Dem Spiel der Händler kommen die heimlichen Wünsche der Käufer nach persönlicher Selbstverwirklichung und Selbstbestätigung in Freizeit und Ferien entgegen. In ihren Träumen vom Ausbruch aus dem Alltag und aus der Herde namenloser Arbeitstiere lassen sie sich die Freiheit in den Bergen bereitwillig eine schöne Stange Geld kosten.

In Kenntnis dieser Zusammenhänge muß man annehmen, daß ohne entscheidende Veränderung der bestehenden Bedingungen die touristische Expansion in den Alpen unaufhaltsam weitergeführt wird, bis unter dem Einfluß selbstregulierender Mechanismen in übernutzten und überlasteten Fremdenverkehrsregionen der wirtschaftliche Kollaps eintritt.

Wohin treibt die Entwicklung?

Die zunehmende Härte der Auseinandersetzung um das zulässige Maß der touristischen Erschließung macht deutlich, daß die Ausweitung des alpinen Fremdenverkehrs heute an Grenzen stößt. Die Vielzahl der Konflikte zwischen den Befürwortern und Gegnern einer weiteren touristischen Expansion läßt befürchten, daß die Entwicklung nach dem üblichen Schema der Konfliktstrategie auf eine Machtprobe zwischen den gegnerischen Lagern hinsteuert, ohne eine echte Lösung des Grundproblems zu bringen.

Läßt sich der drohende Kollaps verhindern?

Noch hätte beim gegenwärtigen Stand der Dinge eine Alternativstrategie eine Chance, wenn sie ihre Vorschläge zeitgerecht in den laufenden Entscheidungsprozeß einzuschleusen vermag. Zwei wichtige Bedingungen müssen jedoch erfüllt sein:

– Die vorgesehenen Maßnahmen haben den Prinzipien zur Steuerung marktwirtschaftlicher Systeme zu entsprechen.

– Die vorgesehenen Eingriffe sollten geeignet sein, als Auslöser von Regulationsvorgängen mit selbstverstärkender Wirkung zu dienen.

Grundlagen einer Alternativstrategie

Der Aufbau jeder Strategie beginnt mit der Formulierung der Ziele, mit einer Auslegeordnung der erkennbaren Lösungsansätze und mit einer Untersuchung der Bedingungen, unter denen die einzelnen Maßnahmen Erfolg versprechen. Auf diese Vorarbeiten folgt der Versuch, die

Strategie in einen Plan des politischen und wirtschaftlichen Handelns umzusetzen.

Die Zielsetzung liegt auf der Hand. Es geht um die Optimierung des wirtschaftlichen Sektors »Fremdenverkehr« unter Ausrichtung auf die folgenden Forderungen:

– Erhaltung der volkswirtschaftlichen Ertragskraft des Fremdenverkehrs.

– Erhaltung der naturgegebenen und infrastrukturellen Voraussetzungen, um die touristische Nutzung auf die Dauer zu gewährleisten und laufend an die sich verändernden Ansprüche der Gäste anzupassen.

– Einordnung des Wirtschaftsbereiches »Fremdenverkehr« in den Rahmen einer übergeordneten Gesamtpolitik, die ein ausgewogenes Gleichgewicht zwischen allen Wirtschaftssektoren aufrecht erhält.

– Sicherung des Anspruches der Bergbevölkerung auf politische, gesellschaftliche und kulturelle Eigenständigkeit unter Wahrung des Vorranges gegenüber allen Forderungen der Fremdenverkehrskreise auf die wirtschaftliche Nutzung der landschaftlichen Werte und des geschichtlichen Erbes.

Die bisher betriebene Fremdenverkehrspolitik ist offensichtlich nicht in der Lage, die touristische Nutzung alpiner Regionen im Sinne der postulierten Zielsetzungen zu erfüllen. Eine Analyse der gegenwärtigen Entwicklung zeigt, daß die Erschließung der Alpen durch den Fremdenverkehr nach wie vor einseitig auf Expansion programmiert ist:

– Das Angebot an alpinen Gebieten mit günstigen Voraussetzungen für die touristische Erschließung nimmt laufend ab. Die Verknappung des Angebotes bietet dem privaten Investor bei spekulativer Ausnützung des Nachfrageüberhanges gute Gewinnchancen, so daß der Expansionsdruck durch Grundstückhandel und Bauwirtschaft einweilen anhält.

Ist die Durchsetzung einer Alternativstrategie noch möglich?

Wenn eine Fehlentwicklung bereits weit fortgeschritten ist, stellt sich in jedem Fall die Entscheidungsfrage, ob ein Versuch zur Kursänderung in letzter Stunde dem Zusammenbruch des überlasteten Systems mit nachfolgendem Neuaufbau vorzuziehen ist.

Für die Entscheidung liefert die Analyse selbstverstärkender Regulationsketten einige wichtige Anhaltspunkte.

Eine Untersuchung des Systems »Alpiner Tou-

risimus« zeigt, daß das rasche Wachstum des Fremdenverkehrs durch Rückkoppelung bereits einige Steuerungsvorgänge höherer Ordnung mit bremsender Wirkung ausgelöst hat:

– Als Folge der spekulativ ausgelösten Preissteigerung für Bauland, Bauten und Mieten ist der Aufwand touristischer Dienstleistungsbetriebe meist zu hoch, um bei den erzielbaren Einnahmen einen Ertragsüberschuß zu sichern.

– Die technische und hauliche Erschließung alpiner Regionen für den Wintersport ist in den vergangenen Jahren dem Bedarf vorausgeeilt. Die Konkurrenz zwischen den verschiedenen Fremdenverkehrsregionen hat sich damit verschärft. Diese Lage wird von den Reiseagenturen ausgenutzt, um preisliche Zugeständnisse zu erwirken.

– Als Folge der touristischen Erschließung alpiner Regionen ist in den Spitzenzeiten des Fremdenverkehrs das Netz der übergeordneten Zubringerstraßen in einem solchen Ausmaß überlastet, daß örtliche Verkehrsengpässe als passive Regulatoren der touristischen Entwicklung in Erscheinung getreten sind.

In einzelnen Wintersportgebieten behindert das ungenügende und kaum mehr zu erweiternde Parkplatzangebot die ungestörte Abwicklung des örtlichen und regionalen Verkehrs.

– In verschiedenen Skizentren reicht die Kapazität der bestehenden Pisten nicht mehr aus.

– Rasch und übermäßig gewachsene Fremdenorte haben Mühe, die Mittel für den laufenden Unterhalt und die fortgesetzte Erneuerung der aufgeblähten Siedlungen aufzubringen.

– In bestimmten Fremdenverkehrsorten sind die baulich nutzbaren Flächen praktisch vollständig überbaut, so daß der Landbedarf für notwendige Gebäude und Anlagen nur noch durch Abbruch bestehender Bauten gedeckt werden kann.

Diese Streiflichter genügen zum Nachweis, daß im System »Alpiner Fremdenverkehr« bereits an verschiedenen Stellen Regulationsmechanismen eingreifen, die mit ihren kontraproduktiven Auswirkungen auf eine Dämpfung der Auftriebskräfte hinsteuern und bei einer Fortsetzung der Expansion rasch an Gewicht gewinnen müßten. In dieser Lage könnten wirtschaftliche, soziale und politische Veränderungen auf europäischer oder weltweiter Ebene dem alpinen Fremdenverkehr sehr schnell die ökonomischen Grundlagen entziehen:

– Verzerrte Wechselkurse verfälschen die Relationen zwischen Preis und Leistung; der Tourist will die hohen Preise nicht mehr zahlen und sucht preisgünstigere Länder auf.

– Ein Anstieg der Steuern und Sozialabgaben in den Herkunftsländern der Gäste schmälert den frei verfügbaren Anteil des Privateinkommens und bewirkt eine Verminderung der Ausgaben für Freizeit und Ferien.

– Arbeitslosigkeit schränkt die wirtschaftlichen Möglichkeiten für Reisen und Ferienvergnügen ein.

– Die Verknappung der Erdölvorräte und die damit verbundene Verteuerung der Treibstoffe erzwingen eine Einschränkung des Individualverkehrs.

Strategie »Erhaltung und Erneuerung«

Unter den heutigen Voraussetzungen haben jene Strategien die größten Chancen, die eine Stabilisierung der touristischen Erschließung auf dem gegenwärtigen Stand anstreben und die vorhandenen Mittel zur Optimierung des Angebotes innerhalb der einzelnen Fremdenverkehrsregionen einsetzen. Die allgemeine Unsicherheit über die wirtschaftliche Entwicklung in Europa und Übersee legt zudem nahe, eine geeignete Aufnahmestrategie für den Fall einer Krise im Fremdenverkehr vorzubereiten.

Von den auf Wachstum eingeschworenen Promotoren des Fremdenverkehrs wird zwar jede Forderung zur Stabilisierung der Erschließung als systemwidrig verschrien. Diesen Kritikern läßt sich jedoch das Beispiel der schweizerischen Forstwirtschaft entgegenhalten, die, seit 100 Jahren gesetzlich zur ungeschmälerten Erhaltung der Waldfläche verpflichtet, mit diesem Grundsatz gut gefahren ist.

Begrenzung der Expansion

Die Begrenzung der weiteren touristischen Expansion könnte am wirksamsten erfolgen, wenn die aus der Erweiterung des Angebotes resultierenden Aufwendungen für die Infrastruktur und die sozialen Folgekosten voll auf die Verursacher überwälzt würden.

Bau und Betrieb infrastruktureller Anlagen in Fremdenverkehrsregionen wären nur soweit zu subventionieren, als sie den Bedürfnissen der ortsansässigen steuerzahlenden Bevölkerung dienen.

Die Kapazität der übergeordneten Straßennetze sollte nur dann erweitert werden, wenn in den erschlossenen Fremdenverkehrsregionen die Straßen und Parkplätze zur Aufnahme des Mehrverkehrs auf Kosten der direkt interessierten Kreise ausgebaut worden sind.

Optimierung der bestehenden Erschließung

Zu den wichtigsten Zielen der Stabilisierungsstrategie zählt die optimale gegenseitige Abstimmung aller baulichen und technischen Anlagen, um einen reibungslosen Betrieb bei voller Besetzung der verfügbaren Unterkünfte zu gewährleisten. Investitionen zur Beseitigung bestehender Engpässe und Ungleichgewichte sollten Vorrang gegenüber jeder Erweiterung des Gesamtangebotes genießen.

Weitere Schwerpunkte bilden die systematische Erneuerung und Verbesserung der technischen Anlagen unter gleichzeitiger Erhöhung der Betriebssicherheit, die Renovation bestehender Bauten und der Ersatz baufälliger Häuser im Siedlungskern. Die Bereitstellung von Mitteln für die laufende Innovation alpiner Fremdenorte ist von größter Bedeutung, da in absehbarer Zeit die Bauten und Touristensiedlungen aus den Fünfziger- und Sechzigerjahren in Gesamtrenovationen überholt werden müssen.

Die dritte Gruppe von Maßnahmen hat zum Ziel, das bestehende touristische Angebot an die besonderen Gegebenheiten anzupassen. Über die Differenzierung des Angebotes kann die Stellung einer Region im Konkurrenzkampf um den Gast verbessert und die Gewinnung einer Stammkundschaft erleichtert werden.

Gewährleistung einer inhaltlichen touristischen Nutzung der Landschaft

Die touristische Nutzung kann auf die Dauer nur gewährleistet werden, wenn innerhalb einer Region stets wieder freie Kapazitäten für die Erfüllung neuer und gewandelter Ansprüche verfügbar sind. Am wichtigsten ist die periodische Rückgewinnung geeigneter Flächen für die Errichtung neuer Bauten und Anlagen innerhalb der Siedlungen. Sind die Bauzonen bereits ausgeschöpft, so kann nur durch den Abbruch bestehender Quartiere wieder neuer Raum geschaffen werden.

Die laufende Innovation der Siedlung innerhalb der fest begrenzten und nicht mehr zu erweiternden Bauzonen läßt sich mit fiskalischen Erleichterungen wirksam unterstützen.

Die überragende Bedeutung der Landschaft als Kapital des Fremdenverkehrs verpflichtet die Förderer der touristischen Erschließung im eigenen Interesse zur Erhaltung und Pflege des Landschaftsbildes. In der Praxis kann dieses Ziel mit vertretbarem Aufwand nur erreicht werden, wenn der Wirtschaftssektor »Fremdenverkehr« aktiv und mit erheblichen finanziellen Leistungen zur Erhaltung und Verbesserung der land-, alp- und

forstwirtschaftlichen Nutzung der Berggebiete beiträgt.

Als wichtigste Einzelmaßnahme zum Schutz der Berglandschaft ist ein Verbot aller baulichen und technischen Eingriffe in die Landschaft durchzusetzen, soweit sie ausschließlich touristischen Interessen dienen und außerdem zu irreversiblen physischen und ökologischen Veränderungen führen.

Im weiteren ist zu erreichen, daß Bauten und technische Anlagen außerhalb der örtlichen Bauzonen nur dann bewilligt werden, wenn für den Fall eines Verzichtes auf eine weitere Nutzung die notwendigen Mittel für den Abbruch und die Wiederherrichtung der abgeräumten Flächen hinterlegt werden.

Zur dauernden Erhaltung des Erholungswertes einer Landschaft ist der Gesamtpegel aller Immissionen mit gezielten Vorkehrungen schrittweise zu senken. Eine besondere Bedeutung kommt der Herabsetzung der Lärm- und Abgasbelastung zu.

Durchsetzung des Anspruches der einheimischen Bevölkerung auf Vorrang ihrer Anliegen gegenüber den Forderungen des Fremdenverkehrs

In vielen alpinen Fremdenverkehrsregionen diktiert die Ansprüche der Gäste und die Forderungen der touristischen Promotoren die örtliche und regionale Politik. Unter dem wirtschaftlichen und machtmäßigen Gewicht des Sektors »Fremdenpolitik« werden die Anliegen der einheimischen Bevölkerung oftmals zurückgedrängt. Die wachsende Fremdbestimmung trägt entscheidend zum Verlust der politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Eigenständigkeit der Bergbevölkerung bei.

Man hat diese negativen Begleiterscheinungen der touristischen Erschließung in ihrer staatspolitischen Bedeutung allzulange verkannt und den Verzicht der einheimischen Bevölkerung auf die Freiheit der politischen Entscheidung und auf das Recht zur eigenständigen Gestaltung der Lebensformen als Gegenleistung für die wirtschaftliche Besserstellung und den Anschluß an den modernen Lebensstil gewertet. Wo aber der Fremdenverkehr die übernommenen politischen und genossenschaftlichen Strukturen der dörflichen Gemeinschaft zur Durchsetzung eigener Anliegen mißbraucht, den Alltag der bäuerlich-gewerblichen Gesellschaft und das kulturelle Erbe zum Schauobjekt für die Gäste umfunktioniert, wird eine zahlenmäßig kleine Volksgruppe systematisch entmachtet und in ihrer Eigenständigkeit bedroht.

Dieser schleichende Zersetzungsprozeß ist in vielen Fremdenverkehrsgebieten allzuweit fortgeschritten. Der Weg zurück ist schwierig und setzt voraus, daß mit Unterstützung der übergeordneten Gemeinwesen das Gewicht der Fremdbestimmung auf die regionale Entwicklungspolitik rasch und wirksam zurückgedrängt wird.

Unter diesem Gesichtspunkt erweisen sich die gesetzlichen Einschränkungen des Grundstückkaufs durch Ausländer als nicht zu unterschätzende Hilfe.

Im weiteren könnten die planerischen Entwicklungskonzepte für die Berggebiete dazu dienen, ungeeignete Erschließungsprojekte abzulehnen, die Entstehung regionaler Ungleichgewichte zu verhindern und durch gezielte Förderungsmaßnahmen einen Ausgleich der Chancen zwischen benachbarten Gemeinden und unter den Regionen des Alpengebietes zu schaffen. Einstweilen wird in der praktischen Politik von diesen Führungsinstrumenten noch wenig Gebrauch gemacht, da jede Planungsmaßnahme den Entscheidungs- und Handlungsspielraum der privaten Investoren beschränkt und deshalb auf den entschiedenen Widerstand der örtlichen und regionalen Fremdenverkehrspromotoren stößt.

So läßt auch die geschichtlich begründete, ungewöhnlich starke Rechtsstellung die Gemeinden im schweizerischen Alpenraum eifersüchtig über ihre Autonomie gegenüber Kanton und Bund wachen. Sie setzen der Bildung von Regionen als Körperschaften des öffentlichen Rechts großen Widerstand entgegen. Sie erleichtern damit ungewollt den wirtschaftlich operierenden Trägern des Fremdenverkehrs die Durchsetzung ihrer Interessen, die Gemeinden gegeneinander ausspielen können, ohne daß Kanton und Bund über die Rechtsmittel zum Eingreifen verfügen.

Die Chancen zur Durchsetzung einer Stabilisierungsstrategie

Der Wert einer Strategie mißt sich daran, ob sie in der Praxis eingesetzt wird und besser als die Nullstrategie des »Laissez faire, laissez aller!« zur Lösung der anstehenden Probleme beiträgt.

Die Umpolung einer wirtschaftlichen Entwicklung mit dem Übergang von der Wachstums- zur Stabilisierungsstrategie erfordert ein Umdenken in weiten Kreisen der Bevölkerung. Von den Nutznießern des Fremdenverkehrs kann bei einem weiterhin anhaltenden Überhang der Nachfrage nicht erwartet werden, daß sie die bisherige Wachstumsphilosophie über Bord werfen und auf die Weiterführung der gewinnträchtigen

Expansion freiwillig verzichten. Der Prozeß des Umdenkens muß daher in jenen Kreisen beginnen, die außerhalb des Fremdenverkehrs stehen, von seiner Entwicklung und deren wirtschaftlichen und politischen Auswirkungen leider noch kaum Notiz genommen haben.

Das Mittel der Wahl, um ein Umdenken in der Öffentlichkeit einzuleiten, ist eine gezielte und zeitlich sorgfältig terminierte Informationspolitik unter Einsatz der Massenmedien. Findet ein mediengerechter aufgemachter Beitrag Resonanz in Presse, Fernsehen und Radio, so wird er über einen selbstverstärkenden Aufschaukelungsvorgang in die Öffentlichkeit gelangen.

Informationspolitische Erfahrungen

In den letzten Jahren haben die Massenmedien mit der Verbreitung eingänglicher und überzeugender Einzelinformationen den Prozeß des Umdenkens auf dem Gebiet des Fremdenverkehrs wirksam unterstützt.

Es lohnt sich, in einem Rückblick zu zeigen, welche Gedanken von den Massenmedien aufgegriffen worden sind und zur Bewußtwerdung kritischer Entwicklungen im Fremdenverkehr beigetragen haben.

Nach 1970 haben die Alarmrufe von Ärzten und Unfallforschern die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf den Skiunfall als »Schatten des Skifahrens« gelenkt. Mit Betroffenheit wurde zur Kenntnis genommen, daß die Folgekosten der Skiunfälle ein volkswirtschaftlich bedeutungsvolles Ausmaß erreicht haben. Später hat die Behauptung, daß der Monatslohn eines Arbeiters den Aufwand für das Pistenskifahren an 20 Tagen im Winter nicht mehr deckt, ein breites Echo gefunden. Man hat realisiert, daß der ungewöhnlich rasche Anstieg der Kosten zu einem Rückgang des Volkssportes »Skilauf« führen könnte. Um 1975 setzte die Langlaufwelle ein, die Skiwandern und Langlauf als Alternative zum technisierten Pistenskilaf propagierte. Damit wurde ein Warnzeichen gesetzt, das zur Zurückhaltung bei der weiteren technischen Erschließung alpiner Skigebiete mahnte.

Zur gleichen Zeit stießen die großflächigen Geländeingriffe zur Herrichtung von Breitpisten und hindernisfreien Skifeldern auf harte Kritik. Die Diskussion um den Pistenbau mit Baggern und Planiertraupen hat weiten Kreisen die Fragwürdigkeit einer ungebremsten technischen Erschließung der Alpen bewußt gemacht.

Die ständig wiederholten Klagen der Autofahrer über Verkehrszusammenbrüche an den Engpäs-

sen der Zufahrten in die Wintersportgebiete haben die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf die funktionale Verflechtung zwischen dem Straßenverkehr und der touristischen Entwicklung gelenkt.

Die Bedrohung der einzigartigen Seenlandschaft im Oberengadin durch spekulative Überbauung hat weit über die Landesgrenzen hinaus eine Welle der Kritik ausgelöst, die zum Erlaß notrechtlicher Schutzmaßnahmen beigetragen hat.

Mit dem Buchtitel »Die Landschaftsfresser« hat Jost Krippendorf schlagwortartig auf das beängstigende Ausmaß der Landschaftsverluste durch Überbauung hingewiesen.

Diese kleine Aufzählung zeigt, daß eine ausdauernde Öffentlichkeitsarbeit mit Unterstützung der Massenmedien die Erfahrungen kritischer Beobachter rasch weiterträgt und den Prozeß des Umdenkens wirksam fördert. Der Erfolg wird sichtbar, wenn als Folge der öffentlichen Diskussion mit politischen Mitteln geeignete Maßnahmen zur Änderung des bisherigen Kurses gefordert und durchgesetzt werden.

Der Kreis schließt sich

Wer Öffentlichkeitsarbeit auf dem Gebiet des alpinen Landschaftsschutzes leistet, spricht nicht in den Wind. Im Zeitalter der Massenmedien hat eine kleine Zahl von Bürgerinnen und Bürgern nachweisbar die Möglichkeit, sich bei genügender Beharrlichkeit Gehör für ihre Anliegen zu verschaffen und über gezielt eingesetzte Informationen zur politischen Willensbildung beizutragen.

»Du wirst in den Wind sprechen...«

Habe ich wirklich in den Wind gesprochen, im Bemühen, die Entwicklungen unserer Zeit nicht schicksals ergeben hinzunehmen, sondern nach Lösungen für die Probleme der Gegenwart zu suchen?

Anschrift des Verfassers:

Dr. phil. F. H. Schwarzenbach

Lärchenstraße 21

CH-8903 Birmensdorf

Einst ein stattliches Anwesen – heute eine Ruine. Soweit kann es kommen, wenn ein Hof verlassen wird und schließlich verfällt.

Foto: E. Hubatschek, 1979



Alpine Raumordnungsprobleme aus der Sicht der Fremdenverkehrswirtschaft

JOSEF PRÜNSTER

I. Der alpine Raum bietet großteils ideale Voraussetzungen für den (Erholungs-)Fremdenverkehr. Es ist daher kein Zufall, daß der Alpenraum seit vielen Jahrzehnten schon bevorzugtes Feriengebiet (und neuerdings auch Naherholungsgebiet) für die Bevölkerung der Industriestaaten ist. Neben der Erholungsfunktion erfüllt dieser Raum aber auch die Funktion als Wirtschaftsraum und als Siedlungsraum für die ansässige Bevölkerung. In dieser Multifunktionalität des Raumes sind bereits Zielkonflikte und Probleme angelegt. Zum Tragen kommen sie bzw. verschärft wurden und werden sie dadurch, daß es angesichts des stürmischen Wachstums(-tempos) und der gewaltigen Dynamik in den 50er und 60er-Jahren nicht gelungen ist, einen befriedigenden Ausgleich zwischen den Raumansprüchen der verschiedenen Wirtschaftssparten (und Lebensäußerungen-Siedlungsentwicklung) herzustellen. Dies sicherlich nicht zuletzt deshalb, weil die Dynamik der Entwicklung in ihren negativen Auswirkungen auf die Umwelt im weitesten Sinne zunächst entweder gar nicht erkannt und beachtet oder aber unterschätzt wurde und daher keine Beeinflussung bzw. Gegensteuerung erfolgte. Das Resultat ist bekannt und zeigt sich in den heute im alpinen Raum bestehenden vielfältigen (Raumordnungs-)Problemen.

II. Aus der Sicht der Fremdenverkehrswirtschaft stellen sich heute im wesentlichen drei Raumordnungsprobleme:

1. die Zersiedelung der Landschaft
2. die Verstädterungstendenzen von Fremdenverkehrsorten (und -Regionen)
3. Übererschließungen (Überbelastungen, Übernutzungen).

Dazu im Sinne einer Analyse jeweils einige Bemerkungen.

Die **Zersiedelung** der (Erholungs-) Landschaft hat im alpinen Raum teilweise bereits ein erschreckendes Ausmaß angenommen. Zu Recht bezeichnet **Krippendorf** daher diese Erscheinung als Landschaftsfraß.¹⁾ Mit dem sehr knappen Gut Landschaft wurde in letzter Zeit eine in der Geschichte wohl einmalige Verschwendung betrieben. Ganze Täler und Landstriche wurden und werden mit Einzelbauten übersät und zersiedelt und dadurch (jedenfalls visuell) Umweltbeein-

trächtigung betrieben. Dabei besteht für eine derart disperse Verbauung aus der Sicht der Fremdenverkehrswirtschaft gar keine Notwendigkeit. Die im modernen Fremdenverkehr nötige Infra- und Suprastruktur hätte, optimal dimensioniert, genauso gut in konzentrierterer Bauweise geschaffen werden können, was neben dem sehr wichtigen raumwirtschaftlichen und optischen Effekt den Vorteil gehabt hätte, die heute häufig bestehende Verkehrsmisere in den Fremdenverkehrszentren zu vermeiden und Kosten an kommunaler Infrastruktur (vor allem sog. Folgekosten) zu sparen. Leider ist aber die Raumordnung und Raumplanung von der Dynamik des Geschehens einfach überrollt worden und es wird trotz mittlerweile in ländlichen Räumen eingetretener Sensibilisierung der Bevölkerung und geschaffener Steuerungs-Instrumente nicht leicht sein, eine nachhaltige Korrektur der Entwicklung einzuleiten.

Da die Siedlungsintensität in vielen Gebieten des Alpenraumes – in klassischen Fremdenverkehrsregionen sicher zum Großteil eine Folge des touristischen Baubooms – heute bereits Werte von mehr als 60%²⁾ erreicht und damit den weiteren Entwicklungsspielraum für die Zukunft sehr einengt, sollte an ihrer Notwendigkeit, jedenfalls auch aus touristischer Sicht – kein Zweifel bestehen.

Das konträre Phänomen zur Zersiedelung der Landschaft ist der **Verstädterungsprozeß**. Von ihm, dem Problem der räumlichen Ballung, sind besonders internationale Fremdenverkehrszentren betroffen. Zuzufolge der (starken, überdimensionierten) Konzentration von gastgewerblichen Betrieben, Parahotellerie, Zweitwohnungen, Campingplätzen und Infrastruktureinrichtungen entwickeln sich Orte (Dörfer) in der Saison zu »alpinen Städten«. Sicher sprechen einige ökonomische Fakten – diverse Führungsvorteile – für gewisse touristische Ballungen, aber mancherorts dürften u. E. die »Vorteile der Nähe bereits in die Nachteile der Enge« umgeschlagen haben.

Solche »alpinen Städte« sind daher sicher nicht »naturnotwendig«. Unter Erholungsaspekten werden sie im Gegenteil à-la-longue weniger gefragt sein als Fremdenverkehrsorte überschaubarer Größe, wo sich Fragen der Belastbarkeitsgrenzen nicht stellen und wo – bei den heutigen Kommunikationsdefiziten nicht unwichtig – der Gast noch Kontaktmöglichkeiten zu Einheimischen findet. Eine Kurskorrektur scheint also auch bezüglich der Verstädterungstendenzen nötig.

Was das Problem der **Überschließung** anlangt, so gehen die Meinungen (auch der Experten) darüber verständlicherweise auseinander. Tatsache ist aber jedenfalls, daß insbesondere mit dem starken Wachstum des Wintertourismus, der im alpinen Raum der eigentliche Motor der touristischen Entwicklung geworden ist, das Belastungsproblem einen zusätzlichen Akzent bzw. eine Verschärfung erfahren hat. So sehr jedoch Wintersport und Wintertourismus aus wirtschafts- und fremdenverkehrspolitischen Erwägungen notwendig sind und begrüßt werden müssen – Schaffung und Sicherung von Arbeitsplätzen, Einkommensausgleich, Saisonverlängerung, Verbesserung der Kapazitätsauslastung und damit der Rentabilitätslage der Fremdenverkehrsbetriebe – so sehr muß man aber gerade bezüglich der technischen Erschließungen ökologische Gesichtspunkte im Auge behalten. Diese Erschließungen und ihre Zusatzeinrichtungen (z.B. Skipisten) sind häufig mit starken Eingriffen in den Naturhaushalt und in das Landschaftsbild verbunden, sie dringen teilweise in durch Naturgefahren stark gefährdete Bereiche vor und haben an einigen Stellen zu einer weitgehenden Technisierung und Beeinträchtigung der Hochgebirgslandschaft geführt.³⁾

Die (negativen) Spuren des »weißen Booms« sind also da und dort bereits deutlich sichtbar und sollten, im wohlverstandenen langfristigen Gesamtinteresse des Fremdenverkehrs, Anlaß zum Überdenken der Erschließungspolitik geben.

III. Diese sehr kurze, gedrängte Problemanalyse hat gezeigt, daß zur **Problemlösung** in der Fremdenverkehrspolitik, speziell in der Entwicklungs- und Erschließungspolitik ein Umdenken einsetzen sollte bzw. auch im langfristigen Interesse des Fremdenverkehrs eine Haltungänderung notwendig ist. Die entscheidende Voraussetzung dafür ist m.E. eine Neuorientierung im Zielbereich der Fremdenverkehrs-Politik (und der Wirtschaftspolitik). Ihrer bedarf es ebenso wegen der skizzierten bestehenden Probleme wie wegen der geänderten Rahmenbedingungen (verlangsamtes Wirtschafts- und touristisches Wachstum, zunehmendes Umweltbewußtsein). Nicht mehr Maximierung, sondern Optimierung muß der Leitgedanke sein, nicht mehr Quantität sondern Qualität, nicht mehr Verbrauchsphilosophie, sondern sorgsame, sparsame Nutzung unserer begrenzten Ressourcen müssen im Vordergrund stehen!

In manchen Fremdenverkehrskonzepten ist mittlerweile dem Ziel der Ressourcenerhaltung bereits die nötige Priorität eingeräumt worden (z.B.

in der Schweizerischen Fremdenverkehrskonzeption, im Tiroler Fremdenverkehrs-Konzept.⁴⁾ Auf der Basis einer so formulierten Zielsetzung kann – da Raumordnung stets zielbezogen sein muß – das Instrument Raumordnung und Raumplanung adäquat eingesetzt werden. Die Hoffnung darauf ist umso begründeter, als sich auch bezüglich der Raumordnung ein Anschauungswandel – von der Unterbewertung (50er und Anfang der 60er Jahre) über die Überschätzung (Euphorie der Machbarkeit) zur heutigen realistischen, nüchternen Einschätzung des raumordnerischen Planungsinstrumentariums vollzogen hat.

Zwecks Dosierung und Optimalgestaltung von touristischer Erschließung und Ausbau (damit aus dem wünschenswerten »Viel« nicht ein unerwünschtes »Zuviel« wird) und zur Offenhaltung künftiger Entwicklungsmöglichkeiten schienen uns – schlagwortartig und ohne Anspruch auf Vollständigkeit skizziert – z.B. folgende Maßnahmen wichtig:

- verstärkte Einflußnahme auf die Siedlungs-gestaltung und weitere Verkehrserschließung
- Ausscheidung von Ruhe- und Reservezonen
- Stärkung der regionalen Ebene (Regionalisierung)
- Installierung eines Mehrwertausgleiches und interregionalen Finanzausgleiches
- verstärkter Einsatz d. Kosten-Nutzen-Rechnung
- mehr Information und Mitwirkung der Bevölkerung (partizipative Planung)
- Stärkung der Landwirtschaft (Landbewirtschaftung)

Kommt es auf breiter Front zur Zielkorrektur und zur Realisierung (nicht nur verbalen Anerkennung) des entsprechenden Maßnahmenbündels, dann müßte sich meines Erachtens zeigen, daß grundsätzlich zwischen den Zielen der Fremdenverkehrsförderung im alpinen Raum und der Erhaltung der Landschaft und der intakten Umwelt kein Widerspruch bestehen muß.

Literaturnachweis:

¹⁾ Jost Krippendorf – Die Landschaftsfresser, Hallwag Verlag Bern, 1975

²⁾ Siehe Unterlagen Seminar Grindelwald über die Probleme der Belastung und Raumplanung im Berggebiet, Juni 1978.

³⁾ Siehe Teil-Leitbild Fremdenverkehr der ARGE ALP

⁴⁾ Siehe Socher-Prünster: Gesamtwirtschaftliche Ziele und Fremdenverkehrspolitik, Schriftenreihe der BuKa Nr. 34, Wirtschaftsverlag 1978

Anschrift des Verfassers: Dkfm. Dr. Josef Prünster,

Leiter des Fvpol. Ref. d. Tiroler Handelskammer Meinhardstr. 14, 6021 Innsbruck

Bleibt uns das Dorf erhalten?

IGNAZ ZANGERLE

Dem Andenken meines verehrten Lehrers
Prof. Hermann Wopfner.

I.

Vor dem Ersten Weltkrieg war, soziologisch gesehen, das durchschnittliche Tiroler Dorf noch überwiegend bäuerlich geprägt, auch wenn man den Umstand vernachlässigt, daß in unserem Lande noch immer die bäuerliche Streusiedlung vorherrscht. Was im Folgenden vom Dorf im engeren Sinne gesagt wird, gilt auch von der ländlichen Gemeinde, deren Mittelpunkt eben ein Dorf ist. Die Mehrzahl der Dorfbewohner lebte damals noch in der Hauptsache von der Land- und Forstwirtschaft und von einem ländlich ausgerichteten Kleingewerbe (Schmied, Schuster, Krämer usw.). Grund und Boden waren noch nicht wie heute, da die Grundsätze individualistischer Erwerbswirtschaft selbst das bäuerlich gebliebene Dorf ausnahmslos beherrschen, zu einer beliebig verkäuflichen Ware geworden. Die Besitzgier des wirtschaftenden Einzelnen fand noch an der Standesgemäßheit bäuerlichen Lebens ihre Grenze. Noch war die Bereitschaft zur Nachbarschaftshilfe eine Selbstverständlichkeit.

Das Dorf vor dem Ersten Weltkrieg war wirtschaftlich noch immer im Wesen auf Selbstversorgung eingestellt. Der bäuerliche Familienbetrieb mit billig bezahlten Knechten und Mägden gestattete eine intensive Nutzung des Bodens. Von der Nahrung bis zur Kleidung, vom Werkzeug bis zum Hausrat wurde fast alles im Dorfe selber erzeugt. Der Bauer war sein eigener Maurer, Zimmerer, Dachdecker, Maler, ob es sich um Wohnhaus, Stall, Scheune, Waschküche, Backstube u.ä. handelte. Der Bauer war auch noch lange sein eigener Bäcker, Fleischer, Weber, Schneider. Heute, im Zeichen auch des österreichischen Wirtschaftswunders fehlt uns jeder Vergleichsmaßstab für die Bescheidenheit, ja Ärmlichkeit der Lebensweise, wie sie noch in der Generation unserer bäuerlichen Großeltern selbstverständlich war. Wie selten kam vor allem im westlichen Tirol Fleisch auf den Tisch! Wie eintönig war der bäuerliche Speisezettel etwa im Pustertal: Hafermus und Bohnen waren die vorherrschende Kost. Wenn der Bursch im Paznaun großjährig geworden war, bekam er von seinem Vater zum ersten Male eine »Pfoat« geschenkt, in die auch Baum-

wolle gewirkt war. Um der drückendsten Not abzuhelfen, organisierte der Klerus der Dekanate Zams und Prutz noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts alljährlich, sobald die Schule zu Ende war, den Zug der »Schwabenkinder«. Bis zu 1000 Kinder zogen in Dörfer des benachbarten Schwaben, wo sie bei vermögendere Bauern gegen Logis und Kost zwei bis drei Monate als Hirten oder mit leichteren Arbeiten in der Landwirtschaft beschäftigt wurden. Neu eingekleidet und mit einem kleinen Taschengeld versehen, kehrten die Kinder im Herbst in ihre Oberländer Heimatdörfer zurück. Es gab noch nicht einmal die Grobspezialisierung in »Körndlbauer« und »Hörndlbauer«. Es gab weder Maschinen noch chemisch erzeugte Düngemittel. Die landwirtschaftlichen Schulen standen erst am Anfang. Etwas höher lag der Lebensstandard der Dörfler in den Südtiroler Wein- und Obstbaugebieten und im Tiroler Unterland. Dies lag nicht nur an den besseren Böden, sondern auch an der durch das Anerben-Recht bedingten gesünderen Besitzstruktur. Das im Tiroler Oberland herrschende Realteilungsrecht hatte zu einer derartigen Besitzersplitterung geführt, daß dem Nachwuchs nichts anderes übrig blieb, als sich auswärts für jede Arbeit zu verdingen oder überhaupt auszuwandern. Gegen Katastrophen wie Lawinen, Muren, Überschwemmungen, Blitzschläge, Dürre, Mißwuchs und Viehseuchen war dieses vollbäuerliche Dorf kaum geschützt.

Den romantischen Verklärern des Einst muß auch der Halb-Analphabetismus, in dem sich damals die Dorfbewohner befanden, entgegengehalten werden. Die Volksschule war praktisch die einzige Bildungsmöglichkeit, wenn man von der durch die Kirche und das Militär vermittelten Weiterbildung absieht. Lesen, Schreiben, Rechnen, ein bißchen Geschichte, Erdkunde und Naturkunde, damit hatte es sein Bewenden. Nur wenigen begabten Kindern gelang – meist über ein geistliches Knabenseminar – der Übertritt in ein Gymnasium und von dort in ein Theologie-Studium. Der eine oder andere fand über das Militär einen Unterschlupf bei der Gendarmerie, beim Zoll oder bei der Post. Nur der Pfarrer hielt sich eine Tageszeitung, damals die christlich-soziale »Reichspost« oder den »Tiroler Anzeiger«. Auf den Höfen, in den Bauernstuben begnügte man sich mit der Wochenzeitung, dem »Bötl«, oder mit der »Tiroler Bauernzeitung«. Der jährlich auf einem Viehmarkt erstandene »Bauernkalender« war fast das einzige Buch, das von der ganzen Familie gelesen wurde.

Diesem schmalen Ausläufer der schriftgetragenen städtischen Kultur stand aber eine eigenständige alte Volkskultur gegenüber. Diese dörfliche oder, was dasselbe bedeutete, bäuerliche Kultur – unter der teils bayuwarischen, teils alemannischen Schicht ließ sich unschwer die romanisierte rätische Urschicht erkennen – war durch drei Elemente gekennzeichnet: durch die magische Verbundenheit mit den Mächten, von denen seit eh und je das bäuerliche Leben beherrscht war, durch die Gemeinschaftsbezogenheit aller ihrer Ausdrucksformen und durch eine bestimmte geschichtliche Tradition. Das erste Element läßt sich vielleicht am besten veranschaulichen durch die drei *Ehrfürchtigkeiten*, von denen Goethe einmal im »Wilhelm Meister« spricht.

Die erste Ehrfürchtigkeit bezog sich auf alles, was *unter* dem Menschen ist. So war bis vor kurzem noch in Oberösterreich ein Brauch heimisch, der die magische Verbundenheit der bäuerlichen Existenz mit aller Kreatur sehr deutlich erkennen ließ. Wenn dort in einem Vierkanthof die Bäuerin gestorben war, ging der Bauer zuerst in den Pferdestall, dann in den Kuhstall, von dort in den Schweinestall, weiter zu den Hühnern und landete schließlich vor dem Bienenhaus, um dem »lieben Vieh« mit einer geradezu kultischen Formelhaftigkeit zu vermelden, daß die Herrin des Hofes tot sei. Denselben Gang mußte er tun, wenn – drei Tage später – der Sarg vor dem Hoftor stand. Er durfte erst auf den Wagen gehoben werden, nachdem der Bauer denselben Pferden, Kühen, Schweinen, Hühnern und Bienen kundgetan hatte: »Die Bäuerin tragen's auss.« Freilich, ein solcher Brauch konnte nur so lange leben, als in den Vollziehenden noch der Glaube an eine solche geheimnisvolle Verbundenheit lebte und noch nicht belächelt wurde. Hierher gehören auch alle Bräuche um das Brot, das wie ein natürliches Sakrament verehrt wurde.

Die zweite Ehrfürchtigkeit galt dem, was *um uns* ist. Sie bezog sich ebenso auf die Noch-nicht-Geborenen wie auf die Verstorbenen, auf die Kinder wie auf die Greise. Ehrfurcht war man schuldig Vater und Mutter, den Großeltern und über sie zurück den Ahnen. In diese Ehrfurchts-haltung waren im alten Tiroler Dorf auch noch die Dienstboten einbezogen. Was man ihnen, gemessen am heutigen Wohlfahrtsstaat, an Lohn schuldig bleiben mußte, das ersetzte man durch selbstverständliche Hercinholung in die Lebensgemeinschaft der bäuerlichen Familie. Jeden Morgen besprach der Bauer mit dem ersten Knecht das Arbeitsprogramm des Tages. Eine Mahlzeit war

erst beendet, sobald dieser seinen Löffel ins Tischtuch gewischt hatte. In diese mitmenschliche Offenheit wurden sowohl der Gast wie der Dorfarme einbezogen.

Die dritte Ehrfürchtigkeit richtete sich auf das, was *über uns* ist, oder damals als überirdisch angesehen wurde, in erster Linie auf den Schöpfergott, dem alles Wachstum und Gedeihen unmittelbar zugeschrieben wurde. In allen Erscheinungsformen der Natur wurden Zeichen der Anwesenheit und Wirksamkeit Gottes erblickt. Diese alte Dorfkultur war durch ein Ineinander von Christlichem und Heidnischem gekennzeichnet. Als der Verfasser noch vor ein paar Jahren in einem Oberinntaler Dorf ein paar ältere Bauern über die Wachstumsaussichten des Jahres befragte, erhielt er zur Antwort: »Viel Maschgera, viel Türgn«. (Viel Maskierte, viel Mais!) Aus dieser uralten Bauernregel geht eindeutig hervor, daß der größte Teil der Faschnachtsbräuche – sie gipfeln im großartigen Schaubrauch des Imster Schemenlaufes – nichts anderes waren als ein Ritual, um die mütterliche Erde zur Fruchtbarkeit zu reizen. Diese vorchristlich-heidnische Religiosität ragte in unsere Zeit herein, wenn noch bis vor kurzem in manchen Tiroler Dörfern in der Nacht auf Aller-seelen Speise und Trank vor die Tür gestellt wurde. Und was waren die etwa im Pitztal so gefürchteten Geister, die »Pütze«, anderes als die unter dem Einfluß des Christentums verdrängten ehemaligen heidnischen Götter?! Diese weithin natürlich bestimmte Religiosität war immer in Gefahr, die vom Christentum gepredigte Gottesliebe einem alttestamentarisch zu fürchtenden Gott zu opfern. Unwetter und Mißwuchs wurden als un-mittelbare Strafen Gottes für ein Verhalten angesehen, das gesetzeswidrig war. Der religiöse Gesamthabitus des Lebens war vorbestimmt durch die bäuerliche Neigung, das ererbte Christentum in eine Gesetzesreligion zu verwandeln. „Wir Bauern erfüllen getreulich unsere religiösen Pflichten, aber wir erwarten dafür von Dir, der Du unser Gott bist, daß Du unsern Willen tust“.

Das zweite beherrschende Merkmal der alten Dorfkultur war die *Gemeinschaftsbezogenheit* aller ihrer Ausdrucksformen. Das wird einem erst richtig deutlich, wenn man sich den individualistischen Zug aller städtischen Kultur von heute vergegenwärtigt. Dies begann schon beim Grüßen. Noch heute grüßt man einander auf dem Dorfe, nicht nur, weil jeder jeden von Kindheit auf kennt, sondern weil der Gruß noch ein Zeichen mitmenschlicher Verbundenheit ist, in die

selbst der Fremde einbezogen wird. In der Stadt hingegen grüßen einander nur die Verwandten, Freunde und Bekannten.

Die Höhepunkte des kreatürlichen Lebens waren ebenso wie die tägliche, an jahreszeitliche Rhythmen gebundene Arbeit in die übergreifende Gemeinschaft des Dorfes einbezogen. So war es noch bis vor kurzem mit der Feier der Hochzeit. Auch sie war ein Ereignis, an dem das ganze Dorf in vielerlei Bräuchen Anteil nahm. In welchem Maß sind selbst heute noch auf dem Dorf Tod und Begräbnis – im Gegensatz zur weitgehenden Privatisierung dieses menschlichen Fundamentalerignisses in der Stadt – eine Angelegenheit der Gemeinschaft. Es ist noch gar nicht so lange her, daß der Tote, auch wenn er nicht daheim gestorben war, in der überwiegenden Zahl der Fälle im eigenen Haus aufgebahrt wurde. Dort wurde auch der »Seelenrosenkranz« gebetet. Das ganze Dorf konnte für Tage das Aussehen einer einzigen Totenbruderschaft annehmen. Für Geburt, Hochzeiten und Tod, für Alltag und Fest stand eine Fülle von gemeinschaftlichen Ausdrucksformen zur Verfügung: das Volkslied, die Volksmusik, der Volkstanz, das Volksschauspiel, die Sage und die Legende. Nur in den auf die dörfliche Gemeinschaft bezogenen sittlichen Normen, Lebensformen und dinghaften Gegebenheiten, mochte es sich um Kauf und Tausch von Grund und Weiderecht, um Hochzeitsgut und Erbschaft, um Tracht, Hausrat und Hausbau handeln, vermochte der Einzelne zu leben. Dazu kommt, daß diese altdörfliche, altbäuerliche Kultur die uns Heutigen fast selbstverständliche Trennung in »geistlich« und »weltlich«, in »sakral« und »profan« nicht kannte. Vom Herrgottswinkel über die Hauskrippe bis zu den Wegkreuzen, Marterln und Kapellen war jede menschliche Behausung, ja die ganze Landschaft christlich geprägt. Es klingt wie eine Sage, daß in den Häusern am Morgen, mittags und am Abend, vor und nach jeder Mahlzeit gebetet wurde.

Natürlich gilt auch für die bäuerliche Kultur Alt-Tirols die Feststellung *Naumanns*, daß ein wesentlicher Teil gesunkenes städtisches Kulturgut darstellte, auch wenn das alte Bauerntum in der Auswahl und Aneignung eine relative Eigenständigkeit gezeigt hat. So haben uns Dorf und Bauerntum im Trachtenwesen ehemals städtische Kleidung aufbewahrt. Für den Bereich des religiösen Brauchtums muß hinzugefügt werden, daß sich, wenn man an die österlichen Heiliggräber, an die Prozessionen, Wallfahrten und frommen Bruderschaften denkt, nicht wenige Ausdrucksformen

der Volksfrömmigkeit finden, die im Zeitalter der Katholischen Restauration von den damaligen Volksmissionären bewußt gestiftet worden sind. In der Kultur des alten Tiroler Dorfes waren aber nicht nur vorchristlich-mythische Elemente lebendig, sondern sie war in viel stärkerem Maße Ausdruck einer *geschichtlichen Tradition*. Stärker noch als das Bürgertum der Tiroler Städte war das bäuerliche Dorf von den sieben Grundkräften der tirolischen Geschichte geprägt.

Tirol ist als *Paß-Staat* zu einem politischen Territorium und damit zu seiner Geschichtsmächtigkeit emporgewachsen. Es hat sein Verhältnis zum übrigen Österreich immer als ein Bündnis verstanden.

Tirol war seit dem Mittelalter ein *freies Bauernland*, in dem der Bauernstand gleichberechtigt neben Klerus und Bürgertum in der Landstube vertreten war. In unserem Lande brauchte 1848 der Bauer nicht befreit werden, da er längst auch sozial und wirtschaftlich unabhängig war. Die Urbarmachung der Haupt- und Nebentäler schon im frühen Mittelalter und die Hinauftreibung der Siedlungsgrenze auf 1400 m Meereshöhe und noch höher stellt eine einmalige Leistung des Tiroler Bauernstandes dar. Das alte Tirol lebte aber nicht nur von der Landwirtschaft, sondern auch von der Forstwirtschaft, vom Bergbau, vom Handel und Verkehr über die Pässe, im Süden des Landes vom Wein- und Obstbau.

Die Tiroler waren immer ein *wehrhaftes Volk*, bereit, mit der Waffe ihre Freiheit zu verteidigen. Freilich, ohne die milizartige Wehrverfassung – Tirol verdankte sie *Kaiser Maximilian I* – wären die Tiroler Freiheitskämpfe nie möglich gewesen. In Tirol wurde die *katholische Restauration* vom 16. zum 17. Jahrhundert mehr als eine bloße Anti-Reformation. Gewiß, ohne das Eingreifen der habsburgischen Landesfürsten wäre sie auch in Tirol nie zustande gekommen, aber die 60jährige Jesuitenmission und das weitere Wirken anderer Orden, vor allem der Kapuziner haben in diesem Lande zu einer Wiederbegegnung von Kirche und Volk geführt, welche in diesem Ernst und in dieser Tiefe den anderen österreichischen Ländern versagt geblieben ist. Die Kirche wurde erneut Volkskirche. Von da her ist es auch zu verstehen, daß Tirol später gewisse negative Begleiterscheinungen des Josefinismus erspart geblieben sind.

Auch in Tirol hat diese neuzeitliche Re-Integration von Kirche, Staat und Volk ihren angemessenen kulturellen Ausdruck im *Barock* gefunden. Diese Kulturepoche hat ähnlich wie das Zeitalter

der Gotik als Bau-, als Mal-, als Musik-, als Sprach-, als Denk- und als Lebensstil nicht nur die Stadt, sondern auch das Land, das Dorf, ja selbst das einzelne Bauernhaus so sehr durchdrungen, daß, wie das Beispiel so vieler barocker oder barockisierter Dorfkirchen beweist, eine Zeit lang das kulturelle Gefälle von der Stadt zum Dorf fast aufgehoben schien. Damit nicht genug; denn aus den Tiroler Dörfern kamen zu einem großen Teil die Maurer, Zimmerer, Stukkateure, aber auch, wie die Namen *Jakob Prandtauer* und *Paul Troger* beweisen, so manche große Künstler, welche die Sakral- und Profanbauten des süddeutschen und österreichischen Barocks mit ihren Gemälden und Skulpturen geschmückt haben.

Tirol hat durch seine Landesstände in einer Stunde der höchsten Gefahr, als 1796 ein Heer Napoleons von Süden her das Land bedrohte, die damals eben aufgekommene *Herz-Jesu-Verehrung* zum offiziellen Landeskult erklärt und sich unter dessen Schutz gestellt. Die Tiroler haben damit gewissermaßen die Theokratie des Alten Bundes durch eine Christokratie überboten. Unsere Gegenwart bietet in dem auf Czenstochau bezogenen Marienkult der Polen eine Parallele. In diesem religiösen Symbol erfährt noch heute das polnische Volk seine geschichtliche Identität, die Kirche selber aber wird gleichzeitig zum moralischen Garanten des Anspruchs auf nationalstaatliche Eigenständigkeit.

Schließlich hat Tirol die eben geschilderten geschichtlichen Kräfte in die Bewährungsprobe der *Freiheitskämpfe* einschleusen lassen, die selber wieder eine neue historische Kraft dieses Landes geworden sind.

Alle diese Ereignisse, Entwicklungen, Gestalten, Institutionen, Werte und Symbole haben in vielfältiger Weise die alte Tiroler Volkskultur mitgeprägt. Es ist nur der romantische Sehfehler des Städters, in ihr *das Ursprüngliche* sehen zu wollen. Jeder Bauernhof, jedes bäuerliche Gerät spricht für den historisch Wissenden eine differenzierte Sprache, ist für ihn das Ergebnis des Suchens und Findens von Generationen.

II.

Versuchen wir, das Bild des heutigen Tiroler Dorfes zu skizzieren, so wie es sich im Zeichen des Wirtschaftsaufschwunges seit etwa 1955 herausmodelliert hat, und uns jeder Mythisierung des Dorfes, wie sie eine noch gar nicht lange zurückliegende Literatur verschuldet hat, zu enthalten; denn die Naivität des zivilisationsverdrossenen Städters, wie sie bei Rousseau, bei den Romanti-

kern und in der Deutschen Jugendbewegung aufgetreten ist, die alles auf dem Dorfe für gut, rein und gesund hielt, ist dahin. Heute jedenfalls nimmt das Dorf an allen Aufschwüngen der Stadt ebenso teil wie an allen Rückschlägen.

Soziologisch betrachtet, gehört heute die weitaus größte Zahl der Tiroler Dörfer dem Typus des sozial-gemischten Dorfes an. Die rein bäuerlichen Dörfer stellen fast schon die Ausnahme dar. Auch wenn sie noch immer zäh Grund und Boden und Gemeinderatsmandate verteidigen, sind im Durchschnittsdorf die Vollzeitbauern bereits in die Minderheit geraten. Um diesen vollbäuerlichen »Dorfkern« legt sich ein engerer »Dorftrand«. Er besteht in erster Linie aus Halb- oder Teilzeitbauern, für welche die »Bauerschaft« nur mehr einen Nebenwerb darstellt. Diese wird in der Hauptsache von den Frauen und Kindern betrieben. Man könnte auch von »Wochenendbauern« sprechen; denn diese Wirte, Pensionsinhaber, Viehhändler, Holzhändler, Kaufleute, Handwerker und Arbeiter haben meist nur noch zum Wochenende Zeit, sich um ihre Landwirtschaft zu kümmern. Zum zweiten, weiteren sozialen Dorftrand sind die immer zahlreicheren Siedler zu zählen, zweite oder dritte Bauernsöhne, welche als Ungelernte in der Bauwirtschaft, beim Straßenbau oder als Angelernte in der Industrie die Konjunktur auszunützen verstanden und es, dank ihrer ererbten Sparsamkeit zu einem eigenen Häuschen im Dorf gebracht haben. Sie stellen, wenn man von den Kindern und Jugendlichen absieht, welche tagaus tagein in die Orte mit höheren Schulen fahren, das Gros jener 35.000 Tiroler Pendler, welche fünfmal in der Woche zwischen Dorf und Arbeitsstätte hin und her pendeln müssen. Für sie bedeutet das Dorf nur mehr Schlafstätte und Freizeitraum. Zu diesem zweiten Dorftrand wird man aber auch noch jene Städter rechnen müssen, welche zum Wochenende ihr Häuschen aufsuchen, welches sie sich als Zweitwohnung im Dorfe gebaut haben. Zum dritten Dorftrand gehören schließlich alle jene Leute, welche zwar im Dorf selber in einem handwerklichen, kaufmännischen oder gastwirtschaftlichen Betrieb arbeiten, aber nicht über ein eigenes Haus verfügen. Dieser Dorftypus ist durch einen Synoikismos gekennzeichnet, durch das In- und Miteinanderleben von Bauern und Nichtbauern. Das Mischungsverhältnis der beiden Gruppen kann sich morgen schon so verändern, daß die Vollzeitbauern den »Dorftrand« bilden. Schon längst können sie sich keine Knechte und Mägde mehr leisten und haben sie durch Maschinen ersetzt.

Ein Trend der Entwicklung geht offensichtlich auf das *Industrie-Dorf*, das von einem oder mehreren Betrieben beherrscht wird. Dort bilden bereits die Vollzeitbauern zusammen mit den Halzeitbauern den sozialen Dorfrand. Beide Gruppen behaupten ihre Stellung nur als konsumentennahe Lieferanten von Milch, Butter, Eiern, Obst und Frischgemüse. Wohl und Wehe dieses Dorfes wie seines Einzugsgebietes hängt von der jeweiligen Konjunktur der in diesem industriellen Betrieb erzeugten Güter ab. Fast noch verletzlicher erscheint die andere Spezial-Form des Tiroler Dorfes, das *Fremdenverkehrsdorf*. Unter diesen gibt es bereits solche, welche das ganze Jahr Saison haben. Wenn bloß ein Jahr der Gästestrom ausbliebe, könnte nur eine totale Stundung aller Investitions- und sonstigen Kredite ein solches Dorf vor dem wirtschaftlichen Zusammenbruch retten. Seine wahren Herren sind die Hoteliers, die Gastwirte, die Kaufleute und die sonstigen Gewerbetreibenden. Auch bei diesem Dorftyp sind die Bauern nur mehr als Lieferanten von frischen Nahrungsmitteln und als kulturelle Staffage von Interesse. Freilich, daß die Entsiedlung in den Höhenlagen bis auf Weiteres gestoppt wurde, ist nur dem alpinen Massentourismus zu verdanken. Auch das noch *vorwiegend bäuerliche Dorf* von heute hat in aller Eile die spätkapitalistische Wirtschaftsweise nachgeholt. Die Auswirkungen eines schrankenlosen Individualismus: Besitzersplittierung, Gemengelage, rücksichtsloser Konkurrenzkampf und Verschuldung der Betriebe, waren schon um die Jahrhundertwende zu beobachten. Wie zweischneidig hat sich bei dieser »modernen« Haltung des Bauern das Subventionswesen in den letzten Jahren erwiesen! Welche Gefahr für einen freien Bauernstand, wenn der »Bauernbund« als »grüne Gewerkschaft« mißverstanden wird! Landmaschinen, Lastwagen und Autos sollen nicht nur die Produktion steigern, sondern auch das Prestige ihrer Besitzer erhöhen. Gewiß, die mit Arbeit im Haus, im Stall und auf dem Felde überlastete Bäuerin braucht eine Waschmaschine; die dadurch eingesparte Zeit könnte der Erziehung der Kinder zugewendet werden. Oft würde ein einfacherer, billigerer Traktor für die Arbeit im Gelände zweckmäßiger sein, aber aus falschem Sozialprestige hat man den teureren gekauft. Dies war wieder nur möglich durch einen Griff in die »grüne Sparkasse«, den ererbten Waldbesitz. Aus dem alten Huf- und Wagenschmied hat sich der Landmaschinenhandwerker und der Elektriker entwickelt. Der alte »Kramer« hingegen wurde zum Warenhaus im Kleinen; denn auch das vor-

wiegend bäuerliche Dorf ist heute bereits auf Fremdversorgung angewiesen. Das Ziel auch des bäuerlichen Wirtschaftens ist nicht mehr wie einst die standesgemäße Nahrung, die standesgemäße Kleidung und die standesgemäße Wohnung, sondern die Anpassung an den städtischen Lebensstandard. Ohne sich darüber klar zu werden, wird man dabei ein Opfer des Konsumdiktates, das von einer auf Mengenkonzunktur eingestellten Industrie mittels einer immer raffinierteren Reklame auf jeden von uns ausgeübt wird. Der Tiroler Bauer hat sich selbst dort, wo er noch als selbständiger Wirtschaftstreibender existiert, mittlerweile in einen Farmer, d. h. in einen Agrar-Produzenten verwandelt. Darüber darf man sich weder durch Schützenaufmärsche noch durch ländliche Feste täuschen lassen.

Man wird dem Massenphänomen *Fremdenverkehr*, der einen wichtigen Teil der noch immer wachsenden Freizeit-Industrie darstellt, in seiner Wirkung auf die Tiroler Dörfer im Ganzen und auf die Fremdenverkehrsdörfer im Besonderen nur gerecht, wenn man sich Tirol heute als ein einziges Hotel vorstellt. Von Jahr zu Jahr gibt es mehr Dörfer, deren Fremdenbettenzahl jene der ständigen Bewohner beträchtlich übersteigt. Die Beteiligung an dieser Form kommerzialisierter Gastlichkeit verändert aber die äußere und innere Gestalt der Dörfer noch gründlicher als der Anschluß an die moderne Wirtschaftsweise etwa im Agrarbereich. Wenn heute infolge einer ungeplanten und unkontrollierten Bautätigkeit alte Dörfer förmlich auseinanderrinnen, wenn neben alte Bauernhäuser supermoderne Restaurants und Geschäfte hingestellt werden, ist an solchem Barbarismus in nicht geringem Maße der Fremdenverkehrs-Boom schuld. Nicht genug, daß schwere Eingriffe in die Natur durch die Energie-Wirtschaft, vor allem durch die Anlage von Stauseen erfolgt sind, aus einer Ideologie des unbegrenzten Wirtschaftswachstums heraus werden im Bereich der Tiroler Fremdenverkehrswirtschaft Investitionen getätigt, die angesichts einer herannahenden Austerity-Phase in den westlichen Industrie-Nationen sich sehr bald als verfehlt erweisen könnten. Welche Sparte sollte stärker gefördert werden, jene, die dem Luxus-Tourismus, oder jene, die dem Massentourismus dient?! Vor allem sind wir Tiroler in unserem Ehrgeiz, das alpine Touristenland Nr. 1 nicht nur Österreichs, sondern Europas zu werden, derzeit dabei, durch forcierten Bau von Zufahrtsstraßen, Bergbahnen, Ski-Liften und Skiabfahrten mit den dazugehörigen Gipfel-Hotels unser

letztes Kapital, die alpinen Hochgebirgsregionen zu verspielen, indem wir sie zu einem einzigen riesigen Sportplatz machen und damit dem Massenverkehr erschließen. Seit 1955 ist es in ganz Österreich zu einer Verzehnfachung der Seilbahnen und Liftanlagen gekommen. Derzeit gibt es allein in Tirol rund 3700 solcher Anlagen. Dasselbe gilt von den geplanten neuen Autobahnen und Schnellstraßen, welche quer durch das Karwendel einen rascheren Zugang aus Süd- und Südwestdeutschland nach dem italienischen Süden ermöglichen sollen. Derzeit sind 80% der Landesplanung nutzlose Arbeit. Könnte es doch sein, daß diese Straßenbau-Projekte, sobald sie verwirklicht sind, für die Politiker und Wirtschaftler, die dazu ihren Segen gegeben haben, ihrem Ruhm das Grab schaufeln werden.

Wenden wir uns der kulturellen Seite der Entwicklung des Dorfes zu. Vorweg könnte man sagen, am Typ des Fremdenverkehrsdorfes erweist es sich am deutlichsten, daß die bisherige Polarisierung von Stadt und Land, von bäuerlicher und städtischer Lebensweise im Schwinden begriffen und die Urbanisierung des Dorfes in vollem Gange ist. In ihrer Gesamtheit stellen die Dörfer, welche heute zwischen dem überwiegend bäuerlichen Dorf und dem ausgewachsenen Fremdenverkehrsdorf einzureihen sind, ein *soziokulturelles Halbzeitphänomen* dar. Gewiß, das Niveau der Schulbildung hat sich auf dem Dorfe seit dem Ende des Ersten Weltkrieges wesentlich gehoben. Auch Dorfkindern ist schon seit geraumer Zeit der Zutritt zu den Haupt-, den höheren und beruflbildenden Schulen wesentlich erleichtert. Das Wort vom »dummen« Bauern wird nicht mehr gebraucht. Das öffentliche Büchereiwesen hat vor allem im letzten Jahrzehnt in den ländlichen Gemeinden nicht geringe Fortschritte erzielt. Die moderne Kultur-Technologie hat zwar in Gestalt des Rundfunk- und des Fernsehens auch das Bauernhaus erobert, während die moderne Erwachsenenbildung, soweit sie die alte Volksbildung der *Teufelsbauer* und *Steinberger* abgelöst hat, nur mühsam Boden gewinnt. Aber das in Jahrhunderten gefilterte dörfliche Lebenswissen, als »Bauernweisheit« überliefert, hat einem auf unmittelbare Brauchbarkeit ausgerichteten, aus der Schule und den Medien bezogenen Teilwissen Platz gemacht. Mit dieser trotz größeren Umfangs partiellen und einseitigen Bildung ist bei den Erwachsenen des Dorfes noch keineswegs jene Mündigkeit garantiert, welche die Voraussetzung dafür böte, daß sie sich nicht nur in Ehe

und Familie, in Arbeit und Beruf, sondern auch in Gesellschaft und Politik bewähren. Bleibt als dörfliches Spezifikum die sogenannte Volkskultur, konkret etwa in Tirol: die schneidige Musikkapelle in ihrer Trachtenuniform, der dörfliche Theaterverein, die Jodler- und Schuhplattlergruppe, – in einer Fremdenverkehrsgemeinde wurde sogar eine »Jodler-Akademie« errichtet –, der Kirchenchor oder ein Gesangsverein, der Krippenbauverein und – last not least – die fesch adjustierte Schützenkompagnie –, lauter Gruppen, die aus der alten bäuerlichen Dorfgemeinschaft herausgewachsen sind, aber mit ihren Tätigkeiten nur mehr einen Teil jenes kulturellen Geschehens ausmachen, von dem einst das Leben eines Tiroler Dorfes erfüllt war. (Über das religiös bestimmte Brauchtum wird später zu sprechen sein.) Man denke etwa an die vielfältigen Bräuche der »Burschenschaften« und der Mädchen, bei der Aussaat, bei der Ernte, beim Alm-Auf- und -Abtrieb und vieles andere. Mit dem Rückgang des Bauerntums sind viele kulturelle Ausformungen dörflichen Gemeinschaftslebens verschwunden. Der Endpunkt ist erreicht, wenn in einem Dorf ein altes Bauernhaus, das noch übriggeblieben ist, in ein Dorfmuseum umgewandelt wird, in dem die noch verbliebenen Nachfahren die Geräte und den Hausrat ihrer Vorfahren, der alten Bauerngeschlechter, besichtigen können. Hinsichtlich der Volkskultur, die von den obengenannten Vereinen und Gruppen betrieben wird, muß von einem Kulturtransfer gesprochen werden; gehören doch die meisten der aktiven Mitglieder nicht mehr dem Bauernstand an, arbeiten vielleicht gar nicht mehr im Dorf. Dieser Restbestand an alter Dorfkultur wird aber durch den Fremdenverkehr radikal umfunktioniert: Sie ist dann nicht mehr Selbstdarstellung der dörflichen Gemeinschaft, sondern sie wird weitgehend dem Erwartungshorizont der Gäste angepaßt und gleichzeitig kommerzialisiert. (Schweigen wir von dem unsäglichen pseudobäurischen Kitsch, den eine rührige Andenken-Industrie in unseren Dörfern vertreiben läßt!) Dies alles hindert freilich die junge Generation des Dorfes keineswegs, sich mittels Schallplatte oder Bandaufnahme im Dorfe selber oder in der nächsten Stadt einer marktgängigen Subkultur hinzugeben. Wenn man sich den ungeheuren Einfluß der Medien und des Sports auf die Hör-, Seh-, Sprech- und Denkweise vor allem der jungen Menschen vor Augen hält, dann ist kulturell das Dorf heute schon nur mehr Vor-Stadt. Dazu muß man die indirekten kulturellen Auswirkungen der ökonomisch-technologi-

schen Umstellung, von denen heute das Dorf und seine Bewohner, nicht zuletzt die Bauern selber betroffen sind, in Rechnung stellen: das Auto, den Traktor, das Telefon, den Kühlschrank, die Schreib- und die Rechenmaschine und noch viele andere Instrumente unserer ökonomisch-technischen Zivilisation. Das Zeit- und Lebensgefühl der heutigen Tiroler Dorfbewohner, auch der Bauern, ist nicht mehr vom Dorfe selber, sondern von der Stadt, genauer: von den Großstädten Innsbruck und Wien bestimmt. »Feierabend« ist ein Fremdwort geworden, seit im ORF um 19.30 Uhr die erste Nachrichtensendung begonnen hat. Noch kennt jeder Dorfbewohner den anderen, steht mit jedem auf »Grußfuß«, dennoch kommt das Für-andere-Zeit-haben immer mehr ab. Die Fremdbestimmtheit der dörflichen Lebensbezüge wächst. Andererseits verfügt der Dorfbewohner heute ebensowenig wie der Städter über jene Kriterien, die nötig wären, um aus dem unsortierten Kulturangebot der Medien eine vorwärtsbringende Auswahl zu treffen. Dies wieder ist die Folge der Weigerung, sich an der Bewußtseinsbildung und Wissenserschärfung, die von einer rechtverstandenen Erwachsenenbildung ausgehen könnte, zu beteiligen. Historisierung, die Musealisierung und Kommerzialisierung der Dorfkultur beschleunigen deren Untergang nicht weniger als der Wandel der gesellschaftlichen Struktur des Dorfes. Damit aber wird unsere gesamte Kultur der lebendigen Verbindung mit ihren eigenen Ursprüngen beraubt. Dies kann jeder bezeugen, der auf dem Dorfe aufgewachsen ist und heute im Lebenskreis einer Stadt wohnt. Die Trauer über den Verfall der Volkskultur wird nur wenig gemildert durch den Hinweis, daß heute selbst in entlegene Dörfer des Tiroler Oberlandes anstelle der früheren konstanten Armut ein bescheidener Wohlstand eingezogen ist, daß vor allem durch den Ausbau des Hauptschulnetzes das Niveau der formalen Bildung sich deutlich gehoben hat, daß der Durchschnittsdorfbewohner heute gesundheitsbewußter ist und daß man auch im Dorfbereich den Umgang mit der modernen Technologie inzwischen gelernt hat; denn alle diese Errungenschaften und Fortschritte sind offenbar zu teuer bezahlt worden.

III.

Sind damit bereits alle Gefahren und Schäden, die im Zuge des Gestaltwandels des Dorfes aufgetreten sind, aufgezeigt? Oder hat auch das *religiös-sittliche* Leben der Dorfbewohner derartige Einbußen erlitten, daß erst von dorthier die sorgen-

volle Frage »Bleibt uns das Dorf erhalten?« ihren vollen Ernst erhält?

In vielen Dörfern ist ein spürbarer Rückgang der *religiösen Praxis* festzustellen. Immer schütterter wird die Teilnahme der Linheimischen am sonntäglichen Gottesdienst. Es ist auch im Dorfe nicht mehr selbstverständlich, daß eine Ehe auch kirchlich geschlossen wird. Nur mehr selten wird die Primiz eines Ortskindes gefeiert. Auf der anderen Seite ist auch auf dem Dorfe ein starkes Anwachsen der Sekten und der Jugendreligionen zu beobachten. Demgegenüber wiegt das Absterben altergebrachter Wallfahrten, Prozessionen, Volksandachten, Weihen und Segnungen, die Einstellung des morgendlichen Betläutens in typischen Fremdenverkehrsdörfern, der Verfall und die Ausraubung so mancher Kapellen, Bildstöckln und Werkzeuge in Wirklichkeit weniger schwer, so schmerzlich diese Zeichen der Entsakralisierung des »Jahres des Herrn« (*K. H. Waggerl*) und des Dorfbildes auf den städtischen, volkskundlich geschulten Betrachter auch wirken mögen. Schlimmer schon, weil an die religiöse Substanz des Dorfes rührend, ist die Entkernung der kirchlichen Feste, vor allem des Weihnachts-, des Oster- und des Pfingstfestes, ihre Umfunktionsierung in profane Familienfeiern. Der Zug zur Oberfläche, die Furcht vor jedem metaphysischen Schauer offenbart sich unmißverständlich im heutigen Verhalten vieler Dorfbewohner zum Sterben, zum Tod überhaupt. Früher, vor dem Eintritt der „*désacralisation*“ des ganzen Dorflebens, starben der alte Vater, die alte Mutter wohl vorbereitet noch daheim, umgeben von betenden »Hausleuten« und Nachbarn. Daheim wurde der Tote auch aufgebahrt. An drei Abenden fanden sich die Nachbarn ein, um mit den Angehörigen den »Seelenrosenkranz« zu beten. Am »Seelenamt« wie am Begräbnis nahm das ganze Dorf teil. Persönliche, familiale und öffentliche Trauer gingen ineinander über. Heute stirbt normalerweise jeder Dorfbewohner in einem städtischen Krankenhaus, sehr oft allein hinter einem Paravent. Der geschlossene Sarg wird in die Totenkapelle des Friedhofes überführt. Zum Begräbnis kommt nur, wer dazu mittels Parte eingeladen worden ist. Tod und Begräbnis rücken auf dem Dorf immer stärker in die Sphäre des Privaten, weil man auch dort bereits gelernt hat, die fundamentale Lebenswirklichkeit Sterben und Tod an den Rand des Bewußtseins und des öffentlichen Lebens zu schieben. Den Bewohnern des alten Dorfes hingegen waren Sterben und Tod immer gegenwärtig, bildeten mit Schmerzen und Leid

den Kontrapunkt zu Freude und Glück und ließen so jeden die Tiefe menschlichen Seins erahnen. Ähnlich wie sich heute viele Dorfbewohner weigern, auf dem Wege über eine moderne Erwachsenenbildung den Anschluß an den permanenten Lernprozeß zu finden, der eines der Hauptmerkmale der modernen Gesellschaft ist, sträuben sie sich auch den durch das Zweite Vatikanische Konzil universal eingeleiteten Wachstumsprozeß der Kirche mitzuvollziehen. Dabei halten sie sich für gute Christen, weil sie noch »praktizieren«. Es besteht die Gefahr, daß die Dörfer, wenn sie sich weiterhin gegen die innerkirchliche Reform abschirmen, nun auch religiös in die Isolierung geraten. Soll das Christentum in unseren Dörfern, die nun einmal auf den verschiedensten Wegen von der späten Aufklärung erreicht worden sind, überleben, dann werden ihm dazu nicht die Brauchtschriften verhelfen, sondern nur Christen, die aus einem reflektierten Glauben heraus leben und handeln. Nur sie scheinen imstande zu sein, sich als Minderheit in einer weltanschaulich pluralen und sittlich permissiven Gesellschaft zu behaupten, sei es im städtischen, sei es im dörflichen Bereich. So wie die Dinge jetzt stehen, gewinnt man den Eindruck, daß die Seelsorge und die Verkündigung auf dem Dorfe mit dem Wachstum der Säkularisierung nicht Schritt gehalten und daß die sogenannten guten Christen den Ernst der Situation vielfach verkannt haben; denn die heute noch vielfach anzutreffende Lebensform der Christen auf dem Dorfe datiert im Wesentlichen seit der letzten kirchlichen Reformbewegung, ist also nur 400 Jahre alt und stellt nur *eine* der geschichtlich möglichen Existenzweisen derselben Kirche dar. Mit Christen aber, in denen die Botschaft Jesu zu einer Gesetzesreligion mit Lohn-Strafe-Muster erstarrt ist, welche nur religiös betreut sein wollen, für welche die Kirche nur eine Funktion der Gesellschaft darstellt, hat die Kirche auch in den Dörfern keine Zukunft mehr. Waren im Frühchristentum die Landleute, die Bauern die Letztbekehrten, könnten sie in unserer säkularisierten Gesellschaft die Rolle der Zuletzt-Abgefallenen spielen. Andererseits dürfte es um die Zukunft derselben Dörfer, sobald es dort überzeugte, bekennende Christen nicht einmal als Minderheit mehr geben würde, auch nicht mehr gut bestellt sein; denn eine Rückkehr in die Naivität vorchristlichen Heidentums ist geistesgeschichtlich nicht mehr möglich.

Eine weitere beunruhigende Erscheinung im Leben unserer Dörfer, die mit der eben geschilderten ursächlich zusammenhängt, ist der stei-

gende *Substanzverlust von Ehe und Familie*, insbesondere der Rückgang der kirchlich geschlossenen Ehen und der christlich orientierten Familien. Auch auf dem Dorfe droht die Ehe infolge des Umsichgreifens einer eudämonistischen Lebensauffassung immer mehr die Gestalt einer einseitig kündbaren Lebensglücksversicherung anzunehmen. Ähnlich wie in der Stadt sind auch die Ehen auf dem Dorfe heute in Gefahr, einer Übersexualisierung und gleichzeitigen Ent-Erotisierung zu erliegen. Die allgemein empfundene Daseinsunsicherheit wieder muß zur Begründung wachsender Kinderlosigkeit der Ehen herhalten. Auch auf den Dörfern haben die bloß standesamtlich geschlossenen Ehen, die Ehescheidungen, das formlose Zusammenleben »auf Probe« und auch die Abtreibungen um sich gegriffen, ohne daß von den Frauen die Chancen einer rechtverstandenen Emanzipation wahrgenommen werden. – Die Familie auf dem Dorfe wird unter demselben Daseinshorizont gerückt. Meßbare Leistung und materieller Erfolg statt Opfer und Verzicht bestimmen immer deutlicher die Grundhaltung der Väter und Mütter. Vor allem in den Fremdenverkehrsdörfern wird die Erziehung der Kinder immer unbedenklicher den öffentlichen Institutionen zugeschoben, heute dem Kindergarten der Gemeinde und der staatlich verwalteten Schule, morgen der Ganztagschule und der Tagesheimschule. Auch auf den Dörfern wächst die Zahl der Kinder, die, weil unehelich geboren oder aus geschiedenen Ehen stammend, den Schutz und die Wärme der Vollfamilien, insbesondere die väterliche Hand in der Erziehung entbehren müssen. Aber selbst in den nach außen intakten Familien verzichten die Eltern immer öfter darauf, ihren Söhnen und Töchtern gegenüber, sobald diese dem Kindesalter entwachsen sind, die entscheidenden erzieherischen Aufgaben wahrzunehmen. Die religiöse und sittliche Unterweisung habe der Religionslehrer, im besten Fall der Jugendkaplan zu leisten, die Erziehung zu einer soliden Berufsmoral der Lehrherr und die Berufsschule. An die gemeinsame Teilnahme am sonntäglichen Gottesdienst sei ohnehin nicht mehr zu denken.

Die *Distanzierung der jungen Generation von der älteren*, von der heute das Dorf in allen Lebensbereichen durchzogen ist, wirkt sich gerade im Religiösen sehr nachteilig aus. Man sehe sich nur den sonntäglichen Gottesdienst in vielen Dörfern daraufhin an: Wer dort überhaupt fehlt oder doch nur schwach vertreten ist, sind die männlichen, aber auch die weiblichen Angehörigen der jungen

Generation. Es hat vielfach den Anschein, als sei ihnen, wenn man von dem Zulauf zu den Sekten und Jugendreligionen aus derselben Jugend einmal absieht, überhaupt der Sinn für das Religiöse abhanden gekommen. »Was habe ich denn von der Religion, vom Christentum?« formuliert bei einem nicht geringen Teil ein von Nützlichkeit beherrschtes Denken. Soviel scheint jedenfalls gewiß: Ein bloßes Brauchtumschristentum, wie es heute noch in vielen Dörfern anzutreffen ist, erweist sich außerstande, einer solchen Denkart und Haltung erfolgreich entgegenzuwirken. Die oben genannten Erscheinungen des Glaubensschwundes, des Rückganges der religiösen Praxis, des Anwachsens der Sekten und Jugendreligionen und des Substanzverlustes der Ehe und Familie haben auf dem Dorfe von heute gerade bei der jungen Generation die stärksten Auswirkungen, auch wenn diese noch zur Zeit durch Sport-Enthusiasmus und Freizeit-Räusche überdeckt erscheinen. Die Jugend als Ganzes droht nicht nur den einzelnen Familien, sondern dem ganzen Dorfe zu entlaufen. Sie will offenbar mit *einem* Schritt den Vorsprung der städtischen Jugend an fragwürdiger »Modernität« einholen.

IV.

Wie wird das Dorf der Zukunft aussehen? Nur mehr eine geschichtlich bedingte Variante unserer wissenschaftlich-technologisch-industriell orientierten Zivilisation oder vielleicht doch deren soziokulturelle Alternative? Es gibt in unseren Breiten, wenn der Blick über die Länder der ARGE-ALP hinausgeht, bereits genügend Anzeichen für eine Entwicklung, welche die Errichtung von regelrechten Großfarmen anstelle lebensunfähiger bäuerlicher All-round-Mittelbetriebe früher oder später erwarten lassen. Es sei nur verwiesen auf das Dörfersterben im Mühlviertel (Oberösterreich), im Waldviertel und im Weinviertel (Niederösterreich), Landschaften, die nicht den behäbigen baywarischen Vierkant-Hof des Innviertels oder des Mostviertels kennen. Sollte aber die Rentabilität der Landwirtschaft auch in jenen Teilen Tirols mit einer gesünderen Besitzstruktur unter eine bestimmte Grenze sinken, wird auch dort erneut die Dorffluht einsetzen. Diese wieder wird sowohl zur Kommassierung der verlassenen Güter in wenigen »kapitalistischen Kolchosen« als auch zu einer Wiederbe-waldung der schlechteren Böden führen. Nur die Großstädte Wien und Linz würden die Zwischengewinner dieses bevölkerungspolitischen Schrumpfp-zesses sein. Doch zurück zu den

Tälern der Alpen! Hier dürfte die Landwirtschaft auf die Dauer neben Industrie, Handel und Gewerbe nur so weit Überlebenschancen besitzen, als sie sich noch schärfer spezialisiert und dem Fremdenverkehr unmittelbare Zulieferdienste leistet. Je näher aber diese Täler und Becken dem Kamm der Zentralalpen liegen, umso mehr wird das Interesse einer Freizeit- und Urlaubs-Gesellschaft an einer Naturlandschaft wachsen, deren Herrlichkeiten bisher nur dem Hochalpinisten bekannt waren. Schon heute werden in Österreich ganze alpine Landschaften ohne die geringsten Gewissensbisse vermarktet, um sofort für einen unangestregten Massennaturgenuß »erschlossen« zu werden. Es ist keine Zeit mehr zu verlieren, bestimmte Gebirgszüge, Gipfel und Täler zu Schongebieten zu erklären und sie dadurch der Spekulation der Fremdenverkehrswirtschaft ein für allemal zu entziehen, auch wenn damit die Gemeindeautonomie eingeschränkt und die erwarteten Bettenzahlen nicht erreicht werden könnten.

Um eine gewisse Ent-aristokratisierung des Hochgebirgstourismus wird man angesichts der Demokratisierung aller Kulturgüter kaum mehr herumkommen, was noch lange nicht bedeuten muß, daß das Menschengewimmel und der von Menschen an Meeresstränden erzeugte Lärm die Welt des Hochgebirges überschwemmen. Dennoch wären mit einer solchen Rettungsaktion für Hochgebirgslandschaften zugunsten des bergsteigenden Einzeltouristen noch lange nicht unsere Alpen- und Bergdörfer gerettet. Mit der Verhinderung des Baues einer Straße von Neustift ins Stubaital zur Franz-Senn-Hütte ist es nicht getan. Die endgültige Rettung wäre erst gegeben, wenn das Land insgesamt, die Hochalpen, das Alpenvorland und die Ebenen, das Landleben und die landwirtschaftliche Arbeit, ähnlich wie in der Spätphase der antiken Kultur – man denke nur an den Lobpreis des Landlebens in Vergils »Georgica« – als echte Alternative zum großstädtischen Lebensstil erkannt würden. Eine solche Ein- und Umkehr aber hätte wieder zur Voraussetzung, daß auch die breiten städtischen Massen einzusehen begännen, daß ein weiteres Wachsen unserer Wohlstands- und Wohlfahrtsgesellschaft in nächster Zukunft nicht mehr möglich sein werde; setzt doch allein die derzeitige Energiekrise einem weiteren unbegrenzten Wachstum eine deutliche Grenze. Diese Erkenntnis würde allerdings noch nicht ausreichen, um das Landleben auch nur als notwendige temporäre Ergänzung der großstädtischen Lebensweise erscheinen zu lassen. Dazu

müßte noch die andere Erkenntnis treten, daß viele Idole der westlichen Zivilisation wie das Auto, der Fernsehapparat, der übertriebene Komfort des Wohnens, der Küche, der Kleidung, das Make-up und vieles andere, das uns von einer allgegenwärtigen Reklame Tag für Tag ins Haus gespien wird, im Grunde gar nicht die viele Mühe wert sind, die wir für deren Erwerbung aufwenden. Schon heute taucht im städtischen Milieu immer öfter der Ruf nach einem lebenswerteren Leben auf, noch nicht in den Dörfern, und schon gar nicht in den Fremdenverkehrsdörfern; denn nicht nur bei den potentiellen Besuchern des Landes, insbesondere der Berge, müßte ein Bewußtseinswandel, eine Gesinnungsänderung eintreten, sondern auch bei den Dorfbewohnern selber. Es müßte sich eine tiefgehende Abkehr von einem Welt- und Menschenbild ereignen, in dem die Selbstverwirklichung um jeden Preis, die totale Lebensglücksversicherung, die Rationalisierbarkeit aller Lebensvorgänge, die Technisierbarkeit der Lust und die Garantierung immerwährender Gesundheit und vieles andere – lauter Wunschziele eines weltweit verbreiteten Eudämonismus – an der Spitze stehen; eine Abkehr und zugleich eine Zuwendung zu einem Menschen- und Weltbild, in dem die Du-Fähigkeit, das Annehmen einer letzten Ungesicherheit, das Betroffensein von einer geschaffenen – nicht konstruierten – Welt, die Haltung des Op-

fers und des Verzichtes, wenn es um höhere Werte geht, Vorrang hätten. Nur wenn eine geistige Alternative dieser Art die Menschen herausforderte, könnte als Konsequenz auch ein alternativer Lebensstil angeboten werden. Gastlichkeit wäre dann nur ein Ausfluß der Mitmenschlichkeit. Einfachheit und Bescheidenheit der Lebensführung würden sich verstehen als Ausdruck des Wissens, daß viele Menschen noch immer in bitterster Armut dahinvegetieren – die Schöpfungstiefe ließe sich schon in kleinen Dingen erahnen, kurzum: ein unaufdringliches, aber umso spürbareres Christentum müßte das ganze menschlich-mitmenschliche Klima bestimmen. Erst von einer solchen Real-Utopie her – und auf sie hin – könnte ein völlig neues Konzept des Tourismus gewagt werden: das Land mit Bergen und Ebenen, mit Wäldern und Flüssen, mit Bauern und Nichtbauern wäre in seiner Gesamtheit der Raum des jährlichen Austausches, der leiblichen, seelischen und geistigen Erneuerung für die Millionen Menschen, die den Großteil des Jahres einem Leben der Eigenfremdheit, der Leistung, der Zeitverknappung, der Unruhe und des Sachzwängen-Unterworfenenseins opfern müssen.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Ignaz Zangerle

Falkstraße 13

A-6021 Innsbruck

Foto: E. Hubatschek, 1939

Bergheuträger nahe dem Mur-Ursprung (Salzburg)



Idee und Initiativen zur Gründung eines Nationalparks in den österreichischen Alpen bis zum Europäischen Naturschutzjahr 1970

ANTON DRAXL

Die Bemühungen um die Schaffung eines alpinen Nationalparks in Österreich reichen 70 Jahre zurück.

Im Jahre 1909 haben der Österreichische Reichsbund für Vogelkunde und Vogelschutz Wien, der Dürerbund und Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde Stuttgart, aufgerufen, die Schaffung eines Naturschutzparkes im Alpengebiet zu unterstützen. Im selben Jahr ist auch der Verein »Naturschutzpark« mit Sitz in Stuttgart entstanden. Im Jahr darauf ist von diesem Verein eine umfangreiche Schrift »Naturschutzparke in Deutschland und Österreich – ein Mahnwort an das deutsche und österreichische Volk« herausgegeben worden, in der nachdrücklich für die Schaffung eines Alpen-Naturschutzparkes geworben worden ist. Ende 1912 ist auch ein »Österreichischer Verein Naturschutzpark« gebildet worden, um die in Österreich lebenden Mitglieder des Gesamtvereins zusammenzufassen. Die Initiative ist vom Professor an der Hochschule für Bodenkultur, Adolf Ritter von Guttenberg, ausgegangen.

Für den alpinen Naturschutzpark war zuerst ein Gebiet in den Niederen Tauern der Steiermark, das Unter- und Obertal südlich von Schladming, in Aussicht genommen; der Verein »Naturschutzpark« hatte sich ursprünglich auf Grund dieser Idee gebildet, und der Gedanke der Erhaltung einer ausgedehnten Heidelandschaft durch Schaffung des Naturschutzparkes in der Lüneburger Heide ist erst später hinzugekommen. Leider ist damals die Idee, in den Niederen Tauern Grundflächen zu pachten, infolge allzu hoher Anforderungen des Grundbesitzers gescheitert, während die Lüneburger Heide durch außerordentliche Förderung von allen Seiten schon damals gesichert worden ist. (Über die heutigen Bemühungen, in den Niederen Tauern einen Nationalpark zu schaffen, ist im Alpenvereins-Jahrbuch 1978 – Franz Gasparics, Nationalpark »Schladminger Tauern« – nachzulesen).

Guttenberg hat in einem Aufsatz »Über Naturschutzbestrebungen in Österreich« im Jahr 1913 geschrieben: ,

»Zunächst muß die Idee des Naturschutzes, die Erkenntnis seiner Notwendigkeit in allen Kreisen der menschlichen Gesellschaft verbreitet, insbesondere auch schon der Jugend durch Erweckung der Liebe zur Natur eingepflanzt werden.

Der Schutz der Natur müßte als ein ethisches Gebot zum allgemein geltenden Grundsatz werden«.

Nach den Worten von Guttenberg »soll ein alpiner Naturschutzpark außer Wald auch die alpine Flora und die große wie kleine Tierwelt der Alpen umfassen. Eine andere Aufgabe des Naturschutzes in diesem Gebiet müßte es auch sein, die Gewässer desselben, die Gebirgsbäche, Seen und Wasserfälle, in ihrem natürlichen Verlauf zu erhalten und sie vor Ausnutzung für die Industrie oder für Eisenbahnzwecke zu bewahren«.

Nach dem Scheitern der Bemühungen in den Niederen Tauern ist es das Verdienst von Dr. August Prinzing, einem Salzburger Rechtsanwalt, Landtagsabgeordneten und Landeshauptmannstellvertreter (* 1851, † 1918), gewesen, den Verein Naturschutzpark auf das Stubachtal in den Hohen Tauern aufmerksam zu machen; es sind in den Jahren 1913 und 1914 rd. 11 Quadratkilometer Alm- und Waldflächen einschließlich Gewässergrundstücke im seenreichen Stubachtal und im almreichen Amertal erworben worden. Damals hat das Stubachtal unter Kennern als das landschaftlich schönste Tauerntal gegolten; der Alpenverein hatte ja deshalb bereits 1874 seinen bedeutendsten Stützpunkt auf der Nordseite der Hohen Tauern, die Rudolfsbütte, in diesem Gebiet errichtet.

Für die Empfehlung des Stubachtals durch Prinzing als »ein Naturschutzgebiet der Zukunft« (siehe Zeitschrift des DuOeAV, Jahrgang 1916) läßt sich ein unmittelbarer Einfluß der amerikanischen Nationalparkidee – laut Kongreßbeschuß der USA von 1872 ist der Yellowstone-Nationalpark »zum Nutzen und zur Freude« des ganzen Staatsvolkes gegründet worden – herleiten; Prinzing hatte 1880 und 1893 als einer der ersten Europäer diesen ersten Nationalpark der Welt aufgesucht.

In der erwähnten Zeitschrift des Alpenvereins hat Prinzing geschrieben: »Wenn der Gedanke eines Naturschutzgebietes seine Verwirklichung findet, wenn es gelingt, hier ein vollkommenes und ungetrübbtes Bild der Hochalpennatur den jetzt lebenden und kommenden Geschlechtern zu bewahren, ein Ideal – mein Jugendtraum – ginge in Erfüllung.« Der Traum ist im Stubachtal nicht

in Erfüllung gegangen, obwohl schon 1914 der Abschluß eines Pachtvertrages des Vereines Naturschutzpark mit den damaligen Österreichischen Staatsforsten in Verhandlung gestanden hatte, um die Vereinsbesitzungen zu einer größeren Einheit abrunden zu können. Der Ausbruch des Weltkrieges und danach die Geldentwertung haben das Zustandekommen dieses Naturschutzgebietes vereitelt. Auch hatten schon im Jahre 1913 grundlegende Verhandlungen für die Errichtung von Wasserkraftanlagen im rückwärtigen Stubachtal stattgefunden. Von der ersten Baustufe des Stubachkraftwerkes der Österreichischen Bundesbahnen (1919–1928) ist der Vereinsbesitz noch nicht betroffen worden; Ruhe und Unberührtheit des Stubachtales sind aber unwiederbringlich beeinträchtigt worden. Im Jahr 1940 hat die Deutsche Reichsbahn den weiteren Ausbau in Angriff genommen. Der Verein hat zwar nur auf rd. 150 Hektar Grundstücken »auch die Durchsetzung seiner Vereinsziele und auf weitere Maßnahmen und Auflagen bezüglich der Wahrung der Naturschutzbelange« verzichten müssen, der Traum Prinzingers im Stubachtal war aber endgültig ausgeträumt. Zum Glück ist es dann dazu gekommen, in den Jahren 1940 und 1941 den Schwerpunkt des Vereinsbesitzes in die Sulzbachtäler im Westen der Hohen Tauern, in die Venedigergruppe, zu verlagern; es sind damals rd. 34 Quadratkilometer Grundbesitz, hauptsächlich Almen, erworben worden.

Auf der Südseite der Hohen Tauern, im Gebiet des Großglockners, ist im Jahr 1914 ein Problem von einer ganz anderen Seite her aufgetaucht: Ein finanzgewaltiger Nimrod aus Bochem, der für sein Jagdvergnügen die gesamte Glocknerumrahmung in Heiligenblut zu kaufen und sämtliche Wege und Touristensteige zu sperren getrachtet hat; im Hintergrund ist die Spekulation englischer Geldgeber gestanden, wogegen »lichterhohe Proteste aufflammten«, wie eine Zeitung geschrieben hat. Der Glocknerzentralkamm auf Kärntner Seite (mit Johannsberg und Hoher Riffel) und der gesamte Bereich der Pasterze sind zu dieser Zeit im Eigentum von vier Damen, den Geschwistern Aicher von Aichenegg in Winklern (Mölltal), gestanden. Sofort nach dem ersten Weltkrieg hat die Gemeinde Heiligenblut zunächst unter Bestätigung des Kärntner Landesauschusses, der damaligen Landesregierung, sämtliche Wege und Steige im Glocknergebiet für öffentlich erklärt. Dann ist es dem Naturfreund Albert Wirth, einem Villacher Holzindustriellen, gelungen, die vier Schwestern von Aichenegg dazu zu bringen, dem

Alpenverein ihren Bergbesitz von rd. 40 Quadratkilometern käuflich zu überlassen; er hat sämtliche Kosten für den Grundkauf und die Grundübertragung dem Alpenverein gespendet, um den Bereich des Großglockners »für ewige Zeiten als Naturschutzgebiet« zu sichern. (Kaufvertrag vom 1. August 1918).

Die erste offizielle Schutzzerklärung in den Hohen Tauern ist bereits 1921 im Land Salzburg für ein Pflanzenschongebiet – in der nördlichen Granatspitzgruppe mit rd. 90 Quadratkilometer – verordnet worden. Durch eine Verordnung der Kärntner Landesregierung vom 1. Juli 1935 ist der Besitz des damaligen Deutschen und Österreichischen Alpenvereines am Großglockner mit Pasterze und Gamsgrube zum Naturschutzgebiet erklärt worden.

Dennoch hat es den »Fall Gamsgrube« gegeben (Nachzulesen in den Mitteilungen des DuOeAV, Jahrgang 1937, Nr. 1). Entgegen den Protesten des Alpenvereines als Grundeigentümer, entgegen der Widmung von Albert Wirth, entgegen den Erklärungen der Akademie der Wissenschaften und von Naturschutzorganisationen ist ein Weg (projektmäßig als 2½ m breiter Fußweg) in die Gamsgrube, eines der wissenschaftlich bedeutendsten Naturdenkmäler in den Alpen, vom damaligen Bundesministerium für Handel und Verkehr im Juni 1936 (auf Grund eines kriegswirtschaftlichen Ermächtigungsgesetzes aus dem Jahr 1914!) als begünstigter Bau erklärt worden; die Landeshauptmannschaft von Kärnten hat daraufhin den sofortigen Baubeginn in diesem einzigartigen von ihr selbst ein Jahr zuvor erklärten Naturschutzgebiet bewilligt – ein Eingriff durch Enteignung, der sich Anfang der Sechzigerjahre gegen den ausdrücklichen Willen des Alpenvereines mit dem Bau der »Gletscherbahn« vom Freiwandeck zur Pasterze wiederholt hat.

Doch zurück zu den Dreißigerjahren. Damals ist bereits der »Tauernpark« in Wort und Schrift vorgestellt und diskutiert worden; er hat sich in Salzburg auf die hintere Stubach, die Dorfer Öd, die Amertaler Öd und das obere Felbertal und in Kärnten auf die Umrahmung des Großglockners erstrecken sollen: auf der Südseite der »Glocknerpark« mit dem Grundbesitz des Alpenvereines, auf der Nordseite der »Stubacherpark« mit den Almflächen des Vereines Naturschutzpark und mit Waldflächen der Österreichischen Bundesforste. Hier hat sich damals eine heftige Diskussion Forstwirtschaft – Naturschutz entzündet; für die Waldungen des »Stubachparkes« ist die Notwendigkeit betont worden, die Tier- und Pflanzenwelt

nicht nur um ihrer selbst willen zu schonen, sondern vielmehr noch der wissenschaftlichen Forschung Gelegenheit zu geben, in dem von menschlichen Eingriffen und Einflüssen geschützten Lebensraum tierische und pflanzliche Lebensgemeinschaften studieren zu können.

Die Generaldirektion der Österreichischen Bundesforste hat im Juni 1936 einer Erklärung des größten Teiles dieses Gebietes zum »Naturbanngebiet« durch die Salzburger Landesregierung im Sinne des einschlägigen Naturschutzgesetzes für das Land Salzburg vom 16. Mai 1929 zugestimmt. Die Bundesforste haben sich aber gegen die Einbeziehung aller bisherigen Wirtschaftswälder in den Talschlüssen der Amertaler Öd, der Dorfer Öd und der Hochlagen des Stubachtales verwehrt; in den Bannlegungsbestimmungen ist festgehalten gewesen, daß Kahlschläge unzulässig seien und Holznutzungen sich nur auf die unbedingt notwendigen und forstlich begründeten Aufarbeitungen von Schadhölzern und Pflanzungen erstrecken sollten. Gegen die Einstellung jeglicher Nutzung in diesen Teilen haben auch einheimische Kreise, denen die Minderung der Verdienstmöglichkeiten durch verringerten Holzeinschlag nicht gleichgültig war, wiederholt Stellung genommen. Der Zwist »hie ökonomische Bedenken« und »hie Naturschutz und wissenschaftlicher Forschungsdrang« hat eine rechtliche Absicherung zur damaligen Zeit verhindert. Dazu ist noch gekommen, daß in diesem Gebiet bereits 1930 über den Bau des gigantischen Tauernkraftwerkes (heute unter dem Namen »Kraftwerksgruppe Glockner – Kaprun« bekannt) verhandelt worden ist und der Ausbau der bestehenden Bahnkraftanlagen im Stubachtal vorangetrieben worden ist.

Auf der Südseite der Hohen Tauern sind 20 Jahre nach dem ersten Grunderwerb in Heiligenblut vergangen, bis der Alpenverein am 17. Jänner 1938 »zur Errichtung eines Naturschutzparkes«, wie es im Kaufvertrag heißt, rund 30 Quadratkilometer Grund in Kals am Großglockner vom Österreichischen Bundesschatz als Rechtsnachfolger des k.k. Ärars erwerben hat können. Seit dieser Zeit ist der Alpenverein Eigentümer des höchsten Berges Österreichs und seiner gesamten großartigen Umrahmung in Kärnten und Tirol. Noch im selben Jahr, am 8. Dezember 1938, sind vom Land Österreich als Rechtsnachfolger des Österreichischen Bundesschatzes durch den Alpenverein weitere Grundflächen im Ausmaß von rund 221 Quadratkilometer in den Osttiroler Gemeinden Dölsach, Kals, Matrei, Nußdorf-

Debant, Prägraten und Virgen, ebenfalls für Zwecke eines Naturschutzparkes, gekauft worden. Unter derselben Zweckwidmung ist schließlich in St. Jakob in Deferegggen am 2. Oktober 1940 eine Grundfläche von rund 35 Quadratkilometer gekauft worden.

So ist es dem Alpenverein gelungen, neben Gebieten in der Schober-, Glockner-, Granatspitz- und Rieserfernergruppe den ganzen südlichen Teil der Venedigergruppe, soweit er sich ursprünglich im Staatsbesitz befunden hatte, für die Errichtung eines Naturschutzparkes käuflich zu erwerben. Auf Grund eines Hofdekretes vom 7. Jänner 1838 über das Kahlgebirge sind diese Flächen in das Eigentum des k.k. Ärars übertragen worden, also zu einer Zeit, in der die Ostalpengletscher fast ihre größte Ausdehnung erreicht hatten; so zeigen die heutigen Grenzen des Alpenvereinsbesitzes in Osttirol diesen Höchststand an, bei dem zum Beispiel das Viltragen- und Schlattenkees noch gemeinsam im Talgrund des Innergschlöß am Fuße des Großvenedigers gependet hatten.

Im Jahr 1939 hat die Oberste Naturschutzbehörde in Berlin einen Entwurf über die Errichtung des »Naturschutzgebietes Nationalpark Hohe Tauern« in den Landkreisen Lienz und Spittal a.d. Drau / Landeshauptmannschaft Kärnten und Zell am See / Landeshauptmannschaft Salzburg vorgelegt; das Gebiet der Hohen Tauern vom Salzachtal bis Virgen- und Mölltal und von der Dreiherrnspitze bis zur Hocharnspitze hätte mit Ermächtigung des Reichsjägermeisters unter den Schutz des Reichsnaturschutzgesetzes gestellt werden sollen. Noch im Jahr 1942 sind Gebiete im Salzburger Teil der Hohen Tauern nach dem Reichsnaturschutzgesetz einstweilig als alpines Landschaftsschutzgebiet sichergestellt worden. Der zweite Weltkrieg ist darüber hinweggegangen.

Nach 1945 hat zuerst der Österreichische Naturschutzbund, nachdem sich die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse einigermaßen konsolidiert hatten, mit einer Denkschrift im Jahr 1951 die Errichtung eines Österreichischen Nationalparks in den Hohen Tauern gefordert. Der Naturschutzbund ist auch in der Zeit von 1948 bis 1955 als Verwalter des Grundbesitzes des Vereines Naturschutzpark, der als »Deutsches Eigentum« von den Siegermächten beschlagnahmt worden war, eingesetzt gewesen; mit der örtlichen Betreuung waren die Österreichischen Bundesforste beauftragt. Von 1955 bis 1958 ist Dr. Hans Hanke, Schriftleiter der Zeitschrift »Berge und Heimat« und maßgeblicher Vertreter des Österreichischen Alpenvereines, von der Salzburger

Landesregierung mit der öffentlichen Verwaltung dieses Vereinsbesitzes beauftragt gewesen. Eine erste – freilich von außen aufgezwungene, aber zukunftsweisende – Zusammenarbeit zwischen Alpenverein, Verein Naturschutzpark und Bundesforsten.

Bereits am 15. Juli 1950 ist vom Institut für Naturschutz die Initiative zu einer Besprechung auf der Franz-Josefs-Höhe ergriffen worden, an der u.a. die Landeshauptleute von Kärnten und Salzburg teilgenommen haben.

Kurz darauf hat der Kampf um die Erhaltung der Krimmler Wasserfälle begonnen, der entscheidend vom Österreichischen Naturschutzbund für das Juwel des künftigen Nationalparks geführt worden ist. Es sind damals 120000 Unterschriften für einen Aufruf zum »Volksentscheid« gegen ein Energieprojekt im Zusammenhang mit der Krimmler Ache gesammelt worden.

Im Jahr 1953 hat dann der Österreichische Alpenverein in seiner 27. Hauptversammlung in Bludenz einstimmig beschlossen: »Der Verwaltungsausschuß des OeAV möge unverzüglich alle Schritte unternehmen, um in Verbindung mit den Ländern Salzburg, Kärnten und Tirol sowie der Republik Österreich einen Nationalpark Hohe Tauern zu schaffen. Zur Beschleunigung dieses Vorhabens möge der Verwaltungsausschuß mit den Österreichischen Bundesforsten und dem Österreichischen Naturschutzbund übereinkommen, ihre eigenen Gebiete unter gemeinsamen Richtlinien zu einem Naturschutzgebiet zu erklären«.

Noch im gleichen Jahr hat sich auch der Bundesarbeitsausschuß für Fremdenverkehr an die beruflichen Ministerien und alle Landesregierungen gewendet, der Frage der Schaffung eines Alpen-Nationalparks in den Hohen Tauern besonderes Augenmerk zu schenken. Im Jahr darauf hat das Amt der Kärntner Landesregierung erstmals den Entwurf einer Vereinbarung über die Schaffung eines Nationalparks in den Hohen Tauern vorgelegt, die jedoch damals an den in Salzburg und Tirol erhobenen wirtschaftlichen Bedenken gescheitert ist.

Im Jahr 1958 hat der Touristenverein »Die Naturfreunde«, der im Gebiet des Sonnblick rund 10 Quadratkilometer Grundfläche sein Eigen nennt, eine auf Errichtung von Nationalparks in Österreich abgestellte Entschliebung beschlossen. Schließlich hat der Österreichische Naturschutzbund den Versuch unternommen, durch Großveranstaltungen das Interesse an Nationalparks zu wecken. In diesem Sinn hat an der Wiener Univer-

sität im März 1958 ein Festabend stattgefunden, bei dem von 14 Organisationen aus ganz Österreich an die Bundesregierung eine Resolution zur Schaffung von Nationalparks beschlossen worden ist. Im Jahr 1959 hat es der Österreichische Naturschutzbund unternommen, die bisherigen Bemühungen um Österreichische Nationalparks in einem Sonderheft seiner Zeitschrift »Natur und Land« zusammenzufassen (Schriftleitung: Prof. Dr. Lothar Machura). In diesem Heft ist ein »Rechtsgutachten über die Erklärung eines Schutzgebietes zum Österreichischen Nationalpark«, verfaßt vom Ordinarius für Staats- und Verwaltungsrecht an der Universität Wien, Univ. Prof. Dr. Adolf Merkl, veröffentlicht worden; es hat aufgezeigt, daß die Verwirklichung eines Nationalparks in Österreich bisher vor allem darum scheitern hat müssen, weil die Bundesländer, denen nach Artikel 15, Abs. 1 des Bundesverfassungsgesetzes die alleinige Zuständigkeit für Gesetzgebung und Vollziehung in Naturschutzangelegenheiten zukommt, diese im Hinblick auf die Errichtung eines Nationalparks nicht in Anspruch genommen haben. Die Bundesländer Kärnten und Salzburg haben zwar im Gegensatz zu Tirol auf Grund der geltenden Landesnaturschutzgesetze verschiedene Schutzverordnungen für Gebiete in den Hohen Tauern erlassen: so sind in Salzburg 1958 das Wildgerlostal, das Krimmler Achental, das Obere und das Untere Sulzbachtal und 1960 das Habachtal, das Hollersbachtal, das Felbertal, die Amertaler Öd und die Dorfer Öd zu Landschaftsschutzgebieten erklärt worden; in Kärnten sind 1964 die Schobergruppe und 1967 der Großglockner mit Pasterze und Gamsgrube zu Naturschutzgebieten erklärt worden.

Eine Abstimmung der Schutzgebiete über die Landesgrenzen hinweg ist aber nicht erfolgt. Erst das Europäische Naturschutzjahr 1970 hat einen politischen Anstoß gegeben, den Traum Prinzingers aus dem Jahre 1916, in den Hohen Tauern »ein vollkommenes und ungetrübtes Bild der Hochalpennatur den jetzt lebenden und kommenden Geschlechtern zu bewahren«, einer Verwirklichung näher zu bringen.

– Aber Österreich ist immer noch eine seltene Ausnahme unter allen Staaten der Welt: In Österreich gibt es noch immer keinen Nationalpark. –

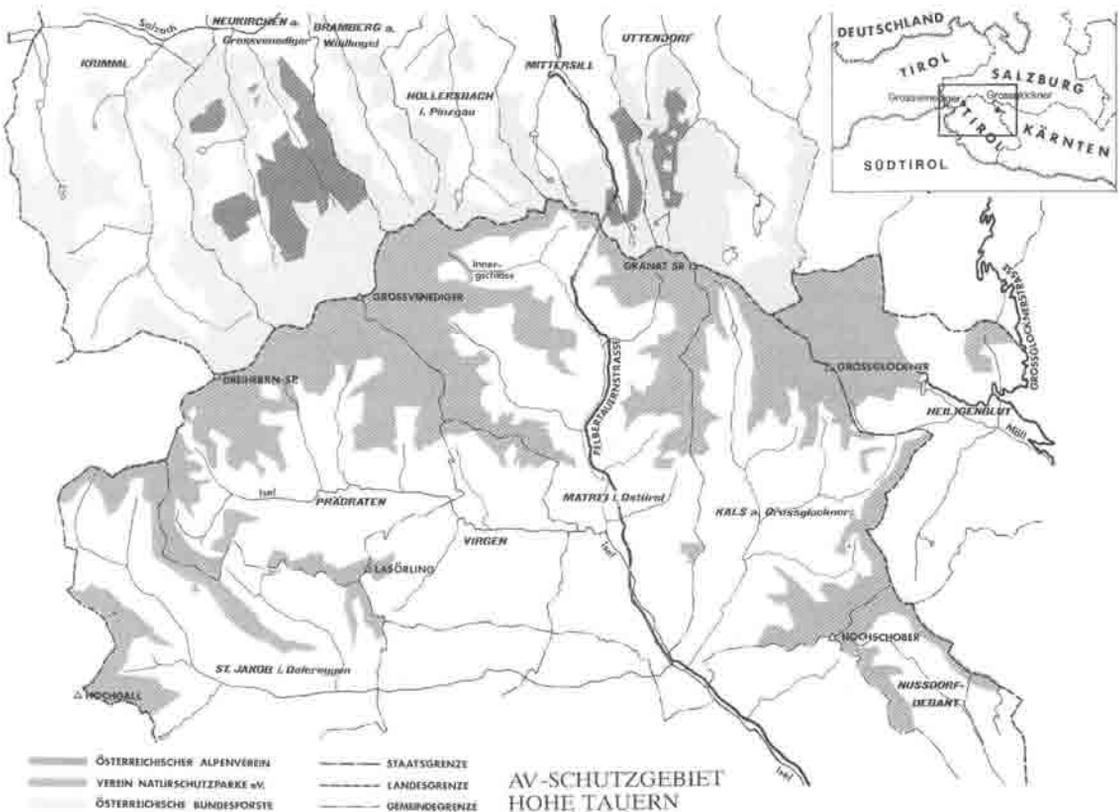
7 Jahrzehnte sind seit dem ersten Aufruf, einen Naturschutzpark in den österreichischen Alpen zu schaffen, vergangen. Wann kommt der Durchbruch zum Österreichischen Nationalpark in den Hohen Tauern?

Literatur

- CONRAD Kurt: 60 Jahre Alpenpark (Naturschutz- und Naturparke, Mitteilungen des Vereins Naturschutzpark e.V. Stuttgart-Hamburg, 1974, Heft 73)
 – u. HANSELY Hugo: Österreichischer Nationalpark Hohe Tauern (Ämter der Kärntner, Salzburger und Tiroler Landesregierung, Klagenfurt, 1971)
 GAMS Helmut: Die wachsende Verantwortung des Naturhistorikers im Gebirge (Jahrbuch des Vereins zum Schutze der Alpenpflanzen und -tiere, Band 28, München 1963)
 – Der Tauernpark (Geschützte Wildnis, Ziemsen Verlag, Wittenberg 1964)
 GÜDE Julius: Vom Salzburger Naturschutzgebiet in den Hohen Tauern (Österreichische Vierteljahresschrift für Forstwesen 1937, 2)
 GUTTENBERG, Adolf Ritter von: Über Naturschutzbestrebungen in Österreich (Österreichische Vierteljahresschrift für Forstwesen, 1913, 31 (63), 1)
 – Waldbilder aus unserem zukünftigen Naturschutzgebiet (Österreichische Vierteljahresschrift für Forstwesen 1914: 364)
 HANKE Hans: Naturpark Hohe Tauern – Möglichkeiten und Planungen im Oberpinzgau (Mitteilungen des Vereins Naturschutzpark e.V. Stuttgart-Hamburg 1959, 14)
 MACHURA Lothar: Um österreichische Nationalparke (Natur und Land – Sonderheft –, Zeitschrift des Österreichischen Naturschutzbundes, Heft 4–6, 1959)
 MERKL Adolf: Naturschutzgebiete in Österreich (Zeitschrift des Österreichischen Alpenvereins 1934, 5)

- PODHORSKY Jaro: Der österreichische Naturschutzpark im Dienste der Wissenschaft (Wiener Allgemeine Forst- und Jagdzeitung 1922, 42)
 – Führer durch den Naturschutzpark in den Hohen Tauern Salzburgs (Verein Naturschutzpark, Stuttgart, 1930)
 – Der Alpenpark in den Hohen Tauern Salzburgs (Forstarchiv 1929, 3)
 – Die Naturschutzgebiete des Hochgebirges, besonders der Alpen; der Salzburger Tauernpark (Jahrbuch des Vereins zum Schutze der Alpenpflanzen und -tiere, 1936, 8)
 PRINZINGER August: Das Stubachtal. Ein Naturschutzgebiet der Zukunft (Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins 1916, 47)
 ROBMANITH Gebhard: Der Naturschutzpark in den Hohen Tauern Salzburgs (Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, Stuttgart, 1937)
 STRZYGOWSKI Walter: Europa braucht Naturparke (Verlag F. Berger, Horn, Niederösterreich, 1959)
 TRENKEN Friedrich: Naturschutz in Österreich (Österreich in Wort und Bild, Zeitschrift für Fremdenverkehr und Wirtschaft, April 1950, H. Bauer-Verlag, Wien)

Anschrift des Verfassers:
 Oberforstrat Dipl.-Ing. Anton Draxl
 Leiter der Geschäftsstelle der
 Nationalpark-Kommission Hohe Tauern,
 A-9971 Matrei in Osttirol



Nationalpark Hohe Tauern als verfassungspolitisches Problem

FELIX ERMACORA

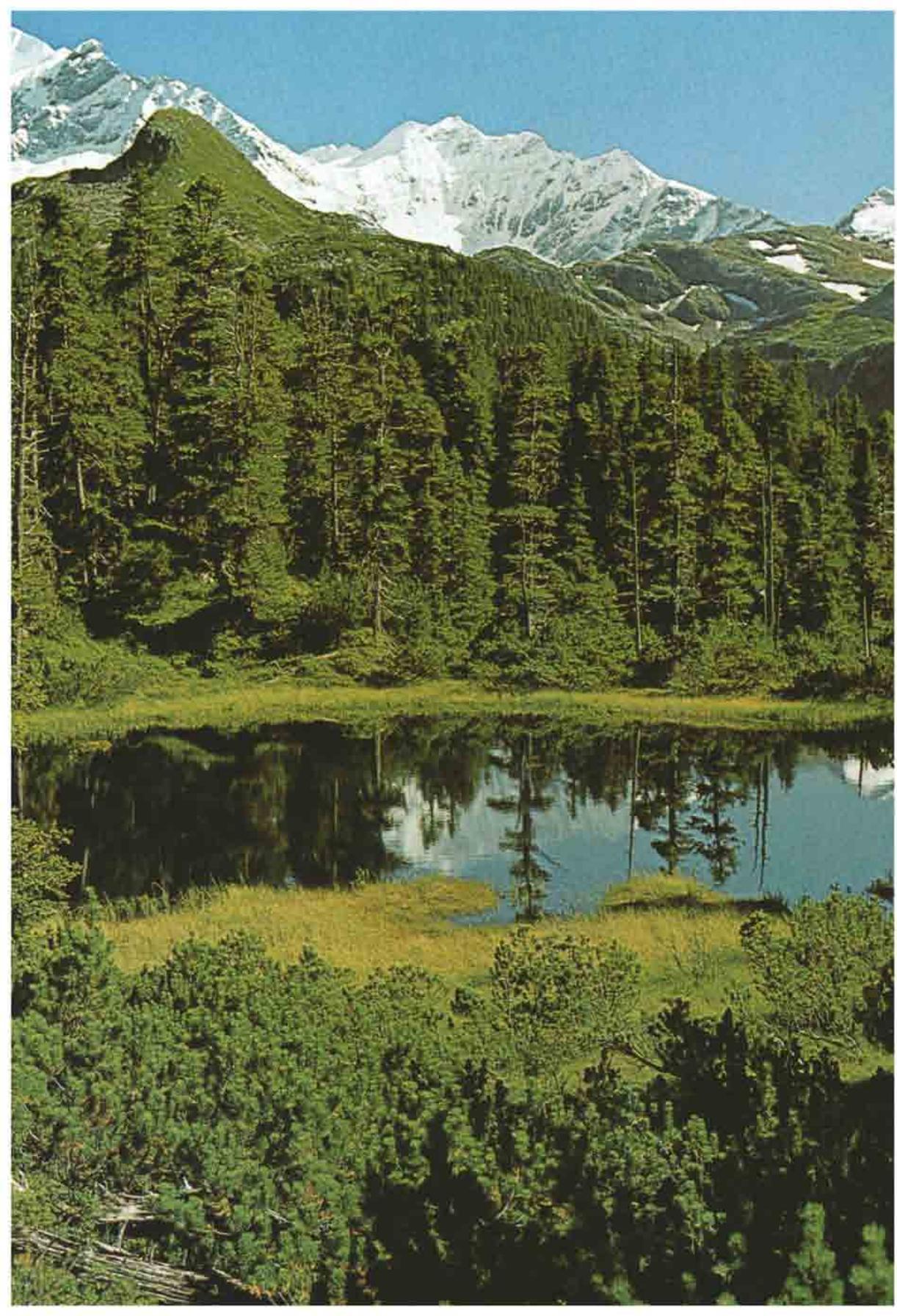
Der Österreichische Alpenverein hat einen Teil seiner Arbeit und einen Teil seines bescheidenen Vermögens an Grund und Boden in den Dienst und zur Verfügung einer Idee gestellt, die heute zu Recht als eines der bedeutendsten Anliegen moderner Industriegesellschaften gezählt werden darf: in den Dienst der Umwelterschließung, der Umwelterhaltung und des Umweltschutzes, damit aber in den Dienst der menschlichen Erholung und der Freizeit des Menschen. Das sind Grundanliegen sozialer Menschenrechte. Ihre Effektivität setzt die gesunde und menschenwürdige Umwelt voraus. Sie ist das Gegengewicht zur Industriegesellschaft, oder, besser, sie sind ihre unerlässlichen Elemente, soll die Industriegesellschaft nicht zur unmenschlichsten Gesellschaftsform der Geschichte werden. Umweltschutz und Umwelterhaltung sind zu modernen Staatszwecken geworden. Wenn man den Blick auf die klassischen Staatszwecke wirft, die im Dienste der Machterhaltung einer bestimmten Herrschaft standen, so findet sich unter ihnen Umweltschutz und Umwelterhaltung nicht. Beide wurden weltweit erst durch die **UN-Deklaration »Nur eine Erde«** sichtbar gemacht. Naturschutz und den Schutz bestimmter Elemente – wie das Wasser, den Wald – gab es zwar schon seit Jahrzehnten, ja seit Jahrhunderten und Jahrtausenden. Aber die gesamte menschliche Umwelt – die geistige und die natürliche – unter Schutz und Erhaltungsgebot zu stellen, also Umweltschutz und Umwelterhaltung zu einem System zu erheben, das ist erst seit wenigen Jahren allgemein geworden. Die Gefahren, die den Menschen durch ungehemmte Nutzung der Güter der Erde, durch ihre Ausbeutung drohen, wurden erst jetzt allgemein erkannt. Die Staaten bemühen sich, diese Erkenntnisse in die staatliche Wirklichkeit zu übersetzen. Der Österreichische Alpenverein als eine Vereinigung ohne hoheitliche Befugnisse kann dazu beitragen, daß der Staat – in Österreich der Bund und die Länder – seine Umweltschutz- und Umwelterhaltungsaufgabe gehörig wahrnimmt. Er kann mit seinen Ideen und seinem bescheidenen Vermögen, die er in den Dienst von Umweltschutz und Umwelterhaltung stellt, ebenso Hilfe leisten wie mit den Anregungen und Anmahnungen sowie der Mobilisierung der Öffentlichkeit.

Der Österreichische Alpenverein hat sich von

seiner eher begrenzten Aufgabe, auch dem Natur- und Alpenpflanzschutz zu dienen, längst gelöst und ist mit seinem Projekt für einen Nationalpark Hohe Tauern in den Rahmen des Umweltschutzes und der Umwelterhaltung im großen eingetreten. Die Forderung nach diesem Nationalpark, die erstmals in der Jahreshauptversammlung Bregenz (1969) geäußert wurde, hat die Vereinsziele nach einem Naturschutz weit überschritten und in Österreich ein Projekt sichtbar gemacht, das – so meinen Interessenten – eine so umfassende Konservierungstendenz beinhaltet, daß durch sie nur Konservatismus zum Ausdruck gebracht werde, der einer modernen Staatsauffassung, die auf Entwicklung abgestellt ist, nicht mehr standhalte. Auf der anderen Seite aber atmet die Nationalparkidee des Alpenvereins so viel Modernes als sie einem großräumigen Umweltschutz voll entspricht. Nachdem sich private Interessengruppen und Persönlichkeiten mit der Nationalparkidee längst befaßt hatten und auch einzelne Bundesländer der Republik Österreich sich das Schlagwort »Nationalpark« zu eigen gemacht hatten, hat der Österreichische Alpenverein erstmals ein umfassendes Konzept für einen Nationalpark zu erarbeiten versucht und – in diesem Augenblick – erkannt, welche Schwierigkeiten sich auftun, um ein derartiges Konzept realisieren zu können. Schwierigkeiten, die in der Natur des wirksamen Umweltschutzes und der Umweltbewahrung selbst liegen. Die bedeutendste Schwierigkeit jedes wirksamen und nicht nur plakatierten Umweltschutzes liegt darin, daß er notwendigerweise eine Reihe von etablierten Interessen berührt. Österreich ist kein afrikanisches Land mit fast beliebig verfügbarem Grund, Österreich ist ein Industriestaat, in dem jeder Quadratmeter im Eigentum eines Individuums, einer Personmehrheit, einer privaten oder öffentlichen Körperschaft, einer Gemeinde, eines Landes oder des Bundes steht. Österreich ist ein Industriestaat, in dem über das Grundeigentum durch mannigfaltige Rechte und Interessen verfügt werden kann. Jeder Umweltschutz oder jede Umwelterhaltung, die sich auf Grund und Boden bezieht – und das ist auch das Projekt eines Nationalparks –, schließt Unterlassungen, Leistungen, Gebote und Verbote mit ein. Das heißt Umweltschutz und Umwelter-

Ein Kleinod in den Hohen Tauern – der Zirbenwald der „Wiegen“ im Stubachtal mit Blick auf die Hohe Riffel.

Foto: W. Retter



haltung sind Superinteressen, die sich über die mehr oder minder natürlich gewachsenen Interessen sowie Eigentums- und Nutzungsrechte lagern. Diese Überlagerung natürlich gewachsener Interessen, Eigentums- und Nutzungsrechte durch jene des Umweltschutzes und der Umwelterhaltung muß in einer offenen Gesellschaft unvermeidlich zu Interessenskonflikten führen. Interessenskonflikte werden durch das Gespräch oder die Verhandlung einerseits oder durch die hoheitliche Macht eines Staates andererseits ausgeglichen. Da sich in einer Profitgesellschaft das Gespräch und die Verhandlung auf die Begrenzung von Eigentumsinteressen beziehen, wird ohne Gewinnung eines Vorteils niemand – es sei denn aus idealistischen Gründen – die Beschränkung seiner Verfügungsrechte zugestehen. Ein wirksamer Umweltschutz verlangt staatliche Autorität. Sie, die den Umweltschutz und die Umwelterhaltung als ihr Staatsziel ausgibt, hat sich durchzusetzen. Das gilt also auch für den der Umwelterhaltung und dem Umweltschutz dienenden Nationalpark Hohe Tauern. Die Schlußfolgerung ist die, daß ein Nationalpark Hohe Tauern ohne Mitarbeit der staatlichen Autoritäten nicht werden und sich nicht erhalten kann. Vielleicht ist es noch denkbar, daß in einem reicheren Staat als es Österreich ist, Gelder aus privaten Fonds fließen, aber undenkbar ist es, daß ein Nationalpark allein mit Geld errichtet werden kann. Zumindest nicht in einem von einem Koordinatensystem von Interessen und Rechten durchzogenen Staat. Daher hat der Staat einer Nationalparkidee seine Macht zur Verfügung zu stellen, sofern er von ihrer Notwendigkeit und Verwirklichung überzeugt ist. Daß er dies ist, kann zufolge einer Reihe von Erklärungen staatlicher Organe füglich angenommen werden.

In welcher Beziehung ist die staatliche Mitarbeit hinsichtlich der Errichtung eines Nationalparks Hohe Tauern vor allem notwendig? Die Antwort auf diese Frage hängt von der beabsichtigten Struktur des Nationalparks ab. Für den Nationalpark Hohe Tauern kennt man seine räumliche Ausdehnung. Sie ist durch eine Vereinbarung der Bundesländer Salzburg, Kärnten und Tirol festgelegt. In diesem Raume gibt es eine Reihe von Interessen und Rechten: die der Energie- und Wasserwirtschaft, die des Forstwesens, die der Bodenreform, die der Wald- und Weidennutzungsrechte, die örtliche Baupolizei, der Flurschutz, das Jagd- und Fischereirecht, das Gewerberecht, das Verkehrsrecht sind im wesentlichsten zu nennen. Auf allen diesen Sachgebieten gibt es Rechtsvorschriften, die Rechte und Pflichten längst in vielen gera-

dezu ungezählten Fällen für einzelne, für Genossenschaften, für Gemeinden, für die Länder und den Bund begründen.

Alle diese Interessen kann man in einer freiheitlich demokratischen Rechtsordnung nicht kurz und klein schneiden; man muß alle diese Interessen mit jenen des Umweltschutzes und der Umwelterhaltung ausgleichen. Daher muß man die Interessenträger erreichen, sie zu überzeugen versuchen. Das sind Private, das sind Genossenschaften, das sind öffentliche Körperschaften. Wenn man diese Interessen als in Rechtsvorschriften integriert oder durch Rechtsvorschriften ausgedrückt sieht, dann ist zu erkennen, daß für einen Nationalpark Hohe Tauern drei Typen öffentlich-rechtlicher Körperschaften eine besondere Rolle spielen: der Bund, die Länder und die Gemeinden. Sie haben in Österreich durch ihre Gesetzgebungs- und Vollziehungsgewalt das Recht und die Kompetenz, konkurrenzlos die rechtliche und politische Seite dieser Interessen wahrzunehmen. Wenn man nun von der Abstraktion Bund, Länder und Gemeinden absieht und diese Abstraktion konkretisiert, so stößt man auf Menschen, die die Gesetzgebungs- und Vollziehungsmacht des Bundes, der Länder und der Gemeinden tatsächlich ausüben. Man stößt bei dieser Betrachtung unvermeidlich auf die hinter den Menschen stehenden Gruppen. Dies sind die politischen Parteien, sind die großen Verbände, von denen her die Menschen delegiert und benannt sind, öffentliche Macht auszuüben, das sind die machtvollen Bürokratien, die die Ämter des Bundes, der Länder und der Gemeinden tragen. All das muß in Rechnung gestellt werden, wenn man an die Realisierung einer Idee des Nationalparks Hohe Tauern geht.

Der Österreichische Alpenverein, der ein gewichtiger Grundbesitzer im Bereiche der Hohen Tauern ist, hat mit all diesen Interessenlagen und Kräftegruppen seine Erfahrungen gemacht, seit er im Jahre 1969 begonnen hatte, seine Idee vom Nationalpark Hohe Tauern zu realisieren. Der der Nationalparkidee verschworene **H. Stoiber** wurde vom Ministerium Broda, in dessen Personalstand er als Richter stand und steht, auf Intervention des Alpenvereins freigestellt und arbeitete geraume Zeit an der Vorbereitung eines Planes für den Nationalpark Hohe Tauern im Raume Mallnitz-Bad Gastein. Es zeigte sich dabei, daß die **volle Erfassung der auf dem fraglichen Gebiet ruhenden Interessenlage** unerlässlich ist, um die Nationalparkidee verwirklichen zu können. Diese Erfassung der Interessenlage kommt einer Fakten-

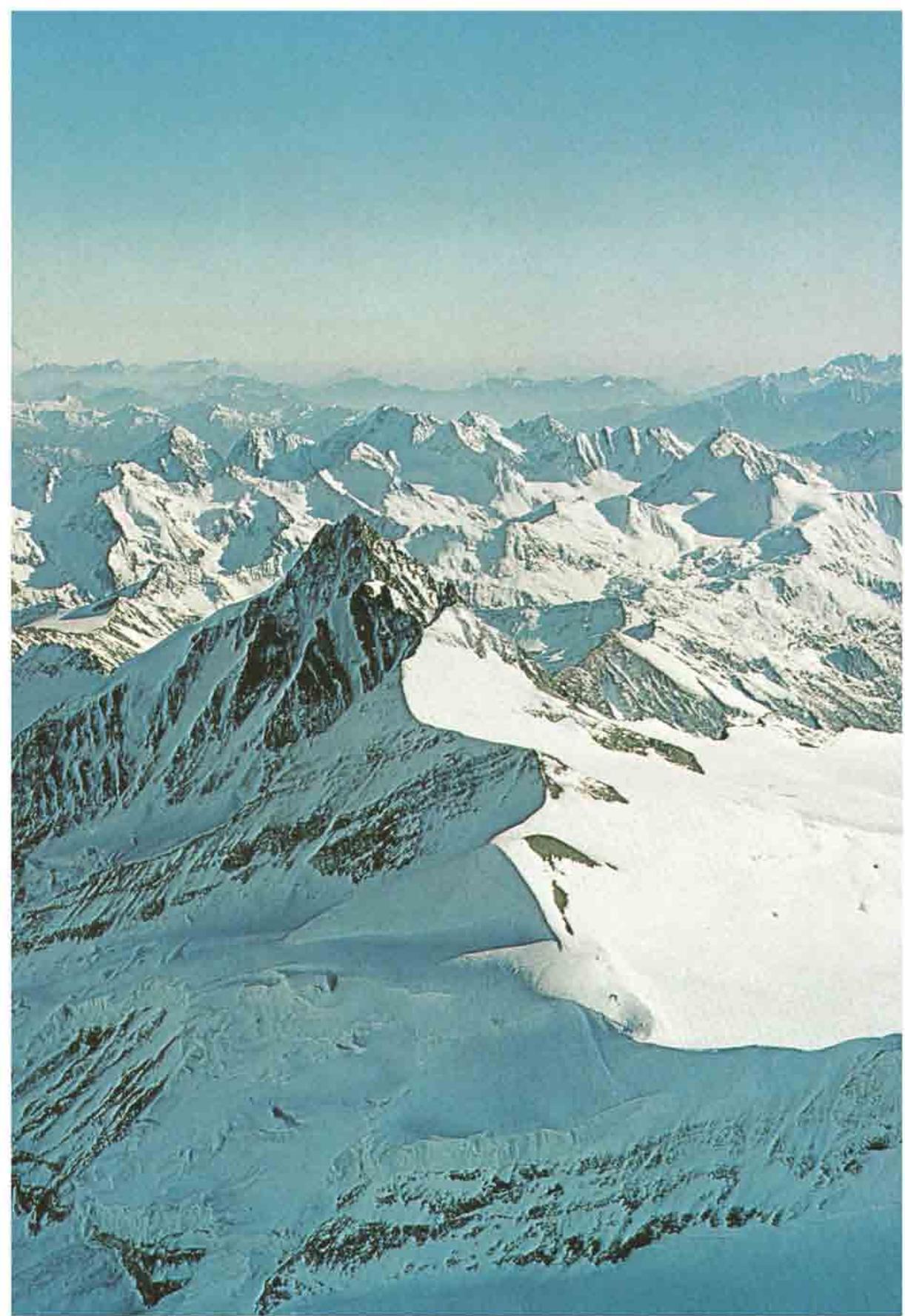
aufbereitung gleich. Diese Faktenaufbereitung hat einerseits H. Stoiber, andererseits dann – später die Nationalparkkommission zu leisten begonnen. Erst diese Faktenaufbereitung alarmierte so richtig die Interessengruppen, obwohl die Faktenaufbereitung im Vorfeld eigentlicher hoheitlicher Aktionen liegt.

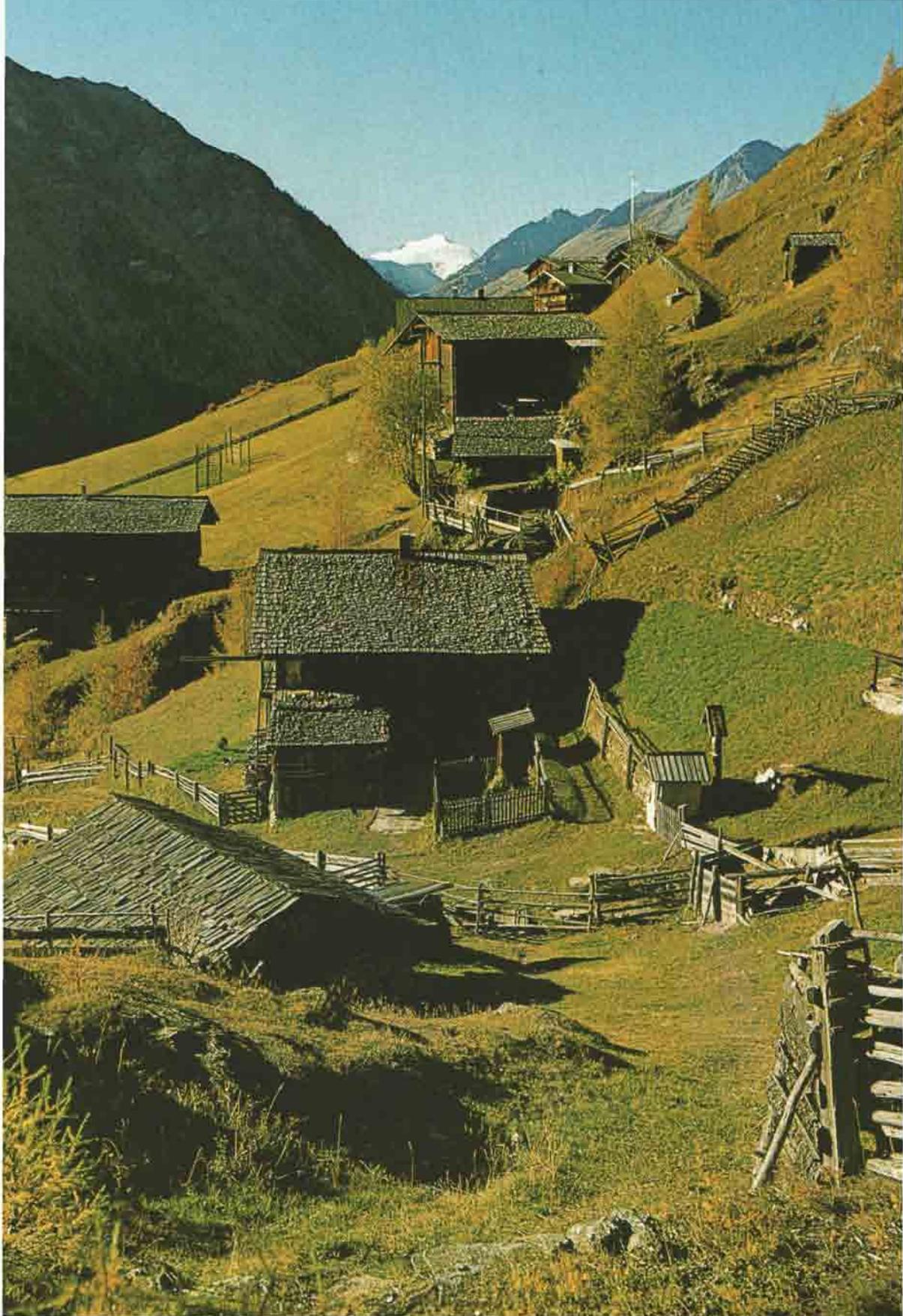
Zur Faktenvorbereitung würde aber auch ein **juristisch fundierter Operationsplan** gehören. Aus einem solchen Operationsplan wäre zu erkennen, daß ein Nationalpark Hohe Tauern nicht verwirklichtbar ist, wenn man nicht imstande ist, einen solchen Nationalpark in ein **Raumordnungskonzept** zu stellen, das zumindest die Bundesländer Salzburg, Kärnten und Tirol umfaßt, wobei es fraglich sein muß, ob ein auf diese Bundesländer beschränktes Raumordnungskonzept genügen würde. Ein Raumordnungskonzept, das nicht nur die Stellung des Nationalparks Hohe Tauern bemißt, sondern das den Nationalpark in die österreichische Raumordnung selbst stellt. Obwohl es eine Österreichische Raumordnungskommission gibt, ist es ihr bis heute nicht gelungen, ein österreichisches Raumordnungskonzept zu erstellen. Einzelne Bundesländer haben zwar ein solches, doch müssen die Raumordnungskonzepte der Bundesländer notwendigerweise graue Zonen aufweisen, weil sie jene Materien nicht endgültig miteinfassen können, die sogenannte Bundesangelegenheiten sind. Raumordnung ist je nach dem zu ordnenden Sachgebiet Bundes- und Landessache. Die erste Grundvoraussetzung für die Errichtung eines Nationalparks Hohe Tauern – eine umfassende Raumordnung – fehlt. Eine umfassende Raumordnung kann nach der derzeitigen verfassungsrechtlichen Lage in Österreich nicht verbindlich sein; sie kann immer nur Empfehlung sein. Es gibt ein Mittel, eine Raumordnung, die für das Gebiet maßgebend ist, das den Nationalpark Hohe Tauern erfassen soll, das wäre ein Bundesverfassungsgesetz. Allerdings hat der österreichische Gesetzgeber im Jahre 1975 ein weiteres Mittel dazugestellt: den sogenannten Gliedstaatsvertrag nach Art 15 a B-VG. Ein **Gliedstaatsvertrag** ist ein Staatsvertrag, der zwischen den interessierten Ländern oder zwischen den interessierten Ländern und dem Bund abgeschlossen werden kann und auch Fragen des »öffentlichen Rechtes« – wie Fragen des Energie-rechtes, des Wasserrechtes, des Forstrechtes, des Bodenreformrechtes u.ä. – gestalten kann. Wenn ein solcher Gliedstaatsvertrag die Änderung von Gesetzen erforderlich machen würde, kann der Gliedstaatsvertrag auch dies vorsehen. Die Ge-

setzgeber des Bundes und der Länder hätten einen solchen Gliedstaatsvertrag dann aber zu »ratifizieren«. Die österreichische Verfassungsentwicklung kennt schon ein dementsprechendes Beispiel: dies ist das Spitalfinanzierungsabkommen aus dem Jahre 1978. Ein Gliedstaatsvertrag setzt die Verhandlungen zwischen Bund und Ländern voraus. Eine Raumordnung für die Länder Salzburg, Kärnten und Tirol setzt die Verhandlungen zwischen den genannten Ländern und dem Bund voraus, die auch das Projekt des Nationalparks Hohe Tauern miteinbeziehen müßten. Bisher ist auf diesem so wichtigen Sachgebiet kein vorbereitender Schritt gesetzt worden. Die Bundesländer Salzburg, Kärnten und Tirol haben zwar eine Vereinbarung über die Schaffung des Nationalparks Hohe Tauern abgeschlossen, sie haben zwar eine Nationalparkkommission Hohe Tauern begründet, aber all das und die Mühewaltungen dieser Organe haben »das Pferd vom Schwanz her aufgezäumt«: Um dem Druck aus der Öffentlichkeit nachzugeben, hatte man eine Alibiaktion gesetzt. Man hat die Nationalparkkommission begründet, diese schreibt und diskutiert und verhandelt, aber man hat eine Grundbedingung für den Nationalpark nicht erfüllt: Man hat keine entsprechende Raumplanung beschlossen. Dazu ist die derzeitige Nationalparkkommission kraft ihrer Zuständigkeit und ihrer Zusammensetzung nicht berufen. Der Bund hätte die Initiative zu ergreifen, endlich eine umfassende Raumordnung zu beschließen.

Eine umfassende Raumordnung hätte den Standort des Nationalparks Hohe Tauern zu berücksichtigen und bezüglich dieses Raumes die Interessen auf den Nationalpark hinzuordnen, um so die Grundlage für einen **Interessenausgleich** zu schaffen. Diese Raumordnung – zumindest eine zum Zwecke des Nationalparks Hohe Tauern müßte die Aufgaben berücksichtigen, die von der Gesetzgebung des Bundes und der zuständigen Länder sowie den entsprechenden Vollziehungen zum Zwecke der Verwirklichung des Nationalparks zu gestalten sind. Eine Raumordnung hätte die entsprechende Koordination von Bundes-, Landes- und Gemeindeinteressen abzuklären, um vor allem die Zielsetzungen zu berücksichtigen, die in der Ländervereinbarung über den Nationalpark schon geltendes Recht sind: »das Gebiet

Seite 140: Österreichs höchster und schönster Berg – der Großglockner gegen die Schobergruppe. Foto: W. Reiter Luftaufnahme freigegeben vom BMFLV mit Zl. 13.080/240-1.6./79.





des Nationalparks ist in seiner Schönheit und Ursprünglichkeit zu erhalten, die für das Gebiet des Nationalparks charakteristische Tier- und Pflanzenwelt ist zu bewahren, der Nationalpark soll einem möglichst großen Kreis von Menschen ein eindrucksvolles Naturerlebnis ermöglichen, und die Maßnahmen zum Schutze und zur Erschließung des Nationalparks haben unter Beachtung der Interessen der Wissenschaft und der Volkswirtschaft den Bedürfnissen der erholungssuchenden Besucher zu dienen«. Auf dieser Grundlage hat ein Interessenausgleich zu erfolgen. Auch dabei ist es denkbar, daß eine derartige Raumordnung für die Errichtung eines Nationalparks Hohe Tauern im Wege einer Vereinbarung zwischen dem Bund und den betroffenen Ländern gemäß Art 15 a B-VG erfolgt.

Der zweite Schritt, der alsbald zu setzen wäre und bis heute nicht gesetzt oder nur in unzureichendem Maße gesetzt ist, ist die Bereitstellung der **finanziellen Mittel**, die die Errichtung eines Nationalparks erfordert. Ein Nationalpark ist, wie der Ausdruck schon sagt, ein gesamt nationales Anliegen. Das Interesse an der Errichtung des genannten Nationalparks geht seinen Zwecken nach über den Interessenbereich eines Landes hinaus, einerseits betrifft es die Interessen von drei Bundesländern, andererseits betrifft es die Interessen der österreichischen Bevölkerung. Der Bund wäre gemäß Art. 10 Abs. 1 Z. 13 B-VG zuständig, durch die Errichtung eines Fonds die finanziellen Mittel für den Nationalpark bereitzustellen. Da ein Nationalpark im Rahmen einer umfassenden Raumordnung die Interessen von Bund, Ländern und Gemeinden berührt sowie Verwaltungsgebiete und Verwaltungsaufgaben erfaßt, deren Besorgung in den Wirkungsbereich von Bund, Ländern und Gemeinden fällt, müßte im Verhandlungswege der finanzielle Beitrag aller Gebietskörperschaften erhandelt werden, der erforderlich ist, um die Aufgaben eines Nationalparks zu erfüllen und die Vorbereitungsmaßnahmen für die Errichtung und später für die Erhaltung eines Nationalparks zu ergreifen. Die derzeitigen Budgetmittel der einzelnen Bundesländer, die sie für den Nationalpark zur Verfügung stellen, sind ungenügend. Der Bund hat in seinem Budget lediglich eine Erinnerungspost ausgewiesen. Mehr nicht. Da die Errichtung eines Fonds dieser Art in erster Linie Bundessache ist, hätte er

die Initiative zu ergreifen. So wie beim Krankenanstaltenfonds sollte es wiederum eine Vereinbarung nach Art. 15 a B-VG sein, die den **Nationalparkfonds** schafft.

Nachdem sich die Länder durch Rechtsakte, der Bund durch eine Reihe von Erklärungen bereit erklärt haben, einen Nationalpark Hohe Tauern tatsächlich zu errichten, braucht es der Initiative des Volkes nicht mehr, die der Österreichische Alpenverein im Jahre 1969 und 1970 angeregt hatte, um im Wege eines Volksbegehrens die verfassungsgesetzliche Zuständigkeit des Bundes zu begründen, einen Nationalpark Hohe Tauern einzurichten. Diese Vorstellungen brauchen auch nicht weiter verfolgt zu werden. Es ist auch nicht mehr notwendig, durch ein eigenes Bundesverfassungsgesetz die Kompetenzen des Bundes für die Errichtung oder die Mitarbeit des Bundes am Nationalpark Hohe Tauern zu schaffen. Denn ohne Veränderung der Verfassungslage bietet heute der mehrfach erwähnte Art. 15 a B-VG die Grundlage für ein kooperatives Vorgehen von Bund und Ländern, den genannten Nationalpark effektiv zu machen. Fragt sich nur, wer die Initiative für eine solche umfassende Art. 15 a-Vereinbarung ergreift, eine Vereinbarung, die Elemente der Raumordnung, des Interessenausgleiches und der Finanzierung miteinschließen müßte.

Das was bis jetzt auf diesem Sachgebiete von den Ländern Salzburg, Kärnten und Tirol geschehen ist, ist ungenügend. Die von den Ländern abgeschlossene Vereinbarung führt nicht zur Tat; sie müßte zumindest den Bund miteinbeziehen – damit wäre es auch notwendig, den Inhalt der Vereinbarung zu ändern. Der Haupteigentümer des fraglichen Gebietes der Tauernlandschaft ist der Österreichische Alpenverein. Nach wie vor wäre er der Berufenste, die Initiative der Länder und des Bundes anzunehmen, die verfassungsrechtlichen Gegebenheiten zu nützen und die wirksame Grundlage für die Errichtung des Nationalparks zu schaffen.

*Anschrift des Verfassers:
Abgeordneter zum Nationalrat
Univ.-Prof. Dr. Felix Ermacora
Institut für Staats- und Verwaltungsrecht
der Universität Wien
Dr. Karl-Lueger-Ring
1010 Wien*

*Seite 141: Bergbauernheimat Apriach, Heiligenblut, mit
Blick auf den Johannesberg. Foto: W. Retter*

Um einen Österreichischen Nationalpark Hohe Tauern: Bemühungen 1967–1971

Ein Erlebnisbericht

HANS HELMUT STÖIBER

»... und dies soll jetzt Nationalpark werden« sagt mit einer Handbewegung der junge Berggefährte, mit dem ich auf das Gamsspitzl über das Krimmler Tauerntal und die Warnsdorferhütte heraufgestiegen bin. Nach einer langen Reihe von Gesprächen über Raumplanung und Naturschutz, ausgelöst durch den Tiefblick auf den versiedelten Talboden von Krimml, fällt dieser Gedanke wie ein Sonnenstrahl auf die sonst eher bewölkte Venedigertour des 14. 8. 1967. Er ist gut informiert, mein Partner, über diese Idee, von der sonst auch in Naturschützerkreisen nur eher andeutungsweise zu hören war. Er sagt mir auch, warum: Die beamteten Referenten in den Bundesländern Kärnten, Salzburg und Tirol, die sich für zuständig erachten, möchten in aller Stille einen Weg für einen Nationalpark Hohe Tauern finden und diesen Weg gleichzeitig mit der Dekretierung des Reservats offenbaren.

Das schiebt nun wieder eine Wolke vor die schöne Aussicht: Erweckt doch der Name »Nationalpark« und was man an ausländischen Vorbildern mit diesem Begriff verband, die Vorstellung von einem großen, durch die Öffentlichkeit getragenen gesamtösterreichischen Anliegen, dem eine überfallsartige Realisierung schlecht ansteht. Außerdem tauchen vor dem geistigen Auge Bilder auf, nach welchen vergleichsweise viel kleinere Naturschutzprobleme, wie: an Seeufern, Bachläufen, Baumbeständen und Gebirgsflächen, durch die traditionellen Landesbehörden nicht bewältigt werden konnten.

Da sollte doch für einen Nationalpark in den Hohen Tauern ein besonderes Instrument her – und das zum Europäischen Naturschutzjahr 1970 –, etwas Außerordentliches, wie die Schaffung einer Kompetenz des Gesamtstaates; eine Verfassungsänderung, die dem Gedanken eines repräsentativen österreichischen Hochgebirgsreservats Rechnung tragen würde: Ein tiefer Atemzug im öffentlichen Leben unseres Staates, an dem – so zweifelte ich damals nicht im geringsten – auch die beteiligten Bundesländer teilnehmen würden, erstens weil es sich um einen hohen (und keineswegs kostspieligen) patriotischen Gedanken handelte, und außerdem weil ihr eigenes Gebiet kolossal aufgewertet würde.

So verdichtete sich die Begeisterung für das Projekt und das Unbehagen an einer in Aussicht stehenden unzureichenden Lösung so sehr, daß im weiteren Wandern über Gletscher und Steige des Westteils der Hohen Tauern ein »Kurzmemorandum« entstand, das in vier Exemplaren mit der Bitte um Studium der Verwirklichungsaussichten versendet wurde: An den damaligen, als Bergfreund bekannten Bundesminister für Justiz Dr. Klecatsky, an die für Naturparkgedanken engagierte Abgeordnete zum Nationalrat Dr. Firnberg, an den mit öffentlichen Planungen befaßten Wirtschaftsgeographen Dr. Strzygowski und an den Präsidenten des Österreichischen Naturschutzbundes Dr. Tratz.

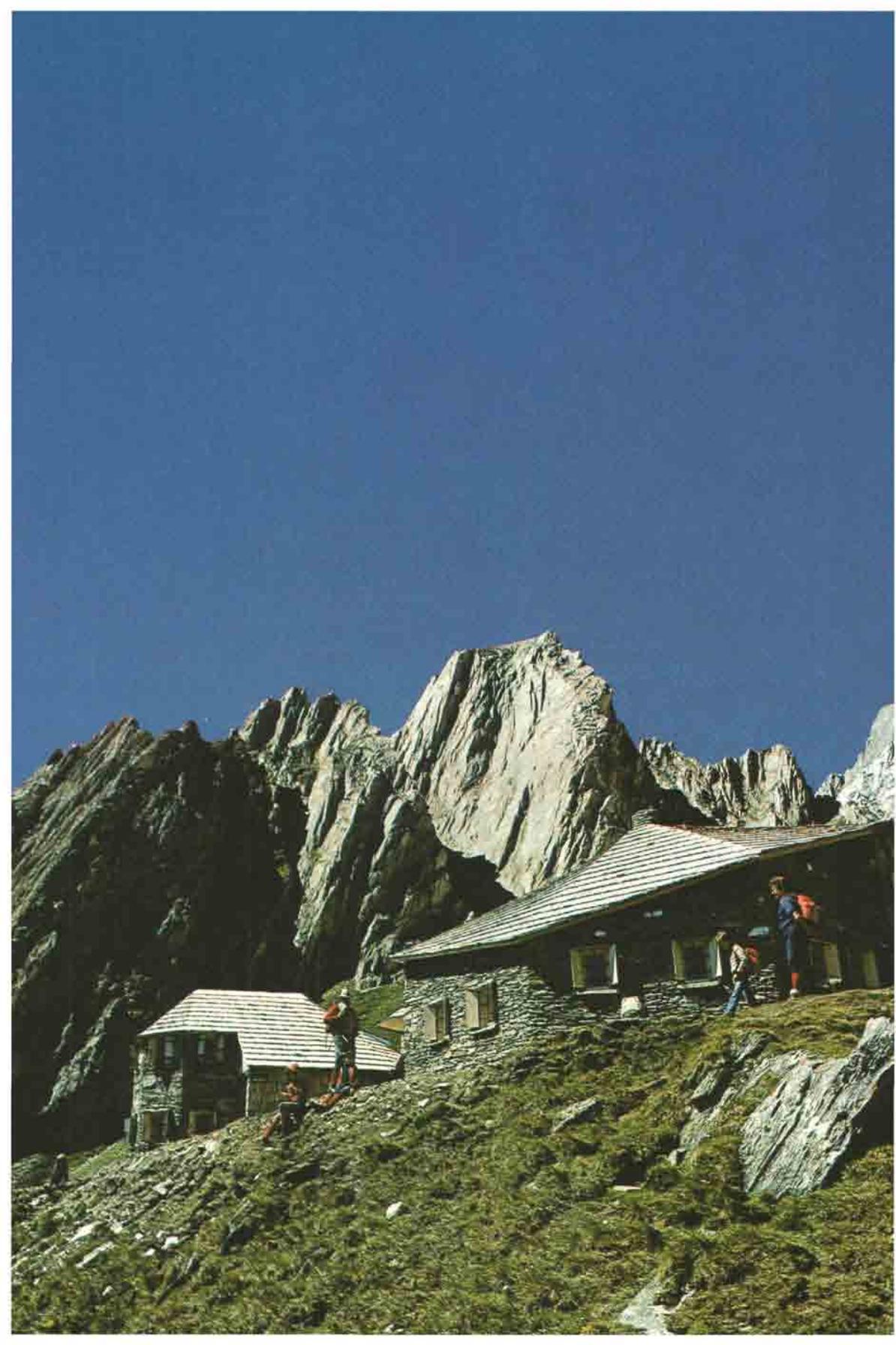
Nun, Strzygowski hatte, mit Planungen rein wirtschaftlicher Art für den obersten Pinzgau bedacht, kaum Interesse für die Gesamtheit der Tauern; den Brief an Tratz fand ich auf dem Schreibtisch eines sehr mißvergnügten Naturschutzbeamten von Salzburg vor, als ich diesen diplomatisch – langsam in mein Vorhaben einweihen wollte... Der Minister aber ließ mich nach etwa sechs Wochen wissen, daß er mit Frau Dr. Firnberg in dieser Sache Verbindung aufgenommen habe und interessiert sei. Tatsächlich kam es im März 1968 zum Zusammentritt eines Dreierkomitees im Justizministerium, wobei die Agenden verteilt wurden: Der Minister werde die Möglichkeiten und Aussichten eines Bundesengagements prüfen, Frau Dr. Firnberg werde sich um die Kooperation der alpinen Vereine bemühen und ich, von meinen Partnern taxfrei zum »Vorsitzenden« ernannt, sollte »weiter planen«.

Dies war nun durchaus nicht meine Absicht: Die bisherigen Vorstellungen von meiner Tätigkeit erschöpften sich in der Anregung einer verfassungsmäßig zureichenden Basis für das große Vorhaben, den »großen Atem« eines Nationalparks. Es stellte sich aber bald heraus, daß dies allein unzureichend war, denn auf der Suche nach internationaler Hilfe – etwa beim belgischen Präsidenten der Internationalen Nationalparkkommission – wurde mir die Frage nach lokaler Präzi-

Seite 144: Kulturland und Urland in den Hohen Tauern mit der stockwerkartigen Verteilung von Feldflur, Wald, Bergmahd, Schafalm und Fels- und Eisregion – Prägratner Sonnseite, Virgental. Foto: W. Retter

Seite 145: Die Sajathütte (2600 m) auf der Prägratner Sonnseite – ein vorbildlicher, von einer Bergbauernfamilie errichteter und betreuter Stützpunkt im künftigen Nationalpark Hohe Tauern. Foto: L. Gaggl





sierung, nach den Schutzzinhalten allfälliger Vorschriften, nach dem finanziellen Aufkommen gestellt. Derartige Vorstellungen waren von den Bundesländern, unter denen stets Salzburg den Vortritt einnahm, nicht zu erhalten. So griff ich seufzend nach Karten, Zeichen- und Rechenstift. Daraus entstand das, was ich Allgemeines Parkgebiet, Kernzonen und Erschließungszonen benannte. Letztere erschienen mir besonders wichtig, weil sie den wirtschaftlichen, den fremdenverkehrsmäßig attraktiven Teil des Projektes bildeten und im Hinweis auf die Zugänglichkeit des Gebietes im »Kurzmemorandum« bereits vorgeformt waren. Das Allgemeine Parkgebiet ließ ich schematisierend auf 1700 m. also oberhalb des Wirtschaftswaldes gelegen sein, mit dessen Eigentümern ich von vornherein Frieden haben wollte, und die »Kernzonen« befanden sich etwa innerhalb einer Linie, welche die höchstgelegenen Hütten miteinander verband, da mir klar und mit Klecatsky auch besprochen war, daß der dort nötige totale Schutz nur auf dem Eigentum der Nationalparkverwaltung (o. dgl.) gegründet werden konnte. Als Startkapital sah ich fünf Millionen Schilling vor (heute weiß ich, daß es eine Milliarde sein müßte).

Hs wären wochenlange Quellenstudien vonnöten, wollte man feststellen, wen und in welcher Art ich in den Jahren 1968 bis 1971 mit diesem Bundesprojekt befaßt habe: Von Hüttenwarten bis zum Generalsekretär des Europarates, vom »Musikjournal« des Münchner Rundfunks bis zu Aufsätzen in »Berichten zur Raumforschung und Raumplanung« und im »architekt«.

In der Zwischenzeit ereignete sich eine wichtige Aktion der Abgeordneten Firnberg: Sie berief für den 6. März 1969 die alpinen Vereine zu einer Enquete ins Parlament und lud dazu den Minister Klecatsky und den Vorstand des Instituts für Naturschutz des Österreichischen Naturschutzbundes, Universitätsprofessor Dr. Wendelberger, ein. Unmittelbar zuvor hatte ich, da seitens der Bundesländer noch immer keine konkreten Darstellungen vorlagen, eine Karte mit Erschließungs- und Kernzonen (innerhalb des Allgemeinen Parkgebietes) zeichnen lassen und in einem Vortrag öffentlich präsentiert, zu dem der Kulturpolitische Arbeitskreis Salzburg eingeladen hatte. Während sich in der Diskussion hierüber die Länderbeamten »aus Gründen des Föderalismus« gegen dieses Projekt erklärten, nahm die acht Tage später stattfindende Enquete einen ganz anderen Verlauf: Schon das Statement des Ministers wies auf den außerordentlichen Einfluß hin,

den Sachgebiete in Bundeskompetenz (wie Berg-, Wasser-, Elektrizitäts-, Forstrecht etc.) auf ein Raumordnungsprojekt wie den Nationalpark ausübten. Dr. Wendelberger steuerte seine Erfahrung aus der Naturschutzpraxis der Bundesländer und aus den jahrzehntealten vergeblichen Initiativen des Naturschutzbundes für einen Nationalpark bei. Die alpinen Vereine, welche mit ihren zentralen Spitzen vertreten waren, erklärten sich von der ihnen vorgelegten Karte und der entsprechenden Erläuterung begeistert; der Vertreter des Österreichischen Alpenvereins gab dazu spontan die Versicherung ab, daß der OeAV einem derartigen Projekt seinen erheblichen Grundbesitz in Osttirol und Kärnten zur Verfügung stellen werde.

Das ging also ziemlich fabelhaft. Man beauftragte mich schließlich, Unterlagen vorzubereiten, die zum Gegenstand einer entsprechenden gemeinsamen Demarche der alpinen Vereine beim Bundeskanzler und im Parlament gemacht werden könnten, zumal man am Zustandekommen eines Initiativantrags für ein Nationalparkgesetz quer durch die Parteien nicht zweifelte. Ich arbeitete dies alles aus und wartete auf Reaktionen - zumindest auf eine Resolution, die eine Grundlage zur geplanten Intervention darstellen würde. Währenddessen war ich übrigens mit der Vorbereitung zu einem »Seminar für die Errichtung und Verwaltung von Nationalparks« in den USA und Kanada beschäftigt, zu dem mir eine Einladung durch den bedeutenden Innsbrucker Botaniker Dr. Gams verschafft worden war, der seinerseits zu den erklärten Verfechtern eines Bundes-Nationalparks zählte.

Vor der Abreise in die Vereinigten Staaten erlebte ich allerdings eine herbe und überraschende Enttäuschung: In Innsbruck, wo ich die österreichische Distriktkonferenz von Rotary International zu Nationalpark-Werbezwecken besuchte, teilte mir der damalige Erste Vorsitzende des OeAV, Univ. Prof. Dr. Ermacora mit, daß er keine Aussichten für die Realisierung eines Bundes-Nationalparks sähe. Damit erklärte er mir auch das Schweigen der inzwischen auf föderalistisches Gedankengut eingeschwenkten alpinen Vereine. Den nach diesem Schock benötigten Trost fand ich - abgesehen von der versprochenen Einflußnahme von Rotary Österreich auf zentrale Behörden - dann im Besuch der amerikanischen Nationalparks und des genannten Kurses. Ohne mich hierüber verbreitern zu wollen, muß ich - und dies gehört unabdingbar zum Bericht über frühe Bemühungen um einen echten Nationalpark! -

meiner Bewegtheit gedenken, hier alles vorzufinden, was ich von Anfang meiner Beschäftigung mit dieser stolzen Idee erträumt hatte, nicht so sehr von der Landschaft her, die ja auch bei uns superb ist, sondern wegen der Organisationsform; einerseits im unbeugsamen Willen dieses großen Staates, zentral und im Einverständnis mit seinen mächtigen Teilstaaten Nationalparks zu gründen und zu erhalten, und andererseits in der Begeisterung und Noblesse, mit welcher sich das zu diesem Zweck eingesetzte Korps von Rangers, Naturalisten und »Historians« seiner Aufgabe hingibt.

Und welch überraschende Beglückung, als erste Nachricht nach meiner Rückkehr in einer österreichischen Zeitung zu lesen, daß die Hauptversammlung des OeAV in Bregenz einen überregionalen Nationalpark zum Gegenstand eines Volksbegehrens gemacht sehen wolle.

Nun folgte eine längere Periode des Abwartens und Abtastens: Ermacora schrieb seine Ideen von einer paktierten Konkordanz zwischen Ländern und Bund; ich beschäftigte mich mit der Nachbereitung meiner amerikanischen Erfahrung (die sehr wohl zu großen Teilen auf hiesige Verhältnisse anzuwenden wären, angemessenen Einsatz finanzieller und vor allem ideeller Mittel vorausgesetzt!) und mit dem weiteren Ausbau meiner nun einmal begonnenen Planung. So entstand neben zahlreichen Aufsätzen eine einstündige Hörfunksendung »Nationalpark Hohe Tauern – Österreichs Geschenk an die Welt«.

Leider versteiften alle diese Aktionen die Haltung der Bundesländer, obwohl von dort keine sachlichen Gegenprojekte kamen, noch mehr. Der von Landesbeamten dominierte Österreichische Naturschutzbund lehnte eine offene Diskussion zunächst ab, sprach aber dann – ausgerechnet dem Alpenverein gegenüber! – zugunsten eines Länderprojekts »ein Machtwort«.

Diese Vorgänge begünstigten offenkundig eine Annäherung zwischen dem Österreichischen Alpenverein und mir, so daß ich schließlich durch seinen Ersten Vorsitzenden eingeladen wurde, vor dem Hauptausschuß im Juni 1970 in Innsbruck mein Projekt zu erläutern. Die Folge davon war, daß durch Ermacora und die Alpenvereins-Ausschüsse ein »Nationalparkkomitee« gegründet wurde, das in zwei Sitzungen meine Ideen eingehend diskutierte und als Ergebnis beschloß, einer aufklärenden Dokumentation den Vorzug vor der politischen Aktion eines Volksbegehrens zu geben. Diese Dokumentation, welche meine Planungsstruktur um geographische Aspekte (Universitätsprofessoren Fink/Wien und Pa-

schinger/Graz) und um juristische Argumentationen (Universitätsprofessoren Ermacora/Wien und Perntaler/Innsbruck) anreicherte, sollte im einzelnen Ausdruck finden durch eine Schrift, deren Verfassung mir anvertraut wurde. Gleichzeitig war beabsichtigt, ein Modell für die Planungsvorstellungen in einer Tauerngemeinde zu schaffen und außerdem weitere Bundesgenossen, vor allem zunächst in anderen alpinen Organisationen, aber auch aus Kreisen der Wirtschaft und sonstiger politisch relevanter Verbände zu suchen. Es gelang Ermacora, beim Bundesminister für Justiz Dr. Broda ab 1.1. 1971 meine Freistellung für diese drei Tätigkeiten zu erreichen, und zwar zunächst für sechs, dann noch zusätzlich für vier Wochen. Während dieser Zeit arbeitete ich, unterstützt von der Gemeinde und dem OeAV-Zweig Badgastein und in Zusammenarbeit vor allem mit Ermacora und Fink jenes Dokument aus, welches als »Nationalparkschrift des OeAV« im Mai 1971 veröffentlicht und allenthalben bekanntgemacht worden ist.

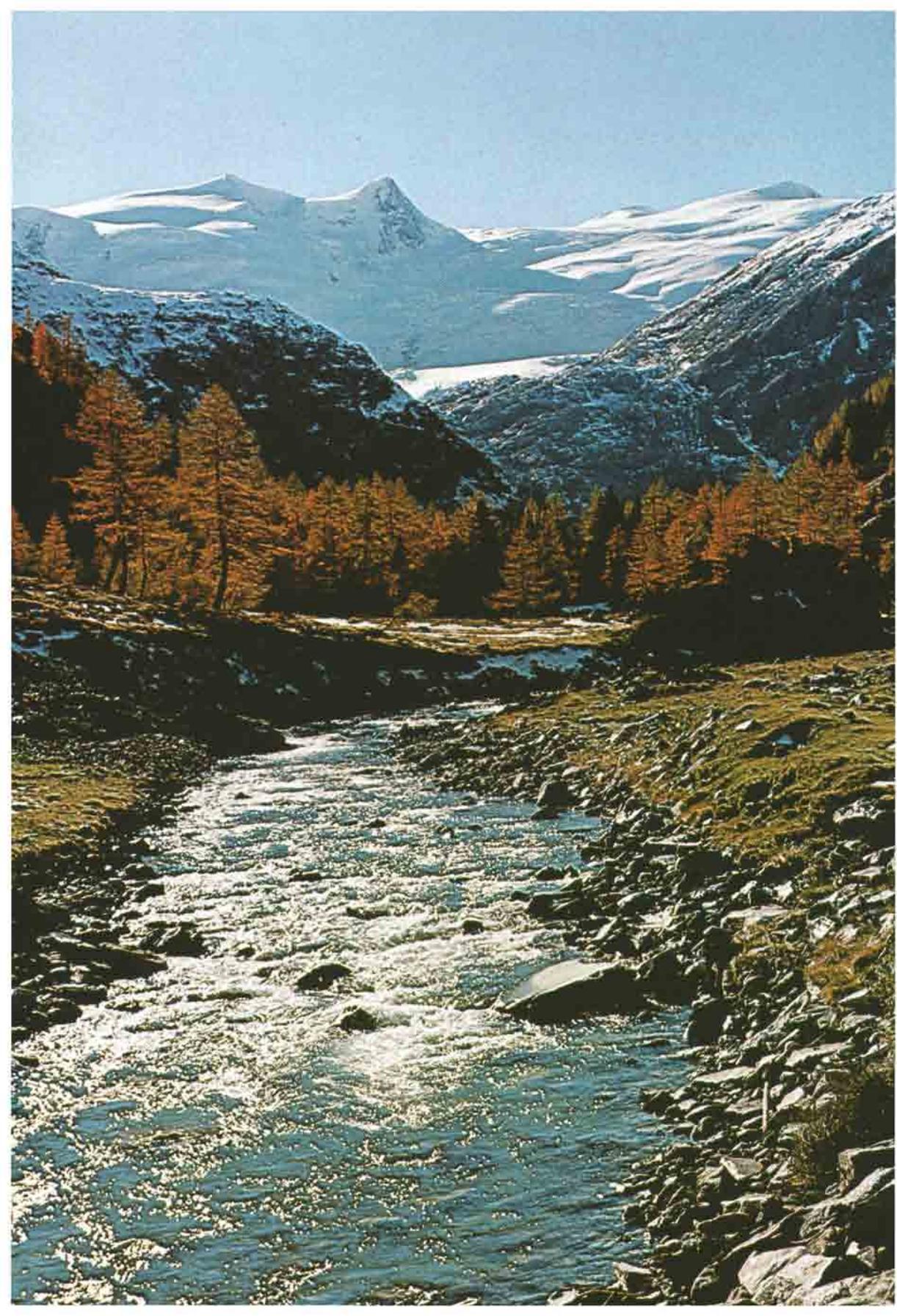
Die praktische Anwendbarkeit der Grenzziehung erprobte ich – mit positivem Erfolg, allerdings auch der Einsicht, daß konkrete Flexibilität notwendig sei – am Beispiel der Gemeinde Mallnitz. Ich erkannte damals mit Freude, daß die Gemeinden schlechthin dem Nationalpark keineswegs ablehnend gegenüberstünden, daß aber sehr viel darauf ankäme, wie man ihnen entgegentritt und auch wie präzise die Vorschläge sind, welche man mit ihnen diskutiert. Daher erkannte ich auch schon damals die Notwendigkeit einer parzellengenauen Festlegung des Bereiches innerhalb der Grenze des Parkgebietes und legte – zur späteren Verhandlung mit den nun leicht zu eruiierenden

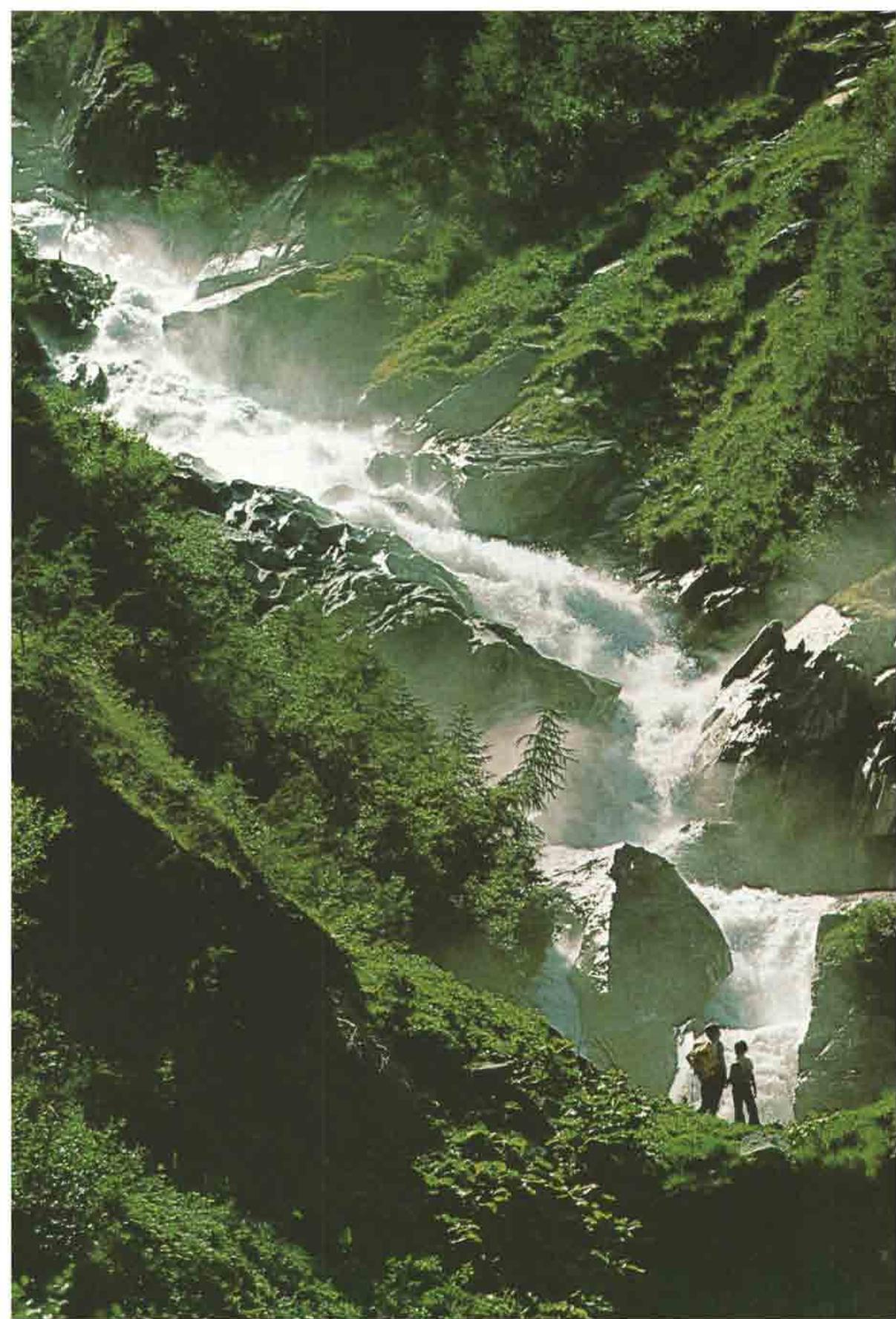
Seite 148: Der Gschlößbach im Innerschloß, dem „schönsten Talschluß der Ostalpen“, mit dem Schlattenkees und der Schwarzen Wand (Matrei in Osttirol). Hier sollen nach den Planungen der E-Wirtschaft von Mitte Juni bis Ende August nur mehr maximal zwei Kubikmeter Gletscherwasser in der Sekunde fließen. Das System Gletscher – Gletscherbach mit seinen ausgeprägten Wasserschwankungen im Tages- und Jahresablauf, das es hier im Nationalpark Hohe Tauern zu schürzen gilt, wäre zerstört.

Foto: W. Retter

Seite 149: Die oberen Iselfälle im Umbhatal (Prägraten, Osttirol) – erster Wasserschaupfad in den Alpen. Hier sollen nach den Planungen der E-Wirtschaft von Mitte Juni bis Ende August nur mehr maximal eineinhalb Kubikmeter Gletscherwasser in der Sekunde fließen. Die vielfältigen Sinneseindrücke durch die stürzenden Wassermassen des Gletscherbaches wären dahin.

Foto: W. Retter





Eigentümern und sonstigen Berechtigten – eine Liste der betreffenden Grundstücke an.

Für das dritte Aufgabengebiet fand ich optimale Anknüpfungspunkte zunächst in Salzburg durch den damaligen Kammeramtsdirektor der Kammer der gewerblichen Wirtschaft, Dr. Haslauer, und den damaligen Kammeramtsdirektorstellvertreter der Kammer für Arbeiter und Angestellte, Dr. Czepl. Durch sie wurde nicht nur die Bereitschaft zur Mit- und Zusammenarbeit an einer Arbeitsgemeinschaft Österreichischer Nationalpark Hohe Tauern erklärt, sondern auch die Verbindung zu den Kammern der anderen in Betracht kommenden Bundesländer und zur Bundeswirtschaftskammer – mit dem sehr interessierten und kooperativen Leiter von deren wirtschaftspolitischer Sektion DDr. Klose – und zum Arbeiterkammertag hergestellt.

So konnte ich anlässlich der Überreichung der »Schrift« durch Ermacora an die Vorstandsmitglieder des VAVÖ Anfang Mai 1971 ankündigen, daß die wichtigsten Interessenvertretungen Österreichs – dazu kamen noch die Präsidentenkonferenz der österreichischen Landwirtschaftskammern, der ARBÖ und der ÖAMTC sowie als Beobachter die Österreichischen Bundesforste – sich gemeinsam mit den alpinen Vereinen um eine möglichst umfassende Kreation eines Österreichischen Nationalparks bemühen würden. Dies kam auch in der konstituierenden Sitzung dieser ARGE in Salzburg im September 1971 zum Ausdruck, an welcher, viel beachtet, der damalige Landesrat Dr. Moritz als für den Naturschutz im Land Salzburg zuständiges Regierungsmitglied teilnahm.

Um diese Zeit wurde ich durch den Landes-Naturschutzbeamten von Kärnten über eine bevorstehende Einigung der Bundesländer Kärnten, Salzburg und Tirol auf ein gemeinsames Nationalparkvorhaben verständigt und gebeten, dagegen nichts zu unternehmen. Ich sagte dies zu, obwohl ich aus den bereits erwähnten Gründen und

der bisherigen Vorgangsweise der Bundesländer von dieser Sache nicht viel hielt. Denn von ihnen war schließlich eine Grenze vorgelegt worden, welche viel zu tief, teilweise im Bereich von Dauersiedlungen verlief, und sie hatten auf die Einwände der betroffenen Bewohner mit Beschwichtigungserklärungen reagiert. Ich hätte eine fixe Grenzziehungs- und Schutzzinhaltsklärung vor einer offiziellen Deklaration lieber gesehen, als den – vorauszusagenden – Streit um diese Dinge unter dem Druck behördlichen Zugzwanges.

Nun, der Zusammentritt der drei Landeshauptleute – wiewohl von Anfang an belastet durch Vorbehalte von Tiroler Seite – zur Unterschrift war nicht aufzuhalten. Ich tröstete mich vor allem mit der Möglichkeit einer Kollaboration, die Moritz auf der ARGE-Enquete in Salzburg angedeutet hatte und die sich in der Folge auch hat verwirklichen lassen, allerdings nur teilweise, temporär und unter beträchtlichen persönlichen Schwierigkeiten.

Freilich konnte ich mir beim Klang der Hymnen in Heiligenblut am 21. 10. 1971, beim Krachen der Schützenböller und im Anblick der Trachten und des Großglockners nicht verhehlen, daß hier bloß eine Absichtserklärung gefeiert werde, durch welche eine verfassungsmäßig günstigere Lage – wie etwa in Frankreich oder in den USA und wie von mir auch für Österreich angestrebt – ersetzt werden sollte.

Als ich daher von einem der Landesbeamten für Naturschutz glückstrahlend gefragt wurde, ob ich denn von dieser Feier nicht beeindruckt sei, mußte ich ihm antworten, daß – in diesem Zusammenhang – mich nur ein echter Nationalpark beeindrucken könne.

So ist es bis heute geblieben.

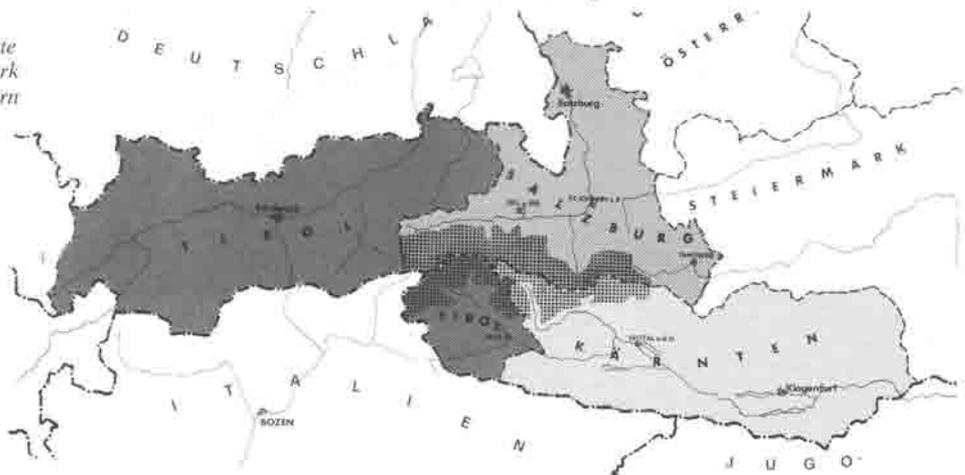
Anschrift des Verfassers:

Dr. Hans Helmut Stoiber

Postfach 132

5010 Salzburg

*Der geplante
Nationalpark
Hohe Tauern*



Die Planung für den Nationalpark Hohe Tauern seit der Heiligenbluter Vereinbarung

ANTON DRAXL

Am 21. Oktober 1971 unterzeichneten die Bundesländer Kärnten, Salzburg und Tirol in Heiligenblut den Vertrag über die Schaffung des Nationalparks Hohe Tauern. In der Präambel steht: – »Geleitet von dem Wunsche, die Hohen Tauern als einen besonders eindrucksvollen und formenreichen Teil der österreichischen Alpen in ihrer Schönheit und Ursprünglichkeit als Beispiel einer für Österreich repräsentativen Landschaft und zum Wohle der Bevölkerung, zum Nutzen der Wissenschaft und zur Förderung der Wirtschaft für alle Zukunft zu erhalten, und in dem Bewußtsein, damit den Zielsetzungen des Europäischen Naturschutzjahres 1970 zu entsprechen.« – Zwischen den Bundesländern können nach Art. 107 des Bundesverfassungsgesetzes Vereinbarungen getroffen werden, wenn sie eine Angelegenheit betreffen, die im selbständigen Wirkungskreis der Länder liegt; für den Nationalpark ist nach der Österreichischen Bundesverfassung der Wirkungskreis »Naturschutz« gegeben.

»Mit Hilfe des gemeinsamen Bundesstaates« wollten die Länder folgende Zielsetzungen als »echte und zukunftsweisende Manifestation des föderalistischen Prinzipes« zu ihrer Politik machen:

»Der Schaffung und Erhaltung des Nationalparks Hohe Tauern liegen folgende Ziele zugrunde:

1. Das Gebiet des Nationalparks ist in seiner Schönheit und Ursprünglichkeit zu erhalten.
2. Die für das Gebiet des Nationalparks charakteristische Tier- und Pflanzenwelt ist zu bewahren.
3. Der Nationalpark soll einem möglichst großen Kreis von Menschen ein eindrucksvolles Naturerlebnis ermöglichen.
4. Die Maßnahmen zum Schutze und zur Erschließung des Nationalparks haben unter Beachtung der Interessen der Wissenschaft und der Volkswirtschaft den Bedürfnissen der erholungssuchenden Besucher zu dienen.«

Auf Grund dieser Heiligenbluter Vereinbarung wurde im Mai 1972 die Nationalparkkommission Hohe Tauern als Beratungsorgan der drei Landesregierungen eingerichtet. Als Mitglieder der neunköpfigen Kommission – je drei pro Bundesland – wurden Landesbeamte, Bezirkshauptleute und in Tirol auch ein Bürgermeister und ein Bauernvertreter bestellt. Zur Lösung der vielen offe-

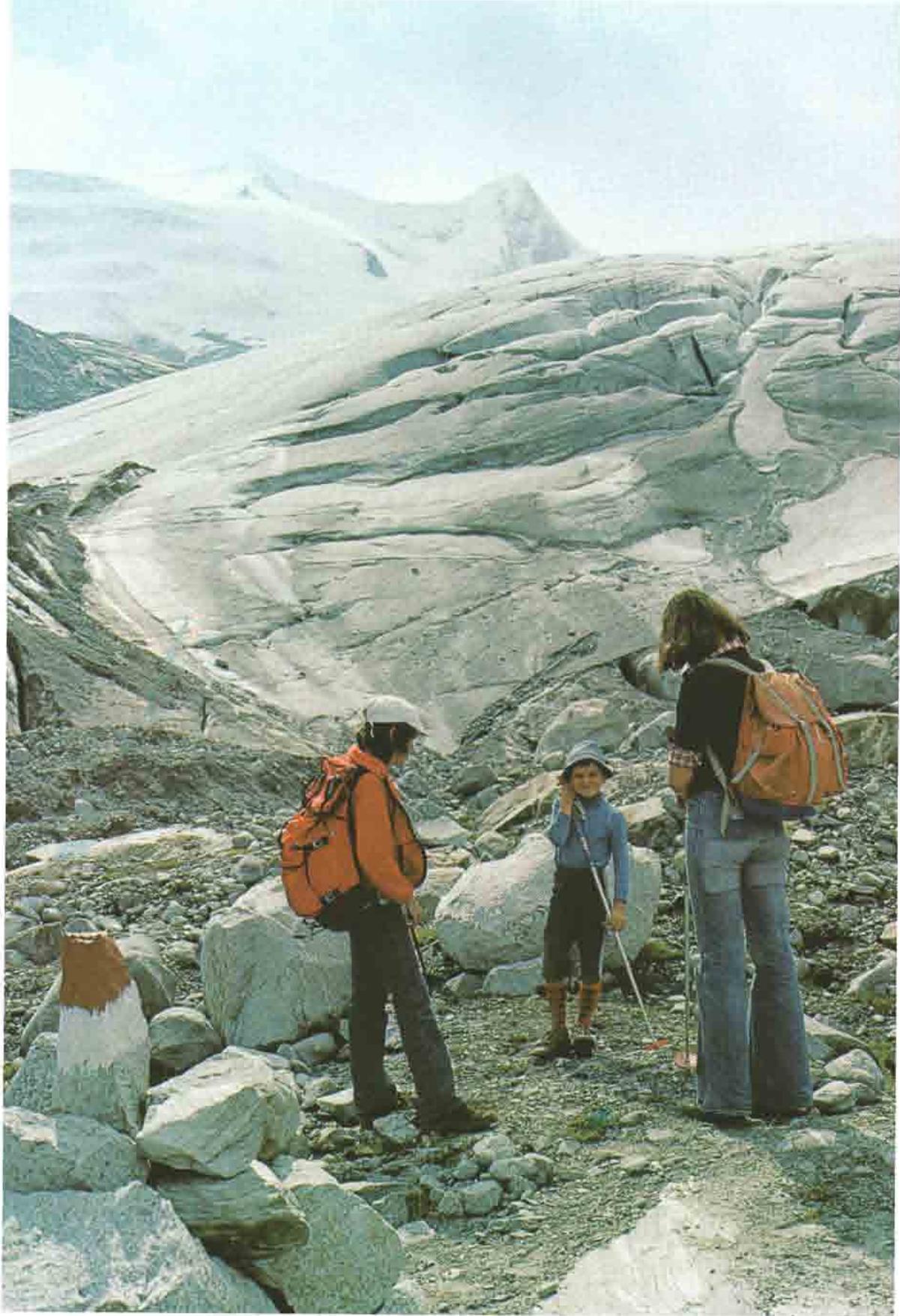
nen Fragen ist in der Ländervereinbarung ausdrücklich vorgesehen, Experten aus Kreisen der Naturschutz- und Bergsteigervereinigungen, der in ihrem Tätigkeitsbereich berührten Bundesministerien, der Österreichischen Bundesforste, der Wissenschaft heranzuziehen. Im Dezember 1972 wurden Vertreter der einzelnen Bundesministerien, der Kammern, der Alpinen Vereine und anderer am Nationalpark interessierten Institutionen zu einer Expertenkonferenz nach Klagenfurt eingeladen.

Zur selben Zeit wurde der damalige Richter am Salzburger Landesgericht Dr. Hans Helmut Stoiber von der Nationalparkkommission mit der Erstellung eines Arbeitspapiers über den Nationalpark Hohe Tauern (Modellstudie als Grundlage für die Abgrenzung und funktionelle Gliederung) betraut; das Arbeitspapier sollte es einem größeren Gremium von Experten ermöglichen, zu den dort geäußerten Gedanken Stellung zu nehmen. Dr. Stoiber hatte sich bereits mehrere Jahre privat mit der Materie befaßt, er war auch federführend bei der Ausarbeitung der »Studie zum Nationalpark Hohe Tauern« des OeAV vom April 1971 beteiligt.

Dr. Stoiber arbeitete rund 9 Monate als »Ständiger Konsulent der Nationalparkkommission Hohe Tauern«. Der Keim für sachliche und persönliche Meinungsverschiedenheiten war aber wohl schon von Anfang an gelegt: Dr. Stoiber war engagierter Verfechter einer alleinigen Bundeskompetenz für den Nationalpark, sein Grenzziehungsvorschlag für den »echten Nationalpark« mit einheitlichem Statut umfaßte in der Hauptsache nur das sogenannte Ödland oberhalb der Waldgrenze. Die Nationalparkkommission der Bundesländer Kärnten, Salzburg und Tirol war dagegen für eine Gliederung in eine »Park-Hauptzone« und »Park-Vorzone«, um auch Kulturlandschaften in den Nationalpark einbeziehen zu können. Dr. Stoiber ging auf Aufträge und Vorstellungen der Nationalparkkommission nicht ein, so wurde der Konsulentenvertrag Ende September 1973 von der Nationalparkkommission nicht mehr verlängert.

Die Nationalparkkommission ging daraufhin in enger Zusammenarbeit mit den Raumordnungs- und Naturschutzstellen der Länder Kärnten, Salzburg und Tirol daran, eine Diskussionsgrundlage für den Nationalpark zu erstellen; als Sachbearbeiter war Dr. Helmut Barnick, der heutige Leiter der Tiroler Landesplanung, tätig.

Im Feber 1974 wurde eine 1. Diskussions- und Arbeitsunterlage über den »Österreichischen



Nationalpark Hohe Tauern« in 300-facher Ausfertigung allen interessierten Stellen übermittelt. Die Hauptarbeit leistete der damalige Vorsitzende der Nationalparkkommission Hofrat Dipl.-Ing. Dr. Karl Breiteneder.

Die Standpunkte der rd. 100 bis August 1974 eingegangenen Stellungnahmen reichten von voller Zustimmung bis zur extremen Ablehnung, vom Hervorkehren des Nationalparks als Fremdenverkehrsentwicklungs-Unternehmen bis zum starren Naturschutzprogramm.

Im Frühjahr 1975 wurden von der Nationalparkkommission Prämissen für ein Gesetz über den Nationalpark Hohe Tauern vorgestellt, um die notwendigen Schutzbestimmungen in einem Diskussionspapier, entsprechend einer zonalen Gliederung, zu definieren.

Die Besorgung der laufenden Geschäfte oblag bis zum Jahr 1975 dem jeweiligen Vorsitzenden – der Vorsitz der Nationalparkkommission wechselte alle zwei Jahre in alphabetischer Reihenfolge der beteiligten Länder. Um die Detailarbeiten vorantreiben zu können, stellte das Land Kärnten im Jänner 1975 den damaligen Leiter der Kärntner Landesplanung, Hofrat Dr. Hugo Hansely, als hauptamtlichen »Leiter des Planungstabes Nationalpark Hohe Tauern« der Nationalparkkommission zur Verfügung, dem das Land Tirol den Forstbeamten Dipl.-Ing. Anton Draxl als Mitarbeiter beistellte.

Hofrat Hansely's Bemühen galt vor allem der Grundlagenerhebung, der Information und Forschung.

Durch die in der Heiligenbluter Vereinbarung aufgezählten Gebirgsgruppen, auf die sich in den Ländern Kärnten, Salzburg und Tirol der Nationalpark Hohe Tauern erstrecken soll, ergibt sich ein Gebiet, das Teile von 33 Gemeinden mit rund 60 000 Einwohnern umfaßt. Der Planungsraum umschließt nahezu 260 000 Hektar (= 2.600 Quadratkilometer, d.i. ungefähr die Fläche des Bundeslandes Vorarlberg). Als Diskussionsgrundlage für eine Außengrenze wurde ein parzellenscharfer Vorschlag im Maßstab 1:10 000 für alle Gemeinden erarbeitet. Um eine diskutierbare Abgrenzung zu finden, war eine genaue Kenntnis der inneren Gliederung des Planungsraumes für den Nationalpark nach Kulturarten und Besitzstruktur notwendig. Für jede Gemeinde wurde nach dem jeweiligen Grundstücksverzeichnis die Verteilung der Kulturarten und nach den Grundbesitzbögen der einzelnen Katastralgemeinden in

Am Schlatenkees. OeAV-Gletscherweg Innerschläßl

Foto: L. Gaggli

den Vermessungsämtern Lienz, Spittal a. d. Drau, St. Johann i. P., Tamsweg und Zell a. S. die Besitzstruktur innerhalb der vorgeschlagenen Außengrenze erhoben.

Das Ergebnis der umfangreichen Erhebungen wurde im ersten Heft »Nationalpark Hohe Tauern – Berichte/Informationen« – diese Veröffentlichungsreihe wurde von Hofrat Hansely 1977 angeregt – veröffentlicht. Bis Juni 1979 erschienen bereits 5 Hefte mit einer jeweiligen Auflage von 3000 Stück.

Im besonderen Maß setzte sich Hofrat Hansely auf dem Gebiet der Forschung für die Erhebung der aktuellen Vegetation in den Hohen Tauern als überaus wertvolle Grundlage für die Nationalparkplanung ein. Im Auftrag der Nationalparkkommission Hohe Tauern wurden bis jetzt die Blätter KRIMML, MATREI i. O., GROSSGLOCKNER und RAURIS von der wissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaft für Vegetationskartierung Dr. Schiechl/Dr. Stern (Innsbruck) in Zusammenarbeit mit der Arbeitsgemeinschaft für Pflanzensoziologie Dr. Gutterig/Dr. Schmedt (Salzburg) bearbeitet.

In druckreifer Reinzeichnung im Maßstab 1:25 000 liegen die Blätter MATREI i. O., KRIMML und GROSSGLOCKNER, das ist ein Gebiet von rund 1.600 Quadratkilometer, vor; diese Kartenwerke sind einmalig für die gesamten Alpen. Der Druck von zweien dieser Vegetationskarten mit ausführlichem Begleittext wird zur Zeit vorbereitet und ist durch finanzielle Mittel der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien in Zusammenarbeit mit der Nationalparkkommission Hohe Tauern gesichert.

Im Planungsraum für den Nationalpark Hohe Tauern – wie erwähnt von der Größe des Bundeslandes Vorarlberg – stehen zwei Drittel der Fläche im bäuerlichen Eigentum. Im Jahr 1975 wurde in Salzburg eine »Schutzgemeinschaft der Grundbesitzer im geplanten Nationalpark Hohe Tauern« gegründet (Zweck laut Statuten »die Interessen ihrer Mitglieder zu vertreten, im besonderen gegen die zwangsweise Einbeziehung in den Nationalpark«). Im Jahr 1976 formierte sich in Tirol ebenfalls eine »Grundbesitzergemeinschaft Hohe Tauern – Osttirol« (laut Statut »um im Tiroler Teil der Hohen Tauern den anstehenden Problemen wie Kraftwerksbau und Nationalpark wirkungsvoller begegnen zu können«).

Im Jahr 1975 schlossen sich auch 30 Gemeinden des Planungsraumes zu einer »Interessengemeinschaft der Nationalparkgemeinden« zusammen;

die Forderungen dieser vom Nationalpark berührten Gemeinden lauten:

1. Zuziehung je eines Gemeindevertreters aus jedem der drei Bundesländer zur Nationalparkkommission

2. Einbeziehung der Gemeinden in eine zukünftige Nationalparkverwaltung mit einem Stimmenverhältnis 50:50

3. Bezeichnung der Förderungsmaßnahmen und konkrete Festlegung, wie die erforderlichen Mittel aufzubringen sind.

Zur Zeit gehören der Nationalparkkommission neben 3 Landesbeamten und 2 Bezirkshauptleuten, 3 Bürgermeister (je 1 aus Kärnten, Salzburg und Tirol) und 1 Bauernvertreter an.

Nach einer verständlicherweise etwas schwierigen Anlaufzeit besteht nun zwischen der seit Juni 1975 in Matriel in Osttirol eingerichteten Geschäftsstelle der Nationalparkkommission und den »Schutz- und Trutzgemeinschaften« ein verständnisvolles Gesprächsklima. Dieser Klimaverbesserung war auch sehr dienlich, daß seit November 1977 der Bürgermeister von Heiligenblut, Georg Lackner, und der Bürgermeister von Krimml, Ferdinand Oberhollenzer – zugleich Grundbesitzervertreter – an den Sitzungen der Nationalparkkommission als von den Ländern Kärnten und Salzburg bestellte Mitglieder teilnehmen.

Der Vorsitzende der Salzburger Schutzgemeinschaft, ein Pinzgauer Bauer, leitet den Arbeitskreis Landwirtschaft der Nationalparkkommission; diese richtete nämlich über Vorschlag von Hofrat Hansely 1976 fachspezifische Arbeitskreise für die Erarbeitung von legislativen Grundlagen für den Nationalpark auf Grund der Prämissen, die von der Nationalparkkommission in den Jahren 1974/1975 formuliert wurden, ein (alphabetisch gereiht: Energiewirtschaft, Forstwirtschaft, Fremdenverkehr, Jagd, Landwirtschaft, Legistik, Naturschutz, Raumplanung, Tourismus). Der große Expertenkreis, der 1972 einberufen worden war, erwies sich als zu schwerfällig. Ein vom Arbeitskreis Legistik ausgearbeiteter Entwurf zu einem Nationalparkgesetz wurde Ende 1976 von der Nationalparkkommission den legislativen Abteilungen der Landesregierungen von Kärnten, Salzburg und Tirol übermittelt. In Kärnten wurde mit einem etwas modifizierten Entwurf und in Tirol mit einem umfangreichen, schwer lesbaren, überarbeiteten Entwurf im Jahr 1977 eine Begutachtung abgeführt; in Salzburg wurde der Entwurf für ein Nationalparkgesetz »schubladiert«. Die Stellungnahmen aus Kärn-

ten und Tirol waren überwiegend negativ und skeptisch.

Die Nationalparkkommission unter dem Vorsitz des Bezirkshauptmannes von Zell am See, Hofrat Dr. Max Effenberger, nahm sich im Arbeitsprogramm 1979 vor, einen »einfachen« (= lesbaren und überschaubaren) Gesetzentwurf zu formulieren, der mit den Gemeinde- und Grundbesitzervertretern diskutiert wird, bevor er den Landesregierungen übergeben wird.

Im Jahr 1977 wurde vom Institut für Verfassungs- und Verwaltungsrecht an der Universität Salzburg eine »Studie über die Rechtsperson des Nationalparks Hohe Tauern« im Auftrag der Nationalparkkommission erstellt. Darauf fußend entstand im Jahr darauf als Diskussionsunterlage ein praktikabler Vorschlag für eine Verwaltung in Form eines »Nationalparkfonds Hohe Tauern«; als ergänzender Schritt dazu wurde im Frühjahr 1979 mit den ausgewerteten Stellungnahmen aus den Begutachtungsverfahren in Kärnten und Tirol ein Gesetzentwurf mit klaren Aussagen über Schutzinhalt, Verwaltung und Förderung formuliert, der nicht von vornherein wegen seines Umfanges auf Ablehnung stoßen soll.

Im Jahr 1977 erstellte die Nationalparkplanung für die Gebiete Großvenediger und Großglockner und im Jahr 1978 für das Gebiet um den Ankogel detaillierte Vorschläge für Kernzonen. Die Kriterien für die Abgrenzung, die eine Diskussionsgrundlage darstellt, wurden in den die Grundbesitzer repräsentierenden Arbeitskreisen Forstwirtschaft, Jagd und Landwirtschaft abgesehen.

Im März 1978 kamen die für den Nationalpark zuständigen Mitglieder der Landesregierungen von Kärnten, Salzburg und Tirol, Landeshauptmann Wallnöfer, Landeshauptmannstellvertreter Katschthaler und Landeshauptmannstellvertreter Frühbauer, überein, die von der Nationalparkkommission vorgelegten Kernzonenvorschläge nach Verhandlungen mit allen Grundbesitzern durch die Naturschutzgesetze der Länder vorläufig abzusichern; in den drei Ländern sollen Modelle als Anschauungsbeispiele zur Bewußtseinsbildung der Bevölkerung errichtet werden; der Nationalpark Hohe Tauern soll im Einvernehmen mit der örtlichen Bevölkerung schrittweise (im Weg der kleinen Schritte) realisiert werden.

In Salzburg liegt das Modell »Sulzbachtäler« vor, in Kärnten ist ein Modell in der Gemeinde Mallnitz in Ausarbeitung begriffen. Das Tiroler Modell »Inneres Virgental« wurde von der Geschäftsstelle der Nationalparkkommission in

enger Anlehnung an die Planung des OeAV-Venediger Höhenweges ausgearbeitet. Das gemeinsame Vorgehen der Geschäftsstelle mit dem OeAV im Alpenvereinschutzgebiet Hohe Tauern* manifestierte sich auch in der Mitarbeit am AV-Kalender 1978, an der Bildinformation über das Schutzgebiet und vor allem am Gletscherweg Innergschlöß.

Im inneren Virgental wurde von der Geschäftsstelle gemeinsam mit Prägratener Bauern und dem Amt für Landwirtschaft in Lienz ein Wandernetz am Übergang zwischen Alpinem Kulturland (Alm, Bergmahd, Wald) und Alpinem Urland - dem Alpenvereinschutzgebiet mit der Fels- und Eisregion - mit Verbindungen zum Venediger Höhenweg projektiert. Alte Viehtriebwege und Bergmahdsteige sind harmonisch eingebunden. Wie beim Gletscherweg Innergschlöß soll eine handliche Broschüre mit naturkundlichen und kulturhistorischen Hinweisen sowie mit Erklärungen über die Bergbauernarbeit aufgelegt werden. So wie der Alpenverein schon vor über 100 Jahren in diesem Gebiet die Mitarbeit der ortskundigen Bauern gesucht hatte, sollen die Wanderwege und Höhensteige von den Einheimischen mit auswärtigen Geldmitteln errichtet und erhalten werden, um den Bergbauern einen Zuerwerb in ihrer angestammten Heimat zu ermöglichen.

Noch im Verlauf dieses Jahres wird eine **»Jahrhundertentscheidung«** für das innere Virgental, die Iselregion in Osttirol insgesamt und das obere Mölltal in Kärnten fallen. Im September 1978 suchte nämlich die Studiengesellschaft Osttirol Ges.m.b.H. (50% Land Tirol, 50% Österreichische Verbundgesellschaft) bei der obersten Wasserrechtsbehörde im Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft für das Speicherkraftwerk Osttirol um die wasserrechtliche Bewilligung der Variante 3 des Projektes 1974 an, d.h. die obere Isel im Umbaltau (Prägraten), der Schlatten- und Viltragenbach im Innergschlöß (Matrei i. O.) und der Göbnitzbach (Heiligenblut) sollen neben anderen Gletscherbächen auf rund 1850 m Seehöhe gefaßt und zum Riesenspeicher im Kaiser Dorftal abgeleitet werden.

Bei dieser eingereichten Variante 3 mit den hochgelegenen Fassungen der Gletscherbäche bleibt kein Zugangstal in den zentralen Teil des von den Ländern Kärnten, Salzburg und Tirol zu errichtenden Nationalparks Hohe Tauern auf der Südabdachung der vergletscherten Hochgebirge um Großglockner und Großvenediger unbeeinflußt. Durch das Ableiten aller Gletscherbäche wird das

gesamte Wasserdargebot auf der Südseite dieses Bereiches der Hohen Tauern in Kärnten und Tirol entscheidend beeinträchtigt. Die Variante 3 mit den notwendigen Baustraßen, Deponien und Wasserfassungen und die hochgelegenen Ableitungen der Gletscherbäche stellen einen so schweren Eingriff in das Gesamtgefüge dieser Hochgebirgslandschaft dar, daß man der Zielsetzung der Heiligenbluter Vereinbarung »eine für Österreich repräsentative Landschaft in ihrer Schönheit und Ursprünglichkeit für alle Zukunft zu erhalten« nicht mehr gerecht werden kann.

Im Dezember 1978 empfahl daher die Nationalparkkommission den Landesregierungen von Kärnten und Tirol einstimmig, vom Ländervertrag zurückzutreten, wenn aus energiepolitischen Erwägungen die beantragte Variante mit den Hochfassungen aller Gletscherbäche zur Ausführung gelangen soll.

Die Nationalparkkommission weiß sich einig mit dem Alpenverein, der im heurigen Frühjahr zu einer Unterschriftenaktion für eine Schonvariante aufrief; er ist nämlich bei der Hochfassung der Gletscherbäche im Innergschlöß direkt als Grundeigentümer betroffen. Der OeAV weiß sich wiederum einig mit der Österreichischen Gesellschaft für Natur- und Umweltschutz, der überparteilichen Dachorganisation von 32 Mitgliedvereinen mit insgesamt 1,4 Millionen Mitgliedern; sie forderte auf ihrer Jahreshauptversammlung 1978 - diese Forderungen wurden im Mai 1979 wiederholt - unter anderem:

- Auf die Ableitung der oberen Isel im Umbaltau in der vorgesehenen Form ist zu verzichten.

- Die Bäche von Innergschlöß (Schlattenbach und Viltragenbach) sind aus den Ableitungsplanungen überhaupt herauszunehmen.

- Bestehende Schutzgebiete dürfen selbstverständlich durch energiewirtschaftliche Maßnahmen nicht beeinträchtigt werden. (Das gilt für das Göbnitztal im bestehenden Naturschutzgebiet »Schobergruppe-Nord« in Kärnten).

Im Auftrag des Bundesministeriums für Land- und Forstwirtschaft / Oberste Wasserrechtsbehörde - wurde im Einvernehmen mit dem Bundesministerium für Handel, Gewerbe und Industrie / Energiesektion ein Ökologisches Gutachten zum wasserwirtschaftlichen Rahmenplan für das Iselgebiet, Osttirol. (Wien, Dezember 1978) ausgearbeitet. In der »Zusammenfassung der Ergebnisse des Variantenvergleiches« - es wurden nämlich nicht nur die beantragte Variante 3, sondern auch noch 2 weitere Varianten untersucht - ist festgehalten:

»Alle drei Varianten bringen Verluste landschaftlicher Werte mit sich, die tief zu bedauern sind, und aus mehreren Gründen schwer wiegen: Sie treffen die Gebiete des Großglockners und Großvenedigers, zwei der berühmtesten Hochgebirgslandschaften Österreichs und weit darüber hinaus. Mit der Ableitung der Gletscherbäche werden diesen Landschaften und ihrem Landschaftstyp wesentliche Elemente entzogen. Die Verluste einmaliger Landschaftswerte betreffen Teile des geplanten Nationalparks Hohe Tauern oder unmittelbare Randgebiete desselben. Sie bedeuten den Verlust unersetzlicher Erlebniswerte, deren Bedeutung für die moderne großenteils in Städten lebende Massengesellschaft gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Vom Standpunkt der Veränderungen im Landschaftsbild und Landschaftstypus wäre es daher erwünscht, den Kraftwerksbau zu unterlassen.

Geht man von der Annahme aus, daß die Verwirklichung des Projektes aus energiewirtschaftlichen und anderen volkswirtschaftlichen Gründen notwendig ist, was zu beurteilen, wie schon einmal gesagt, nicht Aufgabe des ökologischen Gutachtens ist, dann ist zu fordern, daß ökologische Gefahrenmomente so weit wie möglich ausschließende und das Landschaftsbild schonende technische Lösungen erarbeitet werden. Die vorgelegte Analyse hat gezeigt, **daß keine der drei zu beurteilenden Varianten in ihrer derzeitigen Form dieser Forderung entspricht.**«

Das Kraftwerk Osttirol dürfte – aus der wirtschaftlichen Situation des Bezirkes Lienz verständlich: Wann werden je wieder rund 10 Milliarden Schilling in diesem Bezirk investiert? – allgemein bejaht werden. Es geht nun darum, wie – in welcher Variante nämlich – gebaut wird. Es geht nicht um Wortklauberei, ob Maximalvariante oder nicht. Die Variante 3 ist jedenfalls kein Kompromiß, weil auf Tiroler und Kärntner Gebiet des Großvenedigers und Großglockners **kein einziger Gletscherbach ohne Veränderung seines Gewässertyps bleibt.** Ein Zahlenspiel mit dem Verzicht auf die technisch mögliche Beileitung von weiteren 30 Nebenbächen verfängt nicht, weil die Bäche aus den vergletscherten Einzugsgebieten mit der für sie typischen Wasserschwankung im Tages- und Jahresablauf mit Bächen der unvergletscherten, den Hohen Tauern vorgelagerten Gebirgen nicht zu vergleichen sind.

Die Salzburger Landesregierung beschloß jedenfalls bereits am 9. Juli 1970, »daß jede energiewirtschaftliche Nutzung von Gewässern im Hollersbachtal (Kratzenbergsee) und in den benach-

harten Tauerntälern des Oberpinzgaues, vom Felbertal bis einschließlich des Krimmler Achen-tales, grundsätzlich unterbleiben soll«; dieser Landesregierungsbeschluß wurde am 14. Feber 1977 mit der Ausnahme für lokale Kleinkraftwerke, die mit keinerlei Staumauer und Bachableitung verbunden sind, wiederholt. Der Gößnitzbach – der letzte unberührte Bach mit dem in Oberkärnten einmaligen Wasserfall, den Heiligenblut noch sein Eigen nennt – liegt im Naturschutzgebiet »Schobergruppe-Nord«, das schon 1964 auf Antrag der Gemeinde Heiligenblut von der Kärntner Landesregierung verordnet wurde. In Osttirol bleibt bei der beantragten Variante 3 kein Gletscherbach von der E-Wirtschaft unmanipuliert. Im angrenzenden Südtirol, im Ahrntal und im Reintal – um Dreiherrnspitze und Hochgall – wurden dem Vernehmen nach in letzter Zeit hydroelektrische Anlagen von der Südtiroler Landesregierung verhindert.

Der Durchbruch zum Nationalpark Hohe Tauern wird nicht zuletzt vom wasserrechtlichen Verfahren für das Speicherkraftwerk Osttirol abhängen. Die E-Wirtschaft richtete bereits vor der Unterzeichnung der Ländervereinbarung, nämlich am 14. August 1970, ein Memorandum an die Landeshauptleute von Kärnten, Salzburg und Tirol, in dem festgestellt wurde: »Der für den Nationalpark vorgesehene Bereich ist nicht nur als Bergregion ein einmaliges Naturdenkmal, sondern als vergletschertes Hochgebirge ebenso ein volkswirtschaftlich unersetzliches Ausbauebiet für Speicherkraftwerke in einem unausgenützten Potential von fast zwei Milliarden Kilowattstunden... «.

Beim wasserrechtlichen Verfahren wird zu bedenken sein, daß die Bergregionen um den Großglockner und den Großvenediger nicht nur von den Gletschern und Gipfeln, sondern auch sehr wesentlich von den Gletscherbächen geprägt werden. Repräsentativ für die Österreichischen Alpen sind diese Bergregionen, im wahrsten Sinne des Wortes, eines Nationalparks würdig, erhaltenswert im nationalen Interesse, im Interesse des gesamten Staatsvolkes – für die heutige und kommende Generationen.

* Der Grundbesitz des Alpenvereins in den Hohen Tauern wurde vom Hauptausschuß des Österreichischen Alpenvereins im Jahr 1977 zum ALPENVEREINSSCHUTZGEBIET HOHE TAUERN erklärt. Die Beweggründe wurden in der erwähnten Bildinformation über das Schutzgebiet dargelegt.

Anschrift des Verfassers:
Oberforstrat Dipl.-Ing. Anton Draxl
Leiter der Geschäftsstelle der
Nationalpark-Kommission Hohe Tauern
A-9971 Matrei in Osttirol

Energiewirtschaft und Nationalpark

HEIMO KANDOLF

1. Problemstellung

Die Schwierigkeiten, einen Nationalpark zu schaffen, steigen in jenem Maße, als das für den Nationalpark vorgesehene Gebiet mittelbare oder unmittelbare Lebensgrundlage einer Bevölkerung ist. Die Schwierigkeiten steigen aber auch, wenn die Größe des zu schaffenden Nationalparkes ganze Landstriche umfaßt, die größtenteils einen keinesfalls mehr zu vernachlässigenden Teil von politischen Organisationsbereichen umfassen. Dies gilt sowohl für die kleinsten (Gemeinden) als auch für die größeren regionalen Bereiche (Bezirke, Länder).

Es leuchtet ein, daß ein erholungswürdiges Gebiet, das weitab von einem menschlichen Siedlungsraum unter Schutz gestellt werden soll, wenig Probleme schafft, die die Existenz der Bevölkerung berühren; die Probleme konzentrieren sich dann hauptsächlich auf die finanzielle Seite der Erschließung. Wenig Probleme ergeben sich aber auch dann, wenn die Rohstoffressourcen eines Landes durch die Schaffung eines Schutzgebietes praktisch kaum beeinträchtigt werden.

Der geplante Nationalpark Hohe Tauern im Ausmaß von 2600 km² überdeckt nicht nur große Teile des Siedlungsraumes der angestammten Bevölkerung und damit ihre Existenzgrundlage, er nimmt aber auch ein Ausmaß ein, das wesentliche, nicht zu vernachlässigende Teile der regionalen Organisationsbereiche beansprucht; darüber hinaus werden natürliche Energie-Ressourcen betroffen, die für die gesamte Republik Österreich entscheidende Bedeutung besitzen.

Die Probleme lassen sich demnach in 3 Kategorien gliedern:

- Einschränkung der wirtschaftlichen Aktivitäten, die die Bevölkerung unmittelbar betreffen (z.B. Einzelbetriebe der Land- und Forstwirtschaft, Fremdenverkehrsbetriebe, Jagd, u. a.)
 - Einschränkung wirtschaftlicher Aktivitäten der Gemeinden zur Strukturverbesserung (z.B. Erschließungskonzepte für den Fremdenverkehr u. ä.)
 - Einschränkung wirtschaftlicher Aktivitäten überregionaler Aufgabenträger (z.B. Energiewirtschaft, Forstwirtschaft, Bergbau u. ä.)
- In der Folge soll von den Problemen die Rede sein, die sich durch die Schaffung des National-

parkes Hohe Tauern für die Elektrizitätswirtschaft ergeben.

2. Der Interessenausgleich

Aus der Problemstellung folgt, daß bei der Schaffung eines Nationalparkes Interessenskollisionen zwangsläufig auftreten müssen. Diese Kollisionen werden umso größer sein, je mehr wirtschaftliche Interessen zur Nutzung des unter Schutz zu stellenden Gebietes vorhanden sind. Der Interessenausgleich scheint also von vornherein die Schlüsselstelle bei der Schaffung eines Nationalparkes zu sein.

Beim Abschluß der Dreiländervereinbarung am 21. Oktober 1971 dürften viele Gedanken, die der Realisierung des Nationalparkes Hohe Tauern Vorschub zu leisten haben, noch nicht zu Ende gedacht worden sein. Der Wunsch, das Gebiet des Nationalparkes »in seiner Schönheit und Ursprünglichkeit zu erhalten« stand euphorisch im Vordergrund. Aber schon aus der Präambel zur Dreiländervereinbarung und aus der Definition der Zielsetzung folgt, daß ein Interessenausgleich großen Maßes erforderlich sein wird, um die Vorstellungen verwirklichen zu können. Heißt es doch in der Präambel: »... die Hohen Tauern... in ihrer Schönheit und Ursprünglichkeit... zum Wohle der Bevölkerung, zum Nutzen der Wissenschaft und zur Förderung der Wirtschaft für alle Zukunft zu erhalten.« In den Zielsetzungen wird zunächst das Bewahrungsprinzip verankert, gleichzeitig aber gefordert, einem »möglichst großen Kreis von Menschen ein eindrucksvolles Naturerlebnis zu ermöglichen«, und schließlich statuiert, daß »die Maßnahmen zum Schutz und zur Erschließung des Nationalparkes unter Beachtung der Interessen der Wissenschaft und der Volkswirtschaft den Bedürfnissen der erholungssuchenden Besucher zu dienen haben.«

Offenbar liest nun jede Interessengruppe aus diesen Formulierungen etwas anderes heraus. Denn es ist schwer zu definieren, was unter »Wohle der Bevölkerung«, unter »Förderung der Wirtschaft«, unter »Erschließung des Nationalparkes«, unter »Interessen der Volkswirtschaft« und gar unter »Bedürfnissen der erholungssuchenden Besucher« letztlich gemeint ist.

Zweifellos wird es etwa dem Bedürfnis bergungeohnter älterer Menschen entsprechen, möglichst mühelos mit Aufstiegshilfen in die Höhe gebaggert zu werden, um von einem gemütlichen Kaffeetisch aus die Schönheit der Bergwelt zu genießen. Das Bedürfnis vieler Mitglieder des OeAV – zu denen auch ich mich zähle – wird dagegen ganz

wo anders zu suchen sein: in der Einsamkeit der Bergwelt, im Gipfelglück, das mit Entbehrungen und Mühen erkämpft wurde. Soll nun – nur um bei diesem Beispiel zu bleiben – der Nationalpark für die eine oder für die andere Besucherkategorie erschlossen werden?

Noch schwieriger wird es, wenn definiert werden soll, was zu geschehen hat, um nach den Aussagen der »Vereinbarung« die Wirtschaft zu fördern und auf die Interessen der Volkswirtschaft Bedacht zu nehmen.

Es zeigte sich auch bald, daß jede Interessengruppe die Zielsetzungen anders auslegte. Von der völligen Isolation bis zur großzügigsten Erschließung des Nationalparkes reichte der Fächer der Interpretationen.

Ein Interessenausgleich ist also, wenn die Vereinbarung nicht ein leeres Stück Papier sein soll, unumgänglich notwendig, wobei sofort die schwerwiegende Prioritätenfrage auftritt.

Die Schaffung des Nationalparkes, dessen Erschließung und Verwaltung und nicht zuletzt die Entschädigung werden Geld, sehr viel Geld kosten. Man sollte dieser Frage nicht aus dem Weg gehen und deutlich zugeben, daß der Steuerzahler für dieses Geld aufzukommen haben wird, also die Wirtschaft mit ihren Unternehmern und ihren Beschäftigten. Der Nationalpark ist eine zusätzliche Aufgabe der öffentlichen Hand, er benötigt zusätzliche Mittel, die zusätzlich aufgebracht werden müssen. Zusätzliche Mittel können der öffentlichen Hand aber nur zufließen, wenn es ein Wirtschaftswachstum – also einen Mehrertrag in der Volkswirtschaft – gibt. Ein solches Wirtschaftswachstum – dem ich keinesfalls generell das Wort rede – bedarf aber, so bitter dies manchen Ohren klingen mag, zusätzlicher Energiebereitstellung. Nur unter einer Voraussetzung gilt diese Behauptung nicht, nämlich dann, wenn die Bevölkerung bereit wäre, ihren Gürtel enger zu schnallen und sich mit einem niedrigeren materiellen Lebensstand zu begnügen. Alle Erfahrung spricht allerdings gegen eine solche Bereitschaft. Somit bleibt also nur der ehernc Zwang, alle Interessen auszugleichen, denn auf die Nutzung der Alpenwasserkräfte wird man auf die Dauer nicht verzichten können.

3. Das Maß des Eingriffes des Kraftwerkbaues in die Hochgebirgsnatur

Die Nutzung der Sonnenenergie beeinflusst in jeder Form die Umwelt, obwohl sie die sauberste Art der Energieumwandlung ist (Wind, Wasser, direkte Nutzung der Wärmestrahlung). Viele

versprechen sich durch die Nutzung der direkten Sonnenstrahlung die Lösung des Energieproblems. Bedenkt man aber, daß eine großflächige Nutzung der Sonnenenergie zur Stromerzeugung nur denkbar ist, wenn auf einer konzentrierten Fläche von 30, 40 oder 50 km² jegliche Sonneneinstrahlung abgefangen wird, so leuchtet ein, daß sich in dieser unbestrahlten Erdoberfläche Eiszeitverhältnisse bilden werden.

Die älteste Art, Sonnenenergie dem Menschen für mechanische Zwecke dienstbar zu machen, ist die Nutzung der Wasserkraft. Der thermodynamische Kreisprozeß wird von der Sonne in der Natur vollzogen. Der Mensch braucht nur mehr die potentiellen Druckgefälle – die sonst nur im komplizierten Verbrennungsprozeß im Dampfkessel künstlich hergestellt werden können – abzubauen, ohne daß sich der Zustand des Mediums, des Wassers, in irgendeiner Form ändert. Die Erdoberfläche ist in diesem Dampfprozeß der Kessel, die Sonnenstrahlung der Brennstoff, Wind und Wolken sind die Kondensatoren. Die Menschen, alle Lebewesen, sind in diesen gewaltigen Kreisprozeß eingebunden, ja gewissermaßen ein Teil desselben.

Wenn nun aber der Mensch darangeht, ein ganz kleines Glied in der Kette dieses natürlichen thermodynamischen Geschehens zu verändern und den natürlichen Druckabbau der Potentialunterschiede der Niederschläge durch einen kontrollierten Abbau zu nutzen, dann wird er des Verrates an unwiederbringlichen Gütern, der Profitgier und des barbarischen Eingriffes in die Unberührtheit der Schöpfung bezichtigt.

Man muß gelten lassen, daß der Kraftwerkbauer im Hochgebirge das derzeitige Bild der Umwelt durch künstliche Eingriffe verändert. Nahezu alle anderen Vorwürfe wurden längst schon widerlegt; etwa nachteilige Beeinflussung der ökologischen Strukturen; oder Austrocknung und Verkarstung der genutzten Gebiete; oder Verstärkung der Wildbachtätigkeit mit Hochwassergefahren und Verwilderung der Talbäche; oder Vernichtung der letzten Wasserreserven; oder gar die Zerstörung der Erholungslandschaft und Schädigung des Fremdenverkehrs.

Seit über 40 Jahren sind Hochdruckkraftwerke mit vorgelagerten Speichern in Österreich in Betrieb. In keinem Fall sind die immer wieder behaupteten gravierenden Nachteile des Kraftwerkbetriebes eingetreten. Im Gegenteil: überall waren positive Begleiterscheinungen zu beobachten, die sich zum Vorteil der ansässigen Bevölkerung ausgewirkt haben. Die Schaffung von Arbeitsplätzen, Hochwasser- und Lawinenschutz,

Kanalisation, Bau und Verbesserung von Straßen und Wegen, erhebliche Steuereinnahmen, Steigerung des Fremdenverkehrs, usw.

Was wirklich bleibt und wogegen keine wirtschaftlichen und naturwissenschaftlichen Argumente helfen und wo letzten Endes nur mehr die Flucht in die Philosophie möglich ist, ist der Vorwurf der Veränderung der Landschaft durch Bauten und insbesondere Veränderungen der Fließmengen in den natürlichen Gerinnen. Aber sind diese Veränderungen wirklich solch große Nachteile, gegen die die Befreiung des Menschen vom Erbfluch, sein Brot im Schweiß des Angesichts verdienen zu müssen, gar nichts mehr wiegt? Erst die Nutzung der Energie hat das jahrtausendalte harte Los des Menschen im Kampf um das Dasein erleichtert.

Lange noch bevor der Umweltbegriff geprägt wurde, haben sich die Kraftwerkbauer bemüht, ihre technischen Bauten harmonisch in die Landschaft einzufügen. Heute werden bei Kraftwerkplanungen die Meinungen von Naturschutz- und Umweltschutzexperten, Ökologen und Landschaftsarchitekten eingeholt, um möglichst umweltkonform vorzugehen und dafür große Mittel investiert.

Restwassermengen verbleiben heute in markanten Bachbetten, was früher kaum jemand gefordert hatte. Der Kraftwerkbauer ist ehrlichen Willens, seine Eingriffe in die Natur schonend und mit Einfühlungsvermögen vorzunehmen.

Und alle diese Umweltveränderungen gehen selten über die Meereshöhe von 1800 m hinaus. Ab dieser Höhe bis in die Regionen von 3000 m und weit darüber findet in der Regel überhaupt kein Eingriff in die Umwelt mehr statt. So würden etwa durch die Verwirklichung des Projektes Osttirol keine der in 12 ausgesuchten Farbbildern des Alpenvereins-Kalenders 1978 dargestellten Gebirgslandschaften im geringsten gestört werden. Daß großartige Stauseen entstanden sind, die wegen ihrer Schönheit weltberühmt wurden, ist sicher ein gewisser Ersatz für Bäche, deren Wasserführung etwa auf ein Spätherbstmaß zurückgeführt wurde. Ein Ersatz allerdings nur für Gutgesinnte, für solche, die wissen, daß der Mensch nur durch die Dienstbarmachung der Energie überhaupt erst in die Lage versetzt wurde, die Allmacht und die Schönheit der Natur zu genießen. Wie auf vielen Gebieten, liegt die Kunst auch hier, das richtige Gewicht den Vor- und Nachteilen der Umweltänderungen durch den Kraftwerkbauer zuzumessen und nicht das Kind mit dem Bade auszuschütten.

4. Die Deckung des Bedarfes an elektrischer Energie in Österreich

Trotz aller Sparappelle der Regierungsstellen und trotz aller Aufklärungsaktionen ist der Stromverbrauch in Österreich im Jahr 1978 gegenüber dem Vorjahr wieder um 1 585 000 000 Kilowattstunden gestiegen. Diese gewaltige, zusätzlich verbrauchte Energiemenge entspricht etwa der Jahreserzeugung eines Donaukraftwerkes. Würde diese Energie in einem Ölkraftwerk erzeugt, müßten rd. 400 000 t Öl verfeuert werden.

Vieles spricht dafür, daß der Verbrauch an elektrischer Energie in Zukunft weiter steigen wird. Elektrizität ist die universale Energieform. Sie kann wesentlich leichter und umweltfreundlicher in alle Nutzenergieformen umgewandelt werden als andere Energieträger. Deshalb wird auch bei der zu erwartenden Verknappung der Kohlenwasserstoffe, die niemand ernsthaft in Zweifel zieht, ein Substitutionsprozeß einsetzen. Wo Öl und Gas durch elektrische Energie ersetzbar sind, wird sich eine Verlagerung zur Elektrizität ergeben. Auch die energiesparende Wärmepumpe benötigt elektrischen Strom.

		Kalenderjahr		Veränderung in %
		1977 GWh	1978 GWh	
Gesamterzeugung	Wasserkraft	74 871	24 907	0,1
	Wärmekraft	12 813	13 184	2,9
	Summe	37 684	38 091	1,1
Import		2 409	2 939	22,0
Erzeugung und Import		40 093	41 030	2,3
Export		6 350	5 702	- 10,2
Verbrauch (einschl. Verluste)		33 743	35 328	4,7

Tabelle 1: Gesamte Elektrizitätsversorgung in Österreich

Woher soll der zusätzlich benötigte Strom also kommen und woher ist er 1978 gekommen? Tabelle 1 zeigt, daß der Inlandsverbrauch um 4,7%, die Erzeugung hingegen nur um 1,1% zugenommen hat. Der Bedarf konnte nur deshalb gedeckt werden, weil die Exporte um 10,2% abnahmen, die Importe sich dagegen um 22,0% erhöhten. Durch weitere Erhöhung der Importe und Reduktion der Exporte läßt sich aber in Zukunft der Mehrbedarf nicht decken, weil einerseits Exportverpflichtungen vorliegen und andererseits auch im Ausland elektrische Energie immer knapper wird.

Neue Technologien zur Energiegewinnung werden nach Ansicht der Fachwelt bis zur Jahrtausendwende die bisherigen Energiegewinnungsverfahren nicht fühlbar ersetzen können. Lediglich die Aktivierung der Biomasse für Heizzwecke

und die Nutzung der Sonnenenergie für Nieder-temperaturprozesse (Warmwasser, Raumheizung) könnte bis dahin eine ganze bescheidene Umschichtung der Rohenergieträger bringen.

Österreich deckt seinen Energiebedarf zu rd. $\frac{2}{3}$ aus dem Ausland und $\frac{1}{3}$ aus dem Inland. Das übergroße Risiko einer solchen Auslandsabhängigkeit fordert kategorisch, unsere heimischen Energiequellen so gut wie möglich zu nutzen. Bei unseren spärlichen inländischen Energieressourcen steht im Vordergrund die Wasserkraft.

Alle Arten der Energiegewinnung beeinflussen die Umwelt in irgendeiner Form. Am besten kommt dabei noch die Gewinnung elektrischer Energie aus Wasserkraft davon, weil die Nachteile überwiegend optischer Art sind; keine gesundheitsschädlichen Wirkungen treten auf, potentielle Gefahren für das Leben des Menschen sind ebenfalls auf ein Minimum beschränkt und ökologische Nachteile betreffen lediglich die Gewässerbiologie.

Den zusätzlichen Bedarf an elektrischer Energie verursachen alle Strombezieher in ganz Österreich. Jeder will zusätzlich elektrische Energie beziehen. Trotzdem bilden sich aus diesen Strombeziehern nicht unerhebliche Gruppen, die den Kraftwerksbau verteuern; ganz gleich ob Kernkraftwerk, Ölkraftwerk, Kohlekraftwerk oder Speicherkraftwerk. Und niemand von diesen mündigen Bürgern sagt, wo der Strom herkommen soll, den er Jahr für Jahr zusätzlich bezieht. Jeder will Strom, aber fast niemand ein Kraftwerk. Der vielgerühmte Gemeinschaftssinn mensch-

lichen Zusammenlebens scheint oft abhanden gekommen zu sein.

Da das österreichische Volk die friedliche Nutzung der Kernkraft abgelehnt hat, sind alle Probleme der zukünftigen Deckung des Energiebedarfes in Österreich ungleich größer als in vergleichbaren Ländern. Deshalb wird der Zwang, die Wasserkräfte zu nutzen, ebenfalls größer werden.

5. Das Wasserkraftpotential in Österreich und im Nationalpark Hohe Tauern

Unser Land ist in der glücklichen Lage, ein relativ hohes Potential an ausbauwürdigen Wasserkräften zu besitzen, wovon wiederum die Speichewasserkräfte einen beachtlichen Anteil einnehmen. Der österreichische Bedarf an Speicher- bzw. Spitzenenergie wird bis zur Jahrhundertwende aus den heimischen Wasserkraftreserven gedeckt werden können. Zu einer Zeit also noch, wo heute niemand so recht sagen kann, wie der Grundlastbedarf befriedigt werden kann.

Wenn der Bedarf an Spitzenenergie nicht so stark steigt, wie der Bedarf an Grundlastenergie, so heißt das nicht, daß man großzügig auf die Nutzung der Speichewasserkräfte verzichten könnte. Wir werden auch die Speichewasserkräfte noch dringend brauchen, wenn die weltweiten Reserven an Kohlenwasserstoffen zu Ende gehen. Schon heute zieht Österreich große Vorteile aus seinen Speichewasserkräften, indem es wertvolle Spitzenenergie exportiert und dafür knappe Grundlastenergie in einem günstigen Tauschverhältnis erhält.

Bestand		Werte in GWh									
L.	S.	Summe	Im Bau			Projekte			Summe		
			L.	S.	Summe	L.	S.	Summe	L.	S.	Summe
17506	7326	24832	2100	1243	3353	13345	7716	21061	32961	16285	49246

Tabelle 2: Ausgebautes und ausbauwürdiges Wasserkraftpotential Österreichs; Stand 31. 12. 1978; Werte in GWh/Jahr RAV (L. Laufwasserkraft; S: Speichwasserkraft; RAV: Regelarbeitsvermögen)

Land	Werte in GWh					
	Bestand		Projekte		Summe	
	Leistung MW	RAV GWh	Leistung MW	RAV GWh	Leistung MW	RAV GWh
Kärnten	1002	1022	740	752	1742	1774
Salzburg	494	1034	1562	997	2056	2031
Tirol	-	-	903	824	903	824
NP	1496	2056	2205	2573	4701	4629
Anteil in %	31,8	44,4	68,2	55,6	100,0	100,0

Tabelle 3: Ausgebautes und nutzbares Speichewasserkraftpotential im Nationalpark Hohe Tauern inkl. der Leistung reiner Pumpspeicher (keine Maximalprojekte*)

Das österreichische Wasserkraftpotential ist nach Tab. 2 zu etwa 50% ausgebaut, zu 7% in Bau, während noch rd. 43% ungenutzt sind. Die gesamte, jährlich zu gewinnende Energie von 49246 GWh entspricht einer jährlichen Ölmenge von über 12 Mill. to.

*) Eine Karte 1:200 000 zu dieser Tabelle, in der alle bestehenden Anlagen und Projekte innerhalb des Nationalparkes eingetragen sind, existiert als Beilage zum Heft 4/1978 »Berichte und Informationen der Nationalparkkommission Hohe Tauern«.

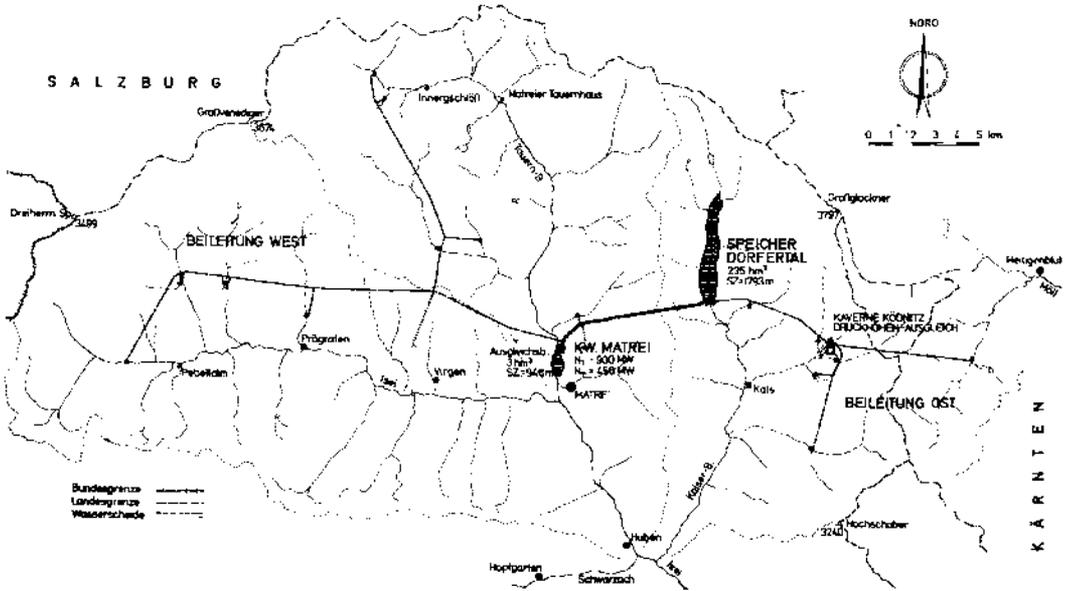


Abb. 1: Osttirol: Einreichungsprojekt

Tabelle 3 zeigt, daß im Nationalpark Hohe Tauern die Speicherwasserkräfte noch weniger als zur Hälfte erschlossen sind. Wichtig ist der Hinweis, daß es sich um keine Maximalprojekte handelt, sondern um Projekte, die bereits auf wesentliche Bedingungen der Umwelt eingehen. Ein solches Maximalprojekt wäre etwa die Ableitung des Krimmler Wasserfalles, an die niemand ernstlich denkt. Wohl aber sind etwa die Ableitungen des Rain- und Windbaches – etwa 25% des Einzugsgebietes der Krimmler Ache – eingeschlossen, weil wir meinen, daß in Zeiten existenzbedrohender Energicknappheit eine Nutzung dieser beiden Bäche vertretbar werden könnte.

Die Katalogisierung der Projekte der Elektrizitätswirtschaft im Nationalpark sollte keinen Zündstoff für fruchtlose Auseinandersetzungen abgeben. Sie sollte lediglich darlegen, wie die Dinge liegen und was sie wiegen; informieren, wie hoch der Preis für einen einseitig auf Umweltüberlegungen gegründeten Nationalpark allein auf energiewirtschaftlichem Gebiet sein könnte. Mit einem Wort, es sollten Entscheidungshilfen geschaffen werden. Wenn die konkrete Verwirklichung eines Projektes heransteht, wird man speziell über dieses Vorhaben sprechen müssen.

Das im Nationalpark noch nicht genutzte Speicherwasserpotential von rd. 2500 Mill. KWh entspricht einer Ölmenge von jährlich rd. 800000 to

Öl, wenn Spitzenstrom aus Öl erzeugt würde. 2500 Mill. KWh Spitzenenergie entsprechen aber wertmäßig 5000 bis 7500 Mill. KWh Grundlastenergie, womit der große Reichtum des Wasserkraftpotentials unter Beweis gestellt wird.

6. Das Projekt Osttirol

Von allen Kraftwerksprojekten im zukünftigen Nationalpark Hohe Tauern steht das Projekt Osttirol am nächsten zur Verwirklichung heran. Die Studiengesellschaft Osttirol und der Projektant haben sich bemüht, ein Projekt einzureichen, das ihrer Meinung nach bereits einen Kompromiß darstellt, obwohl immer wieder behauptet wird, es handle sich um ein Maximalprojekt.

Das erste Gesamtprojekt der Studiengesellschaft Osttirol aus dem Jahre 1950 sah eine jährliche Energieerzeugung von fast 2000 GWh in 7 Kraftwerken mit 5 Speichern vor. Das nunmehrige Einreichungsprojekt umfaßt dagegen die Ableitung von 13 Bächen in einen Speicher und ein Kraftwerk mit 814 GWh Jahreserzeugung (siehe Abb. 1). Bei der Ausarbeitung dieses Projektes wurde auf die technisch mögliche Beileitung von weiteren 30 Nebenbächen verzichtet, deren Nutzung immerhin eine zusätzliche Energiegewinnung von 360 GWh – also um 44% mehr – bedeutet hätte (siehe Abb. 2). Das eingereichte Projekt

ist also keinesfalls das Maximalprojekt, was immer wieder behauptet wird.

Das große ökologische Gutachten über das Projekt umfaßt über 2000 Seiten. Aus der Zusammenfassung, die immerhin noch 80 Seiten mißt, geht folgendes deutlich hervor:

Die befürchteten negativen Auswirkungen auf Vegetation, Klima, Grundwasser usw. werden auf Grund der örtlichen Gegebenheiten und Erfahrungen mit vergleichbaren Anlagen nicht eintreten.

Der hohe Fassungs-horizont scheint ökologisch am günstigsten, weil im besiedelten Gebiet wieder ausreichende Restwassermengen zur Verfügung stehen. Insbesondere wurde die »Schonvariante« von Prof. Zierl aus der Sicht der meisten ökologischen Teilgebiete abgelehnt.

Die Beurteilung der optischen Beeinflussung der Landschaft geht lediglich von der Beurteilung des Baches selbst aus. Trotzdem kommt auch Prof. Kastner, der Verfasser dieser Studie, zum Schluß, daß unter Vorschreibung gewisser

Pflichtwassermengen, die im wesentlichen im Einreichungsprojekt berücksichtigt sind, kein Rückgang des Fremdenverkehrs zu erwarten ist. Die Zusammenfassung schließt mit dem Wunsch, der Kraftwerksbau möge den Anstoß zur seit langem wünschenswerten Integralmelioration des gesamten Gebietes geben.

Das wasserrechtliche Verfahren zur Genehmigung der Nutzung der Osttiroler Wasserkräfte wird Gelegenheit geben, alle Für und Wider vorzubringen. Der Behörde wird die undankbare Aufgabe zufallen, die vorgebrachten Argumente auf deren Gewicht im wohlverstandenen öffentlichen Interesse, also im Allgemeininteresse zu prüfen. Es gilt schließlich, nicht nur unsere Umwelt für die Zukunft bestmöglich zu bewahren, sondern auch unseren Wohlstand und die Existenz unserer Bevölkerung zu sichern, was letzten Endes auch irgendwo mit der Erhaltung unseres westlichen, marktwirtschaftlichen Systems zusammenhängt.

S A L Z B U R G

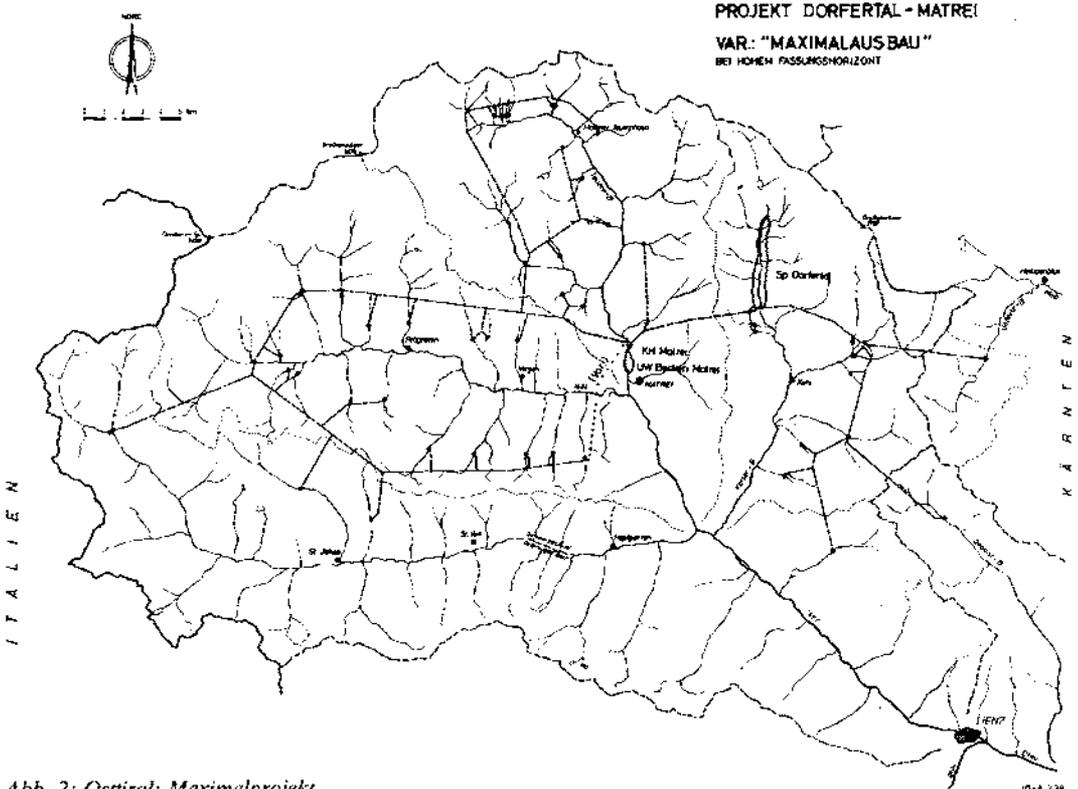


Abb. 2: Osttirol: Maximalprojekt

7. Zusammenfassung

Die heutige Wohlstandsgesellschaft, die ihre existenziellen Bedürfnisse ohne Schwierigkeiten befriedigen kann, wird sich immer mehr bewußt, daß jenseits der materiellen Güter ideelle Werte vorhanden sind, die dem Menschen immer mehr bedeuten. Zu diesen ideellen Gütern zählt die Vielfalt der Erscheinungsformen der berührten und unberührten Natur, die in der alpinen Landschaft besondere Höhepunkte bildet. Die Schaffung des Nationalparks Hohe Tauern trägt dieser Tendenz weitgehend Rechnung. Probleme treten dort auf, wo die Konservierung von alpinen Gebieten die wirtschaftliche Nutzung der verschiedensten von der Natur gebotenen Möglichkeiten erschwert oder verhindert. Die Nutzbarmachung der reichen alpinen Wasserkraftreserven fällt darunter. Da einerseits Österreich nur sehr beschränkte Energiereserven besitzt und auf die friedliche Nutzung der Kernkraft verzichtet hat, andererseits die Reserven an Erdöl und Erdgas weltweit bis zur Jahrtausendwende erschöpft sein werden und sich bis dahin keine alternativen Technologien zur Energiegewinnung im größeren Maße anbieten werden, ist Österreich in besonderem Maße darauf angewiesen, seine Wasserkraft zu nutzen. Dem vitalen Wunsch der Wohlstandsgesellschaft, die Unberührtheit möglichst großer alpiner Refugien zu sichern, steht der eherne Zwang gegenüber, im Zeichen sinkender Energiereserven den Energiebedarf von Bevölkerung und Wirtschaft zu decken. Österreich kann dabei aus vielerlei Gründen aus der großen Linie der Energiepolitik der westlichen Staaten nicht ausscheren, soll es nicht großen Schaden leiden. Deshalb heißt die Devise bei der Schaffung des Nationalparks Hohe Tauern: Ausgleich aller Interessen im Sinne einer wohlverstandenen Sicherung der Lebensgrundlage der österreichischen Bevölkerung für die nächste Zukunft.

Literatur

- FEIS, E.: Die Stauseen der Alpen. Alpenvereinsjahrbuch 1971.
FENZ, R.: Laufwasserkraft und Umwelt. Österr. Wasserwirtschaft, Heft 5/6, 1975, Wien.
GRENGG, H.: Die Wasserkraft der Alpen. Alpenvereinsjahrbuch 1974.
KNAUER, K. und GÖTZ, A.: Das Wasserkraftpotential Österreichs, Stand 1978, ÖZE 4/1979.
LAUFER, H.: Die Auswirkung der Speicherkraftwerke auf die Umwelt. Österr. Wasserwirtschaft, Heft 5/6, 1975, Wien.
NYVELT, F.: Wasserkraftausbau und Umweltproblem. ÖZE Jahrg. 25, Heft 9.
RADLER, S.: Auswirkung von Speichern auf die Umwelt. Wasserwirtschaft, Heft 7/8, 1977, Stuttgart.
STEFKO, E. und WIDMANN, R.: Hochgebirgsspeicher und Umwelt.

Bericht ICOLD 1973, Q 40 R 45.

WIDMANN, R.: Die Entwicklung des Speicherkraftwerksprojektes in Osttirol. Österr. Wasserwirtschaft, Heft 5/6, 1977, Wien.

Nationalparkkommission Hohe Tauern: Berichte und Informationen, Heft 4/1978.

Bericht des Bundeslastverteilers: ÖZE 3/1979 S. 228 ff.

Bundesministerium für Gewerbe, Handel u. Industrie: Taschenbuch für Energiestatistik 1977. Böhmann Verlag, Wien.

Tauernkraftwerke AG im Auftrag der Studiengesellschaft Osttirol Ges.m.b.H.: Technischer Bericht zum Projekt Dorfertal – Matrei (wasserrechtl. Einreichung ID-A 325/1–84).

Wasserkraftpotential im Nationalpark Hohe Tauern: Arbeitskreis Energiewirtschaft/Nationalpark Hohe Tauern (unveröffentlicht).

Anschrift des Verfassers:

*Direktor Dipl.-Ing. Dr. techn. Heimo Kandolf
ÖAK, OeAV,
Vorstandsmitglied der Tauernkraftwerke AG
Rainerstraße 29
5020 Salzburg*

Anmerkungen des Referenten für Natur- und Umweltschutz im AV:

zu 1. Problemstellung (Abs. 3):

Die erwähnte Fläche für den geplanten Nationalpark Hohe Tauern schließt laut Kataster 46% Alpines Grünland (Almen, Bergmähder), 43% Alpines Urland (Fels- und Eisregionen, Gras- und Zwergstrauchheiden) und 11% Wald, aber keinen geschlossenen Dauersiedlungsraum ein.

zu 3: Das Maß des Eingriffes des Kraftwerksbaues in die Hochgebirgsnatur (Abs. 8):

Der AV-Kalender 1978 war dem Alpenvereinschutzgebiet Hohe Tauern – dem »für Zwecke eines Naturschutzparkes« seinerzeit käuflich erworbenen AV-Grundbesitz – gewidmet. Die Forderung, die Keeswasser des Schlatten- und Vittragenbaches, die bei der Verwirklichung des eingereichten Kraftwerksprojektes Osttirol im Schutzgebiet gefaßt werden sollen, unbeeinträchtigt zu lassen, wurde u. a. bei der Eröffnung des AV-Gletscherweges Innergshöb – Matrei in Osttirol erhoben.

zu 5: Das Wasserkraftpotential in Österreich und im Nationalpark Hohe Tauern (Abs. 4):

Die Krimmler Wasserfälle wurden im Hinblick auf das Europäische Naturschutzjahr 1970 am 27. Oktober 1967 vom Europarat mit dem EUROPÄISCHEN DIPLOM FÜR NATURSCHUTZ ausgezeichnet; die Krimmler Ache mit Rain- und Windbach ist damit als bedeutendstes Naturdenkmal Österreichs unter die Schirmherrschaft des Europarates gestellt.

Nationalpark und Landwirtschaft

RAINER BRUGGER

Mit der Unterzeichnung der Ländervereinbarung von Heiligenblut am 21.10. 1971 schied der Grundstein zur Schaffung eines österreichischen Nationalparks gelegt.

Sieht man diese Grundsteinlegung in der üblichen politische Erfolge markierenden Weise für irgendwelche künstlichen Bauwerke, dann mag die Enttäuschung darüber, daß diesem pompösen Akt nichts mehr folgte, verständlich erscheinen.

In Heiligenblut wurde allerdings der Grundstein zu einer Einrichtung geschaffen, die man nicht einfach mit technischem Aufwand errichten kann, die man vor allem auch nicht dekretieren kann; zu einer Einrichtung, die natürlich wachsen muß, wachsen vor allem mit der einheimischen Bevölkerung. Schon 1974 wurde auf dem Symposium »Die Zukunft der Alpen« der Internationalen Kommission zum Schutz der alpinen Regionen (CIPRA), einer Unterorganisation der IUCN, die Bejahung und Mitwirkung der Bevölkerung als wesentliche Voraussetzung zur Verwirklichung von Nationalparks genannt: »Die Lage des Nationalparks muß im Rahmen der allgemeinen Planung so ausgewählt werden, daß die Interessen der betroffenen Bevölkerung berücksichtigt bleiben. Die Bevölkerung soll an der Verwaltung bestehender wie an der Ausweisung und Verwaltung neuer Parks teilnehmen.«

Diese Einstellung konnte in den Anfängen der Entstehungsgeschichte eines Österreichischen Nationalparks überhaupt nicht registriert werden und gewinnt auch jetzt noch gegenüber den Verwaltungen der einzelnen Länder nur sehr zaghaft an Zustimmung. Fast als Majestätsbeleidigung wurde das Ansinnen zweier Einheimischer, den betroffenen Gemeinden von den Ländern her mehr Mitentscheidungsrecht einzuräumen, abgeurteilt.

Anfänglich stand der Schutz- und Verbotsgedanke dominierend im Vordergrund. Auch der Schutz vor allen Zugriffen durch die Einheimischen, damit auch vor der üblichen landwirtschaftlichen Bewirtschaftung wurde für notwendig erachtet. Die Ideologie von den Sanktuarien, Heiligtümern, die nur von chrfürchtigen Menschen, »Naturschutz-Priestern« wohl, betreten werden dürften, wurde teilweise vertreten. Viele Jahre hindurch mußte sich der einzige nicht-beamete Vertreter der unmittelbar betroffenen Bevölkerung in der Nationalpark-Kommission

(von einem Nationalpark-Geschäftemacher als ländlicher Baumcister apostrophiert) wie ein utopischer Rufer in der Wüste vorkommen, wenn er immer wieder auf die Bedeutung der bäuerlichen Bewirtschaftung für das Erscheinungsbild der Natur hinwies. Nunmehr zeigen einige Aussagen der Nationalpark-Kommission und einzelner Arbeitskreise doch recht klar die Wichtigkeit der von Bauernhand gepflegten Kulturlandschaft für den Nationalpark auf.

Für den Außenstehenden, den ankommenden Gast auch, ist diese Kulturlandschaft Objekt der ästhetischen Erbauung, Objekt zur Erholung; die Begegnung bleibt aber kurzfristig, äußerlich.

Der Einheimische, der hier lebende Mensch, steht hingegen in einer ganz subjektiven, persönlichen Beziehung zu seiner Landschaft. Vor Jahrhunderten haben seine Vorfahren hier die Wildnis gerodet, um der siedelnden Bevölkerung Existenzgrundlage zu schaffen, um Korn, Milch und Fleisch zur autarken Versorgung zu erwirtschaften. Durch die Nutzung des Landes, auch der extremen Flächen, durch die Regulierung des Wassers in den Anfangsstadien wurde der Bewuchs gefördert, der Boden verfestigt, der Siedlungsraum gesichert. Äcker wurden in alljährlicher mühevoller Arbeit entsteint, die Steine an den Grenzen zu Haufen getragen und mit dem entfernten Unkraut überworfen. Im Laufe der Jahre sind diese Steinriegel verwachsen und so – und zum Teil auch durch direkte Pflanzung – entstanden jene Buschreihen und Flurgehölze, die die reizvolle Gliederung und die starke räumliche Wirkung in der Landschaft bewirken. Bäume und Sträucher wurden nicht sich selbst überlassen; die jungen Triebe wurden größtenteils alljährlich geschnitten und sie bildeten mit dem Laub einen bedeutenden Teil der Winterfutterbasis für Schafe und Ziegen. Das von den Bergwiesen kommende Heu mußte ja den Rindern verfüttert werden, denn auf den Heimgutflächen war die Heugewinnung gering. Hier mußte Getreide zur Versorgung der Großfamilie angebaut werden.

Durch die Änderung der Lebensbedürfnisse und die Verbesserung der Versorgungsmöglichkeiten wurde der ertragsschwache Getreidebau immer mehr aufgegeben. Die Grünlandnutzung trat an seine Stelle und damit auch andere Bewirtschaftungserfordernisse. Mit der technischen Entwicklung und der von der Einkommenslage her erzwungenen Rationalisierung kam die Mechanisierung, die ihrerseits gelegentliche Eingriffe in die Landschaft, Geländebereinigungen, erzwang.

Im Berggebiet bleibt die Mechanisierungsmög-

lichkeit freilich gering und die Eingriffe in die Landschaft bescheiden. Trotzdem hat auch dort sich die Landschaft im Laufe vieler Jahre durch die bäuerliche Bewirtschaftung unmerklich verändert; aber ist sie dadurch unschöner oder unansehnlicher geworden? Der Anspruch, ein bestimmtes, zu irgendeinem Zeitpunkt gegebenes Erscheinungsbild der Natur für alle Zeiten fixieren zu wollen, läßt sich in der absoluten Form ethisch gar nicht rechtfertigen. Es liegt in der Natur von Haus aus eine langfristige Entwicklungs- und Veränderungstendenz, und der Mensch hat auch das Recht zur Gestaltung und Bewirtschaftung. Freilich hat die Naturlandschaft vielfältige Funktionen, und diese, wie die Substanz an sich, dürfen nicht gefährdet oder zerstört werden, die natürlichen Ressourcen nicht verbraucht werden. Der Bauer, generationenlang mit der Natur verbunden und von ihr abhängig, weiß das sehr genau.

Für den Einheimischen ist also die Landschaft Arbeits-, Wirtschafts- und Lebensbereich. In und mit seiner Landschaft arbeitet er, erlebt er seine Familie, begegnet seinen Nachbarn, der Dorfgemeinschaft. Er lebt und arbeitet gleichsam mit der Landschaft.

Die Einheimischen, Bauern und Grundeigentümer im besonderen, bringen gleichsam die Grundlage für den Nationalpark ein. Dies vorerst flächenmäßig 60% der Fläche des geplanten Nationalparks Hohe Tauern sind bäuerlicher Grundbesitz – mehr noch hinsichtlich des Gehaltes der Landschaft. Das besonders eindrucksvolle Bild des Gebietes wird ja vor allem vom bewirtschafteten, genutzten Teil der Landschaft und weniger vom Ödland geprägt. Die land- und forstwirtschaftliche Bewirtschaftung durch die Bauernfamilien ist zweifellos auch die billigste und höchst naturgemäße Landschaftserhaltung. Die unbehinderte Aufrechterhaltung dieser Bewirtschaftung ist der Erreichung des Schutzzweckes eines richtig verstandenen Nationalparks nicht nur nicht hinderlich, vielmehr Voraussetzung und sollte daher als eine der Zielsetzungen des Nationalparks festgelegt werden. Beschränkungen der Land- und Forstwirtschaft oder das »Einfrieren« einer bestimmten Bewirtschaftungsweise werden der Verwirklichung des Nationalparks also nicht dienlich sein. Schließlich handelt es sich um ein extremes Berggebiet, in dem die Nutzung ohnehin nicht unter großem technischen Einsatz mit umfassender Mechanisierung möglich ist, vielmehr stets naturnahe und den Erfordernissen des Nationalparks entsprechend erfolgen wird.

Das Konzept eines Nationalparks Hohe Tauern soll eine gestaltete Einrichtung, einen Park also, mit Anlagen und Attraktionen und mit einer sichtbaren blühenden Berglandwirtschaft als zentralem Erscheinungsbild zum Ziele haben. Darin liegen aber wohl auch die Grenzen:

Für Anlagen und Attraktionen, für die Intensivierung der naturnahen Landwirtschaft sind Förderungsmittel vonnöten. Wenn die öffentliche Hand nicht bereit ist, künftighin mehr für einen Österreichischen Nationalpark auszugeben, wird er Papier bleiben oder schlimmer: Sich als Geflecht von Verboten und Normen präsentieren und damit den Widerstand der einheimischen Bevölkerung provozieren. Die Forderung nach Gestaltung und die Frage der Finanzierbarkeit zwingen wohl auch zur gebietsmäßigen Einschränkung überhaupt. Seien wir doch zufrieden, wenn wir einen wesentlich kleineren Nationalpark ausbauen und gestalten können.

In den allermeisten Projektsunterlagen, auch schon in jenem Tiroler Landesregierungsbeschuß vom Juli 1971, der das Einverständnis der betroffenen Tiroler Gemeinden zur Unterzeichnung der Ländervereinbarung (nachdem diese durch deren Widerstand über das Naturschutzjahr 1970 hinaus »verschleppt« worden war) ermöglichte, wird der Nationalpark als Raumordnungsmaßnahme gesehen und vertreten. Dann wird aber die harmonische Weiterentwicklung der Gesamtwirtschaft des Gebietes und der Land- und Forstwirtschaft im besonderen im Nationalpark sicher unbestritten sein. Natürlich werden Nutzungsansprüche und Schutzinteressen sehr sorgfältig abzustimmen sein. An der Beachtung dieses Grundsatzes und der Durchsetzbarkeit des Schutzzweckes gegenüber fremden Interessen werden sich nun einmal für die einheimische Bevölkerung die Glaubwürdigkeit und die Unterstützungswürdigkeit des Nationalparks erweisen.

Daß die Erhaltung und Stärkung der bergbäuerlichen Landwirtschaft als eine der Zielsetzungen des Nationalparkes angesehen wird, und daß die einheimische Bevölkerung dahintersteht und an der Planung und Verwaltung teilnehmen kann, scheinen die zwei wesentlichen Voraussetzungen zu sein, um das natürliche Wachsen des Nationalparks zu ermöglichen. Die Frage, warum bisher so wenig weiterging, scheint damit gleichzeitig beantwortet.

Anschrift des Verfassers:

Rainer Brugger

*Bez. Landwirtschaftskammer
9900 Lienz*

Nationalpark und Wissenschaft

GEORG GÄRTNER

»So verdient also auch diese höchst sehenswerthe Gegend je länger je mehr von Fremden, besonders von Naturforschern, besucht zu werden; sollte es endlich möglich werden, daß auch auf der Salmshöhe eine gemauerte Hütte hergestellt werden könnte, und dadurch eine leichtere Besteigung des Großglockners möglich gemacht werden, so würde unstreitig auch den wichtigsten Entdeckungen im ganzen Gebiete der Naturwissenschaften Thor und Thüre geöffnet seyn«. (HOPPE 1833)

Diese enthusiastischen Worte aus dem Munde von David Heinrich HOPPE, Arzt, Botaniker und Entdecker der Gamsgrube an der Pasterze, zeichnen Stand und Lage der wissenschaftlichen Erforschung der zentralen Ostalpen in jenen Jahren wohl treffend. Wenngleich seit Beginn der Erschließung der Alpen Wissenschaftler, insbesondere Naturforscher, daran stets bedeutenden Anteil hatten, blieb das Wissen um die Natur des Hochgebirges bis herauf in unsere heutigen Tage auf zahlreiche Detailstudien verschiedenster Wissensdisziplinen – noch dazu verstreut in ebenso zahlreichen Zeitschriften – beschränkt. Die von TROLL (1954) geforderte zusammenfassende Darstellung der Hochgebirgsnatur der Alpen wird eine der großen Hoffnungen der Wissenschaft auch in einem künftigen Nationalpark bleiben. Ehe an dieser Stelle auf die vielseitigen Möglichkeiten einer Forschungstätigkeit für theoretische und angewandte Wissenschaften durch die Schaffung eines Nationalparks und darüber hinaus durch die Struktur und Organisation eines derartigen Landschaftsraumes eingegangen wird, sei in kurzer Rückblende die historische Entwicklung der wissenschaftlichen »Erschließung« des geplanten Nationalparks vorangestellt.

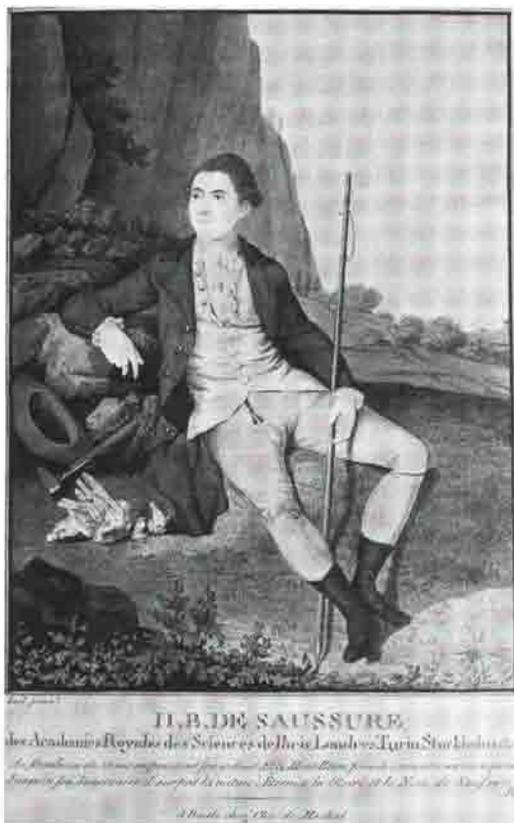
Seit den Anfängen der Geschichte stehen Mensch und Gebirge in spannungsgeladener Beziehung – im griechischen Olymp nicht anders als in den Bergen Tibets oder den Inneralpen. Die Berührungspunkte zwischen Mensch und Bergnatur beschränkten sich etwa im Altertum auf Bedürfnisse des Lebens- und Überlebens (Jagd, Handel, Bergbau) oder entsprangen sozialen und politischen Quellen (Völkerwanderung, Kriege). Bereits in vorrömischer Zeit dürften mehrere Paßübergänge in den Hohen Tauern begangen worden sein, während der Mensch des Mittelalters das Hochgebirge als Ort des Schreckens nach Mög-

lichkeit zu meiden suchte. Den Anfängen eines echten Alpinismus, diesem »späten Erzeugnis einer abendländischen Kultur« (TROLL, 1954) begegnen wir erstmals in der Zeit der Renaissance und des Humanismus, als sich Naturgefühl, Wissensdrang, ja Begeisterung für die urtümliche Schönheit des Gebirges entwickelten. Doch nur wenige Naturforscher, Maler, Dichter und Reisende wagten die beschwerliche Reise zu den Alpengipfeln. Fuhr man doch damals **durch** das Gebirge, nicht **ins** Gebirge! (Wertvolle kulturgeschichtliche Daten zur Entdeckungsgeschichte der Alpen in der jüngsten Zusammenstellung bei OPPENHEIM 1974).

In den Westalpen bildet die historische Besteigung des Pilatus 1555 durch Conrad GESNER die Basis der Alpenbotanik wie überhaupt wissenschaftlicher Naturbeobachtungen (GESNER veröffentlichte u.a. erstmals eine Gliederung der Vegetation in Höhenstufen) aus den Alpen. Zur gleichen Zeit waren in den südlichen Alpen Pietro Andrea MATTIOLI und Francesco CALCEOLARI (1551 erste Besteigung des Monte Baldo) tätig, während die östlichsten Alpenausläufer vor allem botanisch durch Carolus CLUSIUS er-



Conrad Gesner (1516 – 1565), Arzt und Naturhistoriker aus Zürich, Begründer der wissenschaftlichen Naturbeobachtung (Kupferstich, Frankfurt 1650; aus dem Ausstellungskatalog „Porträt 2 – der Arzt“ d. Westfälischen Landesmuseums, Münster 1979).



Horace Bénédict de Saussure (1740 – 1799), Genfer Naturforscher und Alpinist, bestieg 1787 den Mont-blanc; durchstriefte auf zahlreichen Reisen die Schweizer Alpen und gilt als Ahnherr moderner Hochgebirgsforschung (kolorierter Stahlstich aus der Sammlung des Alpenvereinsmuseums Innsbruck).

forscht wurden. Brachte das Naturideal des Barock eine Abwendung von der Naturlandschaft und damit auch vom Hochgebirge, so setzte neuerlich im 18. Jahrhundert, beflügelt von Aufklärung und Romantik, der Hang zum »Alpenreisen« ein. Den Gefahren der noch ungebändigten Natur trotzend »erlebte« man die Gebirgswelt und schwelgte im Naturgefühl, beflügelt von Albrecht HALLERS Lehrgedicht »Die Alpen« (1729). Zwei Universalgelehrte prägten im 18. Jahrhundert die grundlegende wissenschaftliche Erforschung der Alpen: der Zürcher Stadtarzt Johann Jakob SCHEUCHZER (»Naturgeschichte der schweizerischen Gebirge«, 1716) und der Genfer Alpenforscher Horace Bénédict de SAUSSURE (»Voyages dans les Alpes«, 4 Bände 1779–1796). Spuken bei SCHEUCHZER noch Drachen und barocke Bergungeheuer im Gebirge

nerum, ist de SAUSSURE'S Besteigung des Mont Blanc (1887), verbunden mit genauen physikalischen und meteorologischen Messungen, herausragendes Beispiel für den Aufschwung der allgemeinen Hochgebirgsforschung in kaum hundert Jahren. SAUSSURE gilt heute als Ahnherr der modernen Alpenforschung.

Die Westalpen dürfen somit den Ursprung wissenschaftlicher Alpenforschung für sich in Anspruch nehmen. Wenngleich sich, wie bereits erwähnt, menschliche Aktivitäten in den zentralen Alpenketten, also etwa im Gebiet des geplanten Nationalparks, bereits aus vorrömischer Zeit nachweisen lassen, der Name Tauern seit dem 9. Jahrhundert belegt ist und der Großglockner schon in den Karten des 16. Jahrhunderts aufscheint (im 1561 gedruckten Atlaswerk des Wolfgang LAZIUS und in der 1595 in Venedig gedruckten Karte des Andrea BERTELLUS, (vgl. Zusammenstellung d. Tiroler Landesarchivs 1975), beginnt die eigentliche wissenschaftliche Erforschung des Tauernraumes Ende des 18. Jahrhunderts. Klangvolle Namen aus Naturwissenschaft und Adel verbinden sich besonders mit der Wissenschaftsgeschichte des Kernraumes um den Großglockner, so z.B. Franz Xaver von WULFEN, Belsazar HACQUET, David Heinrich HOPPE, Graf Franz Xaver von SALMREIFFERSCHIED, Graf Sigmund von HohenwARTH, Erzherzog JOHANN u.v.a. (siehe u.a. bei GAMS, 1936, 1951, 1965, SCHMITT, 1965). Bei Durchsicht der zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten aus dem Gebiet der Hohen Tauern bilden bis in unsere heutigen Tage der Glockner und der Großvenediger eindeutig Schwerpunkte – nicht nur für die Forschung auf dem Gebiet der Hochgebirgsbiologie, Geologie, Geographie und Kartographie sondern auch für die Entwicklung des Alpinismus in seiner Gesamtheit. Wen wundert es, stellen doch die Hohen Tauern nicht zuletzt auf Grund ihrer reichen Naturlandschaft den repräsentativsten Teil der Ostalpen und damit eine wahrlich nationalparkwürdige Landschaft dar.

Aus der »Nationalparkliteratur« des vorigen Jahrhunderts verdienen neben den stimmungsvollen Reiseschilderungen eines Franz VIERTHALER (1816) oder G.H. SCHUBERT (1823), worin auf die mangelhaften touristischen Einrichtungen in den Tauern mehrmals hingewiesen wird, ebenso Erwähnung, wie die um die Mitte des 19. Jahrhunderts erarbeiteten geologischen, klimatologischen und glaziologischen Daten der Gebrüder Adolf und Hermann SCHLAGINT-

WEIT, sowie weiterer »Klassiker« der Alpenforschung wie Dionys STUR od. K.v. SONKLAR. Als treibendes Element steht neben dem wissenschaftlichen Forscherdrang und tiefer Naturverbundenheit der Aufschwung des Alpinismus – maßgeblich beeinflusst durch einheimische und besonders auch englische Alpinisten (TYNDALL, WHYMPER, John BALL am Glockner u. a.) In dieses Goldene Zeitalter des Alpinismus fallen auch die Gründung des Österreichischen Alpenvereins (1862), des Deutschen Alpenvereins (1869, 1873 vereinigt mit dem Österreichischen AV) und anderer alpinistischer Vereine. (Die Zeitschriften und Jahrbücher dieser Vereine geben hierüber erschöpfend Auskunft). In den Folgejahren eilte die touristische Erschließung in den Hohen Tauern ebenso wie in den übrigen Teilen der Alpen der wissenschaftlichen Bestandsaufnahme weit voraus; dennoch erbrachten fruchtbares Zusammenwirken zwischen Alpinismus und Wissenschaft in gegenseitiger Ergänzung erst jene Grundlagen für das Verständnis der Hochgebirgsnatur, die weit über die Alpen hinaus wirkten. Hervorragende Zeugnisse dieser wissenschaftlich-alpinistischen Leistungen stellen etwa Carl SCHRÖTERS »Pflanzenleben der Alpen« (1. A. 1912), A. PENCKS u. E. BRÜCKNERS »Die Alpen im Eiszeitalter« (1909), die Alpenvereinskartographie als Gesamtheit (unter S. u. R. FINSTERWALDER) oder der Bereich der Gletscherforschung (R. FINSTERWALDER, H. KINZL) dar. (Hier sei wiederum auf die Zeitschriften und Jahrbücher des Alpenvereins und die Reihe der Wissenschaftlichen Alpenvereinshefte, insbesondere die Übersicht über die Alpenvereinskartographie von E. ARNBERGER, 1970, verwiesen). Nicht zuletzt bildeten die wissenschaftlichen Erkenntnisse aller Teilbereiche der Hochgebirgsforschung die Basis für die Weiterentwicklung des Raumes Hohe Tauern; insbesondere aber konnte die Forschung aus dem Bereich Hochgebirgsbiologie schlagkräftige Argumente gegen die Erschließungseuphorie mancher Technokraten erbringen.

Bereits ab den Zwanzigerjahren unseres Jahrhunderts drangen technische Großprojekte in das Kerngebiet der Hohen Tauern vor, wogte der Kampf zwischen Naturschutz und Technik (z.B. Gamsgrube – Glocknerstraße, vgl. dazu Sonderheft von Natur und Land 1951), planten verantwortungsbewußte Naturfreunde und Wissenschaftler an der Verwirklichung der Idee eines österreichischen Nationalparks in den Hohen Tauern. (DRAXL, 1977).

Wenngleich kleinräumige, wissenschaftlich gründlich erforschte Naturschutzgebiete (wie etwa die Gamsgrube an der Pasterze) unter die Naturschutzgesetzgebung einzelner Bundesländer gestellt wurden, und zahlreiche Nachbarstaaten Österreichs (wie z.B. Schweiz oder Italien) längst Nationalparks errichtet hatten, dauerte es bis zur historischen Vereinbarung der 3 Bundesländer Salzburg, Kärnten und Tirol (1971), ehe Politiker, Wissenschaftler, Raumplaner, Juristen und Bevölkerung mit diesem Novum eines ausgedehnten Schutzgebietes intensiv in Beziehung traten. Trotz internationaler Beispiele verdichtete die Vielfalt divergierender Interessen den Ablauf der Nationalparkplanung und -verwirklichung zu einem zähflüssigen Teig von Wünschen, Hoffnungen und Zielvorstellungen. Dabei sind die Probleme für Wissenschaft und Forschung keineswegs einfach: steht doch den Wünschen der Wissenschaft (insbesondere der Naturwissenschaft) nach einem großräumigen, möglichst unbeeinflussten Arbeitsgebiet für verschiedene Disziplinen der verständliche Wunsch von Planern, Wirtschaft u. Politik gegenüber, ehestens klare Linien für Ziele der Raumplanung, Energiewirtschaft oder Fremdenverkehr zu erstellen – dazu sind allerdings umfassendes Datenmaterial, wiederum geliefert von der Wissenschaft, erforderlich. Dabei entstehende Zugzwänge für die Wissenschaft brauchen nicht weiter erläutert zu werden: allein die Erstellung von Kartengrundlagen (etwa Vegetationskarten) erfordert beträchtlichen Kosten-, Zeit- und Personalaufwand, der vielfach unterschätzt wird.

Damit kommen wir zu den Kernfragen im Bereich Wissenschaft und Nationalpark: welche Möglichkeiten und Probleme erwachsen der Wissenschaft (im folgenden ist besonders an die Naturwissenschaften gedacht) bereits in der Planungsphase des Nationalparks, was bietet umgekehrt der Nationalpark der Wissenschaft und welche Schlüsse kann man aus Forschungsergebnissen ziehen, die in einem Nationalpark gewonnen wurden? Dazu Carl SCHRÖTER anlässlich einer Exkursion der Schweizer Naturforschenden Gesellschaft in den Schweizer Nationalpark am 9. August 1916: »Nicht nur dem Naturfreund, auch der Wissenschaft wird der Nationalpark unerschöpfliche Dienste leisten. Unsere Gesellschaft hat die Aufgabe übernommen, diesen Born auszuschöpfen; ihre wissenschaftliche Parkkommission ist an der Arbeit. Es soll ein absolut vollständiges Inventar der gesamten Pflanzen- und

Tierwelt, eingeschlossen das mikroskopische Kleinleben, aufgenommen werden: eine Aufgabe, die, nebenbei gesagt, noch nirgends auf der ganzen Erde gelöst ist. Es soll namentlich durch wiederholte Aufnahmen desselben Standortes die allmähliche Wiederherstellung der ursprünglichen Flora und Fauna gegenüber der durch Menschen beeinflussten verändert werden; dann aber auch die natürliche Wechselwirtschaft der Biozöosen, die natürliche Aufeinanderfolge, die Sukzessionen der Pflanzen- und Tiergemeinschaften im Zusammenhang mit geologisch oder organisch bedingten Veränderungen des Substrates. Es soll danach gestrebt werden, die natürlichen Bedingungen der geologischen Unterlage, des Bodens und des Klimas im kleinsten Raum festzulegen. Und es soll die Unberührtheit, die Sicherheit vor Störungen durch Mensch und Vieh benützt werden, langsame säkuläre Veränderungen des Terrains an Pegeln zu studieren. So werden in diesem einzigartigen Laboratorium die Naturforscher unseres Landes sich zu gemeinsamer erspriechlicher Arbeit zusammenfinden, auf dem internationalen Boden der Wissenschaft eine nationale Aufgabe zu lösen.«

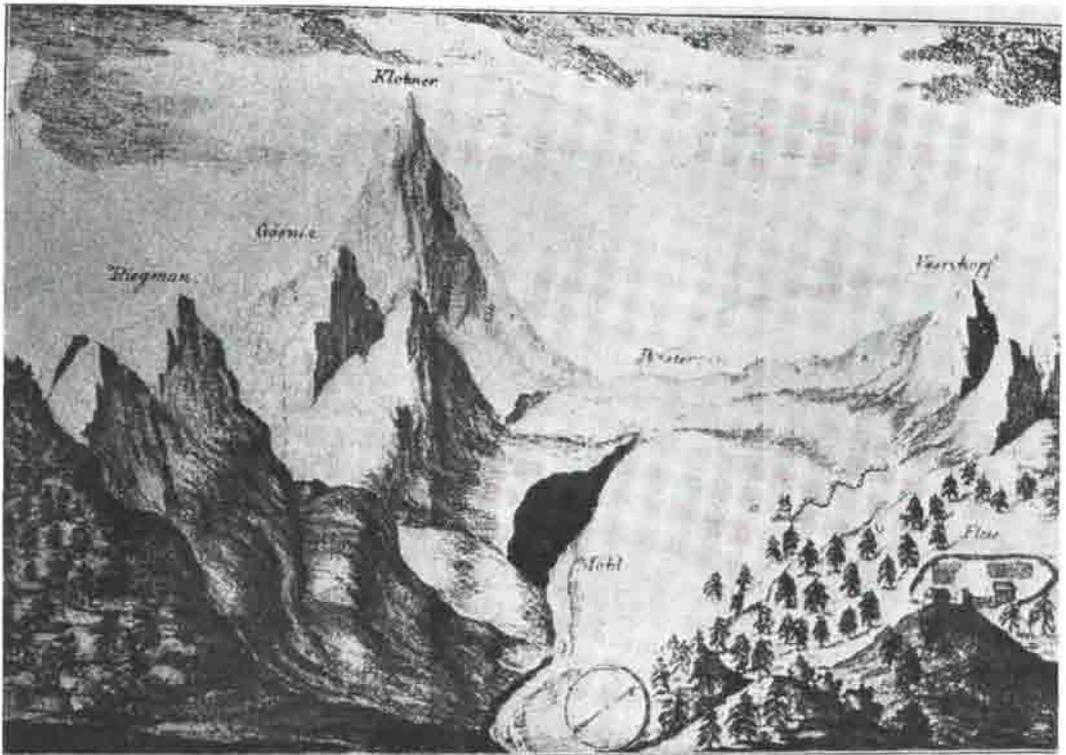
Diese treffenden Ausführungen SCHRÖTHERS haben in ihrer Bedeutung ebenso Gültigkeit für unseren geplanten Nationalpark Hohe Tauern. Ohne intensive Beteiligung der Wissenschaft an den Gesamtplanungen wäre es bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt kaum zu den vorliegenden Nationalparkzonen und deren Abgrenzung gekommen. So konnte bereits die für jegliche landschaftsbezogene Planung notwendige Vegetationskarte (im Maßstab 1:25 000) in Teilen fertiggestellt werden. (Siehe Bericht in Heft 4/78 der Nationalparkkommission).

Der Kartierung der aktuellen Vegetation des Tauernraumes (im Maßstab 1:100 000 der Vegetationskarte von Tirol liegen Blatt 8/Hohe Tauern und Pinzgau sowie Blatt 12/Osttirol seit 1974 vor) kommt größte Bedeutung für künftige nationalparkkonforme Maßnahmen zu: ist doch die aktuelle Vegetation nicht nur deutlicher Hinweis auf die Beschaffenheit von Untergrund und Klima, sondern daneben auch das Ergebnis von Umwelteinflüssen in einem uralten menschlichen Siedlungs- und Wirtschaftsraum wie ihn die Tauern darstellen. Almwirtschaft, Waldnutzung, Siedlungstätigkeit und andere Veränderungen des Naturgefüges dokumentiert die Vegetationskarte – somit eine Planungsgrundlage mit weitreichender Wirkung; nicht ohne Grund dienten zur Aus-

gliederung der Kernzonen des künftigen Nationalparks die vorliegenden Karten der aktuellen Vegetation. (STERN/SCHIECHTL, 1977). Über den derzeitigen Stand weiterer wissenschaftlicher Grundlagenforschung in den vorgesehenen Nationalparkzonen, z.B. Besitzstrukturen, Kulturartenverteilung, energiewirtschaftliche und touristische Erhebungen etc. sei hier nochmals auf die seit 1977 erscheinenden Hefte der Nationalparkkommission verwiesen.

Welche Funktion kann nun ein so großflächiges Schutzgebiet, wie es der geplante Nationalpark darstellen könnte, für die Wissenschaft erfüllen? Denn Motive und Vorstellungen der Wissenschaft über den Wert streng geschützter Großräume (wie etwa die Kernzonen Großglockner und Großvenediger) scheinen in der Öffentlichkeit vielfach verkannt zu werden (GAMS, 1970, HARROY, 1970, GEPP, 1975 u. a.) Wissenschaftliche Forschung z.B. im Bereich der Hochgebirgsbiologie umfaßt neben der Erhebung des Artenbestandes an Pflanzen und Tieren oder der Erfassung einzelner Umweltfaktoren vielmehr die ganzheitliche Erforschung von Lebensgemeinschaften (Biozöosen). Die Kenntnisse aller Zusammenhänge, Zustände, ihres biologischen Gleichgewichts zu erarbeiten und anzuwenden wurde bereits von Großprojekten (wie dem Internationalen Biologischen Programm, I.B.P., od. Man and Biosphere, M.A.B.) in die Tat umgesetzt. Österreichs Anteil an diesen Forschungsvorhaben ist beachtlich und beispielhaft für die Bedeutung großflächiger, ungestörter Hochgebirgsräume für die Wissenschaft. Zahlreiche Länder der Erde haben dem Umstand Rechnung getragen und der Wissenschaft Nationalparke und Schutzgebiete verfügbar gemacht. Die solcherart ermöglichten Forschungen etwa im Schweizer Nationalpark oder im schwedischen Nationalpark Abisko erbrachten wichtige Erkenntnisse, die keineswegs nur lokal anwendbar waren. Als Ausdruck der umfassenden naturwissenschaftlichen Forschung in Nationalparks seien die stattliche Reihe der Veröffentlichungen »Ergebnisse der wissenschaftlichen Untersuchungen des schweizerischen Nationalparks« oder die zahlreichen Publikationen über die Natur des schwedischen Nationalparks Abisko genannt.

Kehren wir zurück zu den Hohen Tauern und versuchen wir Carl SCHRÖTHERS Voraussagen auf die gegenwärtige Situation des österreichischen Nationalparks umzulegen, so zeigt sich, daß die Erfassung des Artenbestandes der Pflan-



Darstellung der Glocknergruppe aus dem Bericht über eine „Mineralogisch-botanische Lustreise von dem Berg Terglou in Krain, zu dem Berg Klokner in Tyrol, im Jahre 1779 und 1781“, von Belsazar Hacquet (1739 – 1815), Arzt und Professor für Naturgeschichte in Krakau und Lemberg. Hacquet gelangte damals bis an den Fuß der „Basterzen“ und erwog die Besteigung des „Klokners“ (aus A. Steinitzer, *Der Alpinismus in Bildern*, München 1913).

zen- und Tierwelt noch keineswegs zur Gänze abgeschlossen ist, insbesondere im Bereich der Kleinlebewelt (etwa der Mikrofauna u. -flora der Hochgebirgsgewässer) noch Forschungslücken klaffen. Hier besteht ein weitgestreutes Feld für Forschungsaufgaben von Hochgebirgsbiologen und -limnologen, deren Arbeitsgebiete nicht selten technischen Projekten zum Opfer fielen. Von botanischer Seite wurden bereits mehrfach Neuaufnahmen der Flora und Vegetation desselben Nationalparkgebietes gemacht (z.B. im Raum Großglockner durch GAMS 1936, FRIEDEL 1934, veröff. erst 1956, WAGNER 1977); auch bei der Vegetationskartierung bietet sich die Möglichkeit zu weiteren, detaillierteren Vegetationsaufnahmen, deren Durchführung wiederum mit der Verwirklichung des Nationalparkes aufs engste verknüpft ist. Die inventarmäßige Erfassung der Fauna des Nationalparkgebietes kann auf die besonders gründliche Bearbeitung der Landtierwelt durch H. FRANZ (1943 in den mittleren Tauern, später ausgedehnt auf die gesamten

Nordostalpen) zurückgreifen, welche die bisher weitaus vollständigste Monographie eines großen Teilgebietes der Alpen darstellt.

Die Bedeutung von Waldreservaten im Nationalpark als Forschungslaboratorium für waldbauliche und vegetationskundliche Fragestellungen erläuterte K. ZUKRIGL (1978) im Detail. Nicht nur die reiche Vielfalt an Waldgesellschaften im Gebiet des geplanten Nationalparkes, sondern auch die Flächenausdehnung repräsentativer Sonderschutzgebiete böten Forschungsmöglichkeiten, wie sie in den bisher bestehenden Waldreservaten Österreichs fehlen.

Für zoologische, ornithologische, wildbiologische u. a. Forschungsaufgaben stellt ein Nationalpark natürlich ebenso günstige – weil stabile – Voraussetzungen dar, denn zahlreiche Tierarten, deren Lebensräume ständiger Bedrohung und Einengung ausgesetzt sind, finden in einem großräumigen Schutzgebiet geeignete Rückzugs- und Überlebensbedingungen.

Schon längst hat sich die Funktion des »Natur-

schutzgebietes« über das Konservieren seltener Tier- oder Pflanzensippen hinaus erweitert und sind Schutzgebiete zu lebenswichtigen Zellen des Überlebens artenreicher Lebensgemeinschaften geworden, deren Fortbestand nur in noch rechtzeitig bereitgestellten Landschaftsräumen gesichert erscheint. Diesem Umstand tragen auch die Bemühungen internationaler Gremien von Wissenschaftlern Rechnung, die sich seit Jahren bemühen, ein internationales Netzwerk »biogenetischer Reserve« zu errichten, deren Funktion ganz allein auf das Überleben und die Regeneration gefährdeter oder charakteristischer Lebensgemeinschaften unter wissenschaftlicher Kontrolle ausgerichtet ist. In dieses Netzwerk biogenetischer Reserve könnten auch Teile des Nationalparks Hohe Tauern künftig miteinbezogen werden. (Siehe auch Resolution 76/17 des Europarates vom 15.3. 1976) Doch werden Argumente der Wissenschaft zur Errichtung von Schutzgebieten im Hochgebirge gerne verdrängt und haben gegenüber wirtschaftlichen Argumenten leider zu wenig Gewicht. Bedenkliche Zeitercheinungen wie Verarmung der Tier- und Pflanzenwelt (»Rote Listen« weisen auf die erschreckende Zahl bereits ausgerotteter oder gefährdeter Arten hin!) oder Alarmzeichen aus dem Boden-, Luft- und Wasserhaushalt haben das Bild der »heilen Welt des Hochgebirges« schon längst verübert.

Somit kommt wissenschaftlichen Untersuchungen wie es z. B. die Erforschung der »Lebensgemeinschaft alpine Grasheide« in den Hohen Tauern (CERNUSCA, 1977) darstellt, größte praktische Bedeutung zu: die im Gelände erarbeitete umfangreiche Datensammlung aus einer mehr oder weniger stabilen (naturnahen) Landschaft liefert die Vergleichsbasis für ähnliche Untersuchungen in menschlich beeinflussten und geprägten Lebensräumen.

Damit kommen wir zur letzten Frage im System Nationalpark und Wissenschaft: lassen sich wissenschaftliche Erkenntnisse aus Forschungsarbeiten in nationalparkgerechten Landschaften auf breiter Basis ableiten und auf vom Menschen geformte Gebiete umlegen? Betrachten wir unsere Situation konkret, so stehen wir noch am Beginn des Weges, den einzelne Detailstudien bereits so vielversprechend vorgezeichnet haben. Die im österreichischen UNESCO-Programm (MaB-Hochgebirgsprogramm) bisher gewonnenen Daten lassen bereits wichtige Schlüsse auf den menschlichen Einfluß auf das Ökosystem (z. B.

»alpine Grasheide«, CERNUSCA 1977), seine Veränderungen und damit aber auch seine Belastbarkeit zu. Diese im Gebiet des Großglockners in Zusammenarbeit von Meteorologen, Hydrologen, Botanikern, Zoologen und Bodenkundlern durchgeführten Forschungsprogramme liefern wertvolle Hinweise auf die Zusammenhänge und Lebensfunktionen der Pflanzendecke unter Hochgebirgsbedingungen. Daraus gewonnene Erkenntnisse sollten als Basis weiterer Untersuchungen, u. a. an aufgelassenen Almen, an Skipisten, Straßen usw. dienen. (Die Durchführbarkeit solcher Teamarbeit, deren Finanzierung, Koordination usw. in einem künftigen Nationalparkgebilde – gesteuert etwa von einer wissenschaftlichen Nationalparkkommission wie in der Schweiz – soll hier nicht weiter behandelt werden.)

Somit stellen die naturnahen Urlandschaften des Hochgebirges wie sie vielleicht in den Kernzonen des Nationalparks Hohe Tauern verwirklicht werden, die Basis für die Wissenschaft in mehrfacher Weise dar:

1) in der Funktion des **wissenschaftlichen Planungsraumes**, unter anderem zur Erfassung des natürlichen Inventars in seiner größtmöglichen Vielfalt,

2) als **sichergestellte Forschungsgebiete für Langzeitprogramme**, vor allem Ökosystemstudien in möglichst ungestörten Hochgebirgsräumen (dabei stellen verkehrstechnische Zugänglichkeit, Unterkunftsmöglichkeiten usw. weitere Pluspunkte für die Eignung der Hohen Tauern als »Freilandlaboratorium« dar);

3) die in noch unzerstörten Hochgebirgslandschaften gewonnenen wissenschaftlichen Daten stellen elementare Grundlagen für künftige menschliche Aktivitäten (nicht herkömmliche Bewirtschaftungsformen, sondern Veränderungen des Gesamtgefüges wie etwa technische Großbauten) im alpinen Raum dar. Somit sind Nationalparklandschaften auch **wertvolle Bezugssysteme** für die Wissenschaft.

Zur Schaffung des Nationalparks Hohe Tauern braucht es die Wissenschaft – ebenso notwendig braucht die Wissenschaft den Nationalpark, als Stätte und Objekt der Forschung, zur Erhaltung der Vielfalt pflanzlicher und tierischer Lebensgemeinschaften genauso wie zur Belehrung, Erbauung und Freude heutiger und künftiger Generationen.



Moderne ökologische Forschung in der alpinen Grasheide des Großglocknergebietes durch die Mab-Arbeitsgruppe des Botanischen Institutes der Universität Innsbruck (Foto: Dr. Chr. Körner)

Literatur (Auswahl):

CERNUSCA, A. (Hrsg., 1977): Alpine Grasheide Hohe Tauern, Ergebnisse der Ökosystemstudie 1976. Veröff. d. Österr. MaB-Hochgebirgsprogrammes Hohe Tauern, 1: 1-175, Wagner Innsbruck.

DRAXL, A. (1977): Zur Geschichte der Nationalparkidee in den Hohen Tauern. – Berichte/Informationen Nationalpark Hohe Tauern, 1: 7-11.

FRANZ, H. (1943): Die Landtierwelt der mittleren Hohen Tauern. Denkschr. Akad. Wiss. Wien, math. nat. Kl., 107: 1-552.

FRANZ, H. (1954 u. 61): Die Nordostalpen im Spiegel ihrer Landtierwelt. Band 1: 664 S., Band 2: 792 S., Wagner, Innsbruck.

FRIEDEL, H. (1956): Die alpine Vegetation des obersten Mölltales (Hohe Tauern). Erläuterung zur Vegetationskarte der Umgebung der Pasterze (Großglockner). Wiss. Alpenvereinshefte, 16: 1-153, Innsbruck.

GAMS, H. (1936): Beiträge zur pflanzengeographischen Karte Österreichs. I. Die Vegetation des Großglocknergebietes. Abh. zool.-bot. Ges. Wien, 16(2): 1-79.

GAMS, H. (1951): Die Gamsgrube an der Pasterze, das merkwürdigste »Hintergras« der Alpen. Natur und Land, 37: 119-124.

GAMS, H. (1965): Die naturwissenschaftliche Erforschung der Glocknergruppe. Jahrb. dtsch. Alpenver. (Alpenvereinszeitschr. 90): 89-93.

GAMS, H. (1970): Wesen und Wert der Nationalparke. Mitt. österr. Alpenver. 25: 60-61.

GEPP, J. (1975): Naturschutzgebiete und angewandte Wissenschaften. Natur und Land, 61(1): 14-17.

HARROY, J.P. (1970): Die Bedeutung der Nationalparke als Naturschutzgebiete und der Naturparke als Erholungslandschaften für Wissenschaft und Allgemeinheit. Natur- und Nationalparke 29: 6-7.

HOPPE, D.H. (1833): Die Gamsgrube im oberkärnthischen Hochgebirge; Schilderung ihrer Besteigungen, Lage und Vegetation. Flora, 16(1): 545-560, 561-573, 584-592.

MÄGDEFRAU, K. (1975): Die ersten Alpen-Botaniker. Jb. Ver. Schutze Alpenpfl. u. -tiere, 40: 33-46.

OPPENHEIM, R. (1974): Die Entdeckung der Alpen. Huber, Frauenfeld, 296 S.

PITSCHMANN, H., REISIGL, H., SCHIECHTL, H.M. u. STERN, R. (1974): Karte der aktuellen Vegetation von Tirol 1: 100 000, 4. Teil: Blatt 8, Hohe Tauern und Pinzgau. Documents Cartogr. Ecol., 14: 17-32, mit mehrfarb. Veg. karte u. ausführl. Lit. Verz.

SCHIECHTL, M. und STERN, R. (1975): Karte der aktuellen Vegetation von Tirol 1: 100 000. 5. Teil: Blatt 12, Osttirol. Documents Cartogr. Ecol., 15: 59-72.

SCHMITT, F. (1965): Großglockner-Chronik. Jahrb. dtsch. Alpenver. (Alpenvereinszeitschr. 90): 17-34.

SCHUBERT, G.H. (1823): Wanderbüchlein eines reisenden Gelehrten nach Salzburg, Tirol und der Lombardey. Erlangen, 278 S.

STERN, R. und SCHIECHTL, M. (1977): Die Bedeutung von Vegetationskarten für die Planung eines Nationalparks. Berichte/Informationen Nationalpark Hohe Tauern, 1: 11-16.

TIROLER LANDESARCHIV (1975): Der Tiroler Grenzberg Großglockner in alten Karten und Geschichtsquellen. Lebendige Geschichte 12, 36 S.

TROLL, C. (1954): Alpinismus und Wissenschaft. Naturwiss. Rundschau, 8: 316-322.

VIERTHALER, F.M. (1816): Meine Wanderungen durch Salzburg, Berchtesgaden und Österreich, 2. Teil. Die Reise auf den Großglockner: 247-274. Wien.

WAGNER, H. (1977): Bericht über die Vegetationskartierung im Rahmen des MaB-Hochgebirgsprogramms im Glocknergebiet. Sitzungsber. Österr. Akad. d. Wiss., Mathem.-naturwiss. Kl., Abt. 1, 186 (1-3): 75-79.

ZUKRIGL, K. (1978): Waldreservate für Naturschutz und Forschung – eine Chance im Nationalpark. Berichte/Informationen Nationalpark Hohe Tauern, 3: 27-32.

Anmerkung:

Besonders reichhaltiges Literaturverzeichnis über die Hohen Tauern (speziell Großglockner) in: Neue Forschungen im Umkreis der Glocknergruppe, Wiss. Alpenvereinshefte, 21, 1-321, München 1969.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Georg Gärtner
Botanisches Institut der Universität
Sternwartestr. 15
6020 Innsbruck

Ein seltener, heimlicher Vogel an der Waldgrenze in den Alpen – der Dreizehnspecht (*Picoides tridactylus*).

Foto: I. Zmölnig
Eine der schönsten, aber bereits selten gewordenen Alpenpflanzen, ein echter „Gebirgler“ unter der Alpenflora – die Edelraute (*Artemisia mutellina*).

Foto: W. Reiter



»Aus den Türritzer Alpen«

BERNHARD BAUMGARTNER

Geographisch reichen die Alpen zwar bis an die Donau und in die Randbezirke Wiens. Im Bewußtsein der meisten Alpenbesucher jedoch enden sie schon mit Hochschwab oder Schneeberg, obwohl zwischen der Stadt am Strom und dem entlang der steirischen Grenze ragenden Hochgebirgszug eine jahrzehntealte Wandertradition blüht und hier, in Mathias Zdarskys Bergheimat, eine Wiege des alpinen Skisports liegt. Daß dieses »voralpine Niemandsland« mit seinen eher bescheidenen Bergzielen nun sogar in einem Jahrbuch Aufnahme findet, hat seinen guten Grund! Stellen doch Wanderer die überwiegende Mehrheit der Alpenvereinsmitglieder und sind die Voralpen des keineswegs nur aus Ebenen und Hügeln bestehenden Bundeslandes Niederösterreich, während der vielbesuchten Babenberger-Ausstellung im Stift Lilienfeld 1976, weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt geworden.

Eine schlichte Landschaft

Das Erleben einer möglichst unversehrten oder doch zumindest harmonisch genutzten Natur gewinnt in unserer übertechnisierten Zeit immer größeren Wert. Als Ausgleich zu einer hektischen, durch Vermassung und Stress beeinträchtigten Lebensweise und einer oft die persönliche Entfaltung unterdrückenden Berufstätigkeit. Freizeit in der Natur bedeutet aber auch das schöpferische Gestalten eines Weges zu einem noch fernen Ziel – das Erwandern einer Landschaft, die durchaus der Superlative entraten kann; denn eine überwältigend großartige Umgebung dürfte der Selbstfindung des Menschen eher hinderlich sein!

Wer in diesem Sinn, ob bewußt oder auch nur gefühlsmäßig bestimmt, in die Berge zieht, wird daher in den überlaufenen Zentren des Alpinismus wohl kaum seine Erwartungen erfüllt sehen. Viel eher schon in der schlichten, zur Verinnerlichung neigenden Landschaft der Voralpen, die ihren Reiz aus den einfachen Dingen gewinnt. Die Bergwelt Niederösterreichs wird von dieser voralpinen Landschaft bestimmt, obwohl hier auch noch hochalpine Formen auftreten. So ragen am Rand der in östliche Weiten fliehenden Ebene die Gutensteiner Alpen mit ihrer Hohen Wand (Jahrbuch 1964), und die Ybbstaler Alpen gipfeln im sagemunwobenen, felsgekrönten Ötscher (Jahrbuch 1932). Ausschließlich voralpinen Charakter zeigt nur jene Gruppe, die mit diesem

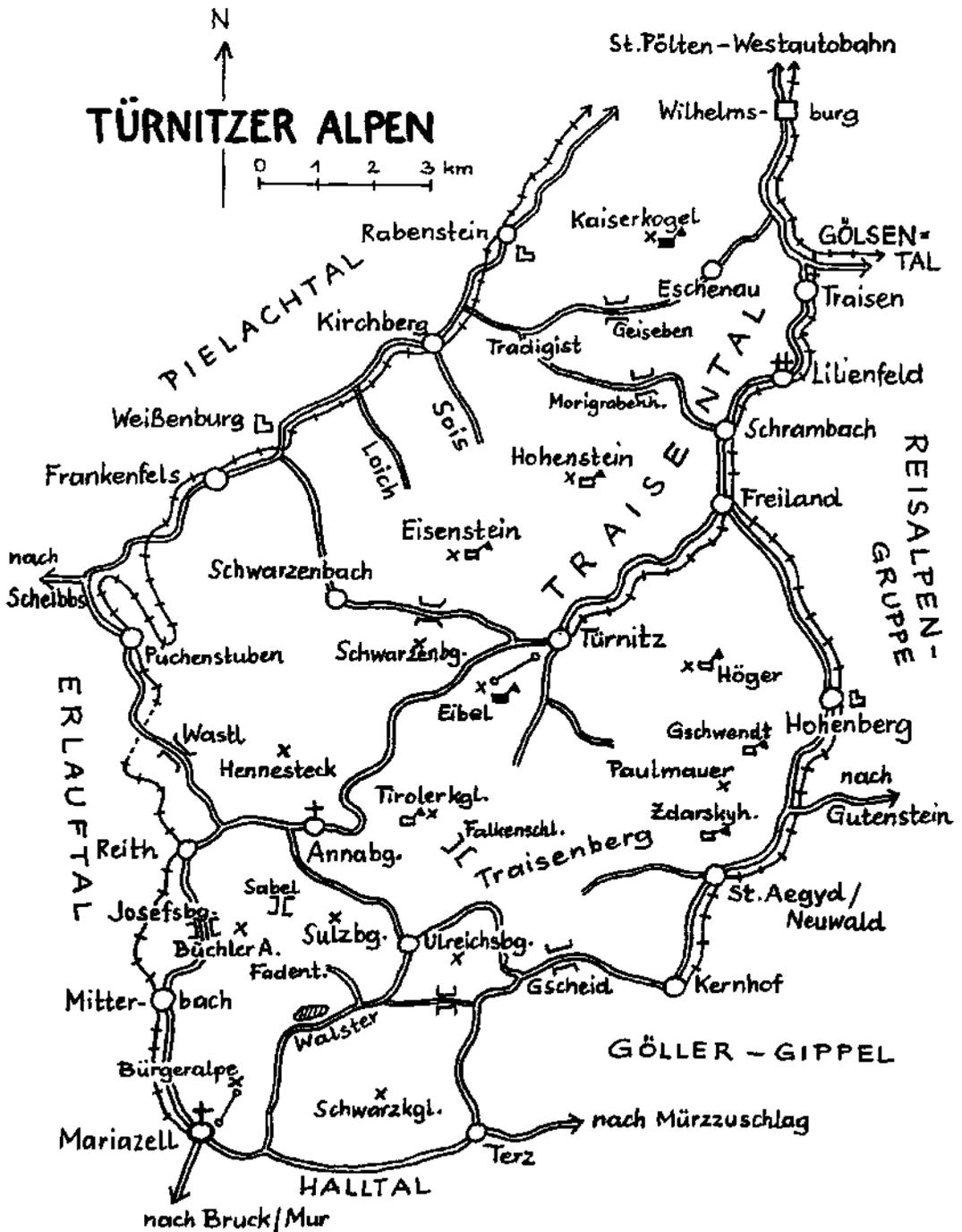
Beitrag vorgestellt werden soll – die Türritzer Alpen:

Fürwahr eine schlichte Landschaft! Die Höhen vom Bergwald geprägt, der über zugeschrägte, weithin durchlaufende Kammlinien und rundgebuckelte Hochflächen hinwegwogt. Almb lößen dazwischen, die dem ungestüm nachdrängenden Baumwuchs noch immer aufs neue abgerungen werden müssen, als seien seit ihrer Rodung nicht schon Jahrhunderte verflossen. Felskanzeln zieren einzelne hervorstechende Gipfel, das blanke, vielfach verworfene, durchfaltete und nicht selten in buntem Wechsel der Schichten zerrüttete Gestein tritt aber mehr noch in den Talläufen hervor. Klare Quellwasser brechen dort aus klüftigem Kalkgrund, fischreiche Bäche durchheilen Schluchten und Engpässe, ehe sie behäbiger dahinfließend geschäftigen Siedlungen Nutzen bringen und zwischen Wiesen- und Ackerfluren das Vorland erreichen.

Die niederösterreichischen Kalkvoralpen

Ein Blick von der Westautobahn zwischen Ybbs und St. Pölten gegen Süden zeigt den weiten Gipfelhorizont der neuerdings oft irrtümlich als »Alpenvorland« bezeichneten Voralpen – eine Folge kulissenartig gestaffelter Kammlinien und Bergspitzen, über die ferne Hochgipfel ragen. Die Türritzer Alpen umfassen in diesem Panorama einen Ausschnitt, der sich zu Füßen der Hochalpen an der oberen Salza zwar nur über 10 km erstreckt, nordwärts jedoch schon von der Höhe des Ötschers an zusehends an Breite gewinnt und entlang des hügeligen »Mostviertels« zwischen Traisen und Erlauf schließlich 35 km einnimmt. Der namensgebende Ort, der alte Markt Türritz an der »Heiligen Straße« von Wien nach Mariazell, liegt im oberen Traisental, jenseits der ersten Bergkette verborgen. Vom nördlichen Vorland her ist es der Pielachfluß, welcher die wichtigste Strukturlinie in den randnahen Bereich der Gruppe setzt und diagonal von Nordost gegen Südwest, etwa in der Linie St. Pölten – Ötscher, die mittleren Voralpen durchschneidet.

Diese tektonisch vorgezeichnete Furche trennt die nur wenig hervorstechenden, bis zur Erlauf hinziehenden Höhenrücken des eigentlichen Ötschervorlandes vom Traisen-Pielach-Kamm, in dem sich Gaisbühel, Hohenstein und Eisenstein schon als echt voralpine Gipfel mit ausgeprägten Formen und Steilabfällen erheben. Über den Quellkesseln von Pielach und Nattersbach schließt südlich zwischen Puchenstuben und

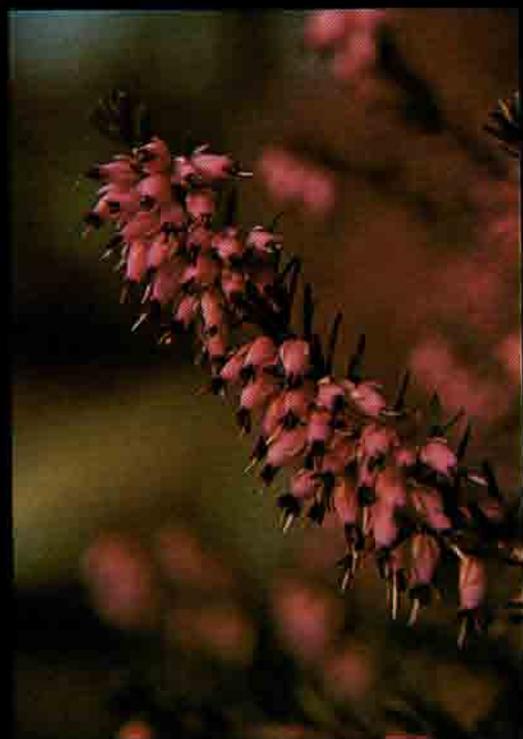


Seite 176 oben: Alte Bauernmühle im Abstieg vom Eisenstein nach TüRNITZ

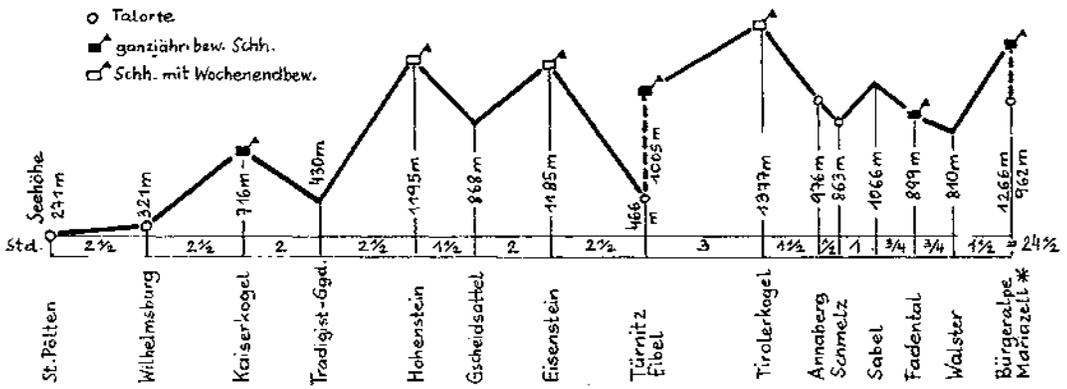
unten links: „Zeamat“ im Föhrenwald der Dolomitieregion

unten rechts: Schneerose „Lilie“ der Wallfahrer, im Ortsnamen „Lilienfeld“ erhalten

Seite 177: Im Hohenberger Traisental







Weitwanderung St. Pölten - Mariazell

* Rückfahrt: Postauto - Wien, Mariazellerbahn - St. Pölten

Annaberg das Hochland um »Wastl am Wald« an. Es wird durch die Erlaufschluchten vom Ötscher getrennt und leitet aus den tief eingeschnittenen, nordwärts ausgerichteten Voralpentälern zur Hochregion des Ötscherlandes über, die auch entwicklungsgeschichtlich eher schon den Hochalpen zugewandt ist.

Die bedeutendsten Einzelgipfel der Gruppe reihen sich jedoch tatsächlich um Türnitz auf. Dem Eisenstein gegenüber ragt der Türnitzer Höger, und der Tirolerkogel trennt an der Schwelle zum Ötscherland die Talsysteme von Traisen, Erlauf und Salza. Durch die Walster, einen Quellbach des steirischen Wildwassers, wird auch die Sulzberggruppe gegliedert, die als Waldgebüchel zwischen Ötscher und Gölzer bis Mariazell reicht.

Im Kartenbild zeigen sich die Kammlinien und Talläufe dieses morphologisch höchst uneinheitlichen Berglandes auffällig von Südwest gegen Nordost bzw. rechtwinkelig dazu ausgerichtet. Diese Linien finden sich auch in der geologischen Karte wieder und entsprechen den tektonischen Strukturen: Typisch für die Kalkvoralpen ist ein deutlich ausgeprägter Stockwerksbau mit dachziegelartig von Norden gegen Süden übereinander gestapelten Schichtpaketen, die über weite Strecken verfolgbare und in sich zusätzlich gefaltet und verschuppt sind. Die oft bedeutende Überschiebungswerte dieser voralpinen »Decken« wird durch tektonische Fenster belegt, in welchen jüngere Gesteine der tieferen Einheiten inmitten älterer Schichten einer höheren Decke durch die Erosion freigelegt sind.

Den Alpenrand bildet allerdings die Flyschzone, im Gegensatz zum östlich der Traisen anschließenden Wienerwald hier ein langgestreckter Höhenrücken als höchste Welle jener Hügel, die sich von den Hochterrassen zwischen den »Steinfeldern« der Vorlandflüsse südwärts über die subalpine gefaltete Molasse allmählich höher-schwingen. Tiefste tektonische Einheit der Kalk-

alpen selbst ist die Frankenfels-Decke. Sie hat nördlich des Pielachtales, das sie zwischen Rabenstein und Tradigist zur Traisen abschwendend kreuzt, ihre größte Verbreitung. Das Gipfelrelief steigt von 500 bis 600 m am Alpenrand gegen Süden an, liegt in der Laubmischwaldstufe und reicht an Steilabfällen und Kamm-schnitten noch in die Buchenzone des unteren Bergwaldes.

Südlich der Pielach, die als einziger Ostalpenfluß kurz vor der Einmündung in die Donau auch Anteil an der Böhmisches Masse hat, wird die Tausendergrenze überschritten, die Gipfelhöhen betragen aber erst um Türnitz und Annaberg 1300 bis 1400 m. Hier gehören der Traisen-Pielach-Kamm und der Talschluß der Pielach der durch ihre Steinkohlevorkommen einst wirtschaftlich bedeutenden Lunzer Decke an. Entlang der Türnitzer Traisen stirnt die Reisalpendecke; im Högergebiet noch geschlossen erhalten, löst sie sich zwischen Tirolerkogel und Puchenstuben in einzelne Kalkzüge auf, die der verkehrten Schichtfolge der Sulzbachdecke auflagern und das tektonisch äußerst bemerkenswerte Deckschollenland von Annaberg bilden. Die hohe Gipfelreihe der Sulzberggruppe wird bereits von der Ötscherdecke gebildet, welche in die ausgedehnte, von der Stirn der Gölzerdecke durchgezogene Dolomitregion Mariazell - St. Aegyd - Rohr - Gutenstein übergeht.

Über die Wasserscheide zwischen Pielach und Salza hinweg hat sich im Pflanzenwuchs der oberen Bergwaldstufe der Übergang vom Vorherrschenden der Rotbuche, die in der Hochregion nur an den höheren Berghängen als »Buchengürtel« in Erscheinung tritt, zu einem gegen die Hochalpen zu immer größeren Fichtenanteil vollzogen. Dieser Wechsel in der Waldzusammensetzung spiegelt auch die geänderten klimatischen Bedingungen dieser 300 bis 400 m über dem Niveau der Voralpenflüsse gelegenen Hochtalböden. Während in der randnahen Zone die jährlichen

Niederschlagsmengen noch zwischen 900 und 1100 mm liegen, weist Annaberg auf 976 m Seehöhe bereits 1700 mm auf, bei 77 Neuschneetagen beträgt die durchschnittliche maximale Schneehöhe 178 cm. Die geschlossene Schneedecke dauert fast 5 Monate, woraus sich die vorzügliche Eignung dieser Hochregion für den Wintersport ergibt. Im Rücken des ersten Voralpenscheitels sinken die Niederschlagsmengen wieder ab, aber auch zwischen Pielach- und Traisental sind sie mit 143 jährlichen Niederschlagstagen in Frankenfels gegenüber 123 in St. Aegydt unterschiedlich.

Somit erweisen sich die Türritzer Alpen als Übergangszone zweifacher Art: Einerseits im Alpenquerschnitt durch den Relieffanstieg vom Flachland der Donauregion zu den Hochalpen, im Längsschnitt aber auch zugleich als Scheide zwischen dem ozeanisch beeinflussten mitteleuropäischen und dem kontinentalen pannonischen Klima- und Florenbereich. Die Verzahnung dieser Einflüsse bewirkt aber auch jene kleinräumige Vielfalt, die Voraussetzung für den besonderen Reiz einer Landschaft ist.

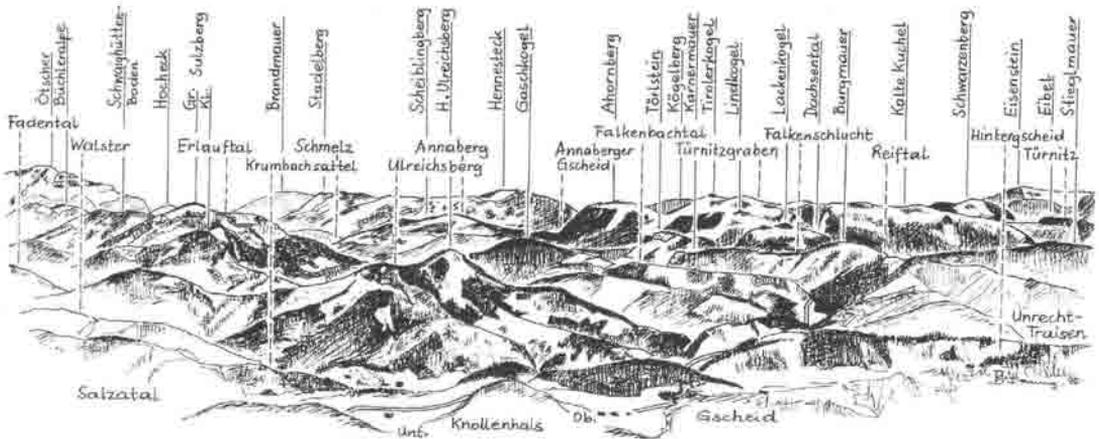
Unterwegs nach Mariazell

Die Mittelgebirgsregion der Türritzer Alpen setzt sich südwärts zwischen Veitsch und Hochschwab über den Hauptkamm der Nördlichen Kalkalpen hinweg fort und prägt eine deutliche Querstruktur innerhalb der nordöstlichen Alpen aus, die bereits frühgeschichtlich als Verbindung von nördlichem und südöstlichem Alpenvorland benützt wurde. Umso mehr, als begehrte Bodenschätze die vorwiegend am Alpenrand ansässige kelto-illyrische

Grundbevölkerung herausforderten, ins Gebirgsinnere vorzudringen.

Die entlang dieser Linie zwischen Vor- und Hochalpen vermittelnde Mariazeller Paßfurche behielt ihre Bedeutung über den Wechsel der Zeitalter hinweg: Unter der Römerherrschaft zur Versorgung der Eisenschmiede an der unteren Traisen mit Erzen aus dem Aschbachtal, als sicherer Rückzugsweg vom immer wieder bedrohten Donaulimes, als Verbindung der Provinzen Binnen- und Ufernorikum sowie der Municipalstädte Aelium Cetium und Flavia Solva (St. Pölten bzw. Leibnitz). Im Mittelalter vollzogen sich auf den Spuren der Alpenlawen Besitznahme und Kultivierung der Voralpen östlich des Ötschers von Süden her, wobei der steirische Einfluß innerhalb der habenbergischen Ostmark an der Traisen seine Nordgrenze erreichte.

Die zweifellos bereits in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten hier vorhandenen »Verkehrswege« können zwar vorläufig nicht durch Fundstellen, aber doch auf Grund der geographischen Voraussetzungen örtlich festgelegt werden. Hierbei überschneiden sich die bevorzugten Strukturlinien der Landschaft mit den Talläufen und Hochflächen der Türritzer Alpen. Im Lauf der historischen Entwicklung wandelte sich die Aufgabe dieser aus dem Donauvorland in den zwischen Salza und Mürz gelegenen kalkalpinen Binnenraum ziehenden Verkehrsträger, die bis ins 16. Jahrhundert nur aus einfachen Saumwegen bestanden. Dienten diese anfangs der wirtschaftlichen Versorgung, so entstanden schließlich an ihrer Stelle Wallfahrer- und Ausflugsstraßen. Eindeutig Vorrang unter den sternförmig im Mariazeller Becken zusammenlaufenden Pilger-



Panorama der südlichen Türritzer Alpen vom Göller.



wegen hatte schon bald nach Gründung der Waldzelle um 1157 die Strecke quer durch den Wienerwald und die Voralpen: Obgleich das weltabgeschiedene Wallfahrtsziel seine Entstehung steirischer Seite verdankt, erhielt es seinen überwiegenden Zuzug doch von Nordosten her. Besonders seit die Habsburger vom 14. Jahrhundert an die Gnadenstätte der »Magna Mater Austriae« zum völkerverbindenden Reichsheiligtum erhoben und die »Heilige Straße« von ihrer Haupt- und Residenzstadt Wien ins ferne Waldgebirge in die programmatische Marienverehrung miteinbezogen hatten. Nach 800 Jahren Wallfahrstradition wird diese Pilgerstraße heute ein »Bilderbuch österreichischer Kultur und Landschaft« genannt! Erstes alpines Ziel der durch die Triesting – Gölsen-Furche ins Traisental gelangten Pilger war das Zisterzienserstift Lilienfeld. 1202 durch Leopold den Glorreichen gegründet mit dem Auftrag zur Kolonisierung der bis an den Ötscher reichenden »Waldmark« und mit der politischen Absicht, den erstarkten Einfluß steirischer Ministerialen und des Stiles St. Lambrecht zurückzudrängen, nachdem das Land an Pielach und Traisen durch mehr als 100 Jahre zur Steiermark gehört hatte. So entstanden Stiftspfarrn, gleich einer Perlenkette aneinandergereiht, die Rechte Traisen aufwärts und über die Wasserscheide hinweg ins oberste Erlaufthal. Darunter das bis in die Völkerwanderungszeit zurückreichende Türnitz und jenseits des »Langen Waldes«, der gefürchteten Türnitzschlucht mit dem Siebenbrunnen, das 1217 mit Wirtschaftshof und Kapelle auf dem »Tannberg« angelegte heutige Annaberg. Auch die folgenden Paßhöhen des Ötscherlandes waren der heiligen Familie geweiht. Joachimsberg und Josefsberg – in ihren Barockbauten zeigt sich die Hochblüte der Wallfahrten, wie die erst 1915 dem heiligen Clemens Maria Hofbauer gewidmete Kirche von Mitterbach deren Ausklang andeutet. Ganz anderen Charakter hat die in Freiland von der »Via sacra« abzweigende »Kleine Eisenstraße« durch das Unrechte oder Hohenberger Traisental. Im vorigen Jahrhundert rollten hier nur die Eisenfuhrn aus dem Mariazeller Hinterland zu den Hämmern in St. Aegydt und Furthof. Heute schaffen Werksanlagen zur Erzeugung von Drahtseilen, Rohren und Feilen – wie lange noch sichere? – Arbeitsplätze, und für die alten Marktorte sind Industrie und Fremdenverkehr gleichwertig geworden.

Im Gegensatz standen auch die Herrschaftsverhältnisse, denn weltliche Macht beherrschte seit jeher dieses Tal. Die Hoyos erstürmten 1619 kaisertreu in der beginnenden Gegenreformation die aus dem 13. Jahrhundert stammende Feste der Hohenberger und bekamen den Besitz der protestantischen Jörger übertragen, sie sind auch größter Grundbesitzer geblieben. Die Besiedlung des durchgängigen Talzuges, den ein alter Salzweg aus dem »Halltal« genannten oberen Salztal zur jüngst durch Ausgrabungen belegten Puchberger »Römerstraße« quert, wurzelt schon im 12. Jahrhundert, als der »silva nova« von steirischen Gefolgsleuten gelichtet wurde. Den eigentlichen »Neuwald« aber rodeten erst nach 1800 die aus dem Dachsteingebiet zugewanderten Holzknechte Georg Huebmers, deren geistliches Zentrum in Mitterbach unmittelbar der katholischen Marienkultstätte benachbart lag.

Den Wallfahrerverkehr nach Mariazell zogen um die Jahrhundertwende schließlich die neu errichteten Eisenbahnen an sich. Seit 1893 die Bahn durch das Unrechte Traisental vollendet war, nahmen die meisten Pilger ihren Weg nicht mehr über die heiligen Berge, sondern über das Kernhofer Gscheid. Die 1907 eröffnete »Mariazellerbahn« wurde jedoch nicht durch die Traisenfurche, sondern entlang von Pielach und Erlauf trassiert.

Auch das Pielachtal hat eine reiche Geschichte, reihen sich doch die wehrhaften Ansitze vom zerfallenen Waasen am Hügelrand bis zur noch immer stattlich von ihrem Felsenhorst blickenden Weißenburg nahe dem Talschluß. Die Herrschaftsgeschlechter gehen wie an der Traisen ursprünglich auf die als steirische Gefolgsleute angesehenen Hohenstaffer von St. Veit an der Gölsen zurück.

Die Bahn überflügelte alle anderen Zubringer nach Mariazell allerdings nur für wenige Jahrzehnte bis zur Motorisierungswelle nach dem 2. Weltkrieg, und auch wirtschaftlich ging es einst lebhafter zu an der Pielach. Im 18. Jahrhundert vereinigten die Besitzer des Grafendorfer Schlosses Fridau das ganze Tal in ihrer Hand und beuteten es in einem frühindustriellen Textilunternehmen mit 14 000 »Mitarbeitern« aus! Zur Zeit des Bahnbaues dröhnten auch noch die Eisenhämmer, die ihren Brennstoff von den Steinkohleschurfen bezogen, die jenseits des Bergkammes in Schrambach den Traisentaler Gewerken seit 1832 einen entscheidenden Aufschwung gebracht hatten.

Heute hat die Holzverarbeitung wieder das Eisen abgelöst, und abseits von Industrie und Massen-

Foto: B. Baumgartner

verkehr erscheint das Pielachtal als verträumte Insel in der Hektik unserer Zeit. Der Erholungswert der Landschaft ist dadurch freilich gestiegen, und die von idyllischem Bergbauernland umgebenen Talorte setzen ihre Hoffnung auf den Fremdenverkehr, dem auch das vielfältige Wandergebiet der Türritzer Alpen zugute kommt.

Der St. Pöltner Wallfahrerweg

Ehe durch die Massenbeförderungsmittel der Verkehr in den Tälern kanalisiert wurde, liefen viel begangene Wege über die Voralpenhöhen – Verbindung zwischen den Siedlungen, »Kirchsteige« der Bergbauern oder Zugang zu Gehöften, die heute längst verlassen stehen. Bildstöcke und Wegkreuze in der Waldeinsamkeit erinnern noch daran, daß auch Wallfahrer diese beschwerlichen, aber kürzeren Fußwege über die Berge nahmen, und manche Touristenmarkierung folgt den alten »Mariazeller Steigen«.

Die Zeit der großen Wallfahrten ist jedoch vorbei, und anstelle des »Wallfahrtens« scheint in den letzten Jahren das Weitwandern getreten zu sein, als Ausdruck einer wiedererwachten Natursehnsucht und eines neuen Leistungsbewußtseins im Wandersport. Auch die Türritzer Alpen mit ihren weitläufigen Kammlinien und hochgelegenen Pässen bieten hierfür günstige Voraussetzungen. So zieht im unmittelbaren Ötschervorland eine Folge von Höhenrücken die Pielach entlang und schließt als natürlicher Zugang nach Mariazell ohne Hindernisse an die Hochregion der Voralpen an. Der Nord-Süd-Weitwanderweg nützt dieses Gelände allerdings nur teilweise und strebt nach Querung der Erlaufschlucht dem Ötscher zu. Die ganze Schönheit dieser stimmungsvollen Landschaft erschließen hingegen zwei lokale Rundwanderwege, die von einzelnen Wanderbegeisterten gemeinsam mit den Fremdenverkehrsverbänden geschaffen wurden. 90 km lang ist die Runde um das Pielachtal, die mit Hilfe der Mariazellerbahn auch in günstige Teilstrecken zerlegt werden kann. Bergwärts mit gleicher Route und auf historischem Boden – an der Pielach reichen römische Fundstellen am weitesten in das Innere der Voralpen – verläuft der »Römerweg«, der die am Alpenrand wurzelnden Vorlandbäche Sierning und Mank umkreist.

Nahe Plankenstein, dessen Bergfeste über dem anheimelnden Wiesenbecken des Texingtales aufragt, treffen sich diese drei Routen, und wer sich nicht an Kontrollstempel und Leistungsabzeichen gebunden fühlt, wandert über den Schlagerboden und die Puchenstubener Wälder weiter bis

zur großen Wallfahrerstraße, die durch Fußsteige abgekürzt über die »Heiligen Berge« nach Mariazell führt.

Aber auch der Gipfelkamm zwischen Pielach und Traisen weist unbeirrt gegen Süden, und so entstand der Gedanke, hier eine durchgehende Markierung nach Mariazell zu schaffen. Dieser von der Sektion St. Pölten vorbereitete »Wallfahrerweg« wird, in die 1978 als »Mariazeller Weg – 06« eröffnete Weitwanderoute des Alpenvereins eingebunden, eine weitere Überquerung der Ostalpen ermöglichen.

Ausgangspunkt der Wanderwallfahrt ist St. Pölten, die Barockstadt an der Traisen, und den Fluß entlang geht es den Bergen zu, die als walddunkle Kulisse aus dem Steinfeld aufsteigen. Hoch über dem Ufer thront das Schloß Ochsenburg, vor 800 Jahren nördlichster Vorposten der steirischen Herzöge, als Sommersitz der St. Pöltner Bischöfe von Jakob Prandtauer ausgestaltet, im Biedermeier gastliche Stätte für Franz Schubert und Moritz von Schwind. Wilhelmsburg, karolingische Gründung und alter stiftlicher Markt, liegt schon zwischen den niedrigen Rücken der Sandsteinzone, die mit stattlichen Gehöften inmitten von Obstgärten besiedelt ist. Wiesen- und Ackerfluren gehen über die Höhen hinweg, die Waldschachen bergen prachtvolle Eichen, Tannen und Edelkastanien. Gegen die Niederungen zu breitet sich das hügelige, vom Dunkelsteinerwald begrenzte Alpenvorland aus.

Schon auf dem Kaiserkogel, der ersten, 716 m hohen Gipfelkuppe, steht der Wanderer dem Steilanstieg der Kalkvoralpen unmittelbar gegenüber: Einer herben Landschaft mit steil abfallenden Wäldern, auf deren Lichtungen Türkenbund, Feuerlilien und sogar noch der Frauenschuh zu finden sind. Einem Berggebiet, das den Mangel an großartigen Eindrücken nicht empfinden läßt durch seinen Reichtum an vielgestaltigen, immer wieder wechselnden Formen. Sind doch gerade die tieferen voralpinen Decken materialbedingt, durch reichliches Auftreten eng geschichteter Kalke, Schiefer und Sandsteine, in sich selbst stark gefaltet und verschuppt, was sich durch den vielfältigen Wechsel verschieden widerstandsfähigen Gesteins auch in den Oberflächenformen ausdrückt.

Der Weitwanderweg erklimmt nach Querung des Tradigister Tales den Hohenstein (1195 m), welcher seinen Namen einer über die buntschekige Flur des Kirchberger Pielachtals blickenden Felskanzel verdankt. Zum Wochenende bietet das Otto Kandler-Haus der Sektion St. Pölten will-

kommenen Unterschlupf auf diesem abgeschiedenen Gipfel, der sich als schroffer Kegel über sternförmig zusammenlaufenden Waldgraten aufbaut.

Die weitere Route strebt zügig gegen Mariazell, hinab nach Türrnitz, durch die Falkenschlucht nach Ulreichsberg und zuletzt die Walster entlang. Wie aber schon um den Hohenstein einige »Seitensprünge« locken, warten als lohnender Umweg zwei klassische Voralpenübergänge auf tatendurstige Geher. Zuerst der Kammweg zur Julius Seitzner-Hütte des Gebirgsvereines auf dem Eisenstein (1185 m), einer steil in die Pielachgräben abstürzenden Waldmauer, die von der sonnseitigen Almweise die umliegenden Gipfel und auch die Hochalpen in besonders malerischer Anordnung zeigt, als Skitour aber noch vom benachbarten kaum bekannten Schwarzenberg übertroffen wird. Dem Talabstieg nach Türrnitz, der romantische Gräben mit alten Mühlen und wieder gemütvolltes Bergbauernland berührt, folgt der durch den Eibellift errichtete Höhenweg zum Tirolerkogel, von dem man schon die Sulzberggruppe überblickt.

Anschluß an den Nord-Süd-Weitwanderweg und zum Ötscher vermittelt das 1334 m hohe Hennesteck, das von Schwarzenbach oder Annaberg aus überschritten wird. Markierte Wege durchqueren den Grünkarst von Wastl am Wald, eine tertiäre Aitlandschaft mit Poljen, Dolinen und quellenverschluckenden Schlünden, und leiten hinab zum Ufer der Erlauf oder über Puchenstuben zurück ins Vorland.

Als weitere Möglichkeit läuft der Pielachtal-Rundwanderweg am Fuß von Hohenstein und Eisenstein von Dorf zu Dorf durch die Seitengräben der Pielach. Nahe ihrem Ursprung zweigt dann in Schwarzenbach ein alter Pilgerweg ab und erreicht, am Trockenen und Nassen Loch und an der Hölzernen Kirche vorbei, in Annaberg die Heilige Straße. Diese Varianten bieten sich auch zur Rückwanderung an, falls man nicht die günstige und besonders auf der Gebirgstrasse landschaftlich großartige Mariazellerbahn benützt.

Vom Höger zum Kogel

Der Mittellauf der Traisen wird durch den Türrnitzer Höger abgeschlossen, ein breit ausladendes steiles Waldtrapez zwischen Türrnitz und Hohenberg, das die Täler der Rechten und Unrechten Traisen scheidet. Zugleich leitet dieser 1376 m hohe Gipfel einen Kammverlauf ein, der mit Traisenberg und Tirolerkogel auf 30 km Länge die Tausendergrenze nicht unterschreitet und in Form

eines riesigen, gegen Norden geöffneten Hufeisens den Quellkessel der Türrnitzer Traisen umfaßt.

Vom Eibel oder Schwarzenberg gesehen ist der Höger ein »Voralpen-Matterhorn«, so elegant erhebt sich seine Schneide über ein Gewirr zerklüfteter Vorhöhen! Auf diesem Westgrat erfolgt auch der anstrengende und Gehsicherheit erfordernde Anstieg von Türrnitz. Doch selbst der kürzeste Weg an der östlichen Bergseite verlangt für seine 900 Höhenmeter von Furthof nahezu drei Gehstunden, bis das Schutzhaus auf der mit Wetterbäumen gesäumten Schneide erreicht ist.

Im eindrucksvollen Rundblick lockt besonders der Weiterweg über die südwärts weisenden Kammhöhen. Ein steiler, sogar im Hochwinter beizeiten ausapernder Almhang, über den der zweite Türrnitzer Zugang und die Skiroute durch den Högergraben einmünden, schwingt in eine sanfte Waldwiege aus. Weniger ausgeprägte Erhebungen folgen – nach kurzer Gegensteigung der Stadelberg, dessen Ostkamm gegen Hohenberg vorstößt und die als »Schneeloch des Traisental« bekannte Gschwendtmulde umschließt. Eine schwache Wegstunde weiter springt die Felszinne der Paulmauer über das Waldgewoge der Traisenbachrotte vor und leitet von den Dolomitschneiden des Högers über zur Kalkhochfläche des Traisenberges, in deren Hintergrund zum Greifen nahe der Göller aufsteigt.

Als Abstieg auf die Türrnitzer Seite öffnet sich unter den Höllmauern ein Steilgraben mit einer Forststraße, die vom herabrieselnden Schutt bereits wieder verschüttet wird, während die dem Forst geschlagenen Wunden noch lange nicht vernarbt sein werden. Sie zieht in weitem Bogen in den Dolomitgrund hinab, unversehens die junge Traisen als kräftiges Bächlein zur Seite.

Günstiger als Türrnitz liegen freilich, durch die Bahn verbunden, die Ausgangspunkte an der Hohenberger Traisen, denn ohne lange Grabenmärsche ermöglichen sie Übergänge, die vom Höger bis zur Zdarskyhütte, dem »Hausberg« von St. Aegy, ausgedehnt werden können.

Der Traisenbergkamm biegt als unwegsamer First westwärts gegen Ulreichsberg ab und setzt die Felsmauern des Plateaurandes in der Stirn der Unterbergdecke fort. Er überragt ein Gewirr zahlloser Gräben, die einen 36 km² umfassenden Dolomitekessel zerfurchen. Kammriedel mit Föhrenbeständen, rasiger Waldboden, »Kranawettstauden« und »Zermat«, wie der Volksmund Wacholder und Erika nennt, bestimmen das Landschaftsbild. Die einsamen Waldgründe, wo



Otto-Kandler-Haus, 1192 m. Auf dem Hohenstein, Türritzer Alpen.

Foto: V. Rezmann

1816 der letzte Bär der Gegend erlegt wurde, sind heute unbesiedelt, die Waldkeuschen verfallen, soweit sie nicht den Jagdherren dienen, die durch Warnungstafeln vor Fallen, Giftködern, Zecken und anderen voralpinen Gefahren die Reviere abzusperren trachten.

Zwei Wege kreuzen die Endpunkte dieses Kammes, die kaum begangene Markierung von Türritz nach St. Aegydy über den Traisenbergsattel und der Falkenschluchtsteig. Dieser schließt an eine Forststraße an, die aus dem sonnigen Wiesengrund der Weidenau durch das »Eiserne Tor« in einen Waldgraben zieht, wo der Falkenbach aus einem Felsspalt hervorquillt. Die romantische Talstrecke folgt dem Rand der Dolomitregion und wird von einem massigen Bergzug begleitet. Dieser stößt nordwärts bis zum Eibel vor und besteht aus Mitteltriaskalken der Reisalpendecke, die talaus auch die Engstellen der Türritzer Traisen säumen.

Über waldbedeckten Steilhängen wölben sich auf seiner Höhe von der Kalten Kuchl bis über den Tirolerkogel sanfte Almbuckel, auf deren Weiden »zweimal im Jahr die Ochsen fett werden«! Die Hochfläche mit ihren Wetterfichten und den spielerisch verstreuten Felsblöcken ist besonders zur Blütezeit des Pannonischen Enzians, der im Spätsommer von Schwalbenwurzzenian abgelöst wird, ein wahres Bergparadies, das allerdings keinen Stützpunkt aufweist, seit das Annaberger Haus 1976 abgebrannt ist. Der 1377 m Höhe erreichende Bergstock mit seinen stattlichen Nebengipfeln zählt auch zu Recht zu den beliebtesten Wanderzielen der Türritzer Alpen und ist von Annaberg aus in kaum zwei Stunden mühelos zu erreichen. Weitere Vorzüge – die glanzvolle Aussicht gegen den Ötscher und die Hochalpen zwi-

schen Schneeberg und Gesäuse sowie die anschließende Höhenwanderung zum Eibel.

Diese im Winter auch als eine »Hohe Route« der Voralpen bekannte Überschreitung schließt die Runde um den Türritzer Traisenkessel. Ein Unternehmen, das gute 15 Gehstunden auf markierten Steigen und – zu einem Drittel – auch in weglosem Gelände erfordert. Ein Wandermarathon für gewiegte Voralpinisten und geübte Pfadsucher, der seine Erstbegeher noch erwartet!

Neuland um Sulzberg und Walster

Der schon erwähnte Falkenschluchtsteig entstand zur Zeit der ersten touristischen Erschließung um die Jahrhundertwende, als der Gebirgsverein auf den Gipfeln um Türritz Schutzhäuser erbauen ließ und mit dieser Weganlage »das Staubband der Straße nach Mariazell« umgehen wollte, die damals zumindest an Wochentagen einen sichereren Reise- und Wirtschafstverkehr als heute zu tragen hatte. Die Verbindung nach Ulreichsberg sollte zugleich als Zugang zum Sulzberg dienen.

Doch blieb die Falkenschlucht bloß ein lokales Ausflugsziel, und rings um die Walster behielten Jagd- und Forstinteressen die Oberhand, sodaß der Wanderer 75 Jahre danach zwischen Annaberg und Mariazell noch weitestgehend unerschlossene Bergziele vorfindet. Gerade aus seiner Urtümlichkeit und Einsamkeit gewinnt aber dieses Gebiet seinen besonderen Reiz, von dem nicht nur »extreme« Wanderer angezogen werden, seit durch das Forstgesetz 1976 auch das Waldreich der Sulzberggruppe für Touristen geöffnet ist. Freilich ist der Große Sulzberg selbst gewiegten Voralpenkennern kaum dem Namen nach bekannt, obwohl er mit 1400 m die größte Gipfel-

höhe der Türritzer Alpen erreicht und eine Gruppe charaktvoller, durch ihre Aussicht oder naturkundliche Eigenheiten ausgezeichneter Berge um sich schart. Diese deutlich voneinander abgegrenzten, bei einer mittleren Seehöhe von 1338 m aber nur rund 500 m das Talniveau überragenden Bergmassive sind beiderseits der Walster angeordnet, die als hochgelegene Furche die Gruppe durchschneidet.

Um Ulreichsberg windet sich der Walsterbach durch einen freundlichen Hochtalgrund, über hellem Dolomitgrus tief-schwarz torfiger Humus, der schwellende Rasenpolster, Wollgras, Sumpfenzen und Narzissen trägt. Vom Hubertussecc an, der 1904 unter dem Jagdpächter Krupp aufgestaut wurde und von dessen Ufer die moderne Bruder Klaus-Kirche die fjordartige Wasserfläche überblickt, wendet sich der Rechengraben als seichte Waldschlucht südlich der Salza zu. Eine schmale Sandstraße verbindet die Ansiedlungen, in deren Umkreis schon vom 18. Jahrhundert an für das Gußwerk nächst Mariazell und für die Annaberger Schmelz geholt wurde. Während die Häusergruppe Walstern zum steirischen Halltal gehört, liegen Fadental und Ulreichsberg im Gemeindegebiet und Schulsprengel des 24 km entfernten St. Aegy. Einzige Dauerbewohner sind Forstarbeiter und Jäger, zu welchen sich auf niederösterreichischer Seite aber auch schon einzelne »Ferienhäusler« gesellen. Bäuerliches Kulturland beschränkt sich auf die Außenränder der Gruppe, auf das Annaberger Lassingtal und die Wiesenflächen zwischen Mitterbach, Mariazell und Halltal. Im Innern der Gruppe herrscht jedoch als Großgrundbesitz von Stift Lilienfeld, Hoyos und Bundesforsten uneingeschränkt der Wald. Durchzogen von Forststraßen und spärlichen Jagdsteigen, auf welche der Wanderer abseits der alten Wallfahrerwege durch die Walster und über den Sabel angewiesen ist.

Markierungen weisen nämlich nur auf die Randgipfel an der Heiligen Straße, die als Hausberg Mariazells reichlichst erschlossene Bürgeralpe und die Büchleralpe (1378 m) bei Josefsberg: Ihr Ötscherblick ist so einzigartig wie wenig bekannt, ihre hübsche Felskanzel über der von Wetterbäumen umschlossenen, bereits verwachsenden Hochfläche bietet sich, selbst für Ungeübte ohne Schwierigkeit zugänglich, als lohnendstes Gipfelziel der Gruppe an.

Auch der Sulzberg, für den jedoch wie auf den anderen Gipfeln ein Spezialführer und gutes Orientierungsvermögen vonnöten sind, besticht durch seine Aussicht, ein Hochalpenpanorama, in

dem sich die Gesäuseberge in idealem Blickwinkel öffnen. Dazu bergen seine Steiflanken, die besonders im felsdurchsetzten nordseitigen Waldabbruch imponieren, noch uralte Lichtungen mit seltener Flora, die längst verlassenem Sulzbergalm, wo Hirsch- und Mufflonsrudel noch eine selbstverständliche Begegnung sind.

Am nördlich anschließenden, über dem Erzgraben vorspringenden Hoheck liegen im Schlagelände des vor Jahren kahlgeschorenen Gipfels die Halden der einstigen Bergbau. Diese erbrachten im 18. Jahrhundert Zink, Kupfer, Blei und gediegenes Silber. Inmitten der an Bodenschätzen reichen Annaberger Umgebung – neben Gips noch Blei auf der Puchenstubener Brandmauer und am Schwarzenberg bei Türritz – erlebte damals die Schmelz an der Lassing, vom »Eisernen Löffel« des Hohecks überragt, eine heute nur mehr aus dem Ortsnamen erkennbare industrielle Blüte, der allerdings noch vor Erschöpfung der Erzlager durch den Mangel an Kohlholz Grenzen gesetzt wurden.

Als weitere Gipfelpunkte erheben sich dem Gölzer gegenüber zwischen Walster und Salza der Hohe Ulreichsberg und der Schwarzkogel, die trotz unwegsamer Wälder als Skitouren günstiger erreichbar sind als bei sommerlichen Begehungen. Besonders den Rechengraben entlang sind aber auch über den Bärenriegel und den Dreispitz hinweg noch Jagdsteige zu finden, die touristisch bislang unbekannt blieben.

Wie die weltabgeschiedene Sulzberggruppe haben auch die anderen Gipfel und Waldgründe zwischen Mariazell und dem Alpenvorland, zwischen Ötscher und Wienerwald, ihre »geheimen« Wege, ihre Naturschönheiten und romantischen Plätze, die vergessen lassen, wie nahe die Großstadt noch ist! Verzichtet man auf großen Namen, mag die Bescheidenheit dieser voralpinen Bergerlebnisse wohl aufgewogen werden durch Entdeckerfreuden, die auch in den Türritzer Alpen auf scheinbar wohlvertrauten Wegen die Wanderer noch erwarten.

Literaturhinweise und Tourenbeschreibungen:

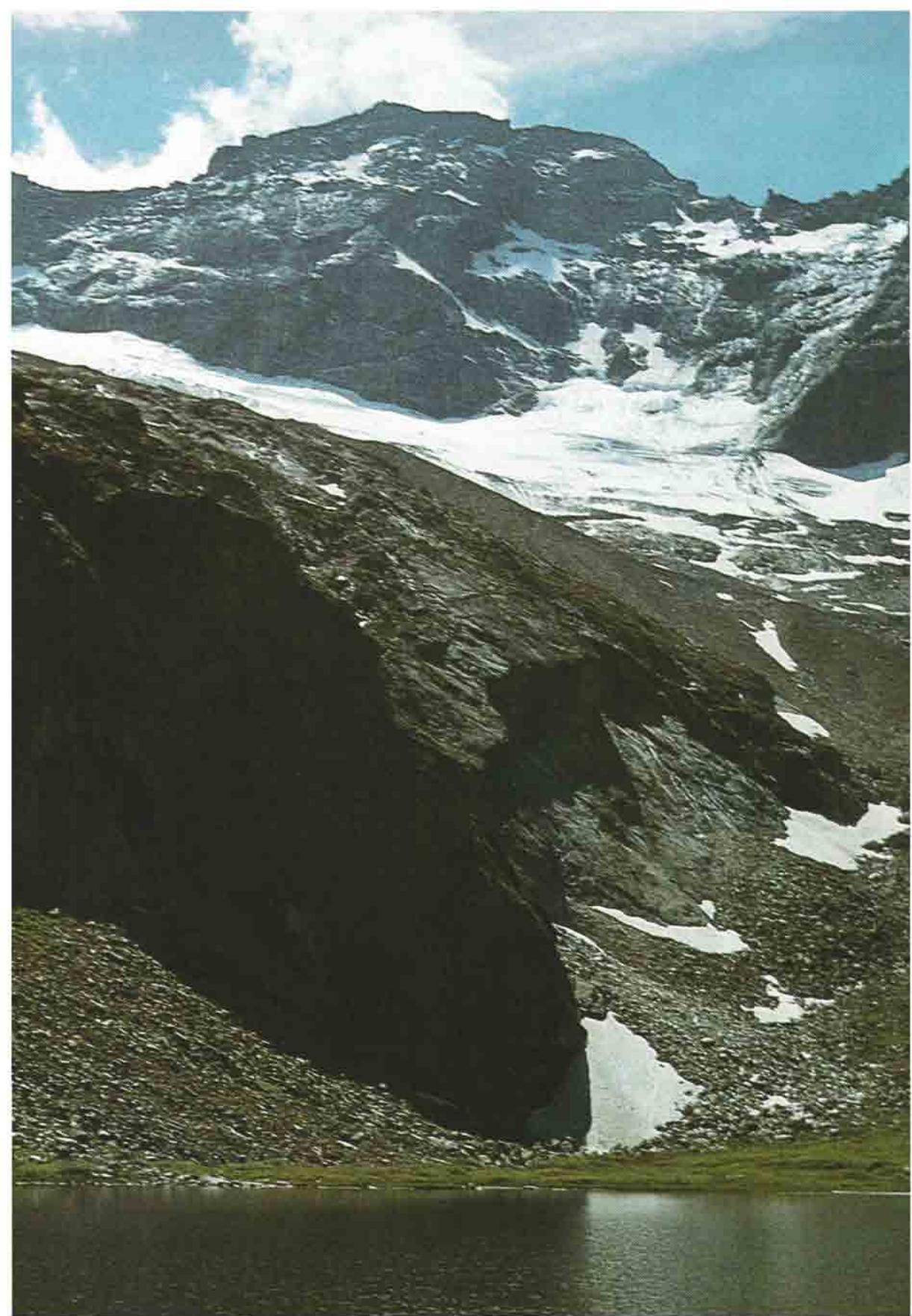
B. Baumgartner, Die Voralpen an Traisen u. Gölsen; B. Baumgartner/W. Tippelt, Ötscherland und Pielachtal, erschienen 1976/77 im Verlag NÖ. Pressehaus unter Patronanz der AV-Sektion St. Pölten. – Ferner: B. Baumgartner, Wandern auf Wallfahrerwegen (1978); W. Tippelt/B. Baumgartner, NÖ. Schiführer (1979).

Anschrift des Verfassers:

Bernhard Baumgartner

A-3161 St. Veit an der Gölsen 162/5





Der Tauernhöhenweg vom Ankogel zum Sonnblick

ERNST HERRMANN

Viel schöner, als einen einzelnen Berg vom Tal aus zu ersteigen, wie dies in der Anfangszeit der Bergsteigerei üblich war, ist die Durchquerung einer Alpengruppe. Nach der Erbauung der zahlreichen Schutzhütten, die ursprünglich die Besteigung der Bergspitzen ihrer Umgebung erleichtern sollten, und ihre Verbindung untereinander durch Weganlagen – gewöhnlich als Höhenwege bezeichnet, die durch Kare und über Scharten, manchmal auch über Gletscher und Gipfel führen – ist eine Durchwanderung vieler Alpengruppen heute leicht und verhältnismäßig mühelos geworden. Der längste und wohl auch großartigste Höhenweg »von Hütte zu Hütte« führt als »Tauernhöhenweg« zunächst durch den schönsten Teil der Schladminger und der Radstädter Tauern, dann längs des gesamten Kammes der Hohen Tauern vom Ankogel über den Sonnblick und durch die Glocknergruppe bis zum Großvenediger. Dieser Höhenweg, an dem bei einer Länge von weit über 100 km etwa 20 Schutzhütten liegen, ist für erfahrene, gut ausgerüstete Bergsteiger bei günstigen Wetterverhältnissen im allgemeinen leicht, auf manchen Teilstrecken mäßig schwierig, führt aber besonders in der Glockner- und Venedigergruppe über zahlreiche Gletscher, die Erfahrung und Vorsicht erheischen. Man darf sich also – dies sei ausdrücklich betont – keinen »alpinen Spaziergang« vorstellen, den man leichtsinnigerweise ohne entsprechende Kenntnisse und Ausrüstung durchführen kann.

Der Tauernhöhenweg ist im Gegensatz zu den neuen Weitwanderwegen nicht in seiner Gesamtheit »geplant« worden, sondern man hat die einzelnen Schutzhütten jeweils mit den Nachbarhütten durch Weganlagen verbunden und so ist er sozusagen »von selber« entstanden, als die letzten Lücken geschlossen waren.

Die günstige Jahreszeit für die Begehung ist von Anfang Juli bis Mitte September. Vorher liegt noch zu viel Schnee, später ist schon wieder mit größeren Schneefällen zu rechnen. Außerdem

Seite 186: Blick vom Kleinelendtal auf den Stausee im Großelendtal. Im Hintergrund Großer Hafner, 3076 m (Bildmitte), und Petereck, 2890 m (links). H. Hartl

Seite 187: Der Große Hafner, östlichster Dreitausender der Ostalpen, vom Rotgüldensee; Tauernhöhenweg.

Foto: W. Kräuter

sind die meisten Schutzhütten nur von Ende Juni bis Mitte September bewirtschaftet.

Als eifriger Bergsteiger lernte ich sämtliche Alpengruppen kennen; aber schon frühzeitig waren die Hohen Tauern eines meiner Lieblingsgebiete; als ich nun die verschiedenen Teilstücke dieser herrlichen Höhenwege begangen hatte, faßte ich den Plan, gewissermaßen als Lebensaufgabe, eine Beschreibung der gesamten Weganlage (einschließlich der Schladminger und Radstädter Tauern) sowie aller Nebenwege und wichtigsten Gipfel im Hüttenbereich zu geben. Nach vielen Begehungen und oft mühsamen Vorarbeiten ist der »Führer« schließlich herausgekommen; 1967 bereits in dritter Auflage mit Ergänzungen und Veränderungen unter Mitarbeit meines lieben Bergkameraden Prof. Dr. Robert Hösch. Eine vierte Auflage erschien 1975 mit Einbezug der Kreuzock- und Schobergruppe, so daß also die gesamten Hohen Tauern einschließlich der südlichen Vorlagerungen enthalten sind. Ich will hier aber daher ganz absichtlich nicht eine trockene Wiederholung meines Führers bringen, sondern eine persönliche Schilderung von Erlebnissen auf dem Tauernhöhenweg.

Im September 1921 verbrachte ich mit meiner Mutter und meinem Bruder Kurt – ich 17, er 13 Jahre – einige Ferientage in dem so schön gelegenen, damals noch kleinem Ort Mallnitz an der Südseite des Ankogels, bereits 1200 m hoch gelegen; der Ort war ja erst durch die Fertigstellung der Tauernbahn im Jahre 1909 dem Fremdenverkehr erschlossen worden und ist auch heute noch der wichtigste Ausgangspunkt für unseren Tauernhöhenweg. In »Albers Alpenhotel« in Mallnitz gab es eine alpine Bücherei mit den Alpenvereins-jahrbüchern (damals »Zeitschrift« genannt); da fiel mir der Jahrgang 1915 mit dem Aufsatz unseres unvergeßlichen Frido Kordon, weiland Apotheker in Gmünd in Kärnten, »Der Höhenweg vom Ankogel zum Rauriser Sonnblick« in die Hände. Ich las die einmalig schöne Schilderung dieses nach Überwindung vieler Schwierigkeiten 1911 eröffneten Weges mit größter Begeisterung. Dieser Aufsatz ist auch heute noch nach so vielen Jahren äußerst lesenswert. Wohl hat sich manches inzwischen durch »technische Erschließung« geändert, aber die herrliche Landschaft, die der Weg durchzicht, ist im wesentlichen doch unberührt geblieben.

Nachdem ich diesen Aufsatz gelesen hatte, wollte ich sofort mit meinem ebenfalls bergbegeisterten Bruder diesen Weg wenigstens in Teilstücken begehen, wenn auch unsere liebe Mutter Beden-

ken wegen mangelnder Bergerfahrung und ungenügender Ausrüstung hatte. Doch durften wir zunächst Tagesausflüge zur Hagener-Hütte und zum Hannover-Haus machen, wobei so unauslöschliche Eindrücke in uns erstanden, daß wir zeitlebens nur für die Berge lebten. Unser höchster Wunsch war freilich eine Besteigung des Sonnblicks, der besonders durch ein Bild von A. Nctzuda, dem treuen Foto-Begleiter Frido Kordons »Das Zittelhaus« – wie eine Gralsburg im Nebel auftauchend, entflammt wurde. Die Besteigung des Sonnblicks wurde uns zunächst aber von der Mutter verwehrt.

Anfangspunkt des Tauernhöhenweges und erste Hütte ist das Hannoverhaus auf der Arnoldhöhe (2722 m). Von Mallnitz führte der alte Fußweg in 5stündigem Aufstieg zunächst in das Seebachtal, wo jetzt die Talstation der Ankogel-Seilbahn steht. Zunächst schweben wir mit 660 m Höhenunterschied in 5 Minuten zur Mittelstation (1941), wo auch der Gasthof »Hochalmblick« steht. Weiter geht es mit 689 m Höhenunterschied in 7 Minuten zur Bergstation in 2630 m Höhe, die sich nur 20 Minuten unter dem Hannoverhaus befindet. Das Hannoverhaus der gleichnamigen DAV-Sektion liegt auf der Arnoldhöhe und ist seit dem Bau der Seilbahn wesentlich verbessert worden. Die Aussicht ist bei schönem Wetter wunderbar. Der langjährige Vorstand der DAV-S. Hannover Geheimrat Arnold ließ sich neben dem Haus ein Mausoleum erbauen, um in seinen Lieblingsbergen die ewige Ruhe zu finden. Übrigens hatte die S. Hannover schon 1888, vor allem als Stützpunkt für die Besteigung des Ankogels, auf dem Elsche-Sattel unterhalb der heutigen Seilbahn-Bergstation eine kleine Hütte erbaut, die jetzt völlig verfallen ist und 1911 durch das große Hannoverhaus abgelöst wurde.

Vom Hannoverhaus als Stützpunkt wird am häufigsten in etwa 3 Stunden der Ankogel (3246 m) bestiegen: Ein Stück zurück gegen die Bergstation dann über das flache Radeckkees, zuletzt in leichter Kletterei über den Kleinen zum Großen Ankogel; die Besteigung ist für Geübte bei guten Verhältnissen nicht schwierig, Schwindelfreiheit vorausgesetzt.

Ein zweiter, allerdings viel längerer Zugang zum eigentlichen Tauernhöhenwegbeginn beim Hannoverhaus könnte schon im Maltatal begonnen werden: Grmünder Hütte – Osnabrücker Hütte – Ankogel – Hannoverhaus. (Siehe auch Beitrag Friedrich Lührs »Im Kranz der Östlichsten Dreitausender der Alpen« – Wegbeschreibung!)

Schließlich könnte man auch vom Radstädter Tauernpaß ausgehen, die Radstädter Tauern durchwandern und über den Weinschnabel (2750 m) ins Großendtal und zur Osnabrücker Hütte kommen und nun wie oben beschrieben, über oder leichter und kürzer um den Ankogel zum Hannoverhaus weitergehen. Die Durchwanderung der Radstädter Tauern habe ich im AV Jahrbuch 1970 ausführlich beschrieben.

Vom Hannoverhaus zur Hagenerhütte.

Nun wird es aber Zeit, daß wir den eigentlichen Tauernhöhenweg beschreiten, doch vorher mußten ja die wichtigsten Zugänge beschrieben werden. Es ist ein 6 Stunden langer, jedoch wunderbar angelegter Weg, der ständig an der Südseite des Tauernhauptkammes durch weite Kare ohne besondere Höhenunterschiede zum Niederen Tauern (auch Mallnitzer Tauern genannt) führt; es sind weite Blockkare zu queren, die einst ohne Weg sehr mühsam und zeitraubend zu überklettern waren; jetzt sind überall große Platten gelegt, die ein müheloses und rasches Weiterkommen gestatten. Die Herstellung dieses langen AV-Weges war natürlich sehr teuer und daher wurden die Kosten des ersten Teilstückes bis zur Woisgenscharte von der DAV-S. Göttingen – deshalb ist es »Göttingerweg« benannt – des zweiten Teilstückes von der DAV-S Hagen übernommen. Während des Weges hat man stets wechselnde Ausblicke, erst auf den Ankogel und die Hochalmspitze, »die Königin des Maltatales«, dann Tiefblicke wie aus einem Flugzeug auf Mallnitz und im Süden die gegenüberliegende Kreuzeckgruppe mit dem Polnik (2784 m).

Wenn wir auf dem Hannoverhaus übernachtet haben, steigen wir zunächst auf dem Hüttenweg etwa eine halbe Stunde an der Seilbahnbergsta-

*Seite 190 oben: Goldberg- und Glocknergruppe. Blick von der Arnoldhöhe (Ankogel) Foto: H. Novak
unten: Winkelkees, nördl. Hochalmspitzen-Gruppe vom Cellierweg. Foto: H. Novak*

Seite 191 oben: Im Jahr 1918 von Albert Wirth dem Alpenverein „für ewige Zeiten als Naturschutzgebiet“ gewidmet – der Glockner auf der Kärntner Seite (mit Johannisberg und Hoher Riffel) und die Pasterze.

Alpine Luftbild, Innsbruck

unten: Der Großvenediger von den Erstbesteigern im Jahr 1841 als „Weltalte Majestä in mitten großer Gletschermeere“ bezeichnet. Schlatten- und Vittragenkees, Innerschlöß, Matrei in Osttirol.

Alpine Luftbild, Innsbruck





tion vorüber gegen Mallnitz ab, bis beim Elschesattel der »Höhenweg« nach rechts (Tafel) abzweigt. Bergbahnfahrgäste, die etwa in der Frühe von Mallnitz aufschweben, können gleich weiterwandern, ohne erst zum Hannoverhaus aufzusteigen; doch sollte man dieses einmalig gelegene Haus besuchen, wenn es die Zeit gestattet. Vom Beginn des Göttinger Weges in westlicher Richtung zum Kleinen Tauernsee, wo auch ein bezeichneter Weg vom Gasthof »Hochalmblick« bei der Mittelstation heraufkommt; bald sind wir unterhalb des Hohen oder Korntauern (2460 m) mit den Spuren einer gepflasterten Handelsstraße, angeblich aus der Römerzeit stammend; über den Korntauern führt der »Mindenerweg« ins Anlaufstal und weiter nach Böckstein an der Tauernbahn; wir aber bleiben auf der Südseite der Gamskarlspitze, unter der der 8551 m lange Tauern-tunnel den Hauptkamm durchbricht und kommen schließlich zur kleinen offenen Mindener Hütte (2428 m), die 1925 von der gleichnamigen Sektion erbaut wurde; sie liegt in der Mitte des Höhenweges, je 3 Stunden vom Hannoverhaus und von der Hagener Hütte entfernt und bietet bei Schlechtwettereinbruch Unterstand und notfalls Übernachtung (8 Matratzen); die Mindener Hütte soll zu einer großen bewirtschafteten Hütte ausgebaut werden; ein Notabstieg, der »Mindener-Jubiläumsweg« führt durch das Woisgental in 3 Stunden nach Mallnitz. Nun führt unser Höhenweg ziemlich waagrecht weiter bis unter die Woisgenscharte (2443 m), die jedoch nicht betreten wird. Von hier an geht es auf dem Hagenerweg um den Südgrat der Romatespitze herum und weiter fast immer waagrecht querend zum Niederen Tauern, der in kurzem Anstieg erreicht wird und auf dem die Hagener Hütte auf einem Hügel etwas östlich des Paßeinschnittes steht.

Die Hagener Hütte (2446 m) der gleichnamigen DAV-Sektion wurde 1912 in freier aussichtsreicher Lage erbaut an Stelle des verfallenen uralten Tauernhauses etwas südlich der Paßhöhe. So sind wir bei der Hagenerhütte angelangt, um in diesem gemüthlichen Haus nach der langen Wanderung zu übernachten. Nachmittags steigen wir von der »Aussichtskanzel« zum wenig tiefer gelegenen Paßeinschnitt des Niederen Tauern hinunter; »Tauern« heißt ja eigentlich Einschnitt oder Paß; merkwürdigerweise liegt der »Niedere Tauern« geographisch gesehen in den Hohen Tauern, in den Niederen Tauern als Gebirgszug dagegen liegt auf einer Paßhöhe zwischen Trieben und Judenburg der Ort Hohentauern (1265 m); da soll sich einer auskennen. Im Paßeinschnitt unter der

Hagenerhütte steht in einem Holzgestell eine Glocke seit uralter Zeit; diese hat die Aufgabe, im Nebel verirrte Wanderer durch ihren Klang, vom Sturm geläutet, zum richtigen Paßeinschnitt zu führen und vielleicht auf diese Weise das Leben zu retten. Tief unten liegt im Norden der Boden des Naßfeldes, wo jetzt neben dem alten Valerichaus eine Hotelsiedlung »Sportgastein« entstehen wird. Im Süden dagegen blicken wir auf den Boden der Jamnigalm mit ihren vielen Almhütten und einem Gasthof, über die der Abstieg nach Mallnitz führt. Von der Jamnigalm besteht Postautoverkehr nach Mallnitz.

Von der Hagenerhütte zur Duisburgerhütte (4 Stunden).

In wenigen Minuten sind wir wieder unten bei der Paßkapelle und dann queren wir die steilen Südosthänge des Gesselkopfes auf ebenem schmalen Steiglein mit einigen Drahtseilen gesichert, nur bei Schneelage im Frühsommer gefährlich; schließlich steigt der Weg in Windungen zur Feldseescharte (2712 m) an, zu der ein Weg über die Jamnigalm von Mallnitz heraufkommt; hier errichtete die DAV-S. Duisburg 1928 eine offene Hütte als Notunterstand, Dr. Rudolf Weißgerber Hütte genannt. Als sie vor einigen Jahren verfiel, wurde sie durch eine stets offene Biwakschachtel ohne Nächtigungsmöglichkeit ersetzt. Wer beim Übergang einen Gipfel mitnehmen will, kann von der Hagenerhütte auch den Vorderen Gesselkopf (2974 m) auf gesichertem Steig erklimmen und dann über eine sehr steile Geröll- oder Schneerinne (mühsam und nicht ganz leicht, wenn auch bezeichnet) und dann über den Südkamm zur Feldseescharte absteigen, was zwei Stunden mehr erfordert. Leichter als der Sülabstieg ist die Rückkehr zur Hagener Hütte, also Besteigung des sehr lohnenden Gesselkopfes ohne schweren Rucksack als selbständige Tagesstour – und eine zweite Übernachtung auf der Hagenerhütte.

Von der Feldseescharte wandern wir in einigen Windungen zu einem kleinen Seelein hinab und dann immer eben auf gutem Plattensteig zur Duisburger Hütte (2572 m) der gleichnamigen DAV-Sektion auf der Karl Lehr-Höhe im obersten Fragant- oder Wurtental unter dem Schareck erbaut, die uns wieder gastlich aufnimmt. Gipfelsammler können von hier in zwei Stunden in verhältnismäßig leichter Gletscherwanderung das Schareck (3122 m) ersteigen: erst über steile Geröllhänge zum Wurtenkees und am östlichen Rand in geringer Steigung zur Baumbachspitze

(3105 m); nun über den breiten Firnkamm in nordwestlicher Richtung zum Gipfel.

Von der Duisburgerhütte auf den Hohen Sonnblick (3105 m) mit dem Zittelhaus, 5 Stunden.

Wieder haben wir einen schönen Morgen auf der Duisburger Hütte. So treten wir zeitig früh den Weg zum »Höhepunkt« unseres Weges zum Sonnblick an; ein Steiglein führt uns zum Wurtenkees, das in Richtung »Niedere Scharte« (2695 m) langsam steigend gequert wird; falls der Gletscher schneebedeckt ist, darf er nur am Seil betreten werden. Auf der Niederen Scharte angekommen, sehen wir nun gegenüber den Sonnblick mit seinem Gipfelhaus liegen; rechts daneben den eisbedeckten, etwa 150 m höheren Hocharn (3254 m); es ist bei gutem Wetter ein einmalig schöner Anblick, aber bis wir unser Ziel erreichen, haben wir noch ein gutes Stück Weg vor uns; von der Scharte geht es über Moränen zum Goldberggletscher hinunter, der hier auch den »kurzen« Namen »Vogelmaier Ochsenkarkees« führt. (Das Geschlecht der Vogelmaier hatte hier ihre Ochsenweide.) Nach Querung des Gletschers steigen wir in den jenseitigen Moränenhängen zum Beginn des Sonnblick Südostgrates hinauf, wo die kleine Rojacher Hütte (2718 m) steht. Sie ist im Sommer einfach bewirtschaftet und hat einige Matratzenlager für den Notfall. Sie wurde 1898 vom Gewerken Rojacher errichtet, der auch maßgeblich bei der Ausführung des kühnen Planes, auf dem Gipfel des Sonnblicks eine Wetterwarte zu errichten, beteiligt war. Die Rojacher Hütte diente als »Zwischenstation« und wurde 1925 von der DAV-S. Halle übernommen. Sie ist wirklich eine äußerst notwendige Wetterschutzhütte, denn es gibt orkanartige Stürme, die es fast unmöglich machen, das letzte Gratstück zum Sonnblickgipfel mit dem Zittelhaus zu begehen. Das mußte ich selbst erleben. Im Sommer 1929 war ich mit meiner Frau wieder einmal auf einer Wanderung auf dem Tauernhöhenweg zum Sonnblick unterwegs. Wir hatten zuletzt in der Duisburger Hütte übernachtet und waren – wie oben beschrieben – über die Niedere Scharte bei schönstem Wetter zur Rojacher Hütte gekommen, die in der Zeit des ersten Weltkrieges ausgeraubt worden war, so daß die Hütte innen völlig leer angetroffen wurde; nicht einmal ein Sessel oder eine Bank waren mehr vorhanden. Vor dem letzten Anstieg zum Gipfel wollten wir eine kleine Rast einschalten, denn es war erst früher Nachmittag und wir saßen genießerisch auf Steinblöcken vor der Hütte; binnen weniger Minuten verfin-

sterte sich jedoch der Himmel, ein Gewitter mit gewaltigem Sturm brach los, so daß wir in die Hütte flüchten mußten; wir dachten, das Gewitter abwarten zu können, aber das Unwetter nahm an Heftigkeit zu, der Regen ging in einen Schneesturm über und schließlich mußten wir die Hoffnung, das Zittelhaus auf dem Sonnblick noch erreichen zu können, aufgeben, zumal die Nacht hereinbrach; wir mußten in der Hütte biwakieren, zum Glück hatte ich einen Zeltsack mit, der uns notdürftig in der Hütte vor der Kälte schützte; ununterbrochen schlugen die Blitze in der Nähe ein und wahrscheinlich hat uns das bei der Hütte vorbeiführende Telefonkabel vor einem Blitzschlag errettet, da die Hütte selbst keinen Blitzableiter hatte. In der Frühe lag über ein Meter Neuschnee, so daß wir die Hütentüre nur mit großer Mühe öffnen konnten. Sie war zum Glück zweigeteilt, sonst wären wir gefangen gewesen. Weiterhin tobte der Schneesturm und dichtester Nebel verhinderte jede Sicht. In den Vormittagsstunden des nächsten Tages gelang uns ein »Hinunterwühlen« in den Schneemassen über lawinengefährdete Hänge nach Kolm-Saigurn, wo wir in erschöpftem Zustand glücklich ankamen. Die Rojacher Hütte hatte uns zweifelsohne das Leben gerettet. Als wir ein anderes Mal 1947 – bei wirklich schönem Wetter wieder vor der Rojacher Hütte rasteten – sie war inzwischen instandgesetzt und bewirtschaftet, gedachten wir der damaligen Lebensrettung durch diese Hütte und auch meiner ersten Sonnblickbesteigung mit meinem Bruder am 15. September 1921, die auch mit Abenteuern verbunden gewesen war.

Wir waren für einige restliche Ferientage nach Bockstein übersiedelt und somit dem Sonnblick etwas näher gerückt. An einem schönen Tag brachen wir auf und durchwanderten die enge, wasserfallreiche Schlucht, die uns in den Boden des Naßfeldes führte, heute auch »Sportgastein« genannt. Dann stiegen wir zur Riffelscharte (2471 m) hinauf, wo jetzt das Niedersachsenhaus der DAV-S. Hannover steht, das aber erst später (1925) erbaut wurde. Hier lag der Sonnblick in seiner ganzen Pracht vor uns und wir waren von der Schönheit dieser Hochgebirgslandschaft tief beeindruckt. Weiter ging es auf dem »Verwaltersteig« zu den Ruinen des Goldbergwerkes hinab und jenseits auf dem Weg von Kolm-Saigurn gegen die Rojacher Hütte hinauf; doch hier fiel plötzlich dichter Nebel ein, Schneefelder bedeckten den Weg und die Orientierung wurde schwierig; wir begegneten zwei absteigenden Bergsteigern und die rieten uns, auf dem großen Schnee-

feld immer weiter zu gehen, bis Felsen mit einem Drahtseil kämen. Statt uns aber dem Südostgrat des Sonnblicks, der einen verhältnismäßig leichten Anstieg über Blockwerk zum Sonnblickgipfel bietet, zuzuwenden, querten wir im Nebel den Goldberggletscher und stießen schließlich am anderen Ufer an eine Felswand, von der wirklich ein langes Drahtseil herabhing; so meinten wir also auf dem richtigen Weg zu sein und turnten munter an dem Drahtseil in die Höhe, bis es auf dem Gipfel an einer langen eisernen Stange endete. Aber wo war das heißersehnte Zittelhaus? Da lichtete sich zum Glück der Nebel: auf dem gegenüberliegenden Gipfel stand wie ein Märchenschloß das Zittelhaus und wir waren auf dem »falschen Gipfel« der Goldbergspitze (3072 m), die wir an einem Blitzableiterkabel erklettert hatten, das in der eisernen Auffangstange endete. Damit bei den vielen Hochgewittern nicht alle Blitze ins Zittelhaus einschlagen, hatte man auch auf den Nachbargipfeln Auffangstangen mit Ableitungen zum Gletscher aufgestellt. Jetzt also zurück zur Rojacher Hütte und dann über den richtigen Grat zum Gipfel. Mein kleiner Bruder war trotz seiner 13 Jahre bisher sehr brav gegangen; waren wir ja mit kurzen Rasten schon den ganzen Tag unterwegs. Aber als er nun sah, daß wir durch den »Nebel-Irrtum« noch einen weiten Weg vor uns hatten, fing er zu heulen an – vorher war er den ganzen Tag von der Freude über den bevorstehenden ersten Dreitausender erfüllt: auf alle Ansichtskarten werde ich schreiben: ein »Bergeheil von meinem ersten Dreitausender«. Ich aber sagte: »Jetzt schreibst du auf die Karten statt eines »Bergeheil« ein »Bergeheil von meinem ersten Dreitausender«; denn auch die Goldbergspitze ist ja schon ein Dreitausender. Doch der Rückweg zur Rojacher Hütte ging gut vonstatten. Der Südostgrat war leicht gangbar und nur der Übergang vom Fels zum obersten Gipfelsirn vor dem Haus war durch eine vereiste Stelle – wir hatten keine Eispickel – etwas schwierig. Im letzten Abendlicht betraten wir das so lange ersehnte Zittelhaus und genossen einen einmaligen Sonnenuntergang von dieser Hochwarte. Am nächsten Morgen stiegen wir wieder auf gleichem Weg nach Bockstein ab und wurden von unserer besorgten Mutter frohlich empfangen. Das Zittelhaus auf dem Sonnblick wurde vom AV 1886 erbaut und nach dem einstigen Präsidenten Alfred von Zittel benannt, lange von der S. Salzburg verwaltet, ging das Haus schließlich 1925 in den Besitz der DAV-S. Halle über. 1936 war daher das 50jährige Bestandsjubiläum.

Meteorologen aller Herren Länder waren oben zu einer Festtagung versammelt, die bei wolkenlosem Himmel und warmem Wetter vor dem Hause stattfinden konnte. Ich hatte die Ehre, persönlich bei dieser Feier anwesend zu sein. Man sagte damals lächelnd: »dieses Prachtwetter ist wohl eine Glanzeistung der Meteorologen aller Länder, das durch Einmütigkeit der Zusammenarbeit zustande kam.«

An einem so herrlichen Tag wird man nicht müde, rings um das Haus zu gehen, um die Fernsicht nach allen Seiten und in allen Beleuchtungen von morgens bis abends zu genießen. Auch die interessante meteorologische Station, die in einem Turm untergebracht ist, kann fallweise besichtigt werden. Hier wurden schon viele wissenschaftliche Arbeiten durchgeführt, nicht nur die tägliche Wetterbeobachtung. Mag auch seit den Registrierballons, die noch größere Höhen erreichen und billiger als der Betrieb von Höhenstationen sind, die Bedeutung der Gipfelobservatorien nachgelassen haben, die Sonnblickwetterwarte wird immer von größtem wissenschaftlichen Wert sein. Die Versorgung von Schutzhaus und Station ist seit einigen Jahren sehr erleichtert durch eine Materialeilbahn von Kolm-Saigurn, die die Hütenträger von einst abgelöst hat. Auch die Hinsamkeit der meteorologischen Beobachter ist in den letzten Jahren durch den Rundfunk und zuletzt durch das Fernsehen gemildert worden. Leider bestehen auch beim Sonnblick Pläne, ihn durch Personenseilbahnen von Kolm-Saigurn und von Heiligenblut dem Fremdenverkehrsgeschäft zu erschließen. Wenn diese Pläne auch von Naturschützern energisch bekämpft werden, fürchtet man doch ihre spätere Verwirklichung; möge dem Sonnblick das Schicksal der Zugspitze erspart bleiben!

Vom Zittelhaus führt der kürzeste Abstieg (4½ Std.) nach der einstigen Bergwerkssiedlung Kolm-Saigurn (1598 m), von wo uns das Postauto durch das Rauriser Tal zur Bahnstation Taxenbach-Rauris bringt. Der zweite wichtige Abstiegsweg, den wir als Fortsetzung des Tauernhöhenweges benützen wollen, führt nach dem herrlich am Fuße des Großglockners gelegenen Heiligenblut.

Schweren Herzens verlassen wir wieder das einmalig gelegene Zittelhaus und sagen dem Sonnblick Lebwohl. Durfte ich doch insgesamt fünfmal – immer bei schönstem Wetter – auf seinem Gipfel stehen. Sonnblick – Heiligenblut, 5 Std. Wir steigen über das meist spaltenarme Fleißkees (Vorsicht bei Neuschnee!) zum Gletscherrand ab,



Zittelhaus auf dem Sonnblick, 3105 m; aus dem „Tauernhöhenwegführer“ von Prof. Dr. Ernst Herrmann.

wo der Hans Tritschel-Weg beginnt, der zunächst zum reizenden Zirmsee führt. In der Zeit der Goldgewinnung wurde das Erz auf Booten über den See gebracht. Etwas tiefer stand das Seebichlhaus (2451 m) der S. Austria, ein ehemaliges Bergwerkshaus, das als Zwischenstützpunkt bei der Ersteigung des Sonnblicks von Heiligenblut diente. Ich selbst habe bei meiner zweiten Sonnblickbesteigung im Sommer 1930 dort noch übernachtet. Es wurde aber immer wieder von Lawinen schwer beschädigt, so daß es schließlich aufgegeben wurde und verfiel. Nun kommen wir an vielen Wasserfällen vorbei und steigen dabei tiefer in das oberste Fleißtal ab, wo jetzt als Zwischenstützpunkt das Gasthaus »alter Pocher« (1807 m) steht. Hier wurde einst das goldhaltige Erz zerkleinert (Pochwerk); auch dieses Haus fiel vor einigen Jahren einer Lawine zum Opfer, wurde aber neu aufgebaut (sehenswerte Mineraliensammlung). Nach kurzer Rast wandern wir auf gutem Weg sanfter talaus zur Fleißkehre der Großglocknerstraße und auf dieser (allenfalls mit Autobus) nach Heiligenblut. Da die Glocknerstraße wegen des starken Verkehrs zu Fuß wenig angenehm zu begehen ist, kann von der Fleißkehre der kleine Umweg über das Fleiß-Wirtshaus empfohlen werden, da von hier ein Fußweg nach Heiligenblut führt. Die Schönheit von Heiligenblut ist ja allzu oft geschildert worden, wenn es auch durch Neubauten manches von seiner einstigen Ursprünglichkeit verloren hat. Von hier könnten wir mit dem Postauto nach Lienz, Spittal a.d.D. oder Mallnitz, also zu unserem Ausgangspunkt fahren, oder allenfalls über die herrliche Großglocknerstraße nach Zell a. See (ein Kurs im Sommer sogar direkt bis Salzburg). Zur Fortsetzung unseres Weges in die Glocknergruppe ist man mittels Autobus bald wieder »hoch

oben« beim Glocknerhaus ober der »Franz-Josefs-Höhe«. Die direkte Verbindung auf einem Höhenweg vom Sonnblick ohne Talabstieg in die Glocknergruppe hatte bisher gefehlt. Es ist nun das große Verdienst unserer Sektion Klagenfurt, daß vor einigen Jahren der »Schweitzer Weg« zunächst vom Sonnblick auf den Hocharn erbaut wurde; nun führt der anlässlich des 100jährigen Sektionsjubiläums erbaute »Jubiläumsweg« vom Hocharn zum Südportal des Hochtortunnels an der Großglocknerstraße; damit ist die letzte Lücke im Tauernhöhenweg geschlossen worden. Dieser Weg soll natürlich nur von sehr geübten Bergsteigern bei einwandfreier Witterung begangen werden. Sonst ist der Abstieg nach Heiligenblut vorzuziehen. Der neue Weg ist ein ausgesprochener Gratweg, nur teilweise gesichert und gut markiert und in der Unteren Jausenscharte mit einer Biwakschachtel versehen, von der auch ein Notabstieg durch das Große Fleißtal nach Heiligenblut führt.

Damit haben wir den Tauernhöhenweg vom Ankogel bis zum Sonnblick weiterführend bis zum Großvenediger kennengelernt, der uns von Hütte zu Hütte leitete und dabei stets wechselnde Eindrücke der Hochgebirgswelt schenkte. Ein Bergheil seinen Begehern!

Führer: Dr. Ernst Herrmann, Tauernhöhenwegführer (Verlag Gerlach und Wiedling, Wien), 4. Auflage 1975.

Karten: Alpenvereinskarte neu, inliegend: Hochalm Spitze – Ankogel 1 : 25.000, 1979; Sonnblickgruppe 1 : 25.000, 1965 Freytag & Berndt Wanderkarte 1 : 100.000, Bl. 12 und 19, Sonderkarte Sonnblick und Ankogelgruppe 1 : 50.000.

Anschrift des Verfassers:

*Dr. Ernst Herrmann
Antonigasse 97
A-1140 Wien XVII*

Durch Naturparke Österreichs

Der Niederösterreichische Landesrundwanderweg

ROBERT WURST UND WERNER RACHOY

Einleitung

Einleitend sei festgehalten, daß der niederösterreichische Landesrundwanderweg vielgestaltige Landschaftsformen durchzieht und dabei zu einem überwiegenden Teil Alpenvereinswege benützt. Seine Behandlung im Rahmen des Alpenvereins-Jahrbuches 1979 erscheint daher voll gerechtfertigt. Unter anderem deshalb, weil die Alpenvereins-Hauptversammlung 1979 in Niederösterreich stattgefunden hat und weil von jenem Bundesland ganz wichtige und entscheidende Anregungen zur Verwirklichung eines gesamtösterreichischen Weitwanderwegenetzes ausgegangen sind.

Werdegang und Bedeutung

Im »Generalplan der österreichischen Weitwanderwege« aus 1976 sind nach dem Stande der nunmehrigen Detailplanungen 10 überregionale Weitwanderwege ausgewiesen. Ein Teil dieser Wege ist bereits fertiggestellt, das gesamte Wegenetz wird bis 1982 ausgebaut sein. Geradezu zwangsläufig drängt sich bei jener Arbeit der Gedanke auf, diese Wege bundesländerweise zu Landesrundwanderwegen zusammenzufassen. Hierbei soll allerdings nicht nur den betreffenden Weitwanderwegen Aufmerksamkeit gewidmet, sondern zugleich auch ein näheres Kennenlernen der unmittelbaren Heimat ermöglicht und gefördert werden. In NÖ im besonderen kommt noch dazu, daß ein solcher Rundwanderweg auch die meisten NÖ Naturparke – gleichsam wie Glieder einer Kette – miteinander verbindet. Der NÖ Landesrundwanderweg ist daher von seiner Konzeption her mehrwertig und stellt ein vorrangiges Ideengut des NÖ Alpenvereins dar, unterstützt von den anderen alpinen Vereinen des Landes sowie von der NÖ Landesregierung. Verfasser des inzwischen im NÖ Pressehaus-Verlag/St. Pölten herausgekommenen einschlägigen Wanderführers sind die Alpenvereinsfunktionäre Dr. Robert Wurst und Dipl.-Ing. Werner Rachoy sowie der Naturschutzdirektor der NÖ Landesregierung, Dr. Harald Schweiger.

Die besondere Attraktivität dieses Weges liegt wohl für den Wanderer darin, daß er hierbei beträchtliche Teilstrecken der österreichischen

Weitwanderwege 01 (»Nordalpenweg«; Wegabschnitte 401-Wienerwald, 201/201 A-Gutensteiner Voralpen und 801-Schneeberg/Rax), 07 (»Ostösterreichischer Grenzlandweg«, Wegabschnitt 607-Thayatal und Weinviertel) und 08 (»Eisenwurzweg«, Wegabschnitte 608-Waldviertel und 208-Neustädter Platte/Ybbstalper Alpen) zurücklegt und sich – wie erwähnt – mit den wunderbaren NÖ Naturparks sowie den NÖ Natur- und Landschaftsschutzgebieten vertraut macht.

Wegausdehnung und -beschreibung

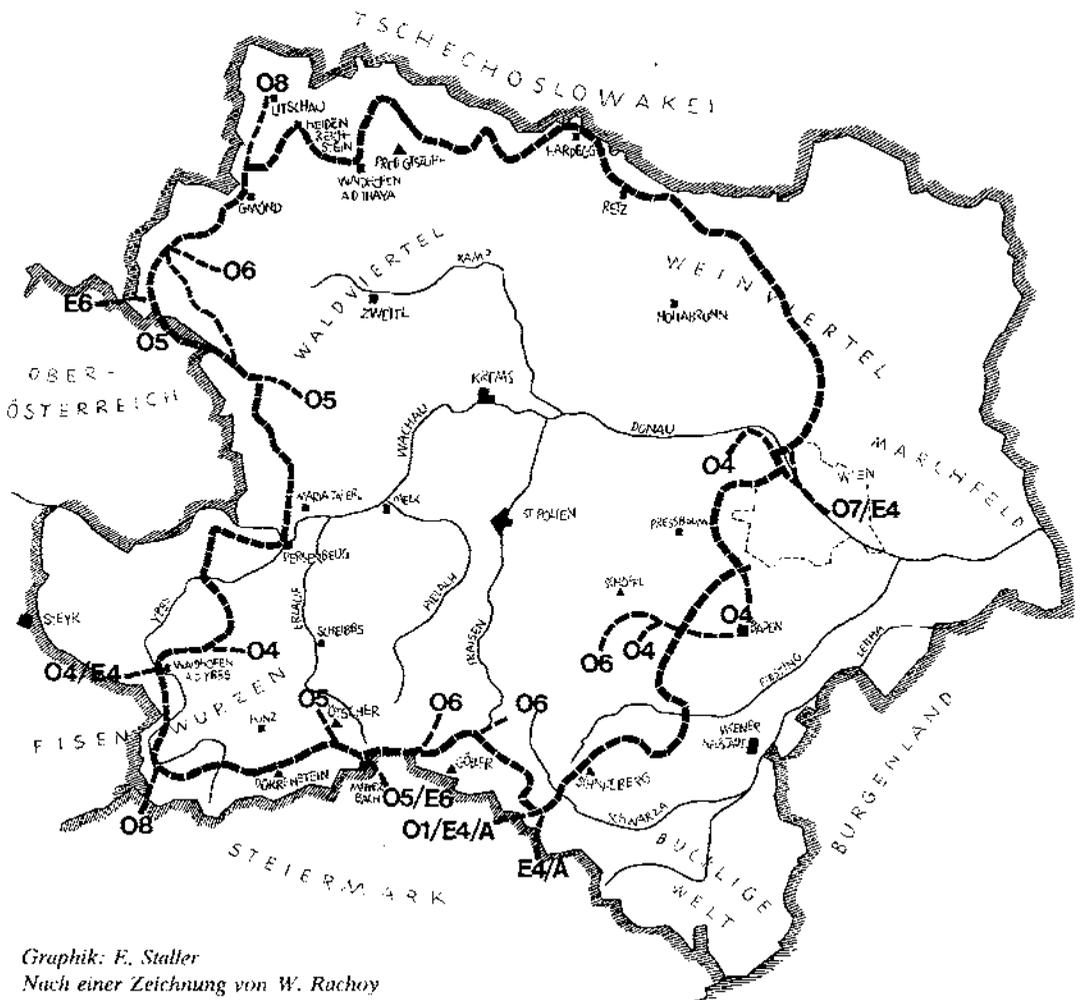
Begrifflich gehörte der NÖ Landesrundwanderweg nach seiner Länge von beinahe 1000 km zu den Weitwanderwegen im weitesten Sinne des Wortes. Da er jedoch – von Wien abgesehen – im Bundesland NÖ verbleibt, ist er weder ein überregionaler noch interregionaler Weitwanderweg, sondern ein sogenannter regionaler Hauptwanderweg. Er durchmißt alle NÖ eigentümlichen Landschaftsformen, obwohl er sich praktisch nur im Grenzbereich des Bundeslandes bewegt. Die Beschreibung der Wegstrecke erfolgt im einschlägigen Wanderführer vom Wiener Raum im Uhrzeigersinn, also Klosterneuburg/Wien – Rax – Ötscherland – Eisenwurz – Ysperklamm – Weinsberger Forst – Nebelstein – Thayatal – Weinviertel – Klosterneuburg/Wien. Im Rahmen dieses Artikels geschieht dies jedoch umgekehrt, unter anderem deswegen, weil sich der Wanderer so allmählich an das Mittel- und vor allem Hochgebirge herantastet und sich letzterem besser anzupassen vermag.

Weglänge und -beschreibung

Wie bereits erwähnt, beträgt die Gesamtlänge des NÖ Landesrundwanderweges nahezu 1000 km. Es war daher geboten, auch bei diesem die bei den überregionalen Weitwanderwegen erprobte Teilung in drei große Streckenabschnitte, gleichzeitig auch als Wertungsetappen für ein abgestuftes Wanderabzeichen, vorzunehmen und innerhalb derselben eine Untergliederung in Teilstrecken und Wegabschnitte durchzuführen. Vom Wiener Raum aus gerechnet sind es die drei Streckenabschnitte Weinviertel / Waldviertler Thayatal, Westliches Waldviertel/NÖ Alpenvorland und NÖ Kalkalpen/Wienerwald. Der erste Streckenabschnitt Weinviertel/Waldviertler Thayatal umfaßt die Teilstrecken »Weinviertler Grenzlandweg« (von der Wiener Pforte über die Leiser Berge nach Retz mit den Wegabschnitten Klosterneuburg-Ernstbrunn und Ernstbrunn – Mail-

berg-Retz), »Unterer Thayatalweg« (von Retz durch das Waldviertler Thayatal bis Waidhofen an der Thaya mit den Wegabschnitten Retz-Hardegg-Drosendorf und Drosendorf – Raabs – Waidhofen an der Thaya) sowie »Oberer Thayatalweg« (von Waidhofen an der Thaya über die Blockheide zum Nebelstein mit den Wegabschnitten Waidhofen an der Thaya – Heidenreichstein – Gmünd und Gmünd – Weitra – Nebelstein). Der zweite Streckenabschnitt Westliches Waldviertel/NÖ Alpenvorland besteht aus den Teilstrecken »Freiwald/Weinsberger Forst« (vom Nebelstein bis zum Weinsberger Forst mit den Wegabschnitten Nebelstein – Groß Pertholz – Großgerungs und Großgerungs – Arbesbach – Bärenkopf), »Weinsberger Forst/Yspertal« (vom Weinsberger Forst über die Yspertal und den Ostrong in den Nibelungengau mit den Wegab-

schnitten Bärenkopf – Yspertal – Laimbach und Laimbach – Ostrong – Ybbs an der Donau) sowie »Neustädter Platte/Randegger Berge« (vom Nibelungengau bis in das untere Ybbstal mit den Wegabschnitten Ybbs an der Donau – Neustadt – Amstetten und Amstetten – St. Leonhard am Wald-Waidhofen an der Ybbs). Der dritte und letzte Streckenabschnitt NÖ Kalkalpen/Wienerwald gliedert sich schließlich in die Teilstrecken »Ybbstaler Alpen« (vom unteren Ybbstal durch die Eisenwurzen bis zum Erlaufsee mit den Wegabschnitten Waidhofen an der Ybbs – Hochseeburg bei Opponitz – Hollenstein und Hollenstein – Göstling – Mitterbach), »Türnitzer Alpen/Semmeringgebiet« (vom Erlaufsee über das Ötscherland und das Raxplateau zum Schneeberg mit den Wegabschnitten Mitterbach – St. Aegyd am Neuwald – Naßwald und Naßwald –



Graphik: F. Staller
 Nach einer Zeichnung von W. Rachow

Rax – Schneeberg) sowie »NÖ Alpenostrand« (vom Schneeberg bis zur Wiener Pforte mit den Wegabschnitten Schneeberg – Weißenbach an der Triesting und Weißenbach an der Triesting – Heiligenkreuz im Wienerwald – Klosterneuburg).

Wegmarkierung und -numerierung

Das Besondere des NÖ Landesrundwanderweges ist die einheitliche Markierung mit blaugelben Landesfarben und dem Landeswappen. Diese Bezeichnung ist durchgehend und zwar auch dort, wo der Weg mit überregionalen Weitwanderwegen (01, 04, 05, 06, 07 und 08) gemeinsam verläuft. Auf letzteren, nahezu dreiviertel der Gesamtstrecke ausmachenden Parallelrouten finden wir demnach zusätzlich die jeweilige Markierung, Numerierung und Beschriftung des betreffenden Weitwanderweges. Dies sind die für Weitwanderwege übliche rot-weiß-rote Markierung sowie die an Berggruppen und Landschaftsformen orientierte dreistellige Wegnumerierung nach dem sogenannten Moriggl/Fritz-System. Danach weist die Zehner- und Einerstelle den Weg als überregionalen Weitwanderweg (01, 04, 05 usw.) aus, die hier geraden Hunderter-Nummern geben hingegen über die Berggruppen bzw. Landschaftsformen Aufschluß (200, 400, 600, 800).

Bei den Weitwanderwegtafeln müssen wir zwischen den - den Weg als Ganzes vorstellenden überregionalen - Haupttafeln mit der Signatur des Gesamtvereins, den regionalen Abschnittstafeln mit der Signatur des NÖ Sektionverbandes und den lokalen Orientierungstafeln mit der Signatur der Betreuungsvereine unterscheiden.

Die überregionalen Haupttafeln lauten dabei wie folgt: zwischen Langenzersdorf und Nebelstein (erster Streckenabschnitt) »Österreichischer Weitwanderweg 07/Ostösterreichischer Grenzlandweg/Thayatal – Rust – Radkersburg«, zwischen Nebelstein und Hollenstein (zweiter Streckenabschnitt) »Österreichischer Weitwanderweg 08/Eisenwurzenweg/Waldviertel – Gesäuse – Drautal« und zwischen Rax und Wienerwald »Österreichischer Weitwanderweg 01/Nordalpenweg/Bodensee – Wienerwald«. Im Bereich der Walster und auf dem Wegstück Peilstein – Perchtoldsdorf bei Wien begegnen wir zusätzlich noch Haupttafeln »Österreichischer Weitwanderweg 06/Mariazellerweg«. Die Haupttafeln für die Weitwanderwege 04 (Voralpenweg) und 05 (Nord-Süd-Weg) sind in Vorbereitung.

Was nun die regionalen Abschnittstafeln anlangt, so sind nachstehende geographische Textierungen vorgesehen: auf dem ostösterreichischen Grenz-

landweg 07 zwischen Langenzersdorf und Retz »Österreichischer Weitwanderweg 07/Abschnitt Weinviertler Grenzlandweg 607 Retz – Leiser Berge – Wien – Lobau – Hainburg an der Donau« zwischen Retz und Nebelstein »Österreichischer Weitwanderweg 07/Abschnitt Thayatalweg 607 Nebelstein – Gründ – Waidhofen an der Thaya – Raabs – Drosendorf – Retz«; auf dem Eisenwurzenweg 08 zwischen Nebelstein und Ybbs an der Donau »Österreichischer Weitwanderweg 08/Eisenwurzenweg/Abschnitt 608 Litschau – Arbesbach – Ysperklamm – Ybbs an der Donau«, zwischen Ybbs an der Donau und Waidhofen an der Ybbs »Österreichischer Weitwanderweg 08/Eisenwurzenweg/Abschnitt 208 Ybbs an der Donau – Amstetten – Sonntagberg – Waidhofen an der Ybbs« und zwischen Waidhofen an der Ybbs und Hollenstein »Österreichischer Weitwanderweg 08/Eisenwurzenweg/Abschnitt 208 Waidhofen an der Ybbs – Hollenstein – Voralpe – Altenmarkt an der Enns«; auf dem Wiener Mariazellerweg zwischen St. Aegyđ am Neuwald und der Walster bei Mariazell »Österreichischer Weitwanderweg 06/Mariazellerweg/Abschnitt 206/606 Triestingtal – Rohr im Gebirge – St. Aegyđ am Neuwald – Mariazell«, zwischen Peilstein und Perchtoldsdorf »Österreichischer Weitwanderweg 06/Mariazellerweg/Abschnitt 406 Wien – Heiligenkreuz – Hafnerberg – Kleinmariazell – Triestingtal«; auf dem Nordalpenweg 01 zwischen Trinksteinsattel auf der Rax und der Mamauwiese im Schneeberggebiet »Österreichischer Weitwanderweg 01/Nordalpenweg/Abschnitt 801 Schneeralpe – Rax – Schneeberg«, zwischen Mamauwiese und Triestingtal »Österreichischer Weitwanderweg 01/Nordalpenweg/Abschnitt 201/201 A Dürre Wand – Hohe Wand – Weißenbach an der Triesting« und zwischen Triestingtal und dem Wiener Raum »Österreichischer Weitwanderweg 01/Nordalpenweg/Abschnitt 401 Weißenbach an der Triesting – Wienerwald – Wien«; auf dem Voralpenweg 04 zwischen Waidhofen an der Ybbs und St. Leonhard am Wald »Österreichischer Weitwanderweg 04/Voralpenweg/Abschnitt 204/204 A Waidhofen an der Ybbs – Gresten – Scheibbs« sowie zwischen Perchtoldsdorf und Klosterneuburg »Österreichischer Weitwanderweg 04/Voralpenweg/Abschnitt 444 Mödling – Purkersdorf – Kahlenberg«. Regionale Abschnittstafeln für den Nord-Süd-Weg 05 sind derzeit erst in Ausarbeitung, es weisen hier nur die bisherigen NSWWTafeln auf einen Parallelverlauf hin.

Wegverlauf und -kreuzungen

Als geradezu natürlicher Ausgangs- und zugleich auch Endpunkt eines Niederösterreichischen Landesrundwanderweges bietet sich idealerweise die alte Babenbergerstadt Klosterneuburg bei Wien dar. Ein bereits frühes Kulturzentrum, kunsthistorisch überaus interessant durch das – seinerzeit dem spanischen Escorial bei Madrid etwas nachgeahmte – Augustiner Chorherrnstift mit dem bekannten Verduner Altar. Bemerkenswert ist aber auch die Lage Klosterneuburgs am rechten Ufer des Donaustromes, wo dieser, ganz knapp vor der Bundeshauptstadt und Weltstadt Wien, die zwischen den nordöstlichen Alpenausläufern Kahlen- und Leopoldsberg und am anderen Donauufer Rohrwald und Bisamberg eingebettete sogenannte Wiener Pforte durchbricht. Wir folgen dem erst jüngst eröffneten Niederösterreichischen Landesrundwanderweg entgegen dem Uhrzeigersinn, also zunächst auf das linke Donauufer, weil wir uns auf diese Weise dann vom Tief- und Hügelland aus über Mittelgebirge allmählicher an später fast hochalpines Gelände heranzutasten vermögen. Den ersten niederösterreichischen Naturpark, die Leiser Berge, können wir vom gegenüberliegenden Donauufer entweder auf der Teilstrecke »Weinviertler Grenzlandweg 607« des österr. Weitwanderweges 07 und auf dem bis dahin gemeinsam verlaufenen Weinviertlerweg 632 oder aber auf dem Rohrwaldweg 633 erreichen. Erstere beide Wege führen über den so aussichtsreichen Bisamberg (Wiener Becken, Wien, Wienwald, Tullnerfeld, Wachauer Berge, Manhartsberg, Buschberg, Marchfeld, Kleine Karpaten, Hainburger Berge, Leithagebirge, Hohe Wand, Schneeberg) und das Kreuttal, letztgenannter Weg hingegen via Burg Kreuzenstein, das sogenannte »Goldene Bründl« und den Wallfahrtsort Karnabrunn. In naher Zukunft wird es dem Weitwanderer anheimgestellt werden, eventuell auch auf etwas längerer Route halbkreisartig durch die vielbesungene Lobau und die interessanten Marchauen, also im wesentlichen über das östliche Weinviertel, gleichfalls zu den Leiser Bergen bei Ernstbrunn zu gelangen. Als Belohnung winkt uns insbesondere vom Buschberg ein einmalig prachtvoller Panoramablick rund um fast das gesamte hügelig-wellige Weinviertel mit seiner Buntheit an Mischwäldern, Wiesen sowie Feld- und Weinkulturen, bei schönem Wetter aber auch in die nördlichen Kalkalpen und sogar Karpaten, insbesondere vom Buschberg mit der gleichnamigen Alpenvereinschütte. Von Oberleis, wo sich Wein-

viertler Grenzlandweg 607 und Weinviertlerweg 632 trennen, setzen wir die Tour auf erstercm – linksseitig – in die beliebten Westweinviertler Weinbaugebiete von Mailberg, Haugsdorf und Retz fort. In der Stadt Retz mit seinem markanten Hauptplatz und Wahrzeichen, der weithin sichtbaren Windmühle, ziemlich nahe bereits der tschechoslowakischen Grenze, wechseln wir vom Weinviertler Grenzlandweg auf den Waldviertler Thayatalweg über. Letzterer stammt aus den Anfang Siebzigerjahren und ist wie der Nord-Süd-Weitwanderweg 05 der Initiative des Weitwanderwegpioniers Bildhauer Carl Hermann aus Gmünd, Sektion Waldviertel, zu verdanken, ersterer hingegen jener von Ernst Kreuzer aus Wien, Sektion Edelweiß. Der Thayatalweg bringt uns nun zunächst durch das eigentliche romantische Thayatal mit seinen vielen Flußschlingen und Burgruinen und macht uns mit vor allem Kaya (Ruine), Hardegg (kleinste Stadt Österreichs), Riegersburg (Schloß nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen berühmten steirischen Burg), Geras (Prämonstratenser-Chorherrenstift und zweiter niederösterreichischer Naturpark unseres Landes – Rundwanderweges), Drosendorf (Endstation der Nordwestbahn von Wien über Stockerau, Hollabrunn und Retz), Kollmitz (Ruine), Raabs (Schloß, Zusammenfluß der Deutschen und Mährischen Thaya, Weit- und Hauptwanderwege – Knotenpunkt mit u. a. auch dem Kuenringerweg Raabs – Großgerungs und Thaya – Kampweg Raabs – Rosenberg), Liebnitzmühle (Pferdegestüt), Karlstein (Uhrenindustrie), Dobersberg (im Entstehen begriffener Naturpark) sowie schließlich Waidhofen a. d. Thaya (Bezirks- und Schulstadt) bekannt. Vor und nach Hardegg müssen wir beachten, daß der Thayafluß auf jeweils längeren Abschnitten teils die Grenze zur Tschechoslowakei bildet (Flußmitte!), teils sogar vorübergehend ganz durch CSSR-Gebiet verläuft! Von Waidhofen/Thaya zieht der Thayatalweg dann durch das an der europäischen Wasserscheide (Entwässerung nach Süden zur Donau und damit zum Schwarzen Meer, nach Norden hingegen zu Moldau und Elbe und sohin zur Nordsee) befindliche Waldviertler Hochland mit Heidenreichstein (zauberhaftes Wasserschloß), Schrems, Naturpark »Blockheide« (nordisch / skandinavischer Einschlag, künstlerische Wirkensstätte von Bildhauer Carl Hermann), Gmünd (Bezirks- und Schulstadt, Grenzbahnhof zur Tschechoslowakei) und Weitra (wie Hardegg, Drosendorf, Waidhofen und Gmünd auch typisch mittelalterliches Stadtbild) zum Weitwander-

wege-Schnittpunkt Nebelstein. Hier findet der Übergang vom ersten zum zweiten Streckenabschnitt (vom Weinviertel und Waldviertler Thayatal ins westliche Waldviertel) und nach Überschreitung der Donau ins Alpenvorland) statt. Außerdem treffen wir hier die zwei ältesten österreichischen Weitwanderwege, den Nordwaldkammweg Dreisesselberg – Bärenstein – Sternstein – Nebelstein – Mandlstein, durch das nördlichste oberösterreichische Mühlviertel, und den Nord-Süd-Weitwanderweg Nebelstein – Ötscherland – Hochschwab – weststeirische Almen – Eibiswald an, die beide zusammen den überregionalen österreichischen Weitwanderweg 05 und gleichzeitig auch einen Bestandteil des europäischen Fernwanderweges E 6 Ostsee – Wachau – Adria bilden. Außerdem nimmt jedoch hier auch der von uns bis dahin in Gegenrichtung benützte ostösterreichische Grenzlandweg 07 Thayatal – Leiser Berge – Lobau – burgenländischer Seewinkel – Bucklige Welt – südoststeirisches Weinland ebenso seinen Ausgangspunkt wie der Waldviertler/St. Pöltner Ast des Mariazeller Wallfahrerwegesystems 06, letzteres via u. a. den schon bestehenden Kamptal – Stauseenweg. Außerdem begleitet uns ab der Blockheide hierher und dann noch weiterhin bis Hollenstein an der Ybbs der gleichfalls überregionale österreichische Weitwanderweg 08 vom nördlichsten Punkt Österreichs in Rottal bei Litschau über das Gesäuse, die Seckauer und Seetaler Alpen sowie die östlichen Karawanken bis zum südlichsten Punkt Österreichs am Kärntner Seeberg. Wir begeben uns nun nach Auskostung des sich von der Aussichtswarte nahe der Nebelsteinhütte des Alpenvereins uns dartuenden herrlichen Ausblicks (u. a. auch ins unmittelbar angrenzende Böhmerland) vorerst gemeinsam mit dem österreichischen Weitwanderweg 05 (Gleichlauf von Nordwaldkamm- und Nord-Süd-Weitwanderweg zwischen Nebelstein und Karlstift) nach Eisenwerk bei Joachimsthal. Wir verlassen letztere beide und damit den E 6 und ändern unsere vom Wiener Raum bis hierher Süd-Nord- bzw. Ost-West- in eine jetzt vorherrschende Nord-Süd-Richtung. Erstes Zwischenziel des vom Nebelstein bis Waidhofen/Ybbs zählenden zweiten Streckenabschnittes ist der nach der Blockheide nächste Waldviertler Naturpark »Großpertholz – Nordwald«. Bis in das Hochmoorgebiet bei Karlstift schweift hier unser Blick über die dichten hochebenartig/hügeligen Nadelwälder dieses Naturparks und seine Umgebung. Über Langschlag, Kasbach und Hochberg kommen wir dann in den schmucken Marktort Groß-



Yspertal

Foto: Nechuta

gerungs an der Bahnlinie über Weitra nach Gmünd, auch End- bzw. Ausgangspunkt einiger regionaler niederösterreichischer (Waldviertler) Hauptwanderwege (Kuenringerweg Raabs – Allentsteig – Zwettl – Rosenau – Großgerungs, Waldviertler Viermärkteweg Großgerungs – Rappottenstein – Schönbach – Arbesbach – Großgerungs). Von Arbesbach nach Schönbach wird jedenfalls teilweise der Viermärkte – Rundwanderweg benützt, sei es nun via Arbesbach, den »Stockzahn des Waldviertels« mit seiner Ruine oder aber via Rappottenstein. Auf ersterer Route berühren wir vorübergehend den Nord-Süd-Weitwanderweg 05 und E 6 (Teilstück Arbesbach – Alt Melon – Schönbach). Schönbach, dessen Kirche einen einmaligen Flügelaltar ihr eigen nennen darf, liegt am Nordfuß des sagenumwobenen Weinsbergerwaldes. Diesen durchstreifen wir in Nord-Süd-Richtung via Bärnkopf im Bereiche des künftigen Naturparks »Weinsberger Forst – Bärnkopf«. Hierbei laden uns der eigentliche Weinsberg zu einem kurzen Gipfelbesuch (wunderbarer Ausblick rund um fast das gesamte Waldviertel und auch auf die nordöstliche Alpenkette) und der nahe Schlesingerteich zu einem kleinen Badeaufenthalt ein. Die nächste Attraktion Ysperklamm erreichen wir entweder über die Weinsbergwiese und die oberste Ysper oder aber über den Schlesingerteich und den sogenannten Königswald, jeweils beim Ödteich. Die Ysperklamm hindurch gesellt sich uns der Kremstaler Hauptwanderweg dazu, mit der Wegnummer 606,

bald jedoch 666, und zwar mit der Streckenführung Krems/Donau – Senftenberg – Ottenschlag (Kreuzung 05/E6) – Gutenbrunn – Ysper – Waldhausen (Anschluß an den oberösterreichischen Mühlviertler Mittellandweg) – Grein/Strudengau. Bei Pisching, bald nach dem unteren Eingang der idyllisch/wildromantischen Ysperklamm, verläßt uns dieser Weg rechter Hand, wohingegen wir – linksseitig – Laimbach am Ostrong zustreben. Dort steigen wir auf den über 1000 m hohen Gr. Peilstein und queren dann den Ostrongrücken in Nord-Süd-Richtung via Persenbeug nach Ybbs a. d. Donau bzw. via Münnichreith gegen den Wallfahrtsort Maria Taferl zu. Wir gelangen nun in den uns vom Nibelungenlied her vertrauten gleichnamigen Gau der Donau um das »Bechelarn« der Sage, das jetzige Pöchlarn. Gleichzeitig auch zum unteren Ende des stromaufwärts anschließenden Strudengaus, dessen von der Schifffahrt früher so gefürchtete und bedrohliche Klippen im Zuge des Donaukraftwerkes Ybbs/Persenbeug eine erhebliche Entschärfung erfahren haben. Nach Übersetzung der Donau vom nördlichen linken auf das südliche rechte Ufer ändern wir wieder unsere Richtung von Nord-Süd in jetzt Ost-West und besteigen den östlichen Aussichtsberg der Neustädter Platte, den Hengstberg. In der Folge vorbei an der Lueger Kapelle, kommen wir dann nach Neustadt, das uns zu einem Abstecher auf den Brandstallkogel zur gleichnamigen Hütte des Österreichischen Touristenklubs mit prachtvoller Sicht ins Donautal des Greiner Strudengaus sowie in die niederösterreichisch/oberösterreichische Voralpenwelt verlockt. Das nun verhältnismäßig kurze von Neustadt über Viehdorf nach Amstetten an der Westbahn südwärts verlaufende Wegeteilstück würde uns wieder einmal kulturelle Besichtigungsbesuche erlauben, nämlich der ein wenig abseits der Route liegenden Stifte Ardagger und Seitenstetten. Von Amstetten marschieren wir weiterhin südwärts durch das sogenannte »Mostviertel« des Alpenvorlandes, zuerst bis Euratsfeld eben/hügelig und dann hinauf zum wieder aussichtsreichen Randegger Hochkogel (Ausblick auf Türnitzer und Ybbstaler Alpen sowie Gesäuseberge). Nun wandern wir im Mittelgebirge hochebenartig vorübergehend unvermeidlich auf lokalen Zufahrtsstraßen – westwärts in den Wallfahrtsort St. Leonhard am Wald. Dort stoßen wir auf den überregionalen österreichischen Weitwanderweg 04, den Voralpenweg Wienerwald – Salzkammergut – Berchtesgadennerland – oberbayrisches Alpenrand-/Seengebiet – Bregen-

zerwald. Die Hauptroute des Voralpenweges zieht dabei, aus Gresten über den Grestener Hochkogel kommend, auf kürzester Trasse unter der Nummer 204 via Windhag nach Waidhofen an der Ybbs. Die Variante 204 A des Voralpenweges verläuft hingegen gemeinsam mit dem Eisenwurzenweg 08 (hier Weitwanderwegnummer 208) zum Sonntagberg mit der berühmten barocken Wallfahrtskirche und dann über die Haltestelle Böhlerwerk der Ybbs/Ennstalbahn (Amstetten – Waidhofen a. d. Ybbs – Kleinfurth – Hieflau – Selztal – Bischofshofen) nach ebenfalls Waidhofen/Ybbs. Diese mancher typisch mittelalterlichen deutschen Stadt durchaus ebenbürtige Statutarstadt stellt auch einen beachtlichen Weitwanderwege-Kreuzungspunkt dar. Vor allem aber wechseln wir hier vom Streckenabschnitt »Westliches Waldviertel/Alpenvorland« auf den letzten und längsten und noch dazu beschwerlichsten Streckenabschnitt NÖ, Kalkvoralpen/Wienerwald über. Von Waidhofen/Ybbs führt der Voralpenweg 04 via Konradsheim ins oberösterreichische Maria Neustift und dann über Ternberg im unteren Ennstal, das Steyr- und obere Almtal ins Salzkammergut. Der Eisenwurzenweg 08 und unser ihn noch nach wie vor benützender Landes-Rundwanderweg wenden sich dagegen südwärts und bringen uns durch die sogenannte eigentliche »Eisenwurzen« über den niederösterreichischen Hochseeberg (nicht zu verwechseln mit dem steirischen oder kärntner Seeberg!), mit einer Abstechermöglichkeit zur Amstettner Hütte des Alpenvereins und hierauf nahe Opponitz an der Ybbs das Ybbstal flußaufwärts nach Hollenstein. Hier trennen sich der Weg 08 und unser Landesrundwanderweg, wobei ersterer – weiterhin südwärts – über die Voralpe nach Altenmarkt an der Enns und dann via St. Gallen, Gstatterboden und Johnsbach im Gesäuse zu den Triebener Tauern zieht. Unser Weg ändert hingegen seine zuletzt Nord-Süd- in eine nunmehr West-Ost-Richtung und geleitet uns über den aussichtsreichen mittelgebirgigen Königsberg entlang der Landesgrenze zur Steiermark nach Göstling an der Ybbs nahe dem bekannten Ski- und Bergwandergebiet des Hochkars. Durch das auch von der Trasse der II. Wiener Hochquellenleitung (Einzugsgebiet Hochschwab) gewählte Steingrabental geht es dann hinauf zum dolinen- und aussichtsreichen fast bereits hochgebirgsartigen Dürrnstein, dessen Bereich im Winter zu einem der ausgesprochenen Kältepole Österreichs zählt. Vorher gelangen wir zur Ybbstaler Hütte des Alpenvereins. Vom Dürrnstein können wir ab der

Herrnalm entweder über den Obersee und Mittersee zum Lunzer See absteigen und uns dann nach Lackenhof am Ötscher begeben oder aber durch das Daglebachtal den sogenannten Saurüsselboden bei Langau erreichen. Von Langau oder von Lackenhof am Ötscher suchen wir die wieder mittelgebirgige Gemeindealpe bei Mariazell mit dem Terzerhaus des Alpenvereins auf, wo wir nach dem Waldviertel (Nebelstein, Arbesbach, Schönbach) neuerlich dem Nord-Süd-Weitwanderweg 05 und E 6 begegnen. Nach Auskostung des so schönen Panoramas der Gemeindealpe (Ötscher- und Mariazellerland, aber auch Hochschwabmassiv) kommen wir wieder zu Tal, entweder zum romantischen Erlaufsee oder auf kürzestem Weg nach Mitterbach an der Mariazellerbahn. Hier drängt sich ein Abstecher in den berühmten steirischen Wallfahrtsort Mariazell geradezu zwangsläufig auf. Wir können aber von Mitterbach aus auch leicht in das eigentliche Herz des niederösterreichischen Naturparks »Ötscher-Tormäuer« vordringen, wenn wir einen zusätzlichen Tag einzuschließen gewillt sind. Ansonsten marschieren wir durch das Fadental in die sogenannte Walster, wo sich der liebliche Hubertussee und die St. Nikolaus an der Flüel-Kapelle befinden. In der Walster vereinigen sich aber auch der Waldviertler/St. Pöltner und der Wiener Mariazellerweg 06. Von der Walster wandern wir jetzt über das Kernhofer Gschaid, ein beliebtes Ausflugs- und Skigebiet, nach St. Ägyd am Neuwald, und zwar in der Gegenrichtung des Wiener Mariazellerweges. Letzterer kommt hierher von Wien via Heiligenkreuz, Hafnerberg, Kleinmariazell, Araburg, Unterberg, Rohr/Gebirge, Kalte Kuchl und Ochsattel. Der Landesrundwanderweg führt uns hingegen ab St. Ägyd über den Preinecksattel nördlich von Göller und Gippel und südlich des Obersberges (Berggruppe Gutensteiner Voralpen) nach Naßwald schon im Einzugsgebiet der I. Wiener Hochquellenleitung (Schneealpen / Rax / Schneeberggebiet). Von Naßwald peilen wir auf dem sogenannten Kaisersteig das Habsburg Haus auf dem bereits hochgebirgsartigen Raxplateau an. Auf letzterem geht es jetzt zunächst zum Trinksteinsattel, wo wir auf den überregionalen österreichischen Weitwanderweg durch die Nördlichen Kalkalpen, den nordalpinen oder Nordalpenweg 01 Bodensee – Wienerwald bzw. Neusiedler See stoßen. Seiner Hauptroute, dem Wiener Ast, folgen wir jetzt bis in den Raum von Perchtoldsdorf bei Wien. Rechter Hand zweigt auf dem Trinksteinsattel hingegen die Burgenlandvariante 01 unter der Nummer 801 A (spä-

terhin 901 A) mit der Route »E 4 alpin« des europäischen Fernwanderweges 4 Pyrenäen-Jura-Neusiedler See in Richtung Preiner Gschaid, Semmering, Maria Schutz, Rosalia und Rust ab. Der Weg 801 und unser Landes-Rundwanderweg verlaufen dagegen zum Otto-Schutzhaus. Von diesem kann man entweder über den Wachthüttekamm, der freilich zumindest schon Trittsicherheit abverlangt und nicht selten windbruchausgesetzt ist, oder aber auf dem leichteren Törlweg oder jedoch mit der Raxseilbahn zu Tal gelangen. Im wildromantischen Höllental, das Rax und Schneeberg voneinander trennt, befinden wir uns im Zentrum der I. Wiener Hochquellenleitung mit dem durchaus sehenswerten Wiener Wasserwerk – Museum in Kaiserbrunn (Besuchszeit sonntags). Vom Weichtalhaus der Naturfreunde hegeben wir uns dann auf das Schneebergmassiv mit den sich bereits über 2000 m bewegenden Gipfeln Klosterwappen und Kaiserstein und mit der Fischerhütte des Touristenklubs. Am Schneeberg ließe sich die Tour mittels der Zahnradbahn unterbrechen, andernfalls steigen wir entweder über den eine gewisse Schwindelfreiheit gebietenden und witterungsausgesetzten Fadensteig oder aber leichter über den Kutschneeberg zur Sparbacher- und zur Edelweiß Hütte des Alpenvereins ab. Von da wandern wir jetzt zur schönen Mamauwiese und von dort wieder durch die Gutensteiner Voralpen auf dem Höhenrücken der Dürren Wand über das Öhler Schutzhaus zu der nach dem romantischen Landschaftsmaler Jakob Gauer mann benannten Gauer mann-Hütte. Von hier verläuft der Nordalpenweg 01 auf kürzester Hauptroute 201 via Waidmannsfeld und Miesenbach im Piestingtal zur Berndorfer Hütte auf dem Hohen Mandling. Wir ziehen auf dem Landesrundwanderweg die Nebenroute 201 A des Nordalpenweges vor und biegen rechter Hand in Richtung Hohe Wand ab, wo der gleichnamige einmalige Naturpark liegt. Von der Aussichtswarte am Bromberg überblicken wir genüßreich das Wiener Becken bis Wien, die Hainburger Berge, das Leitha- und Rosaliengebirge manchmal bis zum Neusiedler See und auch den Hochwechsel, Schneeberg, Rax, Unterberg und anderes mehr. Von der Hohen Wand geht es jetzt über Waldegg im Piestingtal zur Berndorfer Hütte des Alpenvereins auf der Hohen Mandling zur Hauptroute des Nordalpenweges 01 zurück und dann über das Waxeneck nach Weißenbach an der Triesting. Dort betreten wir nunmehr schon Wienerwaldboden und lassen uns über den Peilstein sowie die berühmten südli-

chen Wienerwaldorte Mayerling (Kronprinz Rudolf-Tragödie), Heiligenkreuz (romanisches Zisterzienserstift) und Sittendorf (internationales Motor-Cross-Rennen) sowie dann via Schloß und Herberge Wildegg zum Kreuzsattel und, vorbei am Höllenstein mit der etwas abseits gelegenen gleichnamigen Hütte der Naturfreunde, zur Perchtoldsdorfer Kammersteiner Hütte des Alpenvereines, ganz nahe dem bereits südwestlichen Wiener Stadtrand, führen. Ziemlich knapp vorher, im Bereiche des sogenannten Predigerstuhls, münden rechter Hand der beim Peilstein rechts in Richtung Badener Lindkogel und Mödlinger Anninger abzweigende und zuletzt von der Brühl heraufkommende Wienerwald-Rundwanderweg 404/444 mit dem südlicheren Voralpenweg Ast 04 ein. In diesen Bereichen gibt es wieder zwei Naturparks »Sparbach« und »Föhrenberge«, letzterer mit unter anderem der Perchtoldsdorfer Heide. Auf dem Peilstein, einem wie die Hohe Wand beliebten »Klettergarten« der Wiener und niederösterreichischen Bergsteiger, erfolgt linksseitig die Abzweigung bzw. Einmündung der südlichen Wienerwaldroute des Voralpenweges 04, des Wiener Mariazeller Weges 06 und des voralpinen europäischen Fernwanderweges E 4 Pyrenäen-Jura-Neusiedler Sec. Bei der Kammsteiner Hütte genießen wir auf der Josefs-Aussichtswarte den Rundblick auf Wienerwald, Wien und Wiener Becken. Wollen wir jetzt nicht – wegen etwa schon fortgeschrittener Tageszeit – in dem nur noch eine knappe Stunde entfernten Perchtoldsdorf bei Wien, dem »Petersdorf« des Wiener Volksmundes und Wienerliedes, Unterkunft nehmen, setzen wir noch weiter fort in Richtung Wiental. Wir folgen dabei in nunmehr nördlicher Hauptrichtung dem ab Mödling die Wegnummer 444 tragenden Voralpen-Verbindungsweg zum Wiener Kahlenberg. Wir berühren hierbei nach dem Abstieg in das Kaltenleutgebner Tal und Wiederanstieg auf die Wiener Hütte Breitenfurt und Laab im Wald. Von letzterem Ort haben wir die Wahl, entweder den Wiener Lainzer Tiergarten in Richtung westlicher Wiener Stadtbereich hin zu durchwandern oder aber auf dem niederösterreichischen Landes-Rundwanderweg in den Naturpark »Sandstein – Wienerwald« mit dem Denkmal des seinerzeitigen Wienerwald – Retters Schöffel in der Baunzen bei Purkersdorf zu gelangen. Vorher unterqueren wir hierbei die West-Autobahn A 1 Wien – Salzburg. Nach Purkersdorf marschieren wir dann durch den nördlichen Wienerwald über Vorderhainbach (Straße Wien – Mauerbach – Tullnerfeld), Sofienalm, Her-

mannskogel und Kahlenberg zum Leopoldsberg, dem eigentlichen Ende der Ostalpen mit dem Abfall zur Donau. Beim Kahlenberg gehen Wienerwald-Rundwanderweg und Voralpenweg 04 nummernmäßig von 444 auf 404 über. Beim Leopoldsberg biegt der E 4 via »Nasenweg« rechter Hand, Richtung Inundationsgebiet der Donau (ab Floridsdorfer Brücke, linkes Ufer gemeinsam mit dem ostösterreichischen Grenzlandweg 07), ab, um über Lobau, Hainburg/Donau, Dreiländereck Österreich/Tschechoslowakei/Ungarn bei Deutsch Jahrndorf, Parndorfer Platte und vor allem burgenländischer Seewinkel in Rust zu enden. Der niederösterreichische Landesrundwanderweg wendet sich hingegen vom Leopoldsberg nordwärts über den Kollersteig wieder der Babenbergerstadt Klosterneuburg bei Wien zu, womit sich die Gesamtroute schließt. Dankerfüllt für die uns auf diesem regionalen Rundwanderweg zuteil gewordenen unvergeßlichen Erlebnisse und Eindrücke verabschieden wir uns von ihm auf dem Klosterneuburger Rathaus- und Stiftsplatz. Mit der festen Absicht, ihn wenigstens in Teilstücken – in umgekehrter Richtung vielleicht – wieder zu begehen und auch andere für ihn und die so vielfältigen niederösterreichischen Landschaftsformen, insbesondere seine Naturparks, zu begeistern.

Schwierigkeitsverhältnisse

Der Niederösterreichische Landesrundwanderweg kann im allgemeinen als noch leicht und daher als ein echter Familienwanderweg gelten. Freilich bewegt er sich gelegentlich über das Mittelgebirge hinaus in etwa 2000 m Höhe fast schon im Hochgebirge. Doch lassen sich auch dort (Rax, Schneeberg) die beschwerlicheren Routen über den Wachhüttelkamm und Fadensteig auf leichteren Ausweichwegen umgehen.

Dennoch darf aber auch dieser Weg in manchen Abschnitten bei jedenfalls ungünstigen Witterungs- und Geländebedingungen nicht unterschätzt werden, insbesondere was Ausrüstung, Trittsicherheit und Verhalten betrifft. Hierauf wird in dem im Herbst 1979 im Niederösterreichischen Pressehaus St. Pölten herausgekommenen Wanderführer »Der Niederösterreichische Landesrundwanderweg« von Wurst / Rachoy / Schweiger in einem eigenen allgemeinen Kapitel genau so nachdrücklich hingewiesen wie etwa im Wanderführer »Vom Neusiedler See zum Bodensee / Nordalpiner Weitwanderweg 01« von Wurst / Rachoy / Groissböck, Styria Verlag Graz, 1978. Über die Befähigung zu längeren, etwa 6–8 Stun-

den dauernden Tagestouren müßte der Wanderer aber schon verfügen. Unter diesen Voraussetzungen kann der Landes-Rundwanderweg guten Gewissens als doch echter Familien-Weitwanderweg (Kinder, Senioren) angesprochen werden, wie bspw. der so bekannte und beliebte Nord-Süd-Weitwanderweg 05 Nebelstein-Eibiswald oder der neue Voralpenweg 04 Wienerwald-Salzkammergut – Berchtesgadenerland (bezüglich des letzteren siehe den nunmehrigen Wanderführer von Wurst / Rachoy / Steffan, Styria 1979).

Kontrollstellen

Kontrollstützpunkte für den Erwerb eines abgestuften Wanderabzeichens in Bronze, Silber und Gold sind wie bei den schon bestehenden überregionalen Weitwanderwegen 01, 02, 04, 05, 06, 07 und 10 die am Weg gelegenen Schutzhütten und wichtigeren Talortschaften. Grundlage für ein Wanderabzeichen ist jetzt lediglich die nachweisbare räumliche Bewältigung eines oder zweier oder aller drei Streckenabschnitte, und zwar unter Anrechnung schon zurückgelegter Weitwanderwegeabschnitte, aber jedenfalls ohne ein bestimmtes Zeitlimit! Es soll nämlich niemand zu Hast und Hektik oder gar gesundheitsschädlichen Übertreibungen verleitet werden. Das Abzeichen ist ja – das sei an dieser Stelle ausdrücklich betont – nicht als Selbstzweck, sondern nur als ein gewisser Ansporn und, wenn man will, auch als äußeres Erkennungsmerkmal von Wandergesinnung und -kameradschaft gedacht. In diesem Sinne wird es auch von den Bergwanderern gerne gesehen und getragen, insbesondere von solchen aus dem Ausland. Am System eines Abzeichens soll u. a. auch deshalb festgehalten werden, weil es auch für die durchaus nicht unwichtige Erstellung einer Kartei der Weitwanderer und statistische Erfassung letzterer nahezu unentbehrlich erscheint. Noch dazu, wo ja doch gerade in diesem Kreis tüchtige künftige Alpenvereinsfunktionäre zu suchen und auch bereits hervorgegangen sind.

Tagestourengliederung

Wenn auch jedem Wanderer höchstpersönlich die Einteilung seiner Wanderzeiten selbst vorbehalten werden soll, darf die Wahl etwa nachstehender Tagestouren in Vorschlag gebracht werden:

1. Tagestour Klosterneuburg via Bisamberg und Kreuttal bzw. Burg Kreuzenstein und Rohrwald nach Groß Rußbach bzw. Karnabrunn (6–8 Stunden), **2. Tagestour** via Ernstbrunn und Oberleis bis Groß Harras (5–7 Stunden), **3. Tagestour** via Mailberg und Haugsdorf bis Retz (6–8 Stun-

den), **4. Tagestour** via Hardegg bis Riegersburg (6–8 Stunden), **5. Tagestour** via Geras bis Drosendorf (5–6 Stunden), **6. Tagestour** via Eibenstein und Koillnitz bis Raabs an der Thaya (4–5 Stunden), **7. Tagestour** via Karlstein und Dobersberg bis Waidhofen a. d. Thaya (8–9 Stunden), **8. Tagestour** via Heidenreichstein bis Gmünd (8–9 Stunden), **9. Tagestour** via Weitra bis Nebelstein bzw. Harmannschlag (7–8 Stunden), **10. Tagestour** via Groß Pertholz und Langschlag bis Groß Gerungs (8 Stunden), **11. Tagestour** bis Arbesbach bzw. Rappottenstein (4 Stunden), **12. Tagestour** via Schönbach bis Bärnkopf (6–7 Stunden), **13. Tagestour** via Ysperklamm bis Laimbach (6 Stunden), **14. Tagestour** via Gr. Peilstein/Ostrong bis Persenbeug/Ybbs a. d. Donau bzw. Maria Taferl (5–6 Stunden), **15. Tagestour** via Hengstberg bis Neustadtl (5 Stunden), **16. Tagestour** via Viehdorf bis Amstetten (3–4 Stunden), **17. Tagestour** via Euratsfeld bis St. Leonhard am Wald (6–7 Stunden), **18. Tagestour** via Sonntagberg bis Waidhofen an der Ybbs (5 Stunden) **19. Tagestour** bis Hochseeberg bzw. Amstettener Hütte (4 bis 6 Stunden), **20. Tagestour** via Opponitz bis Hollenstein an der Ybbs (4–6 Stunden), **21. Tagestour** via Königsberg – Göstling an der Ybbs (8 Stunden), **22. Tagestour** via Steinbachtal zur Ybbstaler Hütte (4–5 Stunden), **23. Tagestour** via Dürrnstein und Lungau bzw. Lunz am See bis zum Terzer Haus aus der Gemeindealpe bzw. Ötscher Schutzhäuser bei Lackenhof (8 Stunden), **24. Tagestour** via Erlaufsee bis Mitterbach (3 bzw. 6 Stunden), **25. Tagestour** via Walster und Kernhofer Gschaid bis St. Ägyd/Neuwald (6–7 Stunden), **26. Tagestour** via Preinecksattel bis Naßwald (6 Stunden), **27. Tagestour** via Habsburg Haus und Trinksteinsattel/Raxplateau bis zum Otto-Schutzhäuser (6–7 Stunden), **28. Tagestour** via Höllental/Weichtalhaus und Kienthaler Hütte zum Klosterwappen/Schneeberggipfel und zur Fischer Hütte (7–8 Stunden), **29. Tagestour** via Sparbacher bzw. Edelweiß Hütte-Mamauwiese-Dürre Wand/Öhler Schutzhäuser und Gauermannhütte-Scheuchenstein (7 Stunden), **30. Tagestour** via Hohe Wand bis Waldegg im Piestingtal (8–9 Stunden), **31. Tagestour** via Hohe Mandling Waxeneck und Weißenbach an der Triesting bis zum Peilstein Haus (7–9 Stunden), **32. Tagestour** via Mayerling-Heiligenkreuz, Sittendorf und Kreuzsattel zur Kammersteiner Hütte und danach via Kaltenleutgeben und Wiener Hütte bis Breitenfurt (9 Stunden), **33. Tagestour** via Laab im Wald, Baunzen, Purkersdorf/Wiental, Sofienalm, Hermannskogel sowie Wiener Kahlen- und



Tormauer

Foto: Nechuta

Leopoldsberg wieder zurück bis Klosterneuburg bei Wien (8–10 Stunden).

Bei Miteinbeziehung einer etwaigen späteren Lobau/Marchauen-Variante (Wien – Großenzersdorf – Orth – Eckartsau – Marchegg – Dürnkrot – Mistelbach – Oberleis) würde ungefähr mindestens eine halbe Woche (4–5 zusätzliche Tagestouren) mehr veranschlagt werden müssen.

Grundgedanken bezüglich etwaiger späterer sonstiger Landes-Rundwanderwege

Für Niederösterreich war ein ausgesprochener Landes-Rundwanderweg, unabhängig von den gerade dieses Bundesland durchmessenden überregionalen Weitwanderwegen, eine echte Notwendigkeit. Ob und inwieweit sich dies auch noch von übrigen derartigen Landes-Rundwanderwegen sagen ließe, wird hier nicht zu beurteilen gewagt. Dies muß vielmehr den Entscheidungen der jeweiligen Landesregierungen und alpinen Landesverbände vorbehalten werden. Nur soviel soll hier vorweggenommen sein, daß bspw. Oberösterreich und Vorarlberg die Idee etwa ähnlicher Landes-Rundwanderwege bereits laut werden ließen.

Es wird aber in Verbindung mit dem neuen alpinen Ausbildungszentrum Rudolfshütte, mit dem dort vorbeiführenden Zentralalpenweg 02 Hain-

burg – Feldkirch und auch mit dem außerdem unmittelbaren Zusammentreffen der drei Bundesländer Kärnten, Salzburg und Tirol im gleichzeitigen Nahbereich des höchsten Berges Österreichs (Großglockner) zu überlegen gegeben, wie es mit alpinen Trassen von Landesrundwanderwegen in eben jenen drei Bundesländern wäre? Erfahrungsgemäß werden ja bspw. weitwandernde Tiroler nur sehr selten ihre Tour bis nach Ostösterreich hin fortsetzen, sondern innerhalb der Grenzen West- und Zentralösterreichs zu bleiben wünschen. Zweifellos werden gar nicht wenige von ihnen dabei sowohl den nord- wie auch den zentralalpinen Weitwanderweg (01 bzw. 02) in Vorarlberg, Tirol und auch Salzburg kennenlernen wollen.

Diesbezüglich bedarf es noch näherer Untersuchungen!

Anschrift der Verfasser:
 Min.-Rat Dr. Robert Wurst
 Weihburggasse 20/50
 1010 Wien

Dipl.-Ing. Werner Rachoy
 Brachmannstraße 1
 3430 Tulln

Die Roßkuppen-Dachl-Nordverschneidung (Todesverschneidung)

Ein zusammenfassender Bericht über die Erst- und Zweitbegehung

FRITZ SIKOROVSKY

Es war einmal – vor 43 Jahren!

Alpin-Autor bin ich keiner, trotzdem will ich versuchen, einige markante Eindrücke aus unserer damaligen Bergsteigerzeit in Erinnerung zu rufen und niederzuschreiben. Natürlich auch Aufzeichnungen aus Büchern und Zeitschriften anderer Bergsteigerkameraden (siehe nachstehendes Quellenverzeichnis), die seinerzeit schon ihre Eindrücke und Erlebnisse bleibend auf Papier festgehalten haben. Ich denke auch immer wieder gerne an diese Zeiten zurück und an die Kletterer von heute, die unsere Touren wiederholen und sicher durchkommen. Sie freuen sich bestimmt genauso über das Erlebte. Aber in der heutigen extremen Zeit sind das schon wieder »kleine Fische«! Überhaupt mit der neuzeitlichen Ausrüstung und der Hakentechnik! Man hört, liest und sieht es auch auf Bildern immer wieder: »von Haken zu Haken«.

Ein kleines Beispiel. Unter einem Kletterbild im Jahre 1973 von Leo Schlömmer, im Zusammenhang mit dem Domüberhang der Dachl-Roßkuppen Nord-Verschneidung, steht geschrieben:

Ich selbst pendelte in einer Seilschlinge; mit äußerster Vorsicht tastete ich mich von Haken zu Haken.

Und aus Schinko's Routenbeschreibung von der Erstbesteigung 1936 von derselben Stelle:

Aus dem Kamin kommt man über den obersten völlig glatten Wulst so weit hinweg, daß man die ersten zwei ganz kleinen Griffchen am unteren Abbruch einer fast lotrechten Rinne mit Fingerspitzen gerade erreicht, wenn man sich im Seilzug nach links legt und äußerst schwierig (nahe der absoluten Sturzgrenze) nach links in die kurze Rinne und sich auf schlechten Stand emporschwingt.

Toni Hiebeler beschreibt diese Stelle nach der 6. Begehung im Jahre 1952, also 16 Jahre nach der Erstbegehung, so:

Wir stehen unter dem Dom und müssen den Rücken der Wand zukehren, um die erste Dachkante

sehen zu können... Immer weniger berührt mein Körper den Fels, immer weiter komme ich in die Luft hinaus. Die Haken sind alle von unten nach oben geschlagen. Jetzt baumle ich an der Dachkante in Schlingen.

Und was schreibt Hiebeler vom glatten Wulst?

Uli (Wyss)! Herrgott, ich seh' da nix als a fingerdickes Bohrloch und da steckt a alter Holzpfropfen drinnen! »Musst halt einen Haken in den Holzpfropfen schlagen.« sagte Uli. Genau das habe ich erwartet. Ist doch komisch, daß ich da erst den Uli frage. Aber ich glaube, immer, wenn eine Sache ernst wird, dann fragt man seinen Freund, nur um zu merken, daß man nicht allein ist. Der Haken hält in dem morschen Holz nicht. Sei jetzt kein Fürst, sei jetzt ein starker Mann! Und wenn du ein starker Mann sein willst, dann wirst dich doch auch nicht von so einem blöden Bohrloch aufhalten lassen! Denk, es wär gar nicht da!

Denk, daß die anderen, die fünf Seilschaften, die vor dir die Verschneidung machten, auch ohne Loch durchgestiegen sind! Ich richte mich in der Schlinge auf, taste herum, finde mit dem rechten Zeigefinger ein ausgelaugtes Löchlein, halte mich darin fest, finde mit der Linken einen winzigen Griff, schreie zum Uli hinunter: Laß die Seile nach! Und ziehe mich an dieser senkrechten Wand hoch. Verrückt! Meine Arme und Hände zitterten vor Anstrengung. Verrückt, diese Stelle, aber ich hab sie derpackt! Ohne Loch!

Fritz Kasperek beschreibt dieselbe Stelle nach einem seiner wiederholten Erstbegehversuche in den Jahren 1935 und 1936 (Seilschaft Fritz Kasperek, Richard Reinagl und Hans Hofer) wie folgt:

Da ich nun begreiflicherweise nicht allzufrüh beim Sturzhaken anlangte, wollte ich einen zweiten Versuch nicht mehr riskieren. Ich ließ daher Ri-

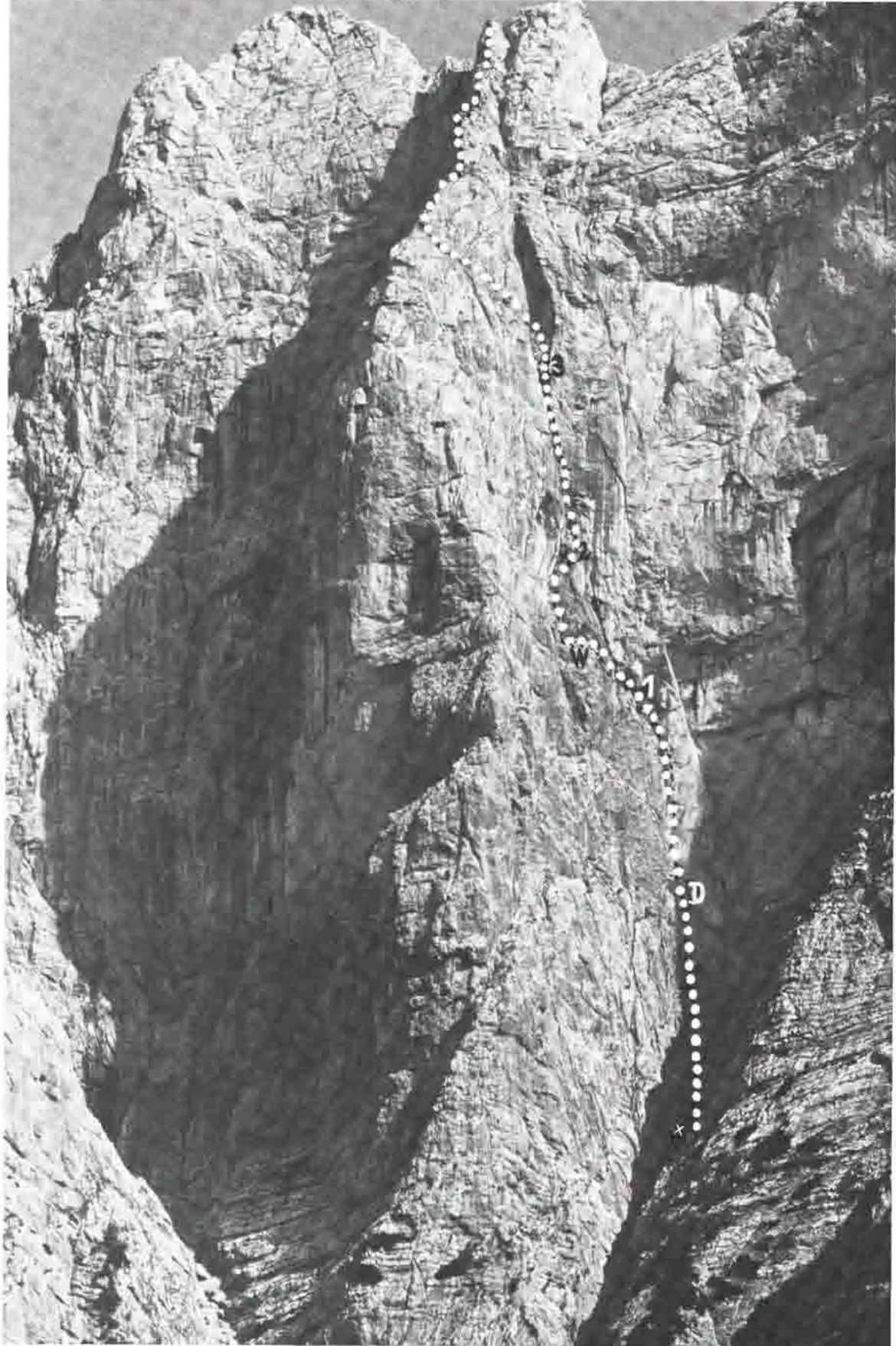
.... = Die Roßkuppen-Dachl-Nord-Verschneidung

X = Einstieg in die Verschneidung

D = Domüberhang

Ziffern = Bivakplätze der Erstbegeber im Jahr 1936

W = Holzkeilquerrinne, die unüberwindliche Schlüsselstelle vor 1936 und hernach weitere 12 Jahre.



chard vor. Er turnte an meinen Seilen bis zu der fragwürdigen Stelle empor und war nach einigen Seilmanövern bald meinen Blicken entschwunden. Und aus der Sicht von oben schreibt Kasperek: Als Hans gerade den letzten Haken aus dem Überhang herausgeschlagen hatte, erlebte ich ein eigenartiges Schauspiel. Man muß sich die Lage nur vorstellen. Ich stehe an weit überhängender Wand. Dreißig Meter unter mir Richard und noch tiefer Hans unter dem erwähnten Überhang. Er ist noch meinen Blicken verborgen. Als er nun diesen Haken herausgeschlagen hatte, baumelte er einige Meter unter dem Überhang hervor, um Sekunden später wieder zu verschwinden. Das wiederholte sich solange, bis er am Seil vollends emporgeklettert war.

Im Jahre 1935 hörte ich zum ersten Male etwas von diesem Domüberhang, und zwar von Karl Spreng (ÖTK Jungmannschaft), der Zeuge bzw. Zuseher war, als Raimund Schinko und Franz Gaisbauer diesen gotischen Überhang, wie Spreng ihn nannte, als die erste Seilschaft bewältigten. Als er dies im Vereinsheim in Graz erzählte, sagte er anschließend zu mir: »Du, Sikerl, das wär' etwas für Dich«. Aber dem Schinko so etwas wegzunehmen war nicht meine Art; außerdem hatte ich in diesen Jahren gar keine Zeit für solche Besteigungen. Im Gegensatz zu meinen Kameraden stand ich in Arbeit und konnte saisonbedingt meist nur im Winter Urlaub machen. Deswegen einige Winterbesteigungen, darunter auch die erste Winterbegehung des Grüntherweges in der Hochschwab-Südwand am 17. März 1935. Dieser Domüberhang war aber nicht die Schlüsselstelle in der Verschneidung. Sondern nur die Schlüsselstelle um bis zum »Hollerbusch«, auch Kanzel genannt, zu kommen. Hierzu ein Zitat aus Kasperek's Buch:

Einige Meter über diesem Gewächs mußten Gaisbauer und Schinko) aufgeben. Ein Zettel, den sie hier hinterlegten, bezeichnet treffend die Schwierigkeiten dieser Wand. Es stand auf ihm etwa folgendes: Jene Seilschaft, die bis hierher kommt, hat einen Bergkoller. Aber die, welche den Gipfel erreichen sollten, die sind zwar die Besseren, aber auch die Dümmeren.*

Und trotzdem versuchte es Kasperek's Seilschaft am nächsten Morgen und Kasperek schreibt weiter:

*) Schinko und Gaisbauer kehrten aus dem Krieg nicht zurück. Kasperek fand am Salcantay 6350 m (Anden) den Bergtod.

Der nächste Morgen sah mich schon zeitig früh an der Arbeit. Einigemal versuchte ich eine Verschneidung zu erklettern, die ihresgleichen wohl in den Alpen suchen dürfte. Als ich die richtige Möglichkeit, sie zu überlisten, entdeckt hatte, war es zehn Uhr vormittags geworden. An ein Durchkommen an diesem Tag war nicht mehr zu denken. Erst zaghaft, später aber alle Bedenken über den Haufen werfend, entschlossen wir uns zum Rückzug. Es tat uns sehr leid. Wahrhaftig leid, da ein Verzicht an diesem Tage gleichzeitig ein Verzicht für immer war.

Eigentlich wollte Schinko mit mir Anfang Juni 1936 in die Stangenwand Südost-Wand im Hochschwabgebiet, in der er auch schon einige Versuche unternommen hatte. Es kam aber anders, da Schinko zu Ohren kam, daß Kasperek beim letzten Versuch, die Roßkuppen-Dach-Nordverschneidung zu bezwingen, um zwei Seillängen höher gekommen sei als er. Dies war auch der Anlaß, daß Schinko statt auf den Hochschwab ins Gesäuse gehen wollte. Und so ging mein Wunsch, die Verschneidung zu bezwingen (von der Spreng schon 1935 sprach) in Erfüllung.

Als Schinko und ich am 13. Juni 1936 eingestiegen waren, hörten wir durch Zuruf von Bergkameraden, daß angeblich Kasperek auch auf die Hütte gekommen sei. Dies hatte Schinko schon befürchtet, als Brunhuber (Kasperek's Seilgefährte) einige Tage vorher mit einem großen Rucksack bei der Dietzmutter (die damals den Bergsteigern bereitwilligst Asyl gewährte) in Gstatterboden ankam. Auch wir haben dort die Regentage abgewartet. Zugleich konnten wir von dort aus zum Hotel Gstatterboden gehen um den Wetterbericht abzufragen. Wir stiegen an diesem Tag zeitig in der Früh ein und waren, da Schinko den unteren Teil schon sehr gut kannte, bereits zur Mittagszeit auf der Kanzel beim Hollerbusch. Nachstehend nun aus dem Bericht von Schinko:

Es ist die Biwakkanzel vom Vorjahr, damals um 17.00 Uhr erreicht. Nicht weit entfernt beginnt das Neuland auch für mich und damit die Sorge um den Weg. Die Schleife um den schiefen Riß? Nein, geradeaus! Auch wenn die gewaltigen Überdachungen der streng geraden Wegrichtung – eigentlich längst aufgegeben – heute noch dazu samt und sonders vor Nässe tropfen, so läßt doch die bestimmte Nachricht, daß Kasperek zwei volle Seillängen höher als wir (Schinko und Gaisbauer) nur wegen Zeitmangel umgekehrt sei, gar keinen anderen Angriffspunkt zu.

Der Freund (Sikorovsky) macht sich ans Werk!

Und so versuchte ich, über diese fast überhängende Wandstelle hochzukommen. Ich konnte mir da hinauf zwei weitere Seillängen gar nicht vorstellen. Für Schinko war dies auch neu. Nur der bestimmten Nachricht wegen versuchte ich es. Hoch hinauf kam ich nicht, aber viel Zeit verging, der ganze Nachmittag war verhaut. Nach ca. 12 Meter fand ich einen Haken, sogar mit einem Karabiner, der als Abseilstelle gedient hatte. Im unberührten Fels versuchte ich noch weitere 2–3 Meter. Da aber zuviel Zeit aufging, war meine Geduld zu Ende und ich rief Schinko zu: »Wenn Du hier noch weiter hinauf willst, brauchen wir für die zwei Seillängen über diesen kleinbrüchigen Fels weitere 8 Tage. Meine Freizeit ist aber morgen, Sonntag, zu Ende!« Aber lassen wir Schinko weiter berichten:

Das halb und halb Erwartete tritt leider ein. Seine in der glatten Platte mit 3 Stundenmetergeschwindigkeit unternommenen gewagten Anstrengungen enden sang- und klanglos in 12 Meter Höhe. 2 Meter ober einem versteckten Abseilkarabiner, mangels irgendeiner Möglichkeit. Das Märchen von den 2 Seillängen hat uns viel Zeit gekostet. Die Sonne sinkt schon tief hinter rotglühende Wolkenebenen, als wir uns auf der Kanzel zur ersten Nächtigung im Schosse der Verschneidung rüsten.«

Wie sich später herausstellte: die 2 Seillängen von Kasperek haben schon gestimmt. Nur sind sie aber von der Roßkuppenkante aus in den oberen Teil der Verschneidung hineingequert, um zu sehen, wie es ober der Schlüsselstelle aussieht, nachdem alle Versuche von der Kanzel aus scheiterten. Erst im Nachhinein stellte sich heraus, daß dies die eigentliche Schlüsselstelle war. Wie problematisch diese Stelle war, zeigt schon, daß nach unserer Erstbegehung alle Versuche einer Zweitbegehung 12 Jahre lang scheiterten.

Und nun, wie haben wir es geschafft: Sonntag, 14. Juni, wir hatten regelrecht verschlafen. Auf der Haindlkarhütte glaubten schon alle, wir geben auf. Schon einmal wegen meines Kopfverbandes nach Steinschlag vom Vortag. Da es im Zdarsky-Zeltsack finster war, wurde ich erst munter, als ich Kommandoruf »Nachkommen« hörte. Ich weckte Schinko. Unsere erste Vermutung war – Kasperek. Dies traf aber nicht zu, denn in der Roßkuppen-Kante war eine andere Seilschaft, die uns später zuwinkte.

Als wir aus dem Zeltsack krabbelten, funktionierte auch unsere »Uhr« (eine wirkliche Uhr hatten wir nicht bei uns). Der Hüttenwart hatte,

wie ausgemacht, wie eine Kuckucksuhr zu jodeln angefangen! Wir zählten eins, zwei ... bis sieben, also schon 7 Uhr, für unser Vorhaben reichlich spät.

Schinko's weiterer Bericht lautet:

Heute beginnt Sikorovsky zu führen, seine Wunden haben sich gut geschlossen. Bedächtig nimmt er den ungewissen einzigen Ausweg nach links in Angriff. Es dauert ziemlich lange, bis wir uns dort mit Sack und Pack – zwei halbgeleerte Rucksäcke, zusammen noch immer 16–18 kg – in dem wohlbekanntem Plauenwinkel versammelt haben, wo vor 11 Monaten Gaisbauer und ich uns geschlagen geben mußten.

Der Querriß läuft von hier 4 cm breit, höchstens ebensotief, aber öfters meterweit unterbrochen an der sonst völlig haltlosen, luftigen Wand hinüber zu einer Kante, hinter der noch unbekannte Probleme liegen. Solch ungewöhnliche Stellen verlangen ungewöhnliche Mittel zur Überwindung, und die haben wir mit: Acht kleine Holzwürfel, welche die über das Menschenmögliche hinausgehenden Schwierigkeiten ebensogut – oder schlecht – wie Haken auf das eben erträgliche Maß vermindern. Sogar der Theoretiker des idealen hakenfreien Bergsports, als einzig wahren Gefahrensport, hätte an den gefährlich schwach holzverkeilten Haken nichts mehr auszusetzen gehabt, die meinen Gefährten zu guter Letzt über das Unmögliche obsiegen lassen.

Um die Haken überhaupt anbringen zu können, mußte ich die Holzwürfel mit dem Messer einpassen und außerdem mit kleinen Messerhakenl'n verkeilen. Alleiniges Einschlagen der Holzkeile war unmöglich, weil diese im versinterten Querriß keinen Halt fanden. Dafür hatte es der nachkommende Schinko beim Entfernen der Haken leichter, weil sich diese wie bei einem Reißverschluß lösten. Für die Bewältigung des überhängenden Querrisses in einer Länge von 8–10 Meter verbrauchte ich alle vorhandenen Haken. Da alle gut gesichert waren, ging auch keiner verloren und Schinko konnte sie am Brustgeschirr sammeln. Nachdem wir diese Schlüsselstelle geschafft hatten, sagte ich zu Schinko: »Alle Ehre für die, die diesen Querriß genau so machen, wie wir ihn heute schafften.«

Eines muß ich noch erzählen. Als ich die Schlüsselstelle fast geschafft hatte, kam ein Ruf von den Dachschrofen herauf. Es war Miklas, er wurde allgemein auch als »Hausmeister vom Gesäuse« betitelt. Er selber war auch schon einmal mit

Schinko in der Verschneidung gewesen. »Schinko« rief er, »mit wem versuchst Du heute Dein Glück? 2 Meter noch und er hat es geschafft. Du! dem sein Chef ist in der Haindlkarhütte angekommen und hat gesagt, er kann weitere 14 Tage bleiben!« Und ich jetzt zu Schinko: »Jetzt gibt es kein Zurück mehr! Essen haben wir noch zur Genüge – und Wasser? Das hören wir Tag und Nacht rauschen!« Es kam aus dem linken Teil der Dachl-Nordwand wie ein kleiner Wasserfall.

Ohne diese Nachricht von meinem Chef hätten wir uns anschließend abseilen müssen. So aber konnten wir den Versuch, die Verschneidung zu bewältigen, fortsetzen.

Nachdem wir nun, wie bereits vorgangs erwähnt, diese Stelle, an der alle Versuche einer Erstbegehung gescheitert waren, geschafft hatten, arbeiteten wir uns in dieser unheimlichen Verschneidung im Neuland weiter. Wir waren jetzt zeitlich ungebunden. Wer weiß, was alles noch aus dem Verborgenen ans Tageslicht tritt? Noch weiter Unbesteisbares? Oder?

Wir hatten Glück. Aber durch aufeinanderfolgende Schwierigkeiten, besonders auch Wegsuche brauchten wir im oberen Teil noch weitere 2 Tage über den Trichter bis zum Ausstieg.

Über zwei dieser Seillängen berichtet Schinko:¹

Der Riß leitet nun in eine überwiegend grifflose Plattenverschneidung über, die sich meinen grob- und feingeschmiedeten Waffen verhältnismäßig schnell ergibt. Die Ungeduld spornet mich zu möglicher Beschleunigung, denn über kurz oder lang muß die gefürchtete schwerste Entscheidung fallen. Ganz plötzlich biegt sich die rechte Plattenwand stark zurück, und mein Blick gleitet über ein abschüssiges Plattendach hinweg zu dem schicksalhaften Geheimnis der oberen Verschneidung hinauf. Noch verbirgt es mir die überhängende linke Seitenwand der eben durchstiegenen Verschneidung, die sich erst hoch oben anscheinend in die Lotrechte zurücklegt. Von rechts wuchten in einem Zug die gelben Riesenüberhänge der Dachwand herauf und schlugen über uns wie feurige Lohe zusammen.

Über die nächsten überhängenden 6 Meter, die mit äußerster Schwierigkeit besondere Gefährlichkeit verbinden, rauft sich Sikorovsky in langen, zermürbenden Anstrengungen an unsicheren Haken bis in eine enge, überdachte Nische empor. In ihr

findet er nur notdürftig Platz zum Stehen. Die Rucksäcke müssen vorläufig, während ich nachfolge, drunten bleiben.²

Auch Hiebeler berichtet über eine Seillänge aus diesem oberen Teil:

Der 16-Meter-Überhang ist jetzt an der Reihe. Da heißt es einfach: ... über einen 16 Meter hohen Überhang hinweg – basta! Ich steige in diesen »einfachen« 16-Meter-Überhang ein, arbeite mich mit Schlingen und Seilzug höher, plage mich in brutaler Freikletterei nach oben, klettere wieder ein Stück zurück, um einige Karabiner auszuhängen, daß ich nicht zuviel Zug habe, bleibe ab und zu in den Seilen hängen, weil mir die Hitze das Schnaufen erschwert, schaue durch die Verschneidung hinab und sehe genau 100 Meter tiefer den Platz am »Hollerbusch«, schaue hinauf und sehe nichts als weitere Überhänge, plage mich weiter, verschnaufe nochmals, schreie den Uli an, weil er die Seile nicht gut laufen läßt, und erreiche dann endlich eine schmale Nische, in der es heiß ist wie in 10 Brutkästen.

Und abschließend noch Schinko:

»Das Problem der Roßkuppen-Dachl-Verschneidung, das in 300 Meter Höhe im Trichter endet, ist damit gelöst. Ein alter Wunschtraum, der oft zum Alptraum geworden, hat sich in dreieinhalb Tagen glücklich erfüllt.«

Beim Ausstieg um 12.00 Uhr erlebten wir noch etwas Erfreuliches. Leute von unserer ÖTK-Jungmannschaft haben uns begrüßt und beglückwünscht. Sie kamen aus der Hochtor-Nordwand, wo sie mit unsrem Erscheinen gerechnet hatten. Als wir dann zur Haindlkarhütte zurückkamen, wollten wir gleich zu Tal, da wir ein mit Latschen bekränzt großes Transparent mit der Aufschrift »Herzlich Willkommen« erblickten und angenommen haben, daß hier eine Veranstaltung stattfindet. Doch diese Begrüßung galt uns. Außerdem wurde uns vom Hüttenwirt Maierhofer ein Festessen aufgetischt! So etwas gab es damals nicht alle Tage.

Kasperek und Brunhuber hatten wir in der Hütte nicht getroffen. Aber in seinem Buch schrieb Kasperek über besagten Zettel weiter:

»Ich mußte damals an den Zettel denken, den Gaisbauer in der Verschneidung hinterlegt hatte. Wir waren also die mit dem Bergkoller gewesen.

¹ Die Erste, noch vor unserem 2. Biwak, die Zweite, nach unserem 2. Biwak.

Schinko und sein Gefährte aber die Sieger, die Besseren und ... na, ich will besagten Zettel nicht mehr weiter zitieren».

Und nun zu den Versuchen einer zweiten Begehung.

Viel Zeit verging, und in dieser Zeit haben es viele versucht, so viele, daß sogar schon auf der Haindlkarhütte gemunkelt wurde, daß die Verschneidung noch nie komplett begangen worden sei. Ich hörte dies nach dem Krieg aus dem Gespräch zweier Knittelfelder Bergsteiger heraus, die mit dem Autobus in Richtung Gstatterboden unterwegs waren. Ich sagte zu den beiden, daß sie, wenn sie auf die Haindlkarhütte kommen, beruhigt berichten können, daß die Verschneidung im Juni 1936 in einem durchgemacht wurde. Auf die erstaunte Frage, wieso ich das wisse, konnte ich antworten, daß ich damals selbst dabei war. Worauf das Erstaunen noch größer wurde. Bei diesem Gespräch kam auch zu Tage, daß sie selbst schon einmal einen Versuch unternommen hatten.

Eine nette Episode erzählt Karl Lukan in seinem Buch:

»Nach der ersten Durchsteigung der Todesverschneidung gab es wieder viele Versuche um eine zweite Begehung. Doch keine Seilschaft kam weiter als bis zur Kanzel. Bei der Kanzel beginnt ein Quergang nach links. An diesem Quergang scheiterten alle Versuche. Ein Nimbus der Unerstiegharkeit legte sich über die Todesverschneidung. In dieser Zeit war ich einmal auf der Haindlkarhütte, als wieder eine Seilschaft im Morgengrauen wegging und spät in der Nacht mit schwerem Schritt zurückkam. Geschlagen, abgeblitzt! Der Quergang? Jawohl, der Quergang...

Still saßen sie beim Tisch und tranken Tee. Ob sie es noch einmal versuchen wollen? Nein, sie wollten nicht mehr.

Von diesem Tag an kam ich von der Todesverschneidung nicht mehr los. Ehrgeizige Knabenträume? ... Dann holte mich der Krieg. Irgendwo in einem Erdloch erreichte mich auch ab und zu die Nachricht: Die Todesverschneidung hatte noch keine zweite Begehung!

Und da waren sie dann wieder da, die Knabenträume. Aber es war kein Knabe mehr, der sie träumte...

Als der Krieg zu Ende war, hatte die Todesverschneidung noch immer keine zweite Begehung. Nun war ein wenig müde vom Krieg und sagte, wahrscheinlich wird sie auch keine zweite Begehung bekommen.

In dieser Zeit stieg ich einmal hinauf zum Einstieg. Was ich dort sah, war abschreckend. Überhänge und nochmals Überhänge! Tags zuvor hatte es geregnet. Wasserfälle schossen die Verschneidung herab. Gut 50 Meter vom Einstieg entfernt fiel das Wasser auf...

In dieser Zeit begann ich mich auf die Todesverschneidung vorzubereiten. Die Südostwand der Stangenwand im Hochschwab sollte die Generalprobe sein. Erstbegeher ebenfalls jener Raimund Schinko (F. Sikorovsky und O. Pschenitschnik). Und ebenfalls schon viele mißlungene Versuche um die zweite Begehung. Wir durchsteigen die Stangenwand – Südostwand in zwei Tagen. Die Generalprobe war ein voller Erfolg. Trotzdem zögerte ich mit der Todesverschneidung. Ich fühlte mich dieser Wand seelisch noch nicht gewachsen...

Tatsächlich, die Generalprobe war ein voller Erfolg, sie schafften es: Leo Kozel vom ÖTK/BG Wien und Karl Lukan. Es war die zweite Begehung nach neun Jahren am 24. und 25. Mai 1947 mit einer kleinen Wegänderung in dem sehr schweren Seilquergang (lt. Hochschwabführer 1968), in dem wir bei unserer Erstbegehung im Jahre 1938 als Rückzugsicherung das Quergangseil hängen ließen.

Eine andere Möglichkeit des Rückzuges ist ein fast völlig felsfreies Abseilen von 80–100 Meter, welche Erich Kees im Juli 1964 wegen eines Wettersturzes wählen mußte und die ihm zum Verhängnis wurde. Er stürzte dabei tödlich ab.

Diese Seilschaft, Erich Kees und Johann Herzl, beide aus Graz, mußte sich schon deshalb zum Abseilen entschließen, weil sie das Pech hatte, daß das von uns vor damals genau 26 Jahren hängen gelassene rückzugsichernde Quergangseil gerade an diesem Tag beim Queren gerissen ist. Einen Vorteil hatten sie allerdings uns gegenüber, da sie nämlich zu dieser Zeit bereits witterungsbeständige Seile zum Abseilen zur Verfügung hatten. Zu diesem Quergang noch etwas aus dem noch heute gültigen Hochschwabführer 1968:

Nun entweder an einem verwitterten fixen Seil nach links um die Kante (das Seil dürfte noch von den Erstbegehern stammen, von einer Benützung wird dringend abgeraten) oder Wegänderung Lukan u. Gef. (Kozel): von der Kante 5 m abseilen, um die Kante nach links und gerade empor.

Was wohl das Vorteilhafteste sein wird, denn um die Kante ist es sehr glatt. Man könnte auch den Haken, an dem das Quergangseil befestigt war,



Raimund Schinko



Fritz Sikorovsky



Franz Gaisbauer



Hans Wagner im Domüberhang

Die ersten in der Dachl-Roßkuppen-Verschneidung („Todesverschneidung“) im Gesäuse.

Fotos: A. Bischofberger, F. Sikorovsky, Archiv

verwenden und gleich mit Seilzug nach links um den glatten Wulst (Kante) ca. 3 Meter herum zum Standplatz gelangen. Wir konnten damals (1938) darauf zu dritt ganz leicht biwakieren. Im Hochschwabführer steht am Ende der Routenbeschreibung u. a. noch zu lesen:

»Eine der bedeutendsten Felsstouren des Hochschwabgebietes, Fels größtenteils fest. Die große Querung in der Wandmitte ist in der Gegenrichtung kaum begehbar und es ist dringend anzuraten, die Fahrt abzubrechen, wenn der untere Teil ernste Schwierigkeiten bereitet.«

Ein Rückzug oder das Abseilen blieben uns erspart, da wir unsere durchgeführte Erstbegehung vom 24. – 26. 6. 1938 ohne weitere Schwierigkeiten zu Ende führen konnten.

Die zweite Begehung von Leo Kožel und Karl Lukan bedeutete für mich eine große Überraschung und eine riesige Freude, da ich ersehen konnte, daß doch noch Interesse an diesen berühmten Touren vorhanden war. Dies ist deshalb erfreulich, weil man schon des öfteren gehört hatte, daß verschiedene Versuche gescheitert waren und damit der Unternehmungsgeist abzufallen schien...

Nach dieser Abschweifung zum Hochschwab wieder zurück ins Gesäuse, zur Verschneidung. Ein Jahr darauf (1948) bekam ich von Sepp Baumgartner brieflich die Nachricht, daß er mit Leo Kožel in die Roßkuppen-Dachl-Verschneidung am 28. 5. 1948 eingestiegen war. Am 29. 5., also am zweiten Tag, um 19.15 Uhr kamen beide zum 2. Biwakplatz, auf dem sie das seinerzeit von uns hinterlegte zusammengerollte Seil für einen evtl. Rückzug, noch vorgefunden hatten.

Die beiden hatten mit dem Wetter Pech. Zuerst Regen, dann Schneefall, sodaß sie gezwungen waren, am 30. 5. früh den Rückzug anzutreten. Schade, denn bei schönem Wetter wäre ihnen bestimmt die zweite Begehung gelungen. Denn wer bis zu diesem 2. Biwakplatz gekommen ist, der meistert sicher auch noch die restliche Verschneidung.

Es war dies das erstemal, daß ich hörte, daß es einer Seilschaft gelungen ist, über den versinterten 4 cm breiten Querriß (heute als Holzkeilquerriß bekannt) zu unserem 2. Biwakplatz zu gelangen. Nach einiger Zeit hörte ich, daß gleich 4 Mann, Hans Stadler, Eisenerz, Erich Waschak, Wien, Leo Forstenlechner, St. Gallen und Karl Wagner, St. Pölten, die Verschneidung versuchten. Von

dieser Viererseilschaft haben dann Forstenlechner und Wagner am 7. und 8. 8. 1948 nach 12 Jahren die zweite Begehung bewältigt und damit den Bann dieser Tour gebrochen.

In den darauffolgenden Jahren bekam diese Verschneidung immer wieder Begehungen, so in den sechziger Jahren durch die erste Dame, Helga Brunzak, mit ihrem späteren Ehemann Rudi Lindner, St. Ilgen. Und der bekannte Wiener Kletterer Günther J. Wolf hat die Verschneidung sogar dreimal gemacht! Auch von Mitgliedern des ÖTK Graz, wie Hans Wagner, der am 11. 9. 1960 ein von mir gewidmetes und mit dem Vereinsstempel versehenes Steigbuch, zur Erinnerung an den bekannten Bergsteiger Raimund Schinko, auf der Kanzel hinterlegte.

Am 16. 7. 1961 war dieses Buch noch vorhanden und Hans Wagner fertigte eine Abschrift der diversen Eintragungen an. Inzwischen hat dieses Buch wahrscheinlich einen Liebhaber gefunden und ist leider verschwunden.

Wenn ich heute an die dreißiger Jahre zurückdenke, so war diese Zeit alles eher als rosig. Die meisten Bergsteigerkameraden waren arbeitslos, hatten wohl viel Zeit, aber nur bescheidenste Mittel. Allein schon um in die weiter gelegene Bergwelt zu kommen, war damals das Fahrrad unerlässlich. Daher war viel Zeit und Idealismus notwendig, um die schönsten und beliebtesten Bergfahrten durchführen zu können. Ich hatte wohl Arbeit, dafür aber wenig Zeit. Trotz dieser kargen Freizeit waren für mich die Erlebnisse in dieser wunderbaren Bergwelt das Schönste.

Erfreulich, daß auch die nachfolgenden Generationen dasselbe empfinden. So schrieb z. B. Leo Schlömmer in seinem Buch »Meine Welt die Berge« schon in seinen Anfängen darüber:

»Bald kamen wir zum sogenannten ›Trichter‹. Er forderte uns noch einmal zum letzten Einsatz heraus. Nach achtsündiger Kletterei im schwersten Fels standen wir am Roßkuppengrat. Wir waren die glücklichsten Menschen der Welt. Daß ich diesen schweren Weg bald im Alleingang schaffen würde, kam mir nicht in den Sinn, obwohl ich in meiner grenzenlosen Freude am liebsten mit beiden Händen nach den Siernen gegriffen hätte.«

Und tatsächlich, als er später zu den extremsten Bergsteigern zählte, für Alleingänge sehr viel übrig hatte und dafür auch schon spezialisiert war, schaffte er am 17. August 1963 die erste Alleinbegehung in einer überraschend kurzen Kletterzeit.

Vorher schilderte er auch in seinem Buch das Fortschreiten der Klettertechnik im Gesäuse:

Einen neuen Höhepunkt setzten Schinko und Sikorovsky mit der Erstdurchsteigung der sogenannten Dachl-Roßkuppen-Verschneidung. Diese Route wurde und wird mit dem höchsten Schwierigkeitsgrad VI+ bezeichnet. Lange Zeit hatte sie, was den Schwierigkeitsgrad anlangte, nicht ihresgleichen weitem.

Und auch den schön geformten Satz, den seinerzeit der bekannte Alpin-Schriftsteller Kurt Maix über das Gesäuse niederschrieb, hat Leo Schlömer in seinem Buch verewigt:

»Ist der Wilde Kaiser die Hohe Schule der modernen Sportklettere, so bilden die Gesäusewände



Eine angefertigte Biwaksitzbank für 3 Personen! Als Stütze für die Füße (in Ruhestellung – Höhe) ein langer Bergstock. Gebraucht wurde sie beim ersten Biwak (in ca. 120 m Höhe) in der Stangenwand SO-Wand im Hochschwab.

Erstbegehung Raimund Schinko, Fritz Sikorowsky und Otto Puhenitschnik.

die Universität des ernsthaften, schweren Alpinismus im Fels.«

Zu unserer Zeit waren solche Touren, technisch und den vorstehend genannten Umständen entsprechend, noch etwas ganz, ganz Großes! Die Ausrüstung beschränkte sich auf das Notwendigste.

Heute werden diese Touren wohl auch noch sehr gerne begangen. Aber die fast unüberwindlichen Schwierigkeiten sind weg. Was früher der Natur förmlich abgerungen werden mußte, das ermöglichen heute zum Teil die technischen Neuerungen, die auch vor diesem Gebiet nicht Halt machten. Mit ihrer Hilfe ergibt sich auch die Möglichkeit, eine damals 15–20 Stunden dauernde schwerste Felskletterei heute auf eine Rekordzeit von 5–8 Stunden zu reduzieren. Natürlich sind auch heute noch das nötige Training und die entsprechende Kondition sowie hervorragendes kletterisches Können erforderlich.

Trotzdem muß im Laufe der Jahre mit dem Holzkeil-Querriß bei den vielen Versuchen irgend eine leichtere oder bessere Möglichkeit gefunden worden sein. Wie wäre es sonst möglich, daß nach der zweiten Begehung laufend mehrere gelungene Begehungen, sogar schon im Alleingang, durchgeführt wurden! Scheiterten doch vor unserer Erstbegehung, sowie 12 Jahre danach, alle Versuche über den Querriß zu kommen, von dem Karl Lukan schrieb: »Der Nimbus der Unbesteigbarkeit...«

Quellenverzeichnis:

Raimund Schinko: »Neues aus dem Gesäuse« aus »Der Bergsteiger« Heft 5/1937

Fritz Kasperek: »Ein Bergsteiger« und »Vom Peilstein zur Eiger-Nordwand«, vergriffen

Toni Hiebeler: »Abenteuer Berge«, vergriffen

Karl Lukan: »Gelbe Wand am grünen See«, Verlag Das Berglandbuch

Peter Rieder: Alpenvereinsführer »Hochschwab« 1968, BV Rother

Leo Schlömer: »Meine Welt die Berge«, Stocker-Verlag Graz 1975

F. v. Reznicek: Von der Krinoline zum sechsten Grad, Verlag Das Berglandbuch, Salzburg 1967.

Anschrift des Verfassers:

*Fritz Sikorowsky
Münzgrabenstraße 25
8010 Graz*

Gipfelersteigungen in der Wischberggruppe der Julischen Alpen

ROBERT HÖSCH

»Ist ... der Wischberg der strahlendste ...«

Dr. Julius Kugy

Bis zum Jahr 1918 gehörte der größte Teil der Julischen Alpen zur Österreichisch-Ungarischen Monarchie, aufgeteilt auf die Kronländer Kärnten, Krain und Küstenland; nur über größere Teile der Gipfelkämme der Montasch- und der Kaninnguppe verlief damals die Grenze zwischen Österreich und Italien. Seit dem Vertrag von St. Germain en Laye im Jahre 1919 haben nur noch Italien und Jugoslawien Anteil an dieser wohl schönsten und abwechslungsreichsten Berggruppe der Südöstlichen Kalkalpen; es fielen etwa zwei Drittel des Gebietes an Italien, was keineswegs mit den sprachlichen Gegebenheiten der Bewohner übereinstimmte, weil Italien schon seit 1866 den Teil der westlichen Julischen Alpen erhalten hatte, der von Friulanern bewohnt ist, also den einzigen Vertretern der romanischen Sprachenfamilie, die im Bereich der Julischen Alpen im wesentlichen nur in drei westlichen Tälern als Bauern siedeln: im Dogna-, im Raccolana- und im Resia-Tal. Sonst war die bäuerliche Bevölkerung in den Julischen Alpen vorwiegend eine slowenische, im Kärntner Gebiet eine des slowenisch-windischen Zweiges, dort aber, im Raum zwischen Tarvis, Weißenfels, Raibl und Pontafel, also im oberen Kanaltal mit seinen kurzen Nebentälern, stark mit deutschsprachiger Bevölkerung durchsetzt. Dieser Gebietsteil gehörte auch zum Kronland Kärnten.

Während des zweiten Weltkriegs wurde der deutsche Bevölkerungsanteil im Sinn der Abmachungen zwischen Hitler und Mussolini – gewissermaßen als Probe für die später geplante Umsiedlung der Südtiroler Deutschen – ausgesiedelt. Heute leben die zahlreich zugewanderten Italiener mit den seit altersher hier wohnenden Windischen zusammen. Ergreifend waren die Worte einer windischen Bäuerin, die sie mir im Jahr 1960 sagte: »Ich bin und bleibe eine Kärntnerin...« Dabei ist es ganz unerheblich, daß der Anteil Italiens an den Julischen Alpen seit Ende des zweiten Weltkriegs zugunsten Jugoslawiens empfindlich verkleinert wurde; die ehemals rein kärntnerische Wischberggruppe ist doch bei Italien geblieben. Dabei gab es keine natürlichere Staatsgrenze, als

jene bei Pontafel gewesen war. Das obere einst österreichische Kanaltal – breit und verhältnismäßig leicht durchgängig – war von deutscher und windischer Bevölkerung bewohnt; Kärntens Bergwälder begleiten auf beiden Seiten die Talhänge und die Orts- sowie die Hausformen wichen in nichts von denen in Kärnten ab. Das Kanaltal unterhalb von Pontafel (Canal del ferro) wird jenseits der Pontebhana, dem alten historischen Grenzbach, ein enges schluchtartiges Tal, die Steilhänge sind durch die zeitweise sehr argen Schlagregen an vielen Stellen von der Vegetation entblößt und während sonniger Tage von großer Trockenheit und Hitze erfüllt. Die besonders starke Erosion des Gesteins hier bedingt eine enorme Schuttführung der Gewässer, weshalb hier auch die Siedlungsdichte ganz gering ist. Im einst kärntnerischen Kanaltal erfolgte die Besiedlung durch das Bistum Bamberg, im friulanischen Teil von Aquileia herauf. An der Kärntner Abdachung wohnt die Kreuzotter, im Dogna-Tal bereits die italienische Viper...

Die Wischberggruppe eignet sich wie selten eine andere Gruppe der Julischen Alpen für Durchschnitkskletterer, die dort eine Woche und länger bleiben sowie Bergfahrten ausführen können – an jedem Tag auf einen anderen Gipfel –, ohne den 2. Schwierigkeitsgrad überschreiten zu müssen. Die Südseite dieser Berggruppe wird, von Österreich kommend, am besten von Tarvis her auf der neuen guten Autostraße über Kaltwasser (Riofreddo) und Raibl (Cave del Predil) erreicht. Die Straße führt hinter Raibl ein Stück entlang des Raibler Sees (Lago del Predil) und weiter nach Westen, zuletzt in Windungen, zum Nevea-Sattel (Sella Nevea) hinauf. Die zwei besten Zustiegsmöglichkeiten werden im folgenden Absatz geschildert.

Das etwa in der Mitte der Gruppe, und zwar an ihrer Südseite, gelegene Schutzhaus Rifugio Guido Corsi (1874 m) der Sektion Triest des Club Alpino Italiano erfüllt die Forderung, Stützpunkt für Bergfahrten der im vorstehenden gemeinten Art zu sein. Und in der Tat gehen von diesem Schutzhaus ohne jeden Höhenverlust Anstiege zu folgenden Gipfeln, die – alle über 2000 m hoch im weiten Halbrund gelegen sind (von Südwesten über Norden nach Südosten aufgezählt): Kastreinspitzen, Villacher Turm, Wischberg, Hohe Gamsmutter, Gamsmutterturm, Kleinspitz, Kaltwasser-Gamsmutter, Korns Spitze, Kleinste Weißenbachspitze mit Schartennadel und Schartenspitze. Die Hohe und die Kleine Weißenbachspitze können mit einem Höhenverlust von rund

200 m gleichfalls in den Fahrtenbereich des Schutzhauses einbezogen werden. – Das stattliche, zu Ende der Sechziger Jahre vergrößerte und gründlich überholte Schutzhaus hat jetzt Waschräume für Frauen und Männer, weiters bequeme Aufenthalts- und Schlafräume; eine Materialschleibahn von der Fischbachalm (Malga Grantagar, 1530 m) herauf sichert den Hüttenbedarf (keine Rucksackbeförderung!). Das Schutzhaus steht ganz knapp neben dem Platz, an dem sich die Findenegg-Hütte der Alpenvereinssektion Villach erhoben hatte, die bald nach dem am 23. Mai 1915 erfolgten Ausbruch des Krieges mit Italien von italienischen Granaten vernichtet wurde. Bei meinem ersten Besuch in der Wischberggruppe im Juli 1930 habe ich die Grundmauern der zerstörten Hütte noch gesehen, die im Jahr 1925 durch den Neubau des Rifugio Corsi ersetzt wurde. Dieses Schutzhaus ist aus dem Seebachtal (Abzweigung bei etwa 990 m) auf rot bezeichnetem Weg über die Fischbachalm zugänglich, der in den jüngstvergangenen Jahren durch ein steiles, nicht leicht fahrbares Bergsträßchen teilweise ersetzt wurde; ab der Fischbachalm gibt es zwei Aufstiegsmöglichkeiten, von denen die westliche zwar etwas weiter, aber viel bequemer ist (sie führt zuerst etwas höher hinauf und hat daher dann einen Höhenverlust von etwa 50 m). Für Besucher aber, die ihre Kraftfahrzeuge etwa auf dem Nevea-Sattel (1190 m, Schutzhaus westlich unterhalb, 1142 m) abgestellt haben, empfiehlt sich als Zugang der gleichfalls rot bezeichnete Aufstieg östlich an der Alm Cregnedul di sopra vorbei und um den Südkamm des Monte Cregnedul herum ansteigend zur »Sella degli Scalini« (Scalini-Paß, 2022 m), von wo man jenseits absteigend mit einem Höhenverlust von etwa 150 m zum Schutzhaus gelangt.

*

Es besteht kein Zweifel, daß von allen Gipfeln im Fahrtenbereich des Corsi-Schutzhauses der **Wischberg** (Jöf Fuart, 2666 m; fast 800 m Steigung) als der höchste der Gruppe, den zweithöchsten um fast 150 m überragend, am meisten besucht wird. Das war schon zu Zeiten Dr. Kugy's so, der in seinem bekannten Vergleich der Hauptgipfel der Julischen Alpen den Wischberg als deren strahlendsten bezeichnete. Und in der Tat, wer einmal an einem sonnenwarmen oder gar heißen Tag auf dem Gipfel gewilt hat und die gewaltigen Garben des Lichtes auf sich einwirken ließ, wer den gewaltigen Berg mit seinen unmittelbaren Nachbarn an einem solchen Tag von anderswo gesehen hat, der wird der Meinung Dr. Kugy's

bedingungslos beipflichten. Überhaupt – der Anblick der Wischberggruppe von Norden, der als geballte wuchtige Masse und zugleich als majestätischer Aufbau erscheinende mittlere Teil der Gruppe, wo sich ein gewaltiger, hoch gelegener Verbindungsbogen vom Wischberg an der Westecke bis zur fast gleich hoch scheinenden Kaltwasser-Gamsmutter im Osten spannt, erinnert – einer Phalanx gleich – an ein Geschlecht steinerne Riesen, die weithin sichtbar und unverwechselbar sind, die über alle Zwischenräume hinweg in ihre alte Kärntner Heimat schauen.

Der übliche Anstieg auf den Wischberggipfel vom Corsi-Schutzhaus in 2½ bis 3 Stunden ist rot bezeichnet. Zuerst zweigen beim Bett jenes Baches, der die Hütte mit Trink- und Nutzwasser versorgt, die Wege zur Fischbachalm bzw. zum Scalini-Paß ab, aber auch eine schwächer sichtbare Steigspur unmittelbar gegen die Moses-Scharte (2271 m) hinauf. Der Anstieg zum Wischberg hält sich im Sinn des Aufstiegs rechts vom Bach und führt gegen Nordosten aufwärts – etwa in Richtung zur Kaltwasserscharte – auf eine weniger steil geneigte, etwas stärker bewachsene Fläche in der oberen Krnica, wo dann erst (in etwa 2000 m Höhe) die rot bezeichneten Wege zur Korscharte als Übergang in den Weißenbachgraben und zur Kaltwasserscharte (Sentiero Giorgio Cavaliere, Nr. 627) als Übergang in das Kaltwassertal vom Wischberganstieg abzweigen. In einigen Landkarten sind die Wegmarkierungen irrtümlich so eingetragen, als verliefen sie schon ab dem Rifugio Corsi getrennt! Unser Anstieg wendet sich wieder nach Westen, wo es (etwa in 2075 m Höhe) neuerlich eine Querverbindung in Richtung Moses-Scharte gibt, und führt dann in einigen Windungen, hie und da schon über niedrige Felswände, gegen die vom Wischberg steil abfallenden geschlossenen Felswände empor, wo sich oben in der Wand ein verhältnismäßig frischer Abbruch zeigt (unterhalb eine gewaltige Trümmerhalde), der sich zwischen den Jahren 1960 und 1966 ereignet haben muß. Von hier (in etwa 2180 m Höhe) bietet eine Steigspur nach Westen eine dritte Zugangsmöglichkeit zur Moses-Scharte. Wo nun die Hohe Gamsmutter zur Rechten mit ihrer wuchtigen Felsmasse aus dem blumenreichen Rasengeleände emporsteigt, hat man auch schon den Felseinstieg (etwa bei 2250 m) zum Wischberg erreicht. Diesen Punkt müssen wir uns aber gut merken, weil hier die sogenannten Unteren Bänder (siehe später) eine rasche Verbindung zur Kaltwasserscharte hinüber gestatten. 40–50 Höhenmeter oberhalb des Einstiegs haben wir

auch schon, an verschiedenen eisernen Sicherungen in genußvoller Steigerei emporstrebend, den sogenannten »Tunnel« erreicht, der in Wahrheit durch einen auf dem Felsboden fast aufsetzenden, gewaltigen bauchartigen Überhang gebildet wird, wobei der ohnehin ganz schmale Zwischenraum durch zwei Blöcke zusätzlich noch verschlossen erscheint; so entsteht unter dem Überhang ein Durchschlupf, der zu der eigentlich nicht ganz passenden Bezeichnung Tunnel geführt hat. Knapp oberhalb richten sich plattige Felsen steiler auf, über die zumeist Schmelzwasser fließt. In der Verschneidung zwischen dem Bergkörper des Wischbergs links und der darüber gelagerten Masse der Hohen Gamsmutter rechts kann man einige Meter höhersteigen und sodann links queren. Die Weganlage hält sich nun über einige schrofige Kletterstellen im allgemeinen links hinauf, später aber wieder (bei Schneelage unangenehm!) nach rechts. Im Steilabsturz der Hohen Gamsmutter zur Rechten gewahrt man bald ein diese gewaltigen Mauern nach rechts hin durchziehendes Band, das wir uns gleichfalls gut merken müssen; es ist das »Ringband«, der verhältnismäßig bequemste Zugang zu den Gipfeln der Hohen Gamsmutter und des Gamsmutterturms, wovon später noch zu lesen sein wird.

Die Weganlage zum Wischberg hinauf strebt wieder höher und erreicht schließlich ein Schartel (»Wischbergschartel«) zwischen einem fast waagrecht, teilweise begrüntem Gratrücken östlich und dem sich darüber hoch und breit erhebenden Gipfelbau des Wischberges westlich. Von diesem Schartel (etwa 2450 m) bietet sich erstmals ein überaus packender Anblick nach Norden auf das »Götterband«, das – meist durch Schneestreifen leicht zu erkennen – von einer deutlichen, bisweilen von der Sonne beleuchteten Kanzel unter dem Gamsmutterturm durch die darunter noch tief abstürzenden Nordmauern gegen die Nordostschlucht des Wischbergs fast waagrecht herüberzieht. Die Weganlage führt in verschiedenen Schleifen weiter gipfelwärts, man gewahrt geringe Reste von Bauten aus dem ersten Weltkrieg (rechts seitwärts auch eine große Kaverne, bei der sich die »Scotti-Hütte« benannte Unterkunft der österreichischen Truppen befand) und quert – die Weganlage ist stellenweise künstlich verbessert – nach Westen sanft ansteigend gegen den höchsten Punkt, den Südwestgipfel, der vom fast gleichhohen Nordostgipfel nur durch eine sichte Einkerbung getrennt ist. Die Aussicht, in der der Montasch »wie ein steingewordenes Märchen«

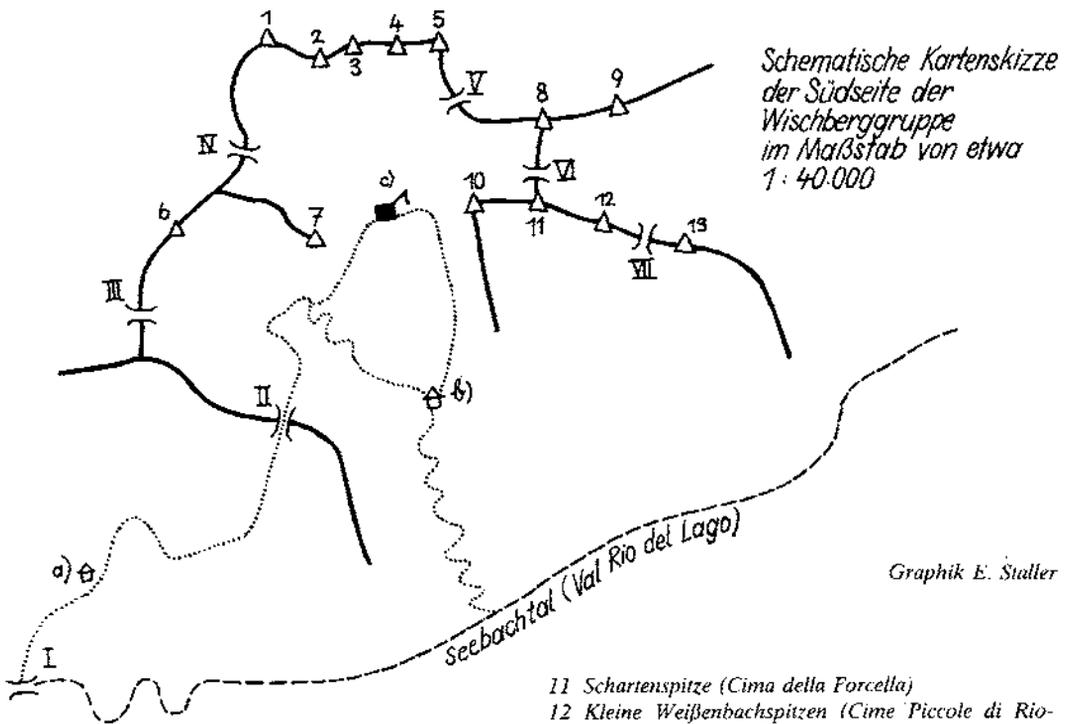
thront, will ich hier nicht schildern; man komme selbst und schaue all die Pracht!

Warum ich den normalen Aufstieg auf den Wischberg so ausführlich geschildert habe? Es ist der meistbegangene Gipfelaufstieg in der ganzen Gruppe und er läßt vielfältige Erinnerungen an die vom Sommer 1915 bis Herbst 1917 ununterbrochene Besetzung des Wischberggipfels durch die österreichischen Truppen im Geist wiedererstehen. Als ich zuerst am 23. 7. 1930 die Spitze des Berges betrat, sah ich noch die ansehnlichen Reste des gegen die große Blitzgefahr im Herbst 1916 auf dem Gipfel erbauten Paraday'schen Drahtnetzes. Unter solchen Voraussetzungen kommt man auch von einer Besteigung des Wischbergs auf dem normalen Anstieg nachdenklich und schließlich befriedigt wieder zurück.

Am 29. 8. 1931 erstieg ich den Berg mit drei Begleitern auch einmal von der Moses-Scharte aus, dem ältesten Aufstieg (fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts) auf den Gipfel überhaupt, von der dort im ersten Weltkrieg erbauten übereinander angelegten Kavernen- und Barackensiedlung, die der hauptsächliche Stützpunkt für den gesamten Nachschub auf den Gipfel gewesen ist. Ansehnliche Reste gab es auch hier, und in einer der damals verhältnismäßig noch gut erhaltenen Baracken fand ich bewegten Herzens noch ein Blatt der »Neuen Freien Presse« vom Jahr 1916 mit Reißnägeln als notdürftige Verkleidung an die Wand geheftet. Welche Entbehrungen und Strapazen mögen unsere tapferen Soldaten in all den Monaten ihres Dortseins in dieser Hochgebirgswelt namentlich im Winter ausgestanden haben?!

Der Anstieg von der Moses-Scharte (2271 m) auf den Wischberggipfel (2666 m) vollzog sich über den damals noch größtenteils erhaltenen künstlichen Steig aus der Kriegszeit, über schwankende Holzleitern und entlang schmalen, aber besser gangbar gemachten Bändern auf die großen Schutt-Terrassen an der Südseite des Berges. Von all dem war am 30. 7. 1971, nach 40 Jahren, als ich wieder einmal die Moses-Scharte besuchte, nichts mehr zu sehen, mit Ausnahme von Eingängen zu Kavernen und von Betonierungen.

Mein Besuch der **Kastreinspitzen** am vorgenannten Tag im Jahr 1931 vor Erreichen der Moses-Scharte ist übrigens meine einzige Besteigung dieses Berges geblieben. Man verläßt das Corsi-Schutzhaus, indem man auf dem üblichen Zugang von der Fischbachalm herauf oder vom Scalini-Paß herüber in umgekehrter Richtung zurückgeht. Auf dem nun sehr bequemen Weg geht es sogar ein Stück ganz waagrecht unter den fast



Namen zur Kartenskizze der Südseite der Wischberggruppe

Gipfel:

- 1 Wischberg (Joß Fuart)
- 2 Hohe Gamsmutter (Alta Madre dei Camosci)
- 3 Gamsmutterturm (Torre Madre dei Camosci)
- 4 Kleinspitz (Innominata)
- 5 Kaltwasser-Gamsmutter (Cima di Riofreddo)
- 6 Kastreinspitzen (Cime Castrein)
- 7 Villacher Turm (Campanile di Villaco)
- 8 Korspitze (Cima del Vallone)
- 9 Große Leiterspitze (Cima Grande della Scala)
- 10 Kleinste Weißbachspitze (Cima Piccolissima di Riobianco)

- 11 Schartenspitze (Cima della Forcella)
- 12 Kleine Weißbachspitzen (Cime Piccole di Riobianco)
- 13 Hohe Weißbachspitze (Cima Alta di Riobianco)

Gebäude:

- a) Obere Cregnedul-Alm (Casere Cregnedul di sopra)
- b) Fischbachalm (Malga Grantagar)
- c) Corsi-Schutzhaus (Rifugio Guido Corsi)

Säuel und Scharten:

- I Nevea-Sattel (Sella Nevea)
- II Scalini-Paß (Passo degli Scalini)
- III Bärenlahnscharte (Forcella Lavinal dell'Orso)
- IV Moses-Scharte (Forcella Mosè)
- V Kaltwasserscharte (Forcella di Riofreddo)
- VI Korscharte (Forcella del Vallone)
- VII Hohe Weißbachscharte (Forcella Alta di Riobianco)

größen in seclenerhebender Ausgesetztheit herab. Noch vor dem Südgrat kommt eine Schlucht von der Scharte zwischen dem Villacher Turm und dem Felskörper der Kastreinspitzen herab. Ihr unterster schräger plattiger Abbruch wird über Rasen nach links umgangen, worauf man eine blocküberdachte Rinne wieder nach rechts hin überschreitet. Das neckische Spiel wiederholt sich, man steigt wieder links durch eine Rinne hinauf, bis man schließlich auf Steigspuren über Schutt den Schluchtgrund und bald darauf auch die Scharte erreicht hat.

Viel Vergnügen wird nun die zum Villacher Turm emporziehende Steilrinne mit den zwei Kaminstufen bereiten. In fast allen Beschreibungen wird

nun übersehen, daß diese kaminartige Steilrinne (»Kamin«) von einem großen Schuttplatz weg in der gleichen Richtung durch eine breite Felsrinne bis zu einem Felssattel hinauf fortgesetzt wird, von wo man erst um eine Ecke herum auf einem langen Geröllband mit Steinmännern nach links quert, um sodann über den obersten Aufbau beliebig die Gipffläche zu erreichen. Diese verhältnismäßig große Fläche gewährt einen aufregenden Tiefblick zum Corsi-Schutzhaus hinab und einen besonders instruktiven Ausblick auf den Kamm vom Wischberg zur Kaltwasser-Gamsmutter. — Da die vorgenannte breite Felsrinne in der mir seinerzeit vorgelegenen Beschreibung nicht enthalten gewesen war, querte ich am 29. 8. 1931

mit meinen drei Begleitern vom oberen Ende der kaminartigen Steilrinne sofort auf einem waagrecht Plattenband (auf »Geröllband« hatte ich nicht geachtet) eine Seillänge nach links in ausgesetzter, gegen die sehr steil abstürzende Nord-nordostschlucht senkrecht abfallender Wand zu einer rampenartigen Verschneidung, durch die es in sehr schöner Kletterei steil nach rechts emporging. Als ich dann, die Verschneidung verlassend, auf der großen Geröllstufe oberhalb einen Steinmann erspähte, erkannte ich sofort die ursprünglich ungewollte Abweichung vom üblichen Anstieg und war froh, daß sich auf diesem niemand befunden hatte, weil sonst unsere zwei Seillängen, die zweifellos eine Bereicherung des hübschen Kletteranstiegs auf den Gipfel bilden, kaum ganz steinschlagsicher gewesen wären. – Den Abstieg nahm ich damals mit einem Begleiter durch einen senkrechten, unten sehr engen Kamin an der Südseite des obersten Gipfelaufbaues, von dessen Fuß in Kürze der Felssattel am Südenende des langen Geröllbandes erreicht war. Als ich diesen Kamin mit einer Gefährtin am 29. 7. 1971 ziemlich genau 40 Jahre später neuerlich im Abstieg durchkletterte, erkannte ich abermals, wie prachtvoll die Stemmarbeit in diesem hohen Spalt ist. Es mag diese Stelle, die ebenso eine Bereicherung der Kletterfreude darstellt wie die vorher geschilderte Anstiegsänderung, vielleicht den 2. Schwierigkeitsgrad etwas überschreiten, sonst ist eine Besteigung des Villacher Turms – nicht zu langer Zugang, 375 m Steigung, sehr schöne, leider nur kurze Kletterei – allen Durchschnittskletterern bestens zu empfehlen.

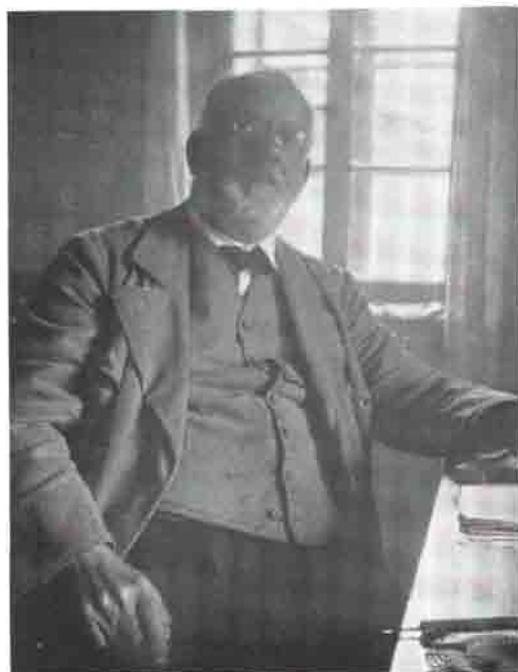
Wenn man auf dem Rückweg die etwas auswärts geneigten Rasenstufen oberhalb der Traufwand wieder hinter sich hat, steigt man am besten um eine Felsecke (in etwa 1975 m Höhe) im Fußgestell der Kastreinspitze herum und sodann entlang der mehr oder weniger geschlossenen Felsen in westlicher Richtung aufwärts, geradewegs auf die Bärenlahnscharte (Forcella Lavinal dell'Orso, 2138 m) zu, mit welcher man die Wischberg- von der Mönstaschgruppe abzugrenzen pflegt. Packend ist der Blick durch die beinahe 200 m hohe, beiderseits von geschlossenen Wänden begrenzte Schartenschlucht hinunter in die oberste Spranze, ein Anstieg, der bei zu reichlicher Schneelage oder gar Vereisung recht unangenehm werden kann. Hier, ab der Bärenlahnscharte, beginnt man aber die steilen felsdurchsetzten Rasenhänge gegen die Kastreinspitze emporzusteigen, hie und da auf Steigspuren. Eine richtige, allerdings nur kurze Kletterei gibt es dann erst bei den beiden noch

etwas steileren Gipfelerhebungen, deren höchste im Westen mit 2502 m (etwa 630 m Steigung von der Hütte, bei Mitnahme des Villacher Turms um je 275 m im Auf- und Abstieg mehr) die 2500 m-Grenze knapp überschreitet. Von der Aussicht sei hier nur gesagt, daß sich der Wischberg von hier aus in einer selten gesehenen, gefälligen Form als spitze Pyramide zeigt.

An den beiden Gipfeln sind überall die Spuren des ersten Weltkriegs zu sehen, weil ja die Kastreinspitzen zuerst (23. 8. 1915) an die Italiener verlorengingen, dann aber (30. 10. 1915) von diesen nach einem verheerenden Unwetter kampflos geräumt wurden, worauf die Österreicher die Kastreinspitzen zu einem Festungsberg ausbauten. Damals war auch von der Moses-Scharte herauf ein Kriegssteig angelegt, den wir am 29. 8. 1931 ohneweiteres noch zum Abstieg dort hinunter benützen konnten. Jetzt ist diese Anlage größtenteils verfallen und es müssen dort im Gelände die jeweils günstigsten Stellen ausgesucht werden.

Die »Unteren Bänder«

Diese in einer Meereshöhe von annähernd 2250 m an der Südseite des Wischberg-Gamsmutter-Zuges verlaufenden Bänder, denen nach der Höhe der Gesteinsschichten (Kalk) auf der Nord-



Dr. Julius Kugy am 1. September 1931 im Oitzingerhaus in Wolfsbach. Foto: R. Hösch

seite das Götterband recht genau entsprechen dürfte, wäre in anderen Gegenden der Ostalpen eine gern und oft aufgesuchte Sehenswürdigkeit für Durchschnittsbergsteiger. Hier sind sie, obwohl bereits von Professor Adolf Gstirner in seiner Abhandlung in der Alpenvereins-Zeitschrift 1901 und später wiederholt von anderen Gewährsmännern erwähnt, weitgehend unbekannt. Sicherlich wurden sie schon seit alter Zeit von Jägern begangen, weil man auf ihnen eine große Entfernung verhältnismäßig rasch zurücklegen kann; ebenso sicher ist es, daß die geschicktesten Gernsjäger weit und breit, die Friulaner aus dem Raccolana-Tal, diese Bänder schon im vorigen Jahrhundert zu ihren verwegenen, dabei aber heimlichen Jagdzügen benützt haben (siehe unten). – In den Jahren 1952, 1960, 1966 und 1971 habe ich sie, stets mit Begleitern gehend, in beiden Richtungen gründlich kennengelernt und immer waren alle von ihnen begeistert. Eine einzige Kletterstelle des I. Schwierigkeitsgrades, etwa eine starke Seillänge ab der Kaltwasserscharte (2240 m), weicht vom sonstigen Gehgelände ab. Wenn man aber die rund 30 Höhenmeter (jetzt dort rote Farbzeichen der Steiganlage »Anita Goitan«, die aber dann gegen die Kaltwasser-Gamsmutter emporführen) von der Kaltwasserscharte in einer Spitzkehre durch zwei Rinnen hinaufgestiegen ist (auch in umgekehrter Richtung bei etwas Vorsicht gut abzuklettern!), hat man eine große Geröllstufe erreicht. Hier darf man sich nicht zu hoch haften, sondern muß bereits unterhalb eines zweizipfeligen Turmes über Schutt (Steigspuren; Vorsicht, da die Geröllmassen nach unten in jähe Schluchten abbrechen!) nach Westen queren. Der Sockel der überaus steil emporstrebenden Felsen des Kleinspitzes wird beiderseits von Felsschluchten begrenzt – wir wollen sie Östliche und Westliche Kleinspitzschlucht nennen –, deren Querung, nun schon auf richtigen Bändern mit deutlichen Steigspuren (aus dem ersten Weltkrieg), üblicherweise ganz harmlos ist; bei Schneelage jedoch, namentlich bei der westlichen Schlucht, kann die Querung über harten Altschnee recht heikel werden und einen tüchtigen Bergsteiger verlangen, um nicht in die darunter gähnenden Schluchten abzugleiten. Dafür bietet aber ein ebener Platz auf der Rasenstufe im Sockel des Kleinspitzes, also genau zwischen beiden Querungen, eine ganz hervorragende Rastmöglichkeit ohne Steinschlaggefahr und bei malerischer Rundsicht. Bald werden die Bänder zu einer breiten Stufe, die aber im Gegensatz zu vorher sehr stark mit Pflanzenwuchs besetzt ist.

Neuerlich zeigen sich Steigspuren, nachdem es vorher schon hie und da sogar Steinmandln gegeben hat; bei Nebel dürfte das Zurechtfinden auf den breiteren Stellen unter der Kaltwasser- und der Hohen Gamsmutter nicht ganz einfach sein. Ein beträchtliches Stück höher oben gewahrt man bald den Beginn der »Gamsmutter Schlucht« zwischen dem Gamsmutterturm und der Hohen Gamsmutter, doch hält man sich tief genug, um schließlich den Felsfuß der Hohen Gamsmutter knapp umgehen zu können, womit man auch schon bei der rot bezeichneten Steiganlage auf den Wischberg hinauf gelangt ist. Wenn die Querung ganz schneefrei, das Wetter gut und man einigermaßen flink gewesen ist, kann man schon 30 Minuten nach Verlassen der Kaltwasserscharte bei der Steiganlage auf den Wischberg stehen, umgekehrt um kaum 5 Minuten mehr. Dabei hat man großartige Felsbilder genossen und stets einen wundervollen Fernblick auf die Bergwelt weiter südlich gehabt.

Noch ein paar Worte über die Kaltwasserscharte: sie ist vom Corsi-Schutzhaus nicht gut erkennbar; man sieht da im Verbindungskamm zwischen der Kaltwasser-Gamsmutter und der Korpitze eine tiefste Einschaltung, die aber nicht die Kaltwasserscharte ist, welche sich weiter links (westlich) höher oben befindet. Von der richtigen Scharte zieht eine etwas besser wahrnehmbare Steilschlucht gegen die obere Krnica herab, an deren unterem Ende man beim rot bezeichneten, bereits erwähnten Zustieg vorbeikommt. Der Anstieg zur Scharte hinauf ist eine vergnügliche, mehrfach mit Windungen versehene Steigerei durch die Felsen rechts von jener Steilschlucht. In der Kaltwasserscharte befindet sich ein freundliches Madonnenbild in einer Nische der Wand zur Linken; senkrecht darüber verläuft, von rechts unten nach links oben, der gerade geschilderte, wenig schwierige Kletteraufstieg zum Beginn der Unteren Bänder. Die von der Scharte nach Norden steil absinkende, enge und finstere Schlucht ist bei geringer Schneelage bzw. beim Fehlen von größeren Eisresten nicht schwierig, wie ich schon im Sommer 1933 feststellen konnte; man kann bei mittelmäßig schneller Gangart in einer starken Stunde bei einer guten Quelle im obersten Kaltwassertal (»Riofreddo«) sein. Jetzt sind in der Schlucht, durch die die rote Wegbezeichnung Nr. 627 gelegt wurde, auch verschiedene eiserne Sicherungen angebracht.

Und nun der bergsteigerische Wert dieser Bandquerung? Ursprünglich war sie als Zugang aus dem Kaltwassertal auf den Wischberg (oder

umgekehrt) gedacht, doch dient sie genau so auch einer raschen Verbindung zwischen der Kaltwasserscharte und der Moses-Scharte. Als dann am 4. 7. 1914 das Götterband erstbegangen wurde, war damit ein – rein entfernungs-, nicht zeitmäßig! – kürzerer Zugang zum Wischberg gefunden, doch war dieser nicht für Durchschnittskletterer geeignet. Der bergsteigerische Wert der Bandquerung ist meines Erachtens darin gelegen, daß man sich für Durchschnittsbergsteiger in dieser Berggruppe keine schönere Eingehour denken könnte, bei der man jedenfalls auch den höchsten Gipfel der Gruppe »mitnehmen« kann, entweder vor oder nach einer Bandbegehung. Die packenden Einblicke in eine wilde Felswelt in Verbindung mit herrlichen Fernblicken sowie die geringen technischen Anforderungen werden wohl jeden Einspruch gegen meine hier geäußerte Meinung zu widerlegen vermögen.

Das Ringband

In dem von dem vorzüglichen Kenner der Julischen Alpen, Dr. Paul Kaltenecker, bearbeiteten Führerwerk (Band VIII, 1930, 5. Auflage »Hochtourist«) las ich erstmals vom Anstieg »über das Ringband« auf den Gamsmutterturm. Diesen hatte ich zwar schon im Sommer 1933 gelegentlich eines Überganges über alle Gipfel vom Wischberg zur Kaltwasser-Gamsmutter betreten, doch mußte für das Ringband erst das Jahr 1952 kommen. Da weilte ich gegen Ende Juli wieder einmal in der Wischberggruppe, diesmal in zahlreicherer Begleitung als früher, und es stand das Ringband auf der Fahrtenliste.

Der Zustieg vom Anstieg auf den Wischberg her war bald gefunden; man verläßt ihn an geeigneter Stelle, ein entsprechendes Stück oberhalb des »Tunnels«. Das richtige Band ist unverkennbar: fast waagrecht, nur ganz wenig ansteigend, verläßt es die Einbuchtung dicht neben den Wänden der Hohen Gamsmutter; ein zweites Band, etwa 5–6 m unterhalb, verläuft später in den gegen Süden senkrecht abstürzenden Mauern, doch sucht man es vor seinem Ende einmal vom oberen Band her, das an dieser Stelle nicht so gut gangbar ist, kurz auf. Die Wände ober dem Ringband sind stellenweise vom Wasser tiefschwarz gefärbt; dazwischen zeigen sich aber auch Felsen mit großen Flächen gelber und rötlicher Farbe. Die Ausgesetztheit ist beträchtlich, doch ist keine Schwierigkeit festzustellen. Nach einigen Seillängen gibt es bei der Querung des Stüpfelers der Hohen Gamsmutter eine »Ecke«, die – allerdings bei großer Ausgesetztheit – oben innen oder

unten außen bewältigt werden kann, doch entspricht beides kaum dem 1. Schwierigkeitsgrad. Unmittelbar dahinter wird das Band stark rasig und führt dann ganz schwach absteigend in den Grund (2365 m) der Schlucht zwischen der Hohen Gamsmutter und dem Gamsmutterturm (»Gamsmutter Schlucht«) hinein, von wo die Ersteigung beider Gipfel am kürzesten und ohne besondere Schwierigkeiten vor sich gehen kann. Mehr ein – stellenweise plattiges – Geröllband bildet die Fortsetzung in den Wänden des Gamsmutterturms bis zu dessen Südkante, nach deren Querung das Band erstmals deutlich in nördlicher Richtung zieht; der Grund der Schlucht zur Rechten (»Westliche Kleinspitzschlucht«) verläuft ziemlich tief unten, das Band hingegen ziemlich hoch oben entlang der Ostwand des Gamsmutterturms; vorne ist bereits ein spitzer Felszacken an dieser sichtbar geworden, der »Finger«. Hier überwiegt auf dem Band wieder der Rasen (an den Südostseiten gegenüber den mehr steinigten Südwestseiten); ein hübscher Rasenplatz ermuntert zur Rast. (Für eine Begehung in umgekehrter Richtung sei vermerkt, daß etwas höher oben auch ein Rasenband, mit dem richtigen gleichlaufend, nach Süden zieht, nahe der Südkante jedoch gänzlich endet.)

Im Sommer 1933 war ich bei der schon erwähnten Besteigung aller Gipfel zwischen Wischberg und Kaltwasser-Gamsmutter quer über das Ringband an diese Stelle gekommen, vom Gipfelgrat des Gamsmutterturms über die nicht sehr hohe Ostwand absteigend; im Sommer 1960 habe ich dann diese Wand auch im Aufstieg kennengelernt. Gleich ihre unterste Seillänge ist die verhältnismäßig schwierigste, entspricht etwa dem Beginn des 3. Schwierigkeitsgrades.

Am 24. 7. 1952 aber stand mein Sinn nur nach dem Ringband. Sträflicherweise hatte ich vorher zu Hause die Abhandlung von Hans Klug im »Bergsteiger« 1930 nicht wieder gelesen, wo deutlich geschrieben steht, daß das Band »am Fuße des Fingers« nach Norden zieht, sondern ersah aus dem »Hochtourist« nur, daß es »beim Finger in die Nordwand biege. Kleine Ursachen, große – wie man sehen wird – Wirkungen! In unbegreiflicher Verkennung der richtigen Auffassung kletterte ich in die schmale Scharte zwischen dem Finger und der Steilwand des Gamsmutterturms hinauf, doch gab es dort kein Weiterkommen. Erst als der Führer meiner zweiten Seilschaft unter dem Finger vorzudringen versuchte, sahen wir ein, daß diese Möglichkeit die richtige war. Doch war schon zuviel Zeit verlorengegangen.

Das Wetter hatte sich inzwischen entscheidend verschlechtert, Donnerrollen und Blitze kamen auf, als wir uns allerdings schon auf dem ansteigenden Spiralband in der Nordwand des Gamsmutterturms befanden. Der Anschluß an die voran gegangene Seilschaft war bereits verlorengegangen; sie erreichte im wahren Eilzugstempo bereits im Platzregen noch den Gipfel des Gamsmutterturms und machte sich ebenso eilends an den Abstieg in die Gamsmutter Schlucht auf der Südseite, in der Annahme, wir folgten dicht aufgeschlossen. Ich hielt den Platzregen nur für vorübergehend und benützte daher eine Stelle unter einem kleinen Überhang zum Abwarten. Doch der Regen hörte nicht auf, wir mußten, ob wir wollten oder nicht, weiter gegen den Gipfel steigen, wurden dabei vollkommen durchnäßt und mußten, da es inzwischen dunkel geworden war, auf einer schmalen nördlichen Vorragung des Gamsmutterturms, hoch über den gewaltigen Mauern gegen die Saifnitzer Krnica hinab, eine schlimme Nacht verbringen, fünf an der Zahl, vier Männer und ein Mädchen. Am nächsten Morgen holten uns unsere Gefährten ganz zeitig ab; sie hatten im Corsi-Schutzhaus die Nacht in großer Sorge um uns verbracht. – Und die Moral von der Geschicht? Manches Freilager bliebe einem Bergsteiger erspart, wenn sich die Zeit oft nur um eine kurze Spanne anders gestaltet hätte. Wenn ich nicht durch das Suchen nach der Bandfortsetzung Zeit verloren hätte oder wenn das Gewitter nur um eine halbe Stunde später losgebrochen wäre, dann wären auch wir noch ohne Beiwacht durchgekommen; wäre aber das Gewitter eine halbe Stunde früher ausgebrochen, dann hätten wir uns noch auf dem eigentlichen Ringband befunden und wären zweifelsohne umgekehrt. So aber...

Das Ringband (Meereshöhe 2360–2380 m) habe ich nun wiederholt recht gut kennengelernt und habe es auch im Sommer 1971 an zwei Tagen wieder benützt. Sogar hier gilt, wie natürlich noch mehr von den Unteren Bändern, daß höchstwahrscheinlich die Gemsjäger aus dem Raccolana-Tal das Ringband schon gekannt und auch benützt haben, wie es bereits Professor Gstirner gleichfalls in der Alpenvereins-Zeitschrift 1901 angedeutet hat, wenn sie vielleicht auch nicht den Gipfel der Hohen Gamsmutter erstiegen haben (wie er meint), weil sich dort oben kaum jemals Gemsen blicken ließen. Den ersten Bericht über eine Begehung dieses einzigartigen Bandweges und die daran sich schließende Ersteigung des Gamsmutterturms über die oberste Nordwand gab dann

Carl Zobek auf Grund seiner Begehung am 27. 9. 1917. Mir wurde aber – spätestens seit meinem unfreiwilligen Freilager dort oben – klar, daß das Ringband die Besteigung der **Hohen Gamsmutter** (2518 m; 645 m Steigung) und des **Gamsmutterturms** (2503 m; 630 m Steigung) bei geringsten Schwierigkeiten ermöglicht. Man muß sich nur schlüssig werden, ob man die Schwierigkeit mit der oberen Grenze des 1. oder der unteren Grenze des 2. Schwierigkeitsgrades angeben soll; allerdings ist dabei die stellenweise sehr große Ausgesetztheit zu beachten, und einige sehr steile Rasenstellen sind nichts für leichtsinnige Berggeher. Diese so vorteilhafte Möglichkeit zur Besteigung der zwei Gipfel ist früher nicht erkannt worden und die bisherigen »Normalanstiege« auf die beiden Spitzen vollzogen sich bei fühlbar größeren Schwierigkeiten durch Begehung der gesamten Gamsmutter Schlucht. So aber steigt man mit Hilfe des Ringbandes viel höher oben von der Seite her ein, begeht es nur zur Hälfte und benützt dann die obere Gamsmutter Schlucht – wobei man sich im Sinn des Aufstiegs links an die günstigsten Stellen halten kann – zum Aufstieg gegen die Scharte im Verbindungsgrat zwischen den beiden Gipfeln. Die Besteigung der ziemlich spitzen, grünpkopfigen Hohen Gamsmutter, des zweithöchsten Gipfels der Wischberggruppe, ist dabei der ausgesetzten Steilrasen wegen (auf keinen Fall bei Nässe oder gar Schnee!) fühlbar heikler. Der Gamsmutterturm hat für Geologen und Geographen noch eine Überraschung bereit: seine Grathöhe beschreibt einen ebenen Halbkreis, der schon vom Gipfel des Wischbergs aus deutlich zu erkennen ist, und gleicht daher einem Teil des Außenrandes eines Atolls, aber nicht in der Südsee, sondern »hoch über Tälern und Menschen«.

*

Den kecken **Kleinspitz** (2463 m; 590 m Steigung) und die massive, dabei aber doch auch majestätische **Kaltwasser-Gamsmutter** (2507 m; 635 m Steigung) habe ich auch bestiegen bzw. überschritten. Am 27. 7. 1971 wollte ich noch ein übriges tun und den von Dr. Kugy und Dr. G. Bolaffio mit Bergführer Anton Oitzinger und einem jungen Wolfsbacher Träger am 27. 8. 1906 begangenen Anstieg zum Kleinspitz von Südosten, also von der Kaltwasserscharte her, kennenlernen. Man steigt da laut Beschreibung von der Scharte »bis zu einem Band« empor, »das waagrecht unter der Kaltwasser-Gamsmutter fast bis zur Schlucht zwischen dieser und dem Kleinspitz« führt (Östliche Kleinspitzschlucht). »Wo das Band unterbrochen ist, durch einen Kamin etwa 30 m empor auf

ein höheres Band. Auf diesem bis in die Falllinie der Scharte östl. des Kleinspitzes« (Östliche Kleinspitzscharte). Soweit, so gut! Nach der wenig schwierigen Kletterstelle von der Kaltwasserscharte zur großen Geröllstufe hinauf, auf der die Unteren Bänder nach Westen führen, hielten wir uns an Hand von vereinzelt roten Farbzeichen gleich höher und querten auf einem zumeist breiten, hier und da sogar sehr breiten Band unter den steileren Felsen ansteigend nach links, wobei wir natürlich schon oberhalb des zweizipfeligen Turms vorbeikamen. Das Band führt quer über einen Schluchtwinkel, in dem der Normalanstieg auf die Kaltwasser-Gamsmutter nach oben zieht, und im ganzen um mehrere Ecken herum, wird schließlich stärker ausgesetzt und recht schmal, bis es an einem Vorsprung in senkrechter Wand endet; bei diesem Standplatz legten wir das Seil an. Neben einer losen Platte kletterte ich etwa 2–3 m in großer Ausgesetztheit tiefer und konnte bald wieder die hier unterbrochene Bandfortsetzung erreichen. Eine zweite Bandunterbrechung war schwieriger; Freund Otto Steiner und ich bewältigten sie außen durch einen sehr weiten Spreizschritt (3. Schwierigkeitsgrad), während es geringeren Schwierigkeiten begegnete, wenn man sich auf dem hier vom Überhang stark überwölbten Band zum Kriechen entschließt. Bald nach dieser Stelle zweigt bei einem roten Pfeil der Westanstieg auf die Kaltwasser-Gamsmutter durch eine breite Schlucht nach rechts aufwärts ab. Es folgt noch eine kürzere Bandunterbrechung bei einer Ecke, worauf die Östliche Kleinspitzscharte sofort erreicht ist. – Unsere Erfahrungen mit diesem Aufstieg zum Kleinspitz von Südosten weichen also, wie man sehen kann, doch in wichtigen Einzelheiten von der oben wiedergegebenen bisherigen Beschreibung ab. (Jetzt hier die neue Steiganlage »Anita Goitan«.)

Über die Besteigung des Kleinspitzes (Normalanstieg über die Ostwand, etwa 40 m hoch, untere Grenze des 3. Schwierigkeitsgrades; sehr steil und ausgesetzt, aber gute Griffe) und über die Überschreitung der Kaltwasser-Gamsmutter von Westen nach Südosten bzw. umgekehrt (2. Schwierigkeitsgrad) habe ich keine eigenen besonderen Wahrnehmungen, die von den gedruckten Beschreibungen abweichen. Beide Gipfel sind für Durchschnittskletterer bei guten Wetterverhältnissen durchaus zu empfehlen. – Dagegen habe ich auf Grund meiner Begehung in beiden Richtungen den Übergang von der Westlichen Kleinspitzscharte, auch Fingerscharte genannt, zur Östlichen Kleinspitzscharte bzw.

umgekehrt in eigenen Beschreibungen für mich festgehalten, da der Verlauf ein klein wenig verwickelt und daher für Durchschnittskletterer nicht ganz leicht zu finden ist; deren Wiedergabe muß aber hier aus Gründen des Platzmangels entfallen. – Abschließend will ich noch darauf verweisen, daß Hans Klug in seiner Abhandlung im »Bergsteiger« 1930 an mehreren Stellen betont hat, daß die Östliche Kleinspitzschlucht »ganz leicht« und »fast ohne Kletterei« sei, während er die zur Fingerscharte emporziehende Westliche Kleinspitzschlucht »schwierig« nennt; leider hatte ich keine Gelegenheit mehr, diese Angaben durch eigene Begehung zu bestätigen.

Die an verschiedenen Stellen gesicherte und rot bezeichnete Steiganlage »Anita Goitan« (1973 eröffnet) wurde, wie vorher geschildert, im wichtigsten Teilstück zwischen der Kaltwasserscharte und dem Normalanstieg auf den Wischberg am 27. 7. 1971 von mir und meinen Kameraden in ihrem Verlauf begangen, als es noch keine künstlichen Sicherungen, wohl aber vereinzelt rote Wegzeichen gab. Die an verschiedenen Stellen angebrachten Sicherungen erleichtern und verkürzen die Begehung wesentlich. Beschreibung im Führer »Alpi Giulie« von Gino Buscaini, S. 258, doch ist in der darauf sich beziehenden Anstiegszeichnung auf S. 247 ein Fehler, weil die Nummer der Steiganlage auf die »Unteren Bänder« eingetragen wurde. Weiters erschien in der Aprilfolge 1975 der Österr. Bergsteiger-Zeitung ein kurzer Aufsatz, dessen 2 Bilder von meinem Kameraden Otto W. Steiner stammen, aufgenommen bei unserer Begehung im Juli 1971.

Ein sehr langer Kamm führt von der Kaltwasserscharte, hinweg über eine von Süden gut erkennbare, noch tiefere Einschattung, zur **Korspitze** (Cima del Vallone, 2368 m; 495 m Steigung). Wenn man ungefähr vom Beginn des Zugangs zum Wischberg nach Osten gegen die Korscharte (Forcella del Vallone, 2140 m) blickt, erhebt sich zur Linken in sehr ansprechender, eigentlich recht beeindruckender Gestalt die Korspitze, während der Stock der Kleinsten Weißenbachspitze die Scharte rechts zu begrenzen scheint, was aber nicht ganz zutrifft. Der Normalanstieg von Südwesten auf die Korspitze weist nur den 1. Schwierigkeitsgrad auf; man verläßt den rot bezeichneten Weg zur Korscharte bei der letzten Schlucht vor der Scharte, hält sich links in sie hinein und kann dann bei Benützung der üblichen Beschreibungen nicht mehr fehlen. Zweimal war ich auf der Korspitze und bemerkte dabei, daß diese blockerfüllte

Schlucht bei größerer Anzahl der sich in ihr bewegendenden Personen eigentlich recht steinschlaggefährlich sein kann, worauf also zu achten ist.

Am 30. 8. 1931 stieg ich mit meinem Kameraden Vlastnik von der Korscharte nach Osten gegen den Weißenbachgraben etwas ab und kam nach 25–30 m Höhenverlust zu einer einzelnen Kaverne links an der Wand, die ich schon vom Vorjahr her kannte und die ich am Vortag wieder gesehen hatte. Damals war mir schon ein Bandsystem aufgefallen, das ein wenig unterhalb der Kaverne bei einem oben ganz runden Felsvorsprung beginnt, teilweise gelb gefärbt ist und ein Weiterkommen bis zum Verbindungsgrat zwischen Korspitze und Großer Leiterspitze zu versprechen schien. So war es auch. In meiner Beschreibung dieser nach und nach ansteigenden Wanddurchquerung, die ich »Gürtelband durch die Ostabstürze« nannte (richtiger wäre Südostabstürze gewesen), habe ich alle Einzelheiten niedergelegt und glaube nicht, daß nach dieser Beschreibung ein Begeher in Zweifel kommen könnte; wenn man übrigens über den Kugy-Anstieg zur Hohen Weißenbachspitze emporklettert, hat man einen sehr lehrreichen Blick in die Wand, deren Felshöhe an die 350 m beträgt. Auf einem Band wird schließlich eine Schlucht gequert, »die mit gewaltiger Öffnung in das Weißenbachtal abstürzt«. Dann aber erreicht das Band den Ostgrat der Korspitze »schon hoch über der Scharte zwischen Korspitze und Großer Leiterspitze«. Dr. Kaltenecker schreibt in der ÖAZ 1936, daß die Südostwand der Korspitze »schon häufig durchstiegen worden« sei, im Krieg durch Zobek, Neumann, später durch mich. daß aber über die Lage der einzelnen Routen zueinander keine völlige Klarheit herrsche. Im »Bergsteiger« 1931 schildert er den Abstieg Zobeks am 15. 10. 1916 »von der Scharte zwischen Korspitze und Großer Leiterspitze« (vergl. oben) »in das Kar des Weißenbachgrabens«. Aus dieser Schilderung geht klar hervor, daß der Abstieg Zobeks mit meiner Durchquerung der Wand (stellenweise 2. Schwierigkeitsgrad, obere Grenze) nichts zu tun hat. Wo Neumann geklettert sein soll, darüber gibt es im alpinen Schrifttum keinerlei Angaben. Gino Buscaini nimmt dagegen in seinem italienisch geschriebenen Führer an, daß der alte Zustieg zur Großen Leiterspitze von Südwesten, ausgeführt 1893 durch A. Gstimmer mit J. Komac, mit meiner Durchquerung der Südostabstürze der Korspitze zusammenfalle. Schöner beschreibt aber diesen Anstieg Gstimmers ganz abweichend davon und an anderer Stelle des Berggeländes gelegen. Eine

endgültige Klärung dieser Frage ist bis heute noch ausständig.

Unser weiterer Anstieg 1931 vollzog sich in der Nordostwand der Korspitze und war von da an keinesfalls mehr neu, da Hans Klug im »Bergsteiger« 1930 die von uns durchkletterte Steilrinne zum Gipfel erwähnt, die er allerdings für deren »Nordweg« hielt. Auch der große Felsturm fand



Rifugio Guido Corsi (1874 m) vor dem Zubau.

Foto: R. Hösch

durch Klug seine Erwähnung; er wurde erst im Jahre 1933 durch Krobath und Metzger in »sehr bis besonders schwieriger« Kletterei überschritten. Die eben genannte Steilrinne aber bietet eine ganz herrliche Kletterei (etwa 3. Schwierigkeitsgrad), wie ich schon in meiner damaligen Beschreibung hervorgehoben habe.

Der westliche Teil der Weißenbachspitzen

Der gegen das Corsi-Schutzhaus am weitesten vorgeschobene, von dort als einziger sichtbare Gipfel des langen Kammes der Weißenbachspitzen ist die von mir im Jahre 1930 so benannte Kleinste Weißenbachspitze (2170 m nach der alten Lechner-Karte 1:50.000 vom Jahr 1907, 2210 m nach der italienischen Karte 1:25.000 von 1950–1959). Dieser sich ziemlich selbständig erhebende Felsbau ist bisher ein wahres Stiefkind geblieben, obwohl er bei weitem nicht zu den niedrigsten Gipfelerhebungen der Wischberggruppe gehört. Schon in den Landkarten und Kammverlaufsskizzen blieb er größtenteils unberücksichtigt oder höchstens angedeutet; im Schrifttum war überhaupt nichts zu finden.

Als ich am 22. 7. 1930 erstmals auf dem Zugang zur Hohen Weißenbachspitze war, sah ich, daß dieser damals namenlose, doppelgipfelige Felsbau im Osten durch eine »Tiefe Scharte« (Namensgebung) vom übrigen Kamm der Weißenbachspitzen deutlich abgegrenzt ist. Nach meiner Rückkehr von der Hohen Weißenbachspitze am Nachmittag machte ich mich sofort an die Erkundung. Zu dieser Scharte zieht eine mächtig tief eingeschnittene Schlucht empor, die schon im ersten Weltkrieg benützt worden ist, fanden sich doch im unteren Teil eingemeißelte Tritte zur Linken des Schluchtbeginns. Es schloß sich daran die Ersteigung des Westgipfels der **Kleinsten Weißenbachspitze** (2210 m, 1. Schwierigkeitsgrad, 335 m Steigung bei ziemlich kurzem Zugang) über deren etwas niedrigeren Ostgipfel hinweg. Wieder zur Tiefen Scharte zurückgekehrt, strebte ich einer weiter östlich gelegenen, höheren Einkerbung im felsigen Kamm zu, die ich »Hohe Scharte« benannte. Hier gab es sehr starke Spuren der Kriegereignisse, hier stand das »Korschartengeschütz«, mit dem die italienischen Stellungen gegenüber am Scalini-Paß in Schach gehalten wurden. Der Zugang zum Geschütz erfolgte ab 1915 mittels eines an einer Schluchtwand mehrfach befestigten, zuletzt den Schluchtabbruch überspannenden, hängenden und schwankenden Steges, der 1930 noch dort war, den zu benützen ich mich aber nicht entschließen konnte. Erst im Jahre 1917 wurde von den Unterkünten der Österreicher, die sich im obersten südwestlichen Winkel des Weißenbachgrabens befanden und von denen beträchtliche Reste und ein künstlich angelegter Weg heute noch zu sehen sind, der »Major Gebauer-Stollen« unterirdisch zum Geschütz hinauf geschaffen. Im Juli 1930 habe ich noch mächtig viel Eisen in dieser schmalen Scharte gesehen, unmittelbar bei der Stollenmündung, als ich mich daran machte, die beiden kühnen Gipfel der »**Schartennadel**« (etwa 2220 m, 345 m Steigung, Benennung nach der Korscharte) zu ersteigen; der höhere Südgipfel hat etwa den 2., der etwas niedrigere, gegen die Korscharte zu vorgebaute Nordgipfel den 3. Schwierigkeitsgrad. Um an diesem für mich ereignisreichen Tag noch ein übriges zu tun, besuchte ich noch den genau südlich der Korscharte aufragenden breiten Gipfel der »**Schartenspitze**« (in der Lechner-Karte 2239 m, in der italienischen Karte irrtümlich mit 2441 m angegeben; sicher Druckfehler, richtig vielleicht 2241 m; 365 m Steigung). Dieser Gipfel ist der einzige Punkt, mit dem der lange Zug der Weißenbachspitzen (über die Korscharte hinweg)

mit dem Hauptkamm der Wischberggruppe verbunden ist, und bietet daher einen überaus umfassenden Einblick in den größten Teil der Gruppe von Süden, wie er mit diesen Einzelheiten von höheren Gipfeln gar nicht sein kann. Nach der Lage dieses Gipfels förmlich als ein Knotenpunkt, den man schon am Schreibtisch aus der Landkarte ersehen konnte, ist es sehr verwunderlich, daß er nie vor mir einen touristischen Besuch bekommen hat.

Der Abzug unserer braven Soldaten von hier erfolgte am 28. 10. 1917 binnen wenigen Stunden, da nach (dem gegückten Durchbruch von Flitsch/Tolmein in der 12. Isonzo-Schlacht am 24. 10. und) der Besetzung des Nevea-Sattels am 27. 10. der Vormarsch gegen die Oberitalienische Tiefebene ganz rasch vor sich gehen mußte. Die gefüllten Magazine mußten in den Bergen ohne Bewachung zurückbleiben und waren daher nach dem Winter 1917/18 von unbekanntem Tätern geplündert. Dem angeblich dafür verantwortlichen österreichischen Oberleutnant Jan Milac, damals Kommandant der 10. Hochgebirgskompanie, wurde – es klingt dies förmlich wie ein Hintertreppenwitz der Kriegsgeschichte! – ein Schadenersatz von 18.478,95 Goldkronen vorgeschrieben (O du ewiger Amtsschimmel!), was nach dem Zusammenbruch im November 1918 null und nichtig wurde.

*

Eine Anregung sei mir noch gestattet: In den Dolomiten wurde so mancher ehemalige Steig aus dem ersten Weltkrieg zu einer Anlage für bergsteigerische Benützer, des Friedens in der Bergwelt wegen. Wäre eine solche dankenswerte Tätigkeit nicht auch für die Wischberggruppe empfehlenswert?!

*

Auf den Westgipfel der Kleinsten Weißenbachspitze legte ich am 28. 8. 1931 mit drei Begleitern einen Anstieg in zwei großen Schleifen über die untere Westwand und die obere Nordwand (damals irrtümlich als »Nordwestwand« bezeichnet; stellenweise 2. Schwierigkeitsgrad, kurzer Zugang, Felshöhe 150 m), eine für die Julischen Alpen typische Bandbegehung von landschaftlicher Schönheit. – Am 25. 8. 1933 stieg ich, mit Vlastnik als Begleiter, in kurzem Zickzack über die untere Nordwand (2. Schwierigkeitsgrad, kurzer Zugang) zu deren oberem nun schon bekannten Teil auf, um auch einen einheitlichen Wanddurchstieg zu haben, doch hat der Anstieg von 1931 landschaftlich den Vorzug. – Am 27. 7. 1952 beging ich mit mehreren Begleitern



Blick zur Korscharte, 2140 m und zur kleinsten Weißenbachspitze, 2210 m, von Westen.

Foto: R. Hösch

den hübschen Südgrat (2. Schwierigkeitsgrad, hübscher und kurzer Zugang, Gesamtfelshöhe 300 m), wobei ich den »Weißenbachkopf« mit einbezog, den ich damals auf 2030 m schätzte, während aber P.2072 m der italienischen Karte die bessere Angabe sein dürfte.

Ein Gewitter war am 28.7.1960 eigentlich die Ursache, daß ich den kürzesten Anstieg vom Rifugio Corsi auf den Westgipfel der Kleinsten Weißenbachspitze entdeckte. Ich wollte damals in zahlreicher Begleitung (mehrere Seilschaften) meinen landschaftlich so hübschen Anstieg von 1931 wiederholen. Als wir in halber Höhe der Westwand uns soeben anschicken wollten, das schöne Band nach Norden zurückzuqueren, zog ziemlich plötzlich ein Gewitter mit Grollen, Blitz und Donner auf (es zog dann »unausgebrochen« wieder ab). Eine kurze Überlegung bei mir – die Verantwortung für so viele Menschen und das Gewitterabenteuer von 1952 – und schon blickte ich vom Bandbeginn nach oben rechts. Das Felsgelände zum oberen Südgrat hinauf schien ohne besondere Schwierigkeiten gangbar (Beschreibung noch nicht veröffentlicht). Gedacht, getan! Dieser Anstieg hat im ganzen nur die obere Grenze des 1. Schwierigkeitsgrades; in 35–40 Minuten kann man vom Schutzhaus beim Einstieg stehen (bequemer Zugang), in weiteren 45 Minuten auf dem Gipfel. Es dürfte der »Normalanstieg« auf diesen Berg werden, wenn er sich

erst einmal größerer Bekanntheit erfreuen darf! Am 27. 7. 1952 versuchte ich auch ein altes Problem zu lösen, das schon Hans Klug in seiner Abhandlung von 1930 erwähnt und vor dem ich am 28.8.1931 umgekehrt war, nämlich den Übergang von der Schartenspitze zur **Kleinen Weißenbachspitze** (2220 m, 555 m Steigung auf dem Normalanstieg einschließlich eines Höhenverlustes von 200 m); die letztere Spitze hatte ich schon am 22.7.1930 von der »Turmscharte« aus (etwa 2075 m; vielleicht könnte man besser »Hohe Weißenbachscharte« sagen) besucht. Auf dem Verbindungsgrat östlich der Schartenspitze kommt man nämlich einmal zu einer ganz merkwürdigen Stelle: Eine tiefe, klammartige, zum Springen viel zu weite Einschartung; sie zwang uns 1931 zum Rückzug. Im Jahr 1952 wollte ich aber das Problem auf jeden Fall lösen. Wir stiegen daher auf der Südabdachung so weit ab (Höhenverlust 80 m), bis wir die von der Einschartung herabziehende Felsrinne bequem queren und jenseits zu den zur Kleinen Weißenbachspitze steil ansteigenden Felsen gelangen konnten. Dieser Anstieg hat die untere Grenze des 3. Schwierigkeitsgrades.

Da der Zustieg aus dem oberen Weißenbachgraben zur »Turmscharte« (siehe oben) recht mühsam ist, wollte ich ihn hinsichtlich einer Besteigung der Kleinen Weißenbachspitze am 26.8.1933 etwas abkürzen. Leider erst in zwei

Dritteln der Höhe des Zustiegs zeigte sich ein nach rechts hinauf ziehender steiler Plattenschuß, der eine hübsche Kletterei zu versprechen schien; es war – besser gesagt – eine herrliche Plattenschleiche mit viel Gleichgewichtsarbeit, im 3. Schwierigkeitsgrad. Der Plattenschuß mündet leider schon auf einem Vorgipfel, doch braucht man von ihm zum höchsten Punkt kaum noch 10 Minuten. Die Nacht vor dieser Kletterfahrt hatten wir mangels genügender Geldmittel östlich unterhalb der Korscharte in der Kaverne zugebracht, bei der unser Anstieg von 1931 durch die Südostabstürze der Korpitze seinen Anfang hat. Ich erinnere mich noch, wie nach der eigentlich recht kühlen Nacht am frühen Morgen die Hohe und die Kleine Weißenbachspitze mit ihren prachtvollen Turmgestalten wie aus einem Märchen hergezaubert im Ausschnitt der Kaverne im stahlblauen Frühmorgen standen. Nach der Tour auf die Kleine Weißenbachspitze über die Platten der Nordostseite schloß sich für uns wieder der Geröllschinder zur Korscharte hinauf (200 m Anstieg) an, jenseits hinab und zur Kaltwasserscharte wieder empor, jenseits abermals hinab ins Kaltwassertal und zu Fuß hinaus zum Bahnhof von Tarvis, ganz wie es Leuten ohne Geld zukommt, die nur noch ein Stück Brot im Rucksack haben, ja, und auch noch die Touristenrückfahrkarte zur Heimfahrt nach Wien.

Über die **Hohe Weißenbachspitze** (2257 m, 590 m Steigung, den Höhenverlust von 200 m schon miteingerechnet) hier mehr zu schreiben, als ihr ein Loblied zu singen, bringe ich einfach nicht fertig. Eine genaue Beschreibung des klettertechnisch außerordentlich schönen Kugy-Anstiegs (Normalanstieg, 2. Schwierigkeitsgrad, stellenweise recht ausgesetzt) für Durchschnittskletterer habe ich auf Grund meiner sechs Besteigungen des Gipfels (soviel Freude hat mir jede Begehung stets bereitet!) angefertigt, doch passen solche Einzelheiten wirklich nicht hierher; besser in einen Führer für Durchschnittskletterer für die Umgebung des Corsi-Schutzhauses. – Ohne mich zu scheuen, stelle ich den Kugy-Anstieg trotz seiner Kürze den überragend herrlichen, allerdings weitaus längeren Genußklettereien eines Steiner-Weges durch die Südwand des Hohen Dachsteins oder eines Kopftörlgrates im Wilden Kaiser an die Seite, wenn auch deren technische Schwierigkeiten größer sind. Ich kann mir auch kaum einen Kletteranstieg denken, dessen Begehung sich für eine Filmaufnahme sehr viel besser eignet.

Das Nachwort

muß ganz kurz sein. Am 1.9.1931 ist es mir vergönnt gewesen, Dr. Julius Kugy in seinem Sommerheim im Oitzinger-Haus in Wolfsbach (Valbruna) aufzusuchen und mit ihm ein wenig über seine Julier zu plaudern. Er hatte die Freundlichkeit, sich in mein damaliges Tourenbuch einzutragen; es durften mein Bergkamerad Vlastnik und ich ihn photographieren, wobei ich mit meiner Aufnahme etwas mehr Glück hatte. Diese Begegnung mit dem großen Erschließer der Julischen Alpen bleibt mir für immer in Erinnerung, und es ist in keiner Weise eine Sentimentalität, wenn ich daran erinnere, daß Dr. Kugy in seiner Jugend noch Emil Zsigmondy gekannt und mit ihm Bergfahrten ausgeführt hat.

Anderes oder Besseres wüßte ich nicht zu sagen, indem ich meinen Gang im Geist durch die Gipfelwelt der Wischberggruppe beende, ein Zeugnis meiner unwandelbaren Liebe zum »strahlenden« Wischberg mit seiner nächsten, ebenso leuchtenden Umgebung.

Schriften-Nachweis

- E. Richter: Die Erschließung der Ostalpen, 3. Band, Berlin 1894; S. 590–595
 A. Gstimer: In Alpenvereins-Zeitschrift (Jahrbuch) 1901, S. 346–356
 J. Kugy: Aus dem Leben eines Bergsteigers, München 1925
 H. Klug: Im »Bergsteiger« 1930, S. 413–420, 472–484 und 527–534
 P. Kaltenecker: Im »Bergsteiger« 1931, S. 654–656 und 700–708; in ÖAZ 1936, S. 129–133
 N. Nau: Der Krieg in der Wischberggruppe, Graz 1937

Führerwerke:

- P. Kaltenecker: »Hochtourist«, 5. Aufl., Band VIII (1930), S. 239–268 u. a.
 M. Botteri: Guida alpinistica delle Alpi Giulie Occidentali, Udine 1956
 H. Schöner: Führer durch die Julischen Alpen, München 1956 ff.
 G. Buscaini: Alpi Giulie, Milano 1974

Landkarten:

- Lechners Topographische Detailkarten 1:50.000, Julische Alpen, westlicher Teil, Wien 1907
 Carta d'Italia 1:25.000, Foglio Cave del Predil 14 A III NO und Foglio Sella Nevea 14 A III SO, 1950–1959

Eigene Fahrtenberichte und Aufsätze

- ÖTZ 1931, S. 29/30 (mit schematischer Kartenskizze), 1932, S. 70, 1933, S. 100, 1934, S. 89/90, 1947, S. 25 und 29/30. – Tätigkeitsbericht 1929–1934 d. Bergsteigergruppe d. Sektion ÖTK des DuÖAV, S. 106–110 (mit Anstiegszeichnung, allerdings Fehler i. d. Zeichenerklärung!). – ÖAZ 1954, S. 191. – ÖBZ 1963 (Novemberfolge, S. 4/5) und 1964 (Jännertolge, S. 3/4)

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. Robert Hösch
 Große Mohrengasse 21/27
 A-1020 Wien

1978 vom Alpenverein geförderte Expeditionen

WOLFGANG NAIRZ

Österr. Mount Everest-Expedition 1978 des OeAV

Teilnehmer: Wolfgang Nairz, 6010 Innsbruck, Wilh.-Greil-Str. 15, Horst Bergmann, Robert Schauer, Reinhold Messner, Peter Habeler, Dr. Oswald Ölz, Reinhard Karl, Franz Oppurg, Josl Knoll, Hanns Schell, Dr. Raimund Margreiter, Helmut Hagner, Werner Kopacka
Zeit: 24. Februar 1978 – 2. Juni 1978

Der Mount Everest mit 8.848 m Höhe ist nach wie vor heißbegehrtes Ziel für Expeditionen aus aller Welt.

Expeditionsleiter Wolfgang Nairz hatte bereits 1972 für die Besteigungsgenehmigung angesucht und sie für 1978 erhalten. Heute ist der Mount Everest bereits bis 1984 »ausgebucht«.

Die Österreichische Mount Everest-Expedition ist als eine der erfolgreichsten Expeditionen in die Geschichte des Himalaya-Bergsteigens eingegangen (siehe Bericht im Jahrbuch 1978 »Alpenvereinsexpedition 1978 zum höchsten Berg der Erde« von Wolfgang Nairz).

Im Rahmen der Expedition wurde der Gipfel des 8.848 m hohen Mount Everest 9mal bestiegen.

3.5.1978:

W. Nairz, H. Bergmann, R. Schauer und Sirdar Ang Phu.

8.5.1978:

R. Messner und P. Habeler ohne künstlichen Sauerstoff

11.5.1978:

Dr. Ölz und R. Karl

14.5.1978:

F. Oppurg im Alleingang

Kärntner Anden-Expeditions-Bergfahrt 1978

Teilnehmer: Eduard Ratheiser, A-9300 St. Veith a.d. Glan, Bahnhofstr. Nr. 30; Lackner Walter, Egger Albert, Stückler Alois, Sepperer Reinhold, Dr. Karl Pallasmann, Dvorak Herbert, Dipl.-Ing. Zefferer Herbert, Bierbaumer Harald
Zeit: 22.6. – 21.7.1978

Das Ziel der Expedition war die Besteigung des Alpamayo von der Nordostseite. Das Basislager wurde am Pukaquocha-See errichtet. Nach fünf

Tagen konnte das Hochlager II am Nordsattel des Alpamayo in ca. 5.500 m Höhe errichtet werden. Ein Teilnehmer erkrankte an einem Lungenödem und mußte unter äußerst schwierigen Bedingungen durch die Eis- und Felspassage ca. 300 Höhenmeter zum Alpamayo-Ostgletscher und dem Nordsattel abgeseilt werden.

Am 6.7.1978 erreichten Albert Egger, Dr. Karl Pallasmann, Alois Stückler und Dipl.-Ing. Herbert Zefferer den Gipfel des Alpamayo durch den unteren Teil der Westwand und ein Loch in der Wächte am Nordgrat über die zwei sehr steilen, beinahe senkrechten 40 m hohen Eisaufschwünge. Der Abstieg erfolgte auf der selben Route.

Als Trainingstouren wurden der Tayapampa (5.675 m) Südgrat und der Jankarurish (5.601 m) Südgrat erstiegen. Ebenso konnte im Westalpenstil der Huascaran-Nordgipfel (6.654 m) in vier Tagen bestiegen werden.

Tirol-Bayerische Annapurna II – Expedition 1978

Teilnehmer: Johann Scharnagl, A-6345 Kössen Nr. 222; Dr. Hermann Krüttner, Toni Pellhammer, Sigi Geierstanger

Zeit: 24. März bis Mitte Mai 1978

Expeditionsziel war die Südflanke des 7.942 m hohen Annapurna II.

Der Anmarsch erfolgte mit 66 Trägern durch das Modi Khola. Das Basislager wurde in 3.300 m Höhe am 11. April errichtet. Der Weiterweg nach Lager I führte durch einen gewaltigen Eisbruch, Lager I stand auf 4.100 m Höhe. Der Weg nach Lager II mußte mit Fixseilen versehen werden, um den Lastentransport zwischen Lager I und Lager II aufrecht zu erhalten.

Lager II wurde auf 5.100 m Höhe errichtet. Nach mehreren Tagen Schlechtwetter und Sturm konnte der Weg nach Lager III und weiter hinaus nach Lager IV (6.200 m) erkundet werden.

Toni Pellhammer erreichte am 3. Mai den Sattel in 7.100 m Höhe, mußte aber wegen beginnender Erfrierungen umkehren. Weiteres Schlechtwetter verhinderte einen Expeditionserfolg.

Tiroler Grönland-Expedition 1978

Teilnehmer: Gernot Pollhammer, A-6460 Imst, Tirol; Mayr Josef, Sager Reinhold, Haid Arthur, Keller Klaus, Jenewein Hermann, Gabl Michael, Nothdurfter Peter, Grabenweger Hannes, Böss Fritz, Kriesmer Stefan, Neururer Konrad

Zeit: 17. Juni – 16. Juli 1978

Expeditionsziel waren Erstbesteigungen im hinteren Tasermitfjord, sowie die Erstbesteigung der 1.100 m hohen Nordwestwand des Ullamertors-suaq.

Das Hauptlager wird am 18. Juni 1978 im Tasermitfjord am Fuße des Ullamertors-suaqs aufgestellt. Am 21. Juli beginnt die Routeneröffnung in der Nordwestwand, die die Schwierigkeit V-VI aufweist. Teilweise ist die Wand so steil, daß künstliche Kletterei erforderlich wird.

Am 1. Juli 1978 wird um 0.30 Uhr der Gipfel des Ullamertors-suaq erreicht. In der Zwischenzeit besteigen die anderen Teilnehmer neun unbekannte Gipfel im Fjord.

Kriesmer Stefan gelingt noch die Erstbefliegung des Ullamertors-suaq mittels eines Hängegleiters.

Gasherbrum II – Jubiläums-Himalaya-Expedition 1978

Teilnehmer: Georg Brosig, A-6370 Kufstein; Adi Fischer, Otto Zöttel, Albert Hosp
Zeit: 15. Juni 1978 – 2. September 1978

Die Anreise nach Pakistan erfolgte mit einem Kleinbus. Am 12. Juli 1978 konnte von Rawalpindi nach Skardu geflogen werden. Nach 15 Anmarschtagen wurde in 5.100 m Höhe das Basislager errichtet. Der Aufstieg zum Gasherbrum II begann am 28. Juli. Lager I wurde in 5.900 m errichtet, Lager II in 6.100 m Höhe am Fuße des Gasherbrum II.

Am 6. August begann der Gipfelangriff: in 7.300 m Höhe wurde ein letztes Biwak errichtet. Fischer und Brosig begannen den Aufstieg zum Gipfel. Fischer gab auf 7.400 m auf und Georg Brosig stieg allein weiter. In 7.550 m erreichte er das Plateau am Fuße des Gipfelsporn, dort waren noch Zeltreste der polnischen Expedition 1975 vorhanden. Um 18.00 Uhr abends erreichte Brosig die Scharte in 7.800 m Höhe, um 20.45 Uhr stand er auf dem Gipfel des Gasherbrum II 8.035 m hoch. Um 1.00 Uhr nachts kehrte Brosig zum Biwakplatz in 7.300 m Höhe zurück. Weitere Besteigungsversuche konnten wegen Schlechtwetter nicht mehr durchgeführt werden.

Anschrift des Verfassers:
Wolfgang Nairz
OeAV-Verwaltungsausschuß
Wilhelm Greil-Straße 15
6010 Innsbruck

INTERNATIONALE MAKALU-EXPEDITION 1978 des DAV

MARIANNE LANDES

Teilnehmer: Dr. Hermann Warth (Leiter), Sudentenstr. 36a, D-8081 Altheggenberg, Dietlinde Warth, Kurt Diemberger (Österreich), Hans von Känel (Schweiz), Dr. Karl Landvogt (Deutschland), Ang Chappal, Nga Temba, Nawang Tensing (Nepal).

Zeit: 11. 3.–3. 6. 1978. Anmarsch zum Makalu vom 11.–31. 3. mit 3,3 Tonnen Gepäck.

Route: NW-Seite, über Makalu-Paß 7400 m, wie die französischen Erstbesteiger 1955 und Neuseeländer 1961, die bis 8380 m vordringen konnten. Ergebnis: Gipfel (8450 m) erreicht am 1. Mai von Dr. Warth und Ang Chappal (letzterer ohne künstlichen Sauerstoff), am 10. Mai durch v. Känel, Dr. Landvogt und Nga Temba, am 21. Mai durch Diemberger und Nawang Tensing.

Aus finanziellen und sportlichen Erwägungen beschäftigte die Expedition keine Hochträger. Alle Sherpas waren Vollmitglieder der Expedition. Verpflegung fast ausschließlich von einheimischen Lebensmitteln. Sieben von acht Mitgliedern erreichten den Gipfel. Frau Warth verwaltete das Basislager. Die vorgesehene Überschreitung (Abstieg SO-Grat) wurde wegen gefährlicher Verhältnisse an diesem Grat nicht versucht.



Ang Chappal im Abstieg vom Makalu in etwa 8400 m Höhe am 1. Mai 1978. Foto: H. Warth

4. UND 5. BESTEIGUNG DES DHAULAGIRI VII

18 deutsche Bergsteiger und 3 Sherpas erreichten in verschiedenen Gruppen am 8., 12. und 19. 10. 1978 den Gipfel des 7246 m hohen Dhaulagiri VII (Putha Hiunchuli) über seine Südflanke; diese war bisher erst zweimal von japanischen Bergsteigern begangen worden, vier andere Expeditionen waren daran gescheitert. Der Gipfel selbst war vorher erst insgesamt dreimal bestiegen worden. Diese Tour war im Programm der DAV-Berg- und Skischule mit 43 Tagen Dauer und einer Kostenbeteiligung von 4800 DM je Teilnehmer ausgeschrieben gewesen. Nur erfahrene Bergsteiger waren als Teilnehmer zugelassen worden. Gruppe I bestand aus 14 Bergsteigern (als Führer: Günter Sturm und Peter Vogler), Gruppe II aus 12 Teilnehmern (Führer: Fritz Zintl).

Nach drei Aufenthaltstagen in Kathmandu waren für den Anmarsch zehn Tage zur Verfügung gestanden. Das Basislager wurde auf Höhe 4400 m errichtet, Hochlager standen auf 4800, 5600 und 6200 m. Günter Sturm: »Die größten Schwierigkeiten bot die tausend Meter hohe Schlußwand, die eine Neigung von 45 Grad aufweist. Der Großteil des Weges war stark verschneit. Ich habe in meinem Leben noch nie soviel Spuarbeit geleistet wie hier. 700 m Fixseile wurden insgesamt eingesetzt; auf dem Gipfel herrschte starker Nordwestwind bei minus 15 Grad.«

KONSTANZER HINDUKUSCH-EXPEDITION 1978

Der Expedition gelang im August 1978 die erste Durchsteigung der Nordwand des Noshaq im Hohen Hindukusch (Afghanistan).

Teilnehmer: Hubert Weinzierle (Leiter), Lindenplatz 3, D-7602 Oberkirch 3, Dr. Wolfgang Heydenreich, Matthias Avirovic, Hans Christoph Engele und Helmut Rüdeler.

Anmarsch am 1./2. 8. mit Hilfe von 27 Trägern zum Basislager am Fuß des Westsporns des Noshaq.

Zur Akklimatisation und Erkundung wurden in den ersten Tagen die Fünftausender Karpusht-e-Yaki (5698 m) und Roch-e-Daros (5696 m) sowie der Sechstausender Asp-e-Safed I (6430 m) erstiegen. Anschließend Errichtung der Hochlager am Noshaq-Westsporn. Lager III befand sich über der Felsbarriere in 6800 m. Zwei Versuche, über Lager III hinaus vorzudringen, scheiterten in einer 10tägigen Schlechtwetterperiode. Am 23. 8. begann der endgültige Angriff

auf die Nordwand durch 4 Teilnehmer. Nach einem Aufstieg zum III. Hochlager erfolgte eine 3 km lange, absteigende Querung entlang den Nordabstürzen des Noshaq-Westgipfels zum Darbanplateau (6500 m) am Einstieg der Noshaq-Nordwand. Die zu querenden Hänge sind anfangs flach, später beträgt die Neigung teilweise 45–50°. Die Verhältnisse waren hier gut. Bei schlechten Verhältnissen ist diese Passage objektiv sehr gefährlich. Entgegen der ursprünglichen Absicht wurde – aus Zeitgründen – darauf verzichtet, am Wandfuß ein IV. Hochlager zu errichten. Gegen Mittag Einstieg in die Wand. Abends mußte auf 7200 m Höhe ein Freilager bezogen werden. Am nächsten Tag wurde der Gipfel zwischen Ost- und Hauptgipfel erreicht. Abstieg über den Westgipfel ins III. Lager.

Charakteristik der Nordwand: Wandhöhe 1000 m, Neigung 45–50°, teilweise bis 55°, reine Eistour mit relativ viel Blankeis, objektiv nicht ganz ungefährlich, Zugang zur Wand kompliziert und u. U. gefährlich.

GÖPPINGER GRÖNLAND-EXPEDITION 1978

Vom 29. 6. bis 27. 7. 1978 war ein 13köpfiges Expeditionsteam, darunter zwei Frauen, unter Leitung von Dr. med. Alexander Schlee (Metzinger Straße 81, D-7417 Dettingen/Erms), an der Westküste Grönlands, am Ewigkeitsfjord (der zur »Eiskappe von Sukkertoppen« gehört) tätig. Die Mannschaft hat insgesamt 38 Gipfel bestiegen, 16 davon zum ersten Mal.

In einer ausführlichen, gedruckten Dokumentation charakterisiert Dr. Schlee das Expeditionsgebiet folgendermaßen: »Es gibt am Ewigkeitsfjord bis zu 1000 m hohe Wände aus Fels und Eis in allen Schwierigkeitsgraden. Was aber aus keinem Bericht vorhergegangener Expeditionen ersichtlich war: Wir bewegten uns im Bereich sehr brüchigen präkambrischen Gesteins. Gneis und Granit, die ca. 3 Milliarden Jahre alt sind, haben natürlich andere Eigenschaften wie etwa junger Bergell-Granit. Dies verleidete einigen unserer Fellspezialisten bald die Lust, eine dieser großen Wände oder Pfeiler anzugehen. Die objektiven Gefahren waren eben relativ groß.

Dafür gelangen uns einige extreme Eisanstiege. Herausragend waren die Erstbegehungen der direkten NO-Wand der Punta Franz und der NO-Wand von P. 1580 (GGE 25). Für Eisspezialisten empfiehlt sich allerdings eine frühere Jahreszeit (etwa Juni), da im Juli das Eis bereits ziemlich morsch war (zu lange Sonneneinstrahlung).

Trotz des brüchigen Gesteins bieten sich kombinierte Touren besonders an. Hier warten noch viele lange Grate auf ihre erste Begehung (z. B. direkter N-Grat der Cima Sangmissoq). Höhepunkte unserer Unternehmungen waren die 1. Gesamtüberschreitung des Agssaussat-Massivs und die 1. Ost-West-Überschreitung der Cima Sangmissoq-Gruppe. Für Skibergsteiger stellen die Berge um den Ewigkeitsfjord ein wahres Eldorado dar. Über die Gletscher, die zum großen Teil direkt ins Meer münden, sind relativ schnelle Zugänge zu den einzelnen Berggruppen möglich. Als beste Zeit kann auch dazu Juni empfohlen werden.«

NÜRNBERGER GRÖNLAND-EXPEDITION 1978

Teilnehmer: Peter Baucrnfcind, Thomas und Hanni Handwerger, Gerald und Rainer Pickl, Klaus Stülleim, Margot Stünzendorfer, Helmut Unhold, Herbert Voll, Werner Zinsmeister. Adresse für Informationen: Herbert Voll, Tannhäuserstr. 21, 8500 Nürnberg.

Zeit: 30. 7. bis 1. 9. 1978

Expeditionsziel: Erstdurchsteigungen von über 1000 m hohen Granitwänden rund um den Ketilsfjord an der Südspitze Grönlands.

Durchgeführte Touren: Der Ketil, eines der geplanten Ziele, wartet allseits mit steilen, kompakten Felswänden auf, deren Kanten und Pfeiler eine Begehung ohne technische Hilfsmittel (Bohrhaken, Trittleitern etc.) nicht zulassen. Eine Expedition müßte sich mit großem Materialaufwand ausschließlich auf eine dieser Wände konzentrieren. Ein Versuch in der Westwand des Ketil wurde aufgrund dieser Tatsachen nach einigen Seillängen abgebrochen. Stattdessen gelang eine 850 m hohe Erstbegehung an einer der markantesten Wände Süd-Grönlands, der des Ulamertorssuaq (1830 m). Es wurde der rechte Wandteil durchstiegen, die Schwierigkeiten bezeichneten die Erstbegeher mit durchgehend IV+, manche Seillängen V- bis VI-. Außerdem glückten Fels- und Eisanstiege in der Umgebung des Ketil, ferner Vorstöße zum Inlandeis.

*Anschrift der Verfasserin:
Marianne Landes
c/o Deutscher Alpenverein
Praterinsel 5
D-8 München 22*

Sikkim Zu den fünf Schätzen des großen Schnees

ADOLF MOKREJS

Mit fremden Augen: Die fliegende, in sich geschlossene Miniaturwelt des Jumbo-Jet mit ihren orientalisches-verspielten Tapeten, mit leisem Sitar-musik-Gedudel, mit den dunkelhäutigen Stewards-essen, ein Stück Indien noch, das sogar seinen eigenen Geruch mit sich führte. – Und nun wieder der seltsame Kontinent Europa: Prahlender Überfluß im Duty Free Shop, alles ist steriler, rechtwinkliger. Die hellgesichtigen Menschen. Auffallend viele teigige, schlaffe Visagen. – Die Autofahrer scheinen zweifellos zu einem großen Prozentsatz geistesgestört...

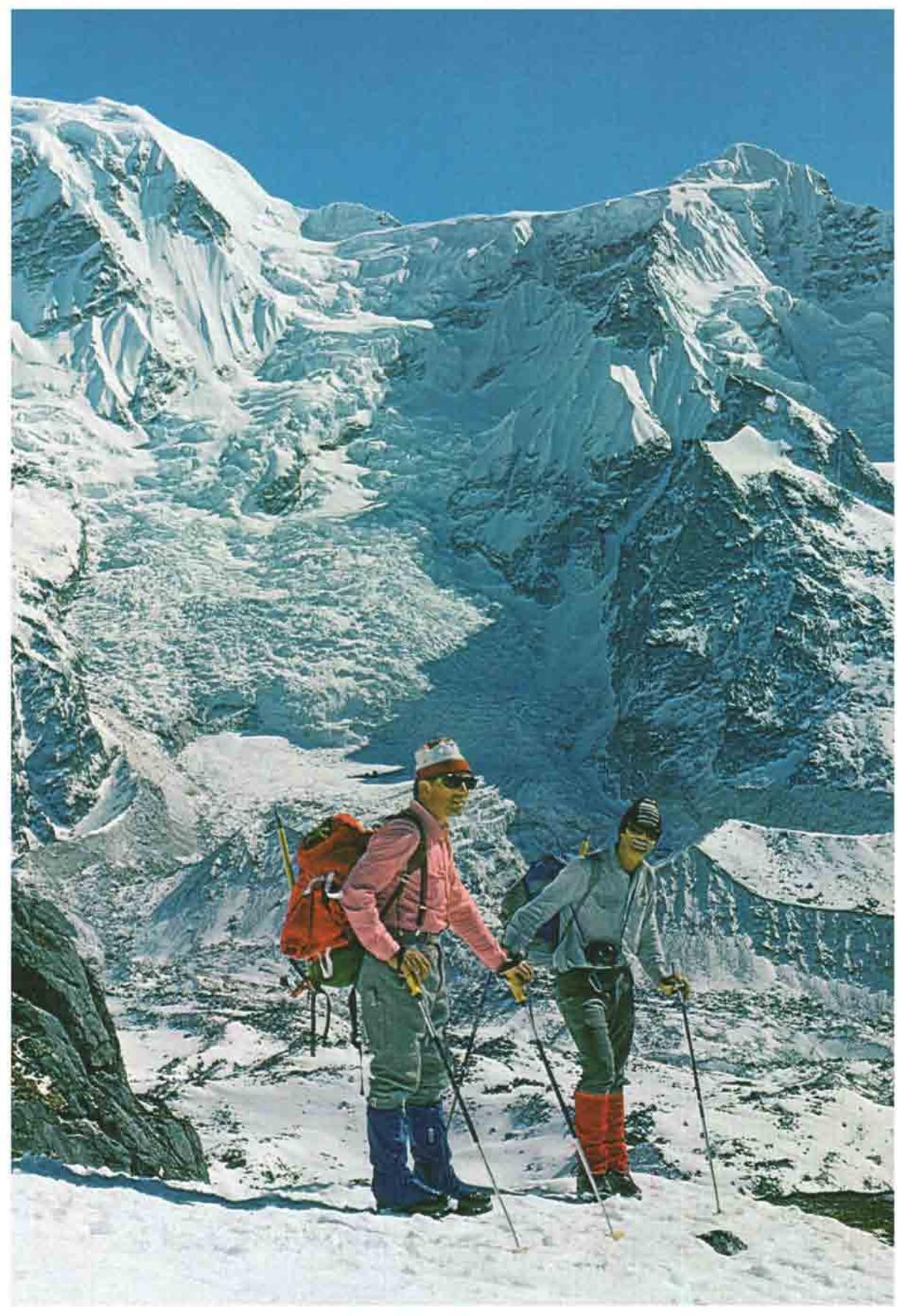
Marco Polo und sein Ehegemahl sinnen ihren Träumen nach... »Und wo sind Sie gewesen?« fragt der Taxilenker. »Im Himalaya«, und in gemachter Bescheidenheit: »in Sikkim«.

Verbotenes Land

Der kleine Himalayastaat Sikkim ist mit seinen 7107 qkm etwa so groß wie das Bundesland Salzburg. Er grenzt im Norden an Tibet, im Westen an Nepal und im Osten an Bhutan. Die geographische Südgrenze wird weitgehend von den Flüssen Rangit, Tista und Rangpo bestimmt, ehe die südlichste Kette des Vorhimalaya mit dem Teegarten Darjeeling noch einen natürlichen, 2000 m hohen Wall vor der indischen Ebene bildet. Zwischen diesem Höhenzug und dem neu entstandenen Staat Bangladesch ist das indische Territorium auf einen nur 50 km breiten Korridor zusammengeschnürt, was innerhalb gärender, junger Staaten politische Nervosität auslösen muß. Schon das britisch verwaltete Indien hat sich stets um großen Einfluß über das ab dem 17. Jhd. von der Dynastie der Namgyal regierte Königreich bemüht. Wirtschaftlich seit jeher von seinem riesenhaften Südnachbarn abhängig, wurde es 1950 indisches Protektorat, 1974 annektiert und ist nunmehr ein indischer Bundesstaat. Der letzte König, Palden Thondup Namgyal, zu Illustriertenglanz aufgestiegen durch seine Hochzeit mit einer Amrika-

Seite 233: Kabu Dome und Forked Peak.

Foto: A. Mokrejs



nerin, hatte letztlich nur mehr eine repräsentative Funktion inne und wurde 1975 abgesetzt. – Daß dieses strategisch-politische Spannungsfeld für Ausländer nicht leicht zugänglich ist, wird nun nicht mehr überraschen. Auch nach einer Lockerung der vierzigjährigen, nahezu totalen Sperre ist noch ein umfangreicher Papierkrieg durchzustehen, ehe der Weg in die Hauptstadt Gangtok und den südwestlichen Teil des Landes, zu den Ausläufern der Kangchendzönga-Gruppe freigegeben wird (Ost- und Nordteil, die klassische Anmarschroute der Bauer-Expeditionen über Lachen und das Zemu-Tal sowie die an Tibet und Bhutan grenzenden Berge bleiben für Ausländer weiterhin unzugänglich). Aber auch für den freigegebenen Teil Sikkims wird nur eine Aufenthaltsgenehmigung für maximal 14 Tage erteilt, und zusätzlich ist – um überhaupt einreisen zu können – für das Gebiet um Darjeeling (»restricted area«) ein eigenes Permit erforderlich.

Sikkim ist ein geologisch junges, ungebärdiges Land, ursprünglich weitgehend von Urwäldern bedeckt, die mittlerweile zu großen Teilen Anbauterrassen weichen mußten. Tiefe Flußtäler kerben die steilen, bis weit über die Dreitausendergrenze dicht bewachsenen Bergkämme des Vorhimalaya, und die Sikkimesen sind, um mit Stilblüten-Professor Galletti zu sprechen, »ein sehr gebirgiges Volk«. Der Landesname bedeutet im Sanskrit denn auch »Bergkämme-reich« (sikhin), eine andere Deutung aber führt ihn auf »sukhin« (glücklich) zurück. Ein glückliches Land ist es jedenfalls für die Einwanderer aus den benachbarten Landstrichen Tibets und Nepals, die hier doch bessere Lebensbedingungen vorfinden als in ihrer Heimat. Die Bhotias (Tibeter) und die Nepali stellen bereits den Hauptteil der rund 200.000 Einwohner, die Urbevölkerung – die Lepcha – nur mehr ein Fünftel. Insgesamt ist es ein freundlicher, aggressionsarmer Menschenschlag, dessen Leben im wahrsten Wortsinn ein ständiges Auf und Ab bedeutet, eine Existenz in der Hängelage, denn mit Ausnahme der künstlich geschaffenen Anbauflächen besitzt das Land praktisch keine Ebenen, sieht man vom nahezu unbewohnten Norden mit seinem tibetischen Landschaftscharakter ab. Die Hauptstadt Gangtok (»Hügelspitze«) mit ihren 12.000 Einwohnern erstreckt sich beispielsweise über eine Höhendifferenz von mehr als 500 Metern; abenteuerlich an die Hänge geklebte Buden und Basare an einer Hauptstraße, die an Steilheit und Kurvenreichtum einem abseitigen Alpenpaß gleicht und für deren Benutzung zwei Voraussetzungen lebenswichtig sind: gut-

funktionierende Bremsen und eine lautstarke Hupe.

Sie haben ein anderes Verhältnis zum Auto als wir, denkt er. Einfach ein großes, schnelles Tragtier, kein Blechgötze, kein Statussymbol, kein Befriedigungssurrogat. Er blickt verwundert und fast ein wenig deprimiert aus dem Taxifenster: Warum haben die es hier so eilig? Gewinn von Minuten! – Wofür? – Wir – und jetzt beginnt er sich schon mit einzubeziehen – wir haben etwas verloren, oder vergeudet, was ihnen – drüben – noch eignet: eine Ausgeglichenheit, ein Fehlen von Aggressionen, ein Lächeln, eine natürliche Würde...

Nur keine Schwarz-Weiß-Schwärmerei, denkt er, und erinnert sich an die zahllosen kleinen Unzulänglichkeiten, die keine Reisebeschreibung erwähnt: Die Indolenz, die maßlose Bürokratie, die Armut... Den fast allgegenwärtigen Dreck; sogar der ist ärmlischer als unser Schmutz. Man gewöhnt sich schnell, denkt er ironisch, an die Armut. An die der anderen...

Schwebender Zwischenzustand: Der Körper ist unzweifelhaft angekommen, nonstop. – Doch die Seele humpelt noch nach, schlendert durch den Basar von Kalimpong, verspürt Tropensonne, den rauchigen Lagerfeuergeruch des »early morning tea«... Schlingert staubgehüllt die steilen Kurven den Rangit River entlang...

Lebensader Straße

Erst in den letzten Jahrzehnten wurde das bis dahin nur auf Saumpfadern zugängliche Land an das indische Straßennetz angeschlossen. Die Kolonialherren haben begonnen, die Isolierung zu durchlöchern; Indien verdichtet das Netz. Strategische Gründe vorderhand: Das militärische Vakuum eines Kleinstaates, die Gegenwart der Roten Armee im Norden... Durch die Abschottung nach außen konnte sich aber lange Zeit eine eigenständige Kultur erhalten, die nun langsam einer einheitlichen Welt-(oder Allerwelts-?)zivilisation angeglichen wird. In ihrem Gefolge jedoch auch eine fraglose Erleichterung der Lebensumstände, die noch immer bescheiden genug sind. Arbeit und Brot: Frauen zerhämmern Steinbrocken zu Straßenschotter, für 7 Rupics (etwa 14 öS) pro Tag – das mobile, überall einsetzbare Kieswerk. Das Problem der Kinderkrippe für die berufstätige Frau ist ebenfalls gelöst: die Kleinkinder schlafen im Tragtuch am Rücken der Mutter, werden zum Stillen hervorgeholt, oder kriechen in Greifweite, alle halbnaackt und unbeschreiblich schmutzig, aber sichtlich ohne Verhaltensstörung und vergnügt umher. Männer bedienen mittels

eines Strickes zu zweit einen kurzen Spaten. Lastträger – kleine Gestalten mit überdimensionierten, muskulösen Waden – schleppen wie seit Jahrhunderten ihre Dreißig-Vierzigkilo-Lasten mit Hilfe der über die Stirn geschlungenen Tragurten. – Das Gehirn schließt sich sofort auf westliche Weise kurz: Helfen! Rationalisieren! Ein Caterpillar erledigt die Arbeit von zwanzig Tagelöhnern! Großartig. Bleibt nur das Randproblem: Wohin mit den zwanzig überflüssigen Tagelöhnern? Und die Landwirtschaft etwa läßt sich gar nicht mechanisieren an diesen steilen Hängen. Die Terrassenfelder werden in archaischer Weise mit dem Hakenpflug bebaut. Oder in mühsamer Handarbeit.

Bautrupps hausen in Bambus- und Blätterhütten unmittelbar am Straßenrand; in den Ansiedlungen werden in dunklen Halbhöhlen von Bretterverschlägen undefinierbare Lebensmittel und Näscherien giftgreller Färbung feilgeboten, und über diese schmalen, vorwiegend aus Kurven bestehenden, vielfach bereits asphaltierten Lebensadern herrscht die neue Klasse der Jeep- und LKW-Lenker. Unerschütterliche, hupfreudige, improvisationsfähige Burschen, die in (und um) einen Landrover fünfzehn Personen samt Säcken und Bündeln und lebenden Hühnern transportieren können; die unglaublich schaltfaul die gequälten Motoren die Steigungen hinaufkochen lassen; die mit völlig profillosen Reifen, einem Lenkungstotgang von neunzig Grad und ähnlichen Scherzen einem perfektionsgewohnten Europäer das Gruseln lernen. Doch bald hat er sich mit einem Quentchen asiatischer Ruhe daran gewöhnt und registriert verwundert, mit welcher ungewohnter, selbstverständlicher Kameradschaft buntbemalte Lastwagen, brechend volle Jeeps, Militärtransporter und die relativ seltenen Privat-PKW miteinander auskommen. »Vogel zeigen« oder ein östliches Äquivalent sind unbekannt. Riskiert einer ein halbsbrecherisches Überholmanöver, mag er wohl seinen Grund haben, und wird vorbeigewinkt. Überdies sind Unfälle recht selten. Rund um die Windschutzscheibe baumeln und kleben im Wageninneren schützende Amulette: ein Rosenkranz, die Micky Maus, Schiwa und Buddha. – Om mani padme hum.

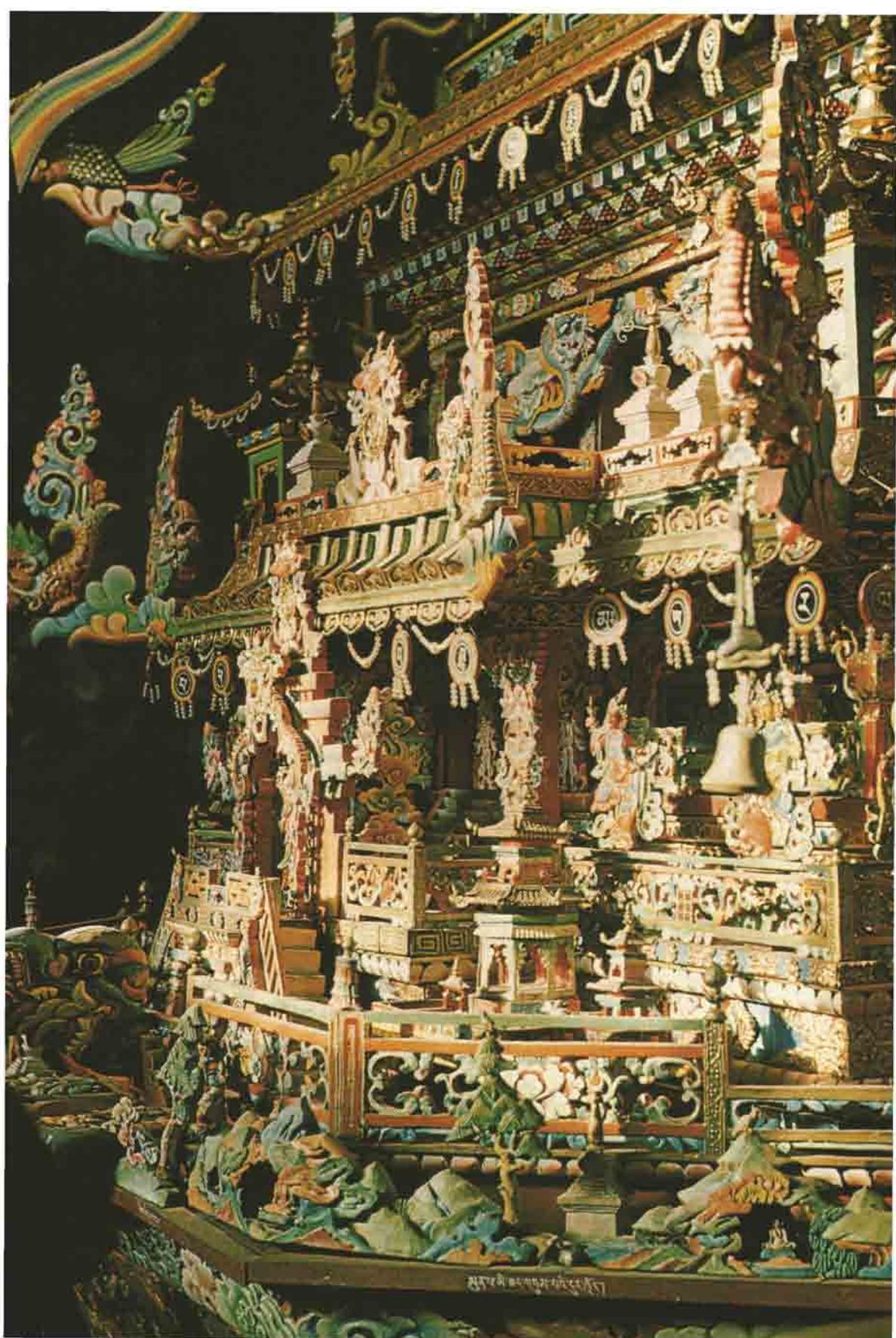
Marco Polo bezahlt das Taxi und schleppt die verstaubten, ehemals so schön roten Troßsäcke zur Wohnungstür. – Bald sind alle Schätze des Ostens ausgebreitet: Stoffe und Seidentücher und Lackdöschchen und sonstiger Souvenirkrimskrams, ein Khukri darf ebensowenig fehlen wie Blockdrucke und ein kleiner Buddha. Ein Filzteppich und –

Vorsicht! – um den Pickelstiel gerollt, eine Thangka. Schöne, alte Erdfarben, dunkle Goldmalerei, mit ganz feinem Pinsel ausgeführt: Das kreisrunde Mandala mit geometrischer Aufteilung, oben der blaue Buddha Vairocana, ringsum Darstellungen aus der buddhistischen Mythologie. – Das Rollbild riecht wie das Innere der Tempel: da ist etwas von der ranzigen Butter der Opferlämpchen, von Räucherstäbchen, von selten gewaschenen Mönchsgewändern. Von beizendem Holzrauch...

Der lebende Buddha

Wie überall entlang der Himalayakette bestimmt auch in Sikkim der Buddhismus in seiner tibetischen Form, dem Lamaismus, das Leben der Menschen. Nirgendwo sonst hat eine Religion eine so enge Verbindung zu den Bergen wie hier, wo die unirdisch weißen Gipfel dem Himmel am nächsten kommen. Der Weltberg Meru, die Weltachse der buddhistischen Kosmologie, als realer, heiliger Berg Kailas verehrt, wird in jedem Stupa, in jedem Tschorten durch den kuppelförmigen Unterbau symbolisiert. Und auf dem höchsten Gipfel der Region hat der »Kostbare Guru« Padmasambhava, der im 8. Jhd. n. Chr. den Lamaismus begründete, fünf heilige Texte hinterlegt – die »Fünf Schätze des großen Schnees«: Kang-chen-dzö-nga. Der Buddhismus hat auch die unzähligen Geister und Dämonen der alten, animistischen Lepcha-Religion, welche Wälder und Berge belebten, assimiliert und zu Schutzgottheiten umfunktioniert. – Die Kunst ist in diesem Kulturkreis nur Vehikel für religiöse Inhalte, sie ist auftragsgebunden und beläßt den Künstler in der Anonymität. Im ältesten Kloster des Landes, Pemayangtse (»Kloster des höchsten Gipfels der Lotosblume«) zeigt man die siebenjährige Arbeit eines Mönchs, ein zimmergroßes, bemaltes Schnitzwerk in Form einer Pagode, mit unzähligen Details – eine Darstellung des Paradieses. – Auch guten Kennern der Materie ist es oftmals unmöglich, die ungeheuer komplizierte Ikonographie richtig zu deuten beziehungsweise das Alter eines Kunstwerkes festzustellen. Und das macht einen Großteil der Faszination an diesem Kulturkreis aus: Lebendiges Mittelalter. Es ist im Grunde unerheblich, wann eine Thangka beispielsweise entstanden ist – vor 2, 20 oder 200 Jahren. Vor ihrem rituellen Wert als Meditationsvorlage ist der europäische Wertbegriff auf Grund des Alters unverständlich und nichtig.

Nach der Besetzung Tibets und der Flucht der lamaistischen Oberhäupter nach Indien haben sich neue Zentren dieser Religion gebildet. Im



Kloster Rumtek («Götterauszug») in der Nähe von Gangtok befindet sich nun der Sitz des Karmapa Lama, des Oberhauptes der Sekte der »Rotmützen«. – Außer dem historischen Buddha, dem Prinzen Siddharta, kennt man unzählige geistige Manifestationen und Reinkarnationen Buddhas. Der Karmapa Lama ist eine solche Wiedergeburt Buddhas. Ähnlich wie der Dalai Lama wird er auf Grund von Orakeln und dem Zusammentreffen zahlreicher Fähigkeiten und Voraussetzungen von Sehern und Medien als Kleinkind ausfindig gemacht. Meist in einer ärmlichen Familie...

Der Karmapa Lama ist ein Rimpotsche, ein »Kostbarer«, wie der Ehrentitel lautet. Er sitzt in selbstverständlicher Würde mit untergeschlagenen Beinen auf erlesenen Teppichen, seinem Rang entsprechend höher als die beiden jüngeren Lamas, deren jeder von sich höflich beteuert, die weitaus unbedeutendere Inkarnation als der andere zu sein. – Beim Eintreten überreicht man dem Rimpotsche mit einer Verneigung eine »Katta«, einen Ehrenschild aus weißem Gazegewebe, die er entgegennimmt und dem Gast mit einem Segensspruch wieder um den Nacken legt. – Eine eindrucksvolle Persönlichkeit. Volles, undurchdringliches Gesicht. Stärke und unendliche Ruhe gehen von ihm aus, Schwingungen, denen auch wir uns nicht entziehen können. Haben die dunklen, leicht schrägstehenden Augen nach Meditationen und Ekstasen die Fähigkeit erlangt, hinter den Schein der Dinge zu blicken, in die bodenlosen Abgründe der Wiedergeburten?

An seinem Handgelenk blinkt ein eleganter Chronometer. In einer Ecke steht ein Tonbandgerät auf dem Teppich. Er hat bereits die halbe Welt besucht, die zahlreicher werdenden Mitglieder seiner Sekte. – Der christentumsmüde Europäer versucht sich nun auf dem östlichen Pfad zur Erkenntnis.

Die Katta baumelt später am Rucksack, als wir in die Berge ziehen. Man ist schließlich nicht abergläubisch, aber wer weiß? Wer hätte uns sonst vor Schlechtwetter, Durchfall und Höhenkrankheit bewahrt?

Marco Polo dreht fasziniert an den Wasserhähnen: Warm und kalt schießt es heraus; man kann es bedenkenlos trinken. »Zi-vi-li-sa-ton...« sagt er und blickt dann zum Fenster hinaus und staunt, nicht ohne einen Schimmer von Rührung: Nur hier ist das Gras so grün!

Orchideen und Eiskristalle

In Pemayangtse mit seinen beiden Klöstern, auf einer Höhe von 2000 Metern, hat das Straßengerrüttel ein Ende. – Als der Morgen den Dunst des Vortages in die Talgründe sinken ließ, haben wir die weißen Eisgipfel zum erstenmal gesehen, Dreiecke und Trapeze, visionenartig im Blau schwebend, von der Erde gelöst. Die Lamas, die wir nach den Bergnamen fragen, kennen keine Differenzierung – für sie ist dies alles »Kanschen-schung«. Wir – das sind vierzehn Teilnehmer einer Trekkingtour des OeAV Graz, die sich größtenteils erst am Flughafen kennengelernt haben, aber wunderbarerweise einen recht harmonischen Lauf ergeben. – In vier Tagesetappen von je 6–7 Gehstunden wandern wir – beginnend mit einem Abstieg auf rund 600 m Seehöhe – aufsteigend durch alle Vegetationszonen der Erde, vom tropischen Urwald, durch meterhohe Rhododendronbüsche, über die Tundrazone mit ihrer letzten, bescheidenen Lebensform der Moose und Flechten, ehe schließlich die Eisregion des Dritten Pols nur mehr das Leben der Kristalle zuläßt.

Der grüne Dom des Regenwaldes mit seinem Dämmerlicht, erfüllt von einer lärmenden Stille. Geschrill der Zikaden, geheimnisvolle Vogelrufe; Orchideen, Magnolien- und Rhododendronblüten. Der Weg an den Hang geklebt, kunstvoll, scheinbar auf blanken Fels geschichtete Steine, und doch auch für Tragtiere begehbar. Er schlängelt sich in kleine Seitentäler, sinkt ab, steigt, sinkt bis weit hinunter zum tosenden Bett des Parek Chu, den eine Hängebrücke überspannt. Dann zieht er in steilen Kehren hinauf zum Forsthaus Bakhim. – Nachmittags rauscht der Regen gleichmäßig, senkrecht, bis in den Abend. Der Morgenhimmel ist ganz klar. Es hat bis in den Wald heruntergeschneit. Bis Darjeeling hinaus sieht man, Bergkette an Bergkette hintereinandergestaffelt, bis zum Gipfel dicht bewachsen waren sie ehemals. Knapp zwei Tagesmärsche breit ist noch der Waldgürtel, der die Schmelzwasser des Himalaya, die Fluten des Monsuns aufnehmen soll. Anbauterrassen. Brennholz. Riesige Hänge in kahle, lehmige Rutschbahnen verwandelt – wer bietet dem armen Bauern eine Alternative, wer kann ihm verständlich machen, daß seine Holzfällerei auf lange Sicht das Erdklima verändert, schon heute aber die Schleusen öffnet für immer verheerendere Überschwemmungen der Ebene? – Vor einigen Jahren schwoll durch den Monsun das Wasser der Tista um 15 Meter an... Die Alpe Dzongri liegt auf 4000 m. Wir sind im Nebel heraufgekommen, eine trübselige, grau-

braune Stimmung. Von dieser Hochfläche kann man in die oberen, breiten Täler der von den Gletschern herabkommenden Flüsse Ratong und Parek hinuntersteigen. Wir werden morgen das letztere Tal wählen, hinaufsteigen zum Guicha La, wo man dem Kangchendzönga auf Atemnähe gegenübersteht, und dann werden wir den Jopino Peak versuchen. In der Nacht pausenloser Blitzschein, feuchter Schnee stürzt herunter. Die Zeltwand lastet kalt und schwer auf mir. Ich drücke den Stoff nach außen, damit der Schnee abrutscht. – Erst gegen Morgen endet das Gewitter. Wir steigen aus dem Zelt in eine Winterlandschaft. Aufbruch...

Am späten Vormittag stellen wir hier wieder das Lager auf. Es ging nicht. Knettiefer, fauler Altschnee, die Träger machten Schwierigkeiten; es begann aufs neue zu schneien. Es bleibt uns noch das andere Tal.

Geschenk der Götter

Auf 4300 m liegt im Tal des Ratong das Basislager, und zwei- bis dreitausend Meter höher leuchten über zerrissenen Eisbrüchen, über Felspfeilern und geriffelten Firngraten groß und unvorstellbar fern die weißen Gipfel... Der Drachentrücken des Kottang mit seinem wilden, schmalen Eisfall, der Ratong Peak als Doppelgänger des Higer, der erhabene Kabru über seinen zerborstenen Gletscherkaskaden, sein massiger Vasall, der Kabru Dome und der doppelgipfelige Forked Peak. – Das Felshorn des rund 5900 m hohen Frey Peak bildet hier das einzige halbwegs realisierbare Ziel für uns. – Im Nebel steigen wir am nächsten Tag über Moränenwälle und steile Schneehänge auf 5000 m auf, wo das Hochlager errichtet wird. Gegen Abend verflüchtigt sich das Dunstgebräu, und in eisiger Pracht, von Schnee- und Nebelfahnen umzogen, ragen die Sechs- und Siebentausender in den tiefblauen Abendhimmel. Draußen, über den Urwäldern, stehen vor der heranrückenden Nacht gewaltige Gewittertürme, aus denen Blitze zucken, und aus dem Tal steigt langsam eine Wolkendecke, die den Zusammenhang zwischen der übrigen Welt und unserer an den Berg gelehnten Schneinsel auslöscht. – Du fühlst dich gleichzeitig wie ein Gott – und wie ein Insekt. Und du spürst: allein für einen solchen Moment hat sich alles gelohnt.

Und morgen, denkst du, haben wir schon den Gipfel –

*Vielleicht, allenfalls. Da muß alles stimmen, Zeiterse
serve gibt es kaum, einen Tag oder maximal zwei,
diese Touren sind alle knapp bemessen. Und wer*

sich einbildet, er muß »mit einem Gipfel heimkommen«, kann leicht frustriert sein. Erstens muß er gar nicht – außer er hat daheim schon den Mund zu voll genommen. Weiters trifft man in diesem Revier fast ausschließlich auf sehr hohe und schwierige Berge. Und überdies ist alles ein Geschenk der Götter, was du hier an Schönem entgegennehmen darfst. Sie lassen sich nicht ins Arrangement einbeziehen, auch wenn du Gebetsmühlen gedreht, um Gompas und Tschorten stets nur im Uhrzeigersinn herumgegangen bist und im übrigen für deinen Gipfel schließlich pünktlich bezahlt hast.

Ein Teil unserer Gruppe steht nach steilem Firnflankenaufstieg an der »Schulter« des Frey Peak unter einem vereisten Felsaufbau und muß aus Mangel an Felsstufen umkehren. Wenig später bricht das tägliche Gewitter verfrüht, besonders heftig und langanhaltend herein. – Was zählt jetzt der Gipfel? Alle sind wohlbehalten im Lager! Oder: Ein deutscher Spitzenalpinist (Drei-Nordwände-Mann und so) wird im Basislager höhenkrank und muß absteigen. Oder: Zwei Gruppen blieben wenige Wochen vor uns, nach unerwartet ausgiebigen Frühjahrsschneefällen, schon in den Rhododendronwäldern, unterhalb 4000 m, buchstäblich im Schnee stecken. Und wenn die Träger – starke, ausdauernde und willige Leute – im Schnee ohne Schuhe nicht mehr weitergehen, und kein Trinkgeldversprechen den Schnee zum Schmelzen bringt, dann, großer Sahib, bliebe noch die Möglichkeit, selbst das Stirmband anzulegen und die Last aufzunehmen...

Der Shangri La Peak ist kein Renommierberg mit seinen 5017 m. Doch er hat einen hübschen, romantischen Namen, einen kleinen felsigen Gipfelaufbau, der in einem tischplattengroßen Block endet, bietet einen wunderbaren Rundblick und bildet so etwas wie einen »alpinen Schlußpunkt«, der einfach dazugehört. – Der Tag ist kristallklar, der Wind, der große, wilde Atem des Himalaya, fächelt als saches Lüftchen. Gegenüber baut sich der (vermutlich noch unbestiegene) Pandim in furchterregender Schönheit auf, mit grausig aussehenden Eis- und Felsfluchten, an denen sich Probleme noch für Generationen finden lassen. Hinter dem Wächtersaum des nahen Forked Peak – drei, vier aneinandergereihte Biancograte – erhebt sich der Kangchendzönga. Ein Gigant. Der Südgipfel kulminiert in einem Felsbau von den Ausmaßen der Großen Zinne. Darunter befindet sich noch sechsmal soviel Berg, in einer Länge von elf und einer Breite von sieben Kilometern. Die anbiedernd-schulterklopfende

Bezeichnung »Kantsch« erscheint hier als Respektlosigkeit, wenn man ihm nicht selbst auf die Schulter gestiegen ist, dem dritthöchsten Berg der Erde...

Genieße den Augenblick, den unwiederholbaren, mit allen Kameras kannst du ihn nur unvollkommen konservieren... Ich nehme die Katta des Karmapa Lama vom Rucksack, wo sie all die Tage über baumelte, lege sie über den Gipfelblock und beschwere sie mit einem Stein. Dann steige ich als letzter den Blockgrat hinunter in den Schneesattel. Rückblickend sehe ich, wie sich der Wind sacht in der weißen Schleife fängt und mit ihr spielt...

Bergsteigerische Erschließung Sikkims

Der Kangchendzönga ragt in nur rund 65 km Luftlinie von Darjeeling auf. Naheliegender, daß auch hier die Engländer zu den ersten Pionieren zählten, mit Rekognoszierungen und Gipfelerstigungen bis zum Beginn der Zwanzigerjahre führend waren. – Dann begannen die deutschsprachigen Bergsteiger zu dominieren: Die legendären Bauer-Expeditionen zum NO-Sporn des »Kantsch«, die erfolgreichen Besteigungen von Siniolchu und Simvu, dazwischen die Internationale Himalaya-Expedition von Dyhrenfurth mit der gegliückten Erstbesteigung von 3 Siebentausendern, und schließlich als letztes Unternehmen vor dem Weltkrieg die »Drei im Himalaya« (Grob-Paidar-Schmaderer), die den Tent Peak erstbestiegen.

Sikkim wird gesperrt. In den Kriegsjahren ist eine Schweizer Mannschaft am Pyramid NO-Gipfel erfolgreich, ansonsten sind nur wenige Gipfelversuche zu verzeichnen. 1955 wird schließlich der Kangchendzönga erstmals bestiegen, allerdings von der Nepal-Seite her. – Indien wird nun auch als Bergsteigernation selbständig. In den Sechzigerjahren gelingen Mannschaften des »Himalayan Mountaineering Institute« Erstbesteigungen wie Ratong, Kabru Dome, Forked II und andere. – Der Kangchendzönga wird von allen Seiten berannt: Die Japaner 1973 und die AV-Expedition 1975 ersteigen den Westgipfel (Yalung Kang), den Indern gelingt der Nordostsporn (1977) und einer polnischen Mannschaft 1978 schließlich der Südgipfel.

Die Hauptgipfel und die markantesten Nebengipfel sind größtenteils erstiegen, doch gäbe es im Norden des Landes sicher noch ein reiches Betätigungsfeld für Expeditionen. Eine – zu erwartende – Normalisierung der Beziehung Chinas zu seinen Nachbarländern ließe hier manche Hoffnung zu.

Erstersteigungsdaten:

- | | |
|------|---|
| 1883 | Jopino Peak 5936 m: W. W. Graham, F. Boss, U. Kaufmann,
Forked Peak 6128 m: dieselben |
| 1911 | Pauhunri 7127 m: A. M. Kellas |
| 1912 | Kangchengyao 6889 m: A. M. Kellas |
| 1920 | Ratong La, Guicha La (Üschr.): Racburn |
| 1921 | Narsing 5825 m: A. M. Kellas |
| 1929 | Bauer-Expedition zum Kangchendzönga
NO-Sporn |
| 1930 | Lhonak Peak 6710 m: Gourlay, Everdsen
Int. Himalaya-Expedition (Dyhrenfurth):
Jongsang Peak 7473 m, Domo 7442 m,
Nepal Peak 7135 m
Dodang Nyima Peak 7150 m |
| 1931 | Bauer-Expedition zum Kangchendzönga
NO-Sporn
Sugarloaf 6455 m: Allwein, Brenner |
| 1935 | Kabru 7338 m: C. R. Cooke (1. auth. Erst.) |
| 1936 | Simvu 6812 m: Göttner, Hepp
Siniolchu 6895 m: Göttner, Wien |
| 1937 | Lachsi 6400 m: Tilman |
| 1939 | Tent Peak 7363 m: Grob, Paidar, Schmaderer |
| 1940 | Pyramid, NO-Gipfel 7132 m: Schweizer
Exp. (Sutter, Dittert, Wyss-Dunant) |
| 1942 | Lama Anden 5868 m: Smythe, Ford |
| 1950 | Chomo Yummo 6829 m: Pasang, Ang
Babu, J. P. Lucas, G. Hampson |
| 1955 | Kanchendzönga Hauptgipfel 8598 m: J.
Brown, G. Band |
| 1961 | Yulhekang 6429 m, Tschombu 6362 m:
Ind. Expedition (Sonam Gyatso) |
| 1962 | Koktang 6147 m: Ind. Exp. (K. S. Rana) |
| 1963 | Forked Peak II ca. 6100 m: Indische
Expedition |
| 1964 | Talung Peak 7350 m: F. Lindner, Tensing
Ninda
Ratong Peak 6705 m: Ind. Expedition (B.
Jaswal)
Kabru Dome 6600 m: Ind. Expedition (B.
Biswas) |
| 1967 | Frey Peak 5832 m: Himalayan Mountaineering
Institute |
| 1973 | Kanchendzönga Westgipfel (Yalung
Kang) 8420 m: Japanische Expedition;
Matsuda, Ageta |
| 1978 | Kanchendzönga Südgipfel 8474 m: Polnische
Expedition |

Anschrift des Verfassers:

Adolf Mokrejs

Breitenfurterstraße 256/6/2

1230 Wien

Sommertage im Pamir

CHRISTINE MILLER

Am Fuße der Eisflanke breitet sich tief unter uns das Firnbecken des Fedtschenkogletschers aus. Bis zu 1000 m mächtig, füllt dieser Eisstrom die Täler, nimmt zahlreiche Seitenarme auf und zieht 75 km weit nach Norden, wo das schwarze Schmelzwasser als reißender Strom »Muk-Su« aus dem Gletscher tritt. Im Norden sehen wir die Transalai-Kette mit dem Pik Lenin (7134 m). Im Westen brechen die Gebirgsketten, die das Fedtschenkobecken begrenzen, mit steilen Felsflanken und Gletschern in die Täler ab, deren Wasser über den Amu-Darija in den Aralsee fließt. Als höchster Gipfel beherrscht der Pik Kommunismus (7500 m) diese Bergkämme. Auch im Osten reiht sich eine Gebirgskette an die andere und erst 50 km weiter östlich gehen sie in das wenig gegliederte, wüstenartige Hochland des zentralen Pamir über.

Im Süden, nahe dem Ende des Jasgulem Gletschers, lag unser Basislager. Von dort war ich mit Freunden aus Innsbruck und Wien in drei Tagen

zum Pik der Pariser Kommune angestiegen. Da dieser 6365 m hohe Berg in der Jasgulemkette nur etwa 8 km vom Pik der Revolution, dem Hauptziel unserer Bergfahrt, entfernt war, hatten wir von seiner Besteigung auch erhofft, Klarheit über eine Anstiegsmöglichkeit dorthin zu erlangen. Karten gab es nämlich nicht und die handgezeichneten Skizzen der russischen Bergkameraden gaben keinen Aufschluß. Leider bestätigte sich, was wir bereits vom Basislager aus gesehen hatten: direkt von Süden war der Anstieg wegen der stein- und eisschlaggefährdeten 3000 m hohen Wände für eine größere Gruppe zu gefährlich. Umso mehr beeindruckte uns der Gegensatz: nach Norden hin ein nahezu ebenes Gletscherplateau, ähnlich einem polaren Inlandeis; nach Süden steile, wild zerrissene Gletscher und brüchige Felswände.

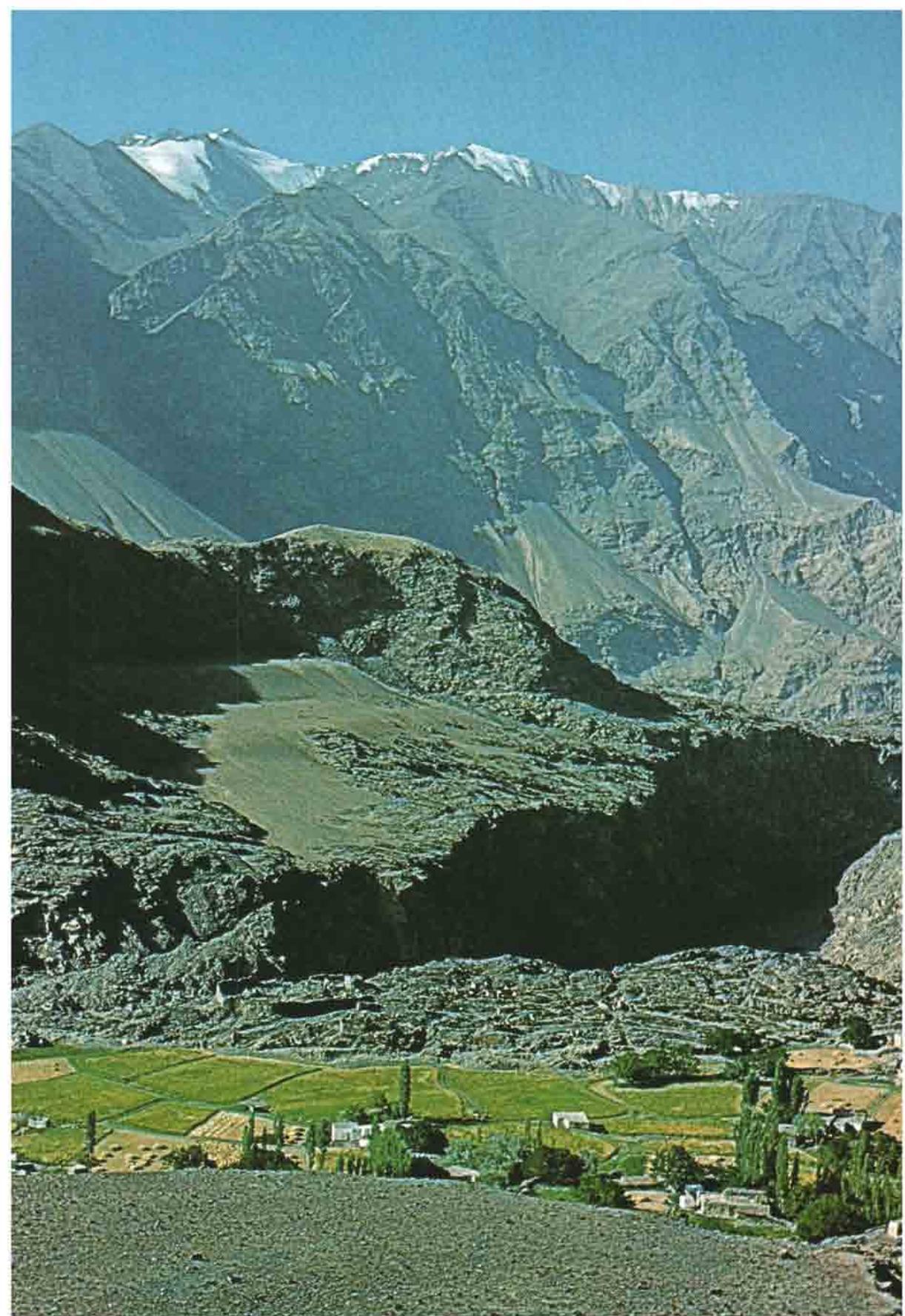
Vier Tage später, auf dem Weg zum Pik der Revolution, sollte der Anblick der Eisabbrüche und Felswände noch eindrucksvoller sein. Victor Pawlowitsch Nekrasov, der Lagerleiter, hatte uns

Tadschikendorf Sovnop im Bartangtal. Foto: Ch. Miller



Oberlauf des Fedtschenkogletschers.

Foto: Ch. Miller



tags zuvor eine angeblich sichere Route von Südosten auf den Gipfel empfohlen. So hatten wir uns zu acht mit Verpflegung für eine Woche versorgt. Zunächst mußten wir durch steile Fels- und Eisklammern auf eine Scharte im Südgrat des Pik Schipka, wo wir in 5100 m Höhe Lager I errichteten. Wie sich später herausstellte, endete hier die Gebietskenntnis von Viktor Pawlowitsch. Der Weg, der angeblich problemlos über einen weiteren, 6000 m hohen Paß zum Gletscher Grummschimalo hätte führen sollen und von dort aus zum Gipfel des Pik der Revolution, war nicht nur schwierig und wesentlich länger als vorgesehen, sondern auch ständig von Lawinen, Stein- und Eisschlag bedroht. Aber da wir nicht gleich umkehren wollten, mußten wir von Lager I in einen Gletscherkessel absteigen, wie, das konnten wir noch nicht erkennen. Die Zelte standen nämlich auf einem Felsgrat am Rande einer überhängenden Eisklammern. Abstiege in das Ungewisse mag ich nicht, auch hatte ich Bedenken, daß unsere Ausrüstung für den Weiterweg durch die teilweise senkrechten Eisabbrüche ungenügend war. Doch am anderen Morgen war die Neugier größer als die Angst und ich stapfte mit bis zum Rand des Abbruchs. 600 m Abscilen und Abstieg in steilem Eis führten uns in ein Gletscherbecken, das aber noch weit entfernt war von der Wand, die den Zustieg zum Gipfel vermitteln sollte. Die überhängende Randklammern und Hängegletscher versperrten den Rückweg und weiter talwärts stürzte das Eis wild zerklüftet über eine Steilstufe. Wenn es einen Weiterweg gab, dann nur über einen kleinen Sattel im Ostgrat des Pik Schipka. Über Büßerschnee plagten wir uns dort hinauf und standen enttäuscht über dem nächsten Gletscherbecken. Der Berg schien noch weiter entfernt und schwieriger als zuvor. Werner schaufelte den Platz frei für die Zelte und Rolf rechnete uns vor, daß wir mit unserer Ausrüstung den Gipfel niemals in der Zeit, die wir zur Verfügung hatten, erreichen könnten. Außerdem erleichterte der Gedanke an die Lawine, die knapp nach uns durch den Gletscherkessel gefegt war, den Entschluß, am Morgen den Abstieg in das unbekannte Tal zu versuchen.

Abseilend gelangten wir in eine bizarre Eislandschaft und nur mit Mühe fanden wir den Weg durch die Spaltenlabyrinth. Spät und sehr müde erreichten wir einen kleinen See, den die Seitenmoräne des Gletschers Chabarvif-Chats in 3500 m Höhe aufgestaut hatte. Salbei und Kamille blühten am klaren Wasser und wir genossen das Feuer, in dem uraltes Holz duftend verglühte. Am vierten

Tag wanderten wir ein Tal hinaus, von dem wir nur wußten, daß es weiter südlich in das Bartangtal einmünden mußte. Es wurde ein langer, anstrengender Tag. Der heiße Wind hatte die Vegetation verbrannt und Wasser gab es nur im Fluß, der in einer unerreichbaren Schlucht dahinschoß. Einige verfallene Steinhütten und Stelen, die mit Steinhockgehörnen geschmückt waren, zeigten, daß die Tadschiken hier früher Almwirtschaft betrieben hatten. Ausgedörrt kamen wir am Abend in ein Dorf im Bartangtal. Hoch über dem Fluß, lag es auf einer Felsterrasse, der eine Quelle über ein Netz von Gräben Wasser spendete. Männer und Kinder liefen uns entgegen und auch die Frauen, die große Heubündel durch das Dorf schlepten, schielten staunend zu uns her. Bergsteiger hatten sich noch nie hierher verirrt und die Männer erzählten den beiden Russen, die uns zwei Tage später hier suchen wollten: »Ja, es waren Menschen hier, Menschen, die keine Sprache sprechen«. Die Zeichensprache jedoch funktionierte, kichernd brachten sie uns Wasser, köstliche kleine Marillen und Fladenbrot. Sie zeigten uns eine Wiese zum Schlafen. Wir bedankten uns mit Konserven und Senta verschenkte ihre Mütze, die großes Gelächter hervorrief.

Der Rückweg zum Lager war genauso mühsam wie der Weg am Tag zuvor. Mit den immer noch schweren Rucksäcken mußten wir unter der prallen Sonne endlose Schutthalden queren, die steil zum tosenden Fluß abfielen. Die Bergschuhe drückten und rieben mir große Blasen wund, so daß ich fast ein wenig neidisch wurde, als Willi nur mit einem weichen, weißen Filzinnenschuh weitermarschierte. Sein anderer Schuh war samt Innenschuh und Socken in einem der eiskalten, reißenden Bäche, die wir zu überqueren hatten, davongeschwommen. Eine Woche nach unserem Aufbruch waren wir wieder im Basislager. Viktor Pawlowitsch freute sich mit uns, aber anstelle des Sektes, der bei einem Gipfelsieg fällig gewesen wäre, ließ er uns Zwetschgensaft kredenzen.

*Anschrift der Verfasserin:
Dr. Christine Miller
Karl Innerebner-Straße 103
6020 Innsbruck*

Alpine Vereine und alternative Lebensformen

JOSEF KLINGLER

Die Voraussetzungen für die soziale Funktion der alpinen Vereine haben sich seit ihrer Entstehung stark verändert. Ursprünglich stand ihre Zielsetzung, die unberührte Natur der Berge für den zeitweiligen erholsamen Aufenthalt zu erschließen oder Menschen mit den entsprechenden Erlebnismöglichkeiten und Gefährdungen vertraut zu machen, vor dem Hintergrund fester sozialer Ordnungsmuster und ethischer Grundsätze. Naturerlebnis und Erholung erlaubten es, Belastungen und Bindungen, deren Berechtigung und Geltung dadurch nicht eingeschränkt wurden, zeitweilig hinter sich zu lassen, in der kurzfristigen Freiheit neue Blickweisen und Antriebe für die Bewältigung der bleibenden Anforderungen zu gewinnen. Daß die Zielsetzungen alpiner Vereinigungen keine tragfähigen Ideale der gesamten Lebensführung sein konnten und allein auf die spärliche Freizeit beschränkt blieben, stand außer Zweifel.

Heute erscheinen die herkömmlichen sozialen Ordnungen und die ethischen Wertsysteme, die ihnen zugrundelagen, nicht mehr mit derselben Selbstverständlichkeit als unveränderlich; sie sind Zweifeln ausgesetzt und bestimmen das Leben nicht mehr mit demselben Sicherheitsgrad; sowohl der Freiheitsgrad des Handelns als auch die verfügbare Freizeit haben sich erweitert. Dabei wirkt vielfach die Vorstellung, es käme vor allem auf eine fortschreitende Erleichterung von Belastungen und Bindungen an. Sie scheint durch die fast unbegrenzten Möglichkeiten der technischen Produktion erreichbar. Sie stellt zugleich – besonders im Bereich des materiellen Konsums jene Wahlmöglichkeiten zur Verfügung, deren die Freiheit bedarf. So wird die Sorge für die Beschaffung der »Auswahl«, die Freiheit repräsentiert, zu einem gewichtigen sozialen, politischen und wirtschaftlichen Problem. Sie bezieht sich sowohl auf lebensnotwendige Güter als auch auf Gegenstände, die insofern Spielgeräte darstellen, als ihre anziehende Erscheinung den Wunsch erweckt, sie kurzfristig zu besitzen. Die technische Leistungsfähigkeit der modernen Wirtschaft sorgt hier für Auswahl oder Abwechslung; bezeichnenderweise entscheidet die Verpackung weitgehend über den Um- oder Absatz: Sie fängt die Blicke und läßt das Herz unberührt. Dadurch erweitert sich der Freiheitsraum der Wahl; eine Bindung als Konzentra-

tion der Freiheit auf Geprüftes bleibt erspart. So erhält Beziehung und Gebrauch den Charakter der Entwertung; »Gebrauchtes« wird nicht beibehalten und vielleicht ausgebessert, sondern gilt als Abfall.

Die Produktion solcher Spielgeräte fordert immer mehr Zeit, ihre angebrachten Ruinen beanspruchen immer mehr Platz. Die trostlosen Friedhöfe der Mülldeponien und ihr Gestank sind zum Symbol dafür geworden, daß uns die fließbandproduzierten Ziele kurzer Begehrlichkeit immer mehr im Wege sind und die Handlungsfreiheit unter ihren Überbleibseln begraben.

Der Überdruß am ständigen Stolpern über Gegenstände, die zur Erleichterung im Wege liegen, weckt den Wunsch nach alternativen Lebensformen, in denen die Einfachheit mehr Gewicht erhält und die befreiende Wirkung des Verzichts auf hinderlichen Überfluß erlebt werden könnte. Dafür würde man jedoch Beispiele oder Organisationsformen benötigen, die sinnfällig zeigen, wie sich die Alternativen auswirken.

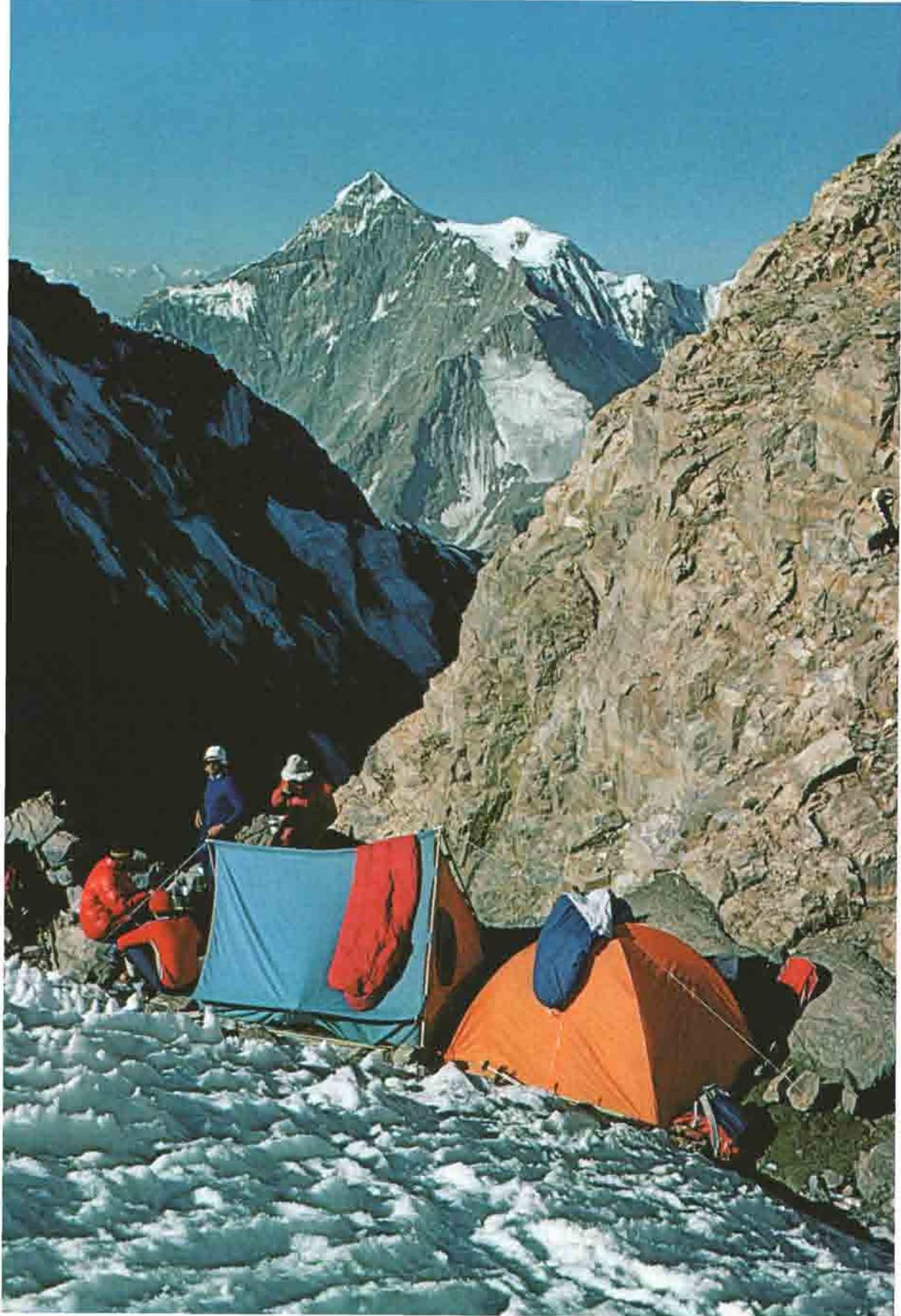
Es liegt auf der Hand, daß hier Zielsetzungen und Arbeitsgebiet alpiner Vereine wichtige Beiträge leisten könnten. Erlebnisse und Anforderungen in den Bergen stehen in vielfachem Gegensatz zu den Belastungen der modernen Lebensführung: Ganz anders als in der vorwiegenden Beanspruchung durch die meisten modernen Berufe kommt es hier vor allem auf physische Anstrengung und Ausdauer an.

Die Ziele sind relativ leicht zu planen, und deutlich sichtbare Grenzen zeigen an, wann sie erreicht sind. Im Verein mit der begleitenden Müdigkeit vermitteln sie das Gefühl, sinnvolle Belastungen auf sich genommen und bewältigt zu haben.

Dabei läßt die Planung eines Unternehmens immer noch viele Variationen des Unvorhersehbaren offen. Das Abenteuer ist stets gegenwärtig, es liegt nicht allein im – vielleicht leichtfertigen – Wagnis des Lebens, sondern auch im unverhofften Anblick eines Salamanders.

Soziale Beziehungen erscheinen befreit von der Überfrachtung der täglichen, oft konfliktreichen Verpflichtungen. Sie vereinfachen sich auf die Entscheidung für gemeinsame Ziele und auf die gegenseitige Hilfe, die schon deshalb selbstverständlich scheint, weil keine unmittelbar drängenden Verpflichtungen bestehen.

Im gesamten scheinen die Regeln des einfachen Lebens zu dominieren: Abfälle liegen weder haufenweise im Weg noch müssen sie unbedingt produziert werden. Behutsames Wandern führt in die Gastlichkeit der Natur und hinterläßt sie unbe-



rührt, wie sie vorher bestand: Hier kann der Mensch darauf verzichten, gewalttätig auf die Umgebung einzuwirken.

Wie weit könnte man aber aus solchen Zusammenhängen Zielstellungen für umfassende Lebensformen gewinnen?

Ganz so einfach scheint dies nicht zu sein. Zunächst läßt sich schwer von der Hand weisen, daß jene Prinzipien, die für den Aufenthalt in der Natur gelten mögen, modernes Leben nicht leiten können. Die Anstrengungen der letzten Jahrhunderte hatten nicht grundlos das Ziel, die Abhängigkeit des Menschen von der kalten Gleichgültigkeit der Natur, in der heute ihre Anziehungskraft liegt, zu verringern. Auch ist jene Form der alpinen Sozialbeziehungen, die man am besten mit dem Begriff der kurzfristigen und vielfach reduzierten »Kameradschaft« bezeichnet, der Kompliziertheit des Zusammenlebens in Familie und anderen sozialen Gruppen nicht gewachsen: Der Aufenthalt in der Natur behält grundsätzlich den Charakter der vorübergehenden Erholung. Würde man diese zum Ideal erheben, dann müßte man die Flucht als generelles Lebensziel vertreten. Der Erlebnisweise, der Zielsetzung, dem Abenteuer und den sozialen Beziehungen fehlen sowohl Dauer als auch umfassender Ernstcharakter. Eine tragfähige eigene Wertvorstellung, die das Leben insgesamt bestimmen könnte, liegt ihnen nicht zugrunde; bestenfalls bestehen günstige Möglichkeiten einer begleitenden Ergänzung, einer Verbesserung der Voraussetzungen für die dauerhafte Anstrengung in ernsthaften Verpflichtungen.

Alternative Lebensformen müßten aber eine entschiedene, aktive Einflußnahme auf die bestehenden sozialen Verhältnisse fördern, vielleicht geradezu erzwingen.

Nun sind alpine Vereine keine weltanschaulich gebundenen Organisationen, und es wäre problematisch, dies zu ändern – ganz abgesehen von den geringen Erfolgsaussichten einschlägiger Bestrebungen. Wenn ihre Arbeit und Funktion allerdings Bedeutung für die Entstehung alternativer Lebensformen beanspruchen sollen, kann das Problem von Werten nicht außer Betracht bleiben. Für ihre Berücksichtigung bestehen realistische Möglichkeiten:

● Eine relativ einfache, aber nicht unwichtige Grundlage für die bewußte Bewältigung moderner Lebensprobleme kann die zunehmende Tendenz schaffen, bei der Vorbereitung von Fahrten oder Wanderungen nicht nur die physikalische oder geologische Beschaffenheit des Gebietes, sondern auch die wirtschaftlichen und sozialen Lebensbedingungen und Probleme der Bewohner eingehend zu erörtern. Freilich genügt dies für sich allein noch keineswegs, weil dabei auch intensivstes Interesse über die Position des Beobachters kaum hinausführen kann. Immerhin läßt sich an fremden Fragen die eigene Betroffenheit gelegentlich erkennen, vor allem wenn auch der Standpunkt der Betroffenen zur Geltung kommt. Er würde manche romantischen Vorstellungen zurechtrücken. Beispielsweise könnten die Bewohner abgeschiedener Bergbauernhöfe deutlich machen, daß Ruhe, klare Luft und schöne Aussicht, die Stadtbewohnern beneidenswert erscheinen, nicht ganz für die mörderische Arbeitsbelastung, die Isoliertheit und den wahrhaft einfachen Lebensstandard entschädigen können. Die Einfachheit kann für jene, die in ihr dauerhaft leben müssen, lebensbeschränkende Armut bedeuten, von der sie wahrscheinlich nicht ganz verstehen, daß sie als Lohn ihrer übermäßigen Anstrengung gelten sollte.

Hier zeigt sich, daß schon Vergleiche von Lebensbedingungen nicht ganz ohne wertende Standpunkte auskommen können; diese beeinflussen die Ansichten über das Ausmaß des wünschenswerten oder unentbehrlichen Besitzes. Umfassende Konzepte alternativer Lebensformen ergeben sich niemals allein aus der Verneinung von Zuständen oder Belastungen, die einem vagen Gefühl der Belästigung begegnen. Gerade aus der Ablehnung der physischen Armut, die ursprünglich allerdings lebensbedrohend war, hat sich die Verehrung des Überflusses entwickelt, mit dem wir heute nicht mehr so recht glücklich sind, weil uns das Übermaß an Spielgerät am Spielen zu hindern beginnt – oder weil uns der unnötige Überfluß an indifferenten Wahlmöglichkeiten die Wahl und damit die Freiheit verstellt.

Ohne ein verbindliches Menschenbild kommen auch alpine Vereine nicht aus, sofern sie beim Entwurf neuer Lebensformen Bedeutung gewinnen sollen. Dabei sollte man sich vor dem Bild des sonnengebräunten Bergfexen hüten, der unter dem Filzhut den eisgrünen Gletscherblick auf den Flug der Dohlen richtet, die Menschen seiner Umgebung als lästige Störnfriede für Viehzeug und sich selbst empfindet und nur Ruhe hat, wenn

er aus den komplizierten Konflikten ernster Beziehungen in eine reduzierte Kameradschaft flüchten kann. Als Außenseiter haben diese alpinen Schönlinge gewiß auch ihren berechtigten Platz. Wie weit sie aber zur Gestaltung sozialer Verhältnisse als Idealbilder in Frage kommen, könnten am besten jene beantworten, die mit ihnen leben.

Gewiß sind alpine Vereine nicht dazu berufen, über die Berechtigung, Notwendigkeit oder Verbindlichkeit einzelner weltanschaulicher Grundsätze zu befinden. Aber sie könnten dafür wichtige Voraussetzungen schaffen. Besondere Schwerpunkte liegen auf folgenden Gebieten:

● Menschen kommen zur Rast in die Natur. Sie lassen ihre Probleme daheim, werden sie bei der Rückkehr aber wieder treffen. Alpine Vereine hätten die Möglichkeit, hier gewichtige Bildungsarrangements zur Verfügung zu stellen, die sich nicht nur auf die Frage beschränken, wie die verbliebenen Reste unberührter Natur konserviert werden könnten, sondern die Probleme des täglichen Lebens, soziale Bedingungen gemeinsamen Verhaltens und öffentlich bedeutsame, also politische Entscheidungsgesichtspunkte einbeziehen. Dabei können keine ethischen Antworten geboten werden, aber man sollte die zugrundeliegenden Fragen nicht scheuen. Diese konzentrieren sich für reale Menschen immer wieder auf die Gestaltung ihrer Verpflichtungen, ihrer Beziehungen, auf den Sinn ihres kurzen Lebens und auf die Frage, woher die Güte ihren Sinn erhält, worin Verpflichtungen begründet sind. Sie sind recht selten in Mauerhaken und Karabiner verankert.

*Anschrift des Verfassers:
Univ.-Prof. Dr. Josef Klingler
Universität Klagenfurt
Universitätsstraße 67
9020 Klagenfurt*

Berge im Lichtbild

ERNST BERNT

Ein Fotoapparat gehört heute zur fast selbstverständlichen Ausrüstung der Bergwanderer und Bergsteiger. Bergbilder werden in großer Zahl laufend gemacht, als Erinnerung an Bergfahrten, als Beweisstücke von Erlebnis und Tat. Expeditionen können mit ihrer Bild-Dokumentation die Beweisführung erbringen und mit Einzelbildern oder Bildreihen für Vorträge Anerkennung erringen. Und mit dem Lichtbild werden auch die Wünsche wachgerufen, die heute immer mehr Menschen in die Berge bringen.

Dann gibt es noch die echte Abbildung der Landschaft, der einzelnen Berggebiete, der Weltberge, der Menschen in den Bergen und deren Lebensart, der Tiere und Blumen in den Bergen und schließlich die wissenschaftliche Erfassung der Berge. Die große Zahl der Berg-Bildbände ist ja auch nur durch das Lichtbild möglich geworden, sehr oft als das Ergebnis der Einfühlung eines Einzelnen in eine Landschaft.

Diese Einfühlung hat auch mit Prof. F. Simony begonnen, der um 1880 als erster für sein Dachsteinbuch das Lichtbild herangezogen hat, wobei am Anfang seine Aufnahmen für die Wiedergabe noch umgezeichnet wurden. Und dann haben viele bedeutende Männer versucht, mit dieser Technik nicht nur die Tiefe ihrer Erlebnisse und Empfindungen auf ein Bild zu bringen, sondern dem Lichtbild den Vorwurf der »rein naturgetreuen Abbildung« zu nehmen und durch Verbindung ihrer Sicht und der Fotografie Bilder zu schaffen, die mit ausgewogenen Linien und Lichtern ganz bewußt und gekonnt an die Grenze künstlerischer Tätigkeit heranreichen.

Bedeutende Namen von Bergsteigern und Lichtbildnern verbinden sich mit dieser Kunst. Das Bemühen um die Seele einer Landschaft ist bis heute geblieben und ist alle Wege der Technik mitgegangen – bis zur heutigen handlichen und problemlosen Kleinbildkamera mit Automatik als Begleiter des Bergsteigers und zur Farbfotographie.

Wie aber war das früher vor 100 und mehr Jahren, beim Aufkommen der Fotografie in den Bergen, als man noch große Apparate benützen mußte, nur die umständliche Herstellung der Platten im Naßverfahren am Aufnahmeort hatte; als man mit allen diesen Dingen und dem Laborzelt in die Berge zog, um Bilder zu machen?

Diese Entwicklung nachzuzeigen sei die Aufgabenstellung. Manches aus dieser Zeit ist uns noch erhalten geblieben und fordert unsere Bewunderung – und den Vergleich heraus.

Immer aber waren es jene Menschen, denen die Berge viel bedeutet haben und die ihre Erlebnisse auf dem Weg über das Bergbild anderen mitteilen wollten in ihrer Begeisterung für die Wunderwelt der Berge!

1727 weist der deutsche Arzt J. H. Schulze die Lichtempfindlichkeit von Silbersalzen nach.

1837 Louis Jacques Maudé Daguerre (1787–1851), franz. Theatermaler, erfindet mit Joseph Nicéphore Niépse (1765–1833), Offizier der Revolutionsarmee, Sohn von Weinbauern, ein Verfahren, Jodsilberplatten zu entwickeln und zu fixieren und erhält dabei die ersten dauerhaften Aufnahmen. Das Verfahren wird »Daguerrotypie« genannt.

1846 entsteht eine der ältesten bekannten Gletscheraufnahmen, darstellend den Rofener Eissee im Ötztal; im Handbuch der Gletscherkunde 1949 wiedergegeben.



Rofener Eissee (1846), unbekannter Autor.

1850 Versuche von alpinen Aufnahmen mit Wachs – oder Kollodiumpapier von La Gray, nach Angaben von Prof. Krone – Dresden.

1850 Baldur Edouard Denis fertigt 1. Panorama vom Monte Dore als Lichtbild, 130 cm lang.

1854 Friedrich Martens fertigt in einer Höhe von 1877 Meter ein Panorama vom Mont Blanc aus 14 Teilbildern.

Eine zeitgenössische Betrachtung darüber schreibt: »Nichts ist bewundernswürdiger und großartiger als dieses Panorama. Kein Stein ist vergessen, kein Eisblock ist der sorgsamsten Hand des Künstlers ent schlüpft. Die Photographie konnte allein die Mittel geben, ein solches Erlebnis zu erhalten.«

1856 Die Brüder Bisson aus Chamonix unternehmen eine Expedition auf dem Mont Blanc. Die Bilder werden auf Kollodiumplatten 32 x 40 cm im Naßverfahren* aufgenommen. Man führt dazu Zelt, Schalen, Bäder, Kocher für die Wasserbereitung neben der schweren und unhandlichen Kamera und dafür ein spezielles Stativ mit. – Beim Abstieg stürzt der Träger der Platten in eine Gletscherspalte und der Plattenkasten mit allen Glasplatten geht in Brüche. Alle Arbeit war verloren, alle Mühe umsonst!

1857 Prof. Hermann Krone – Dresden verfertigt auf nassen Kollodiumplatten 32 x 40 cm gute Bilder aus der Sächsischen Schweiz. Diesen guten Bildern sollen schon 1853 Landschaftsaufnahmen 18 x 23 cm vorausgegangen sein.

1857/8 Aimé Civiale erbringt Aufnahmen aus den Pyrenäen und der Schweiz, benützt dabei Platten 27 x 37 cm, eine Ausrüstung von 250 kg und dafür 25 Träger, auch Tragtiere.

1861 August Bisson – Chamonix – schon 1856 auf dem Mont Blanc – erreicht mit Auguste Balmat – Sohn von Math. Balmat – den Gipfel des Mont Blanc am 29. Juli um 8 Uhr. Er benützt Platten 44 x 54 cm im Naßverfahren; als Träger für Ausrüstung, Zelt und Labor benötigt man 25 Mann. 3 sehr gelungene Aufnahmen sind der Lohn der vielen Mühe.

1862 schreibt man darüber im »Photographischen Archiv«: »Die Großartigkeit der Linien, die Pracht dieser Regionen, die



Mont Blanc (1861) aufgenommen von August Bisson.

- ergreifenden Wirkungen von Licht und Schatten, welche die Sonne in diesen Schnee- und Eisbergen hervorbringt, machen daraus ein wunderbar schönes Gemälde.»
- 1862 beschließt der DuOeAV die Förderung der Alpinen Photographie »als neues Mittel, das Gebirge in seiner Vielfalt zu erfassen und darzustellen.« Viele Jahre später entsteht aus diesem Beschluß die Laternbildsammlung.
- 1863 Der Alpenverein fördert die 1. Photo-Expedition ins Glocknergebiet, Juli – August und Besteigung des Glockners am 2. – 4. 8.: Gustav Jägermaier, der als Gebirgsphotograph für Würthle tätig war; Adolf Obermüller/Wien, Landschaftsmaler, als künstlerischer Leiter; Paul Grohmann/Wien, als alpinistischer Leiter. 22 Teilnehmer erreichen den Gipfel über die Leitnerhütte. Dabei wurden die schwere Kamera und das Labor bis zur Adlersruhe gebracht, unter anderem ein Wachstumzelt mit 20 m² Fläche. Der Erfolg sind 91 gute Bilder, die sich aber nur schwer absetzen lassen. Auch die Pasterze wurde dabei aufgenommen,
- ebenso Bergsteiger oberhalb der Adlersruhe.
- 1863 Hermann v. Schlagintweit (1826–1882) bringt die ersten Lichtbilder aus dem Himalaya nach Hause. Diese bilden die Vorlage für die berühmten Zeichnungen von E.T. Compton.
- 1864 Adolf Braun aus Dornach-Schweiz erreicht mit 15 Trägern das Strahlhorn und fertigt in 3 Tagen 5 gute Bilder an.
- 1860/70 Jules Beck aus Straßburg erstellt mit einer Plattenkamera 13 x 18 cm viele Gebirgsaufnahmen aus Graubünden, dem Wallis, St. Gotthard mit einem Objektiv von 30 cm Brennweite. Er schenkt später der Sektion Bern ca. 400 großformatige Bilder.
- 1860/70 veröffentlicht Richard Issler, Herausgeber der »Neuen Deutschen Alpenzeitung« Lichtbilder im Verlag Austria/Wien im Format 50 x 80 cm, z.B. Cimone della Pala, Primör Dolomiten, Ampezzaner Dolomiten, Monte Zurlon mit dem Sorapis-Gletscher und der Pfalzgauhütte.
- 1868 Aimé Civiale spezialisiert sich auf Panoramen, schafft deren 41, benötigt dazu ein Gepäck von 250 kg, eine Kamera für

- 27 x 37 cm und ein Objektiv von 72 cm Brennweite.
Bekannt sind davon die Panoramen vom Mont Blanc, Monte Rosa, Wengeralp, Piz Languard und Eggishorn.
- 1871 R.L. Maddox/England erfindet die Gelatine-Trockenplatte und leitet damit einen neuen Abschnitt in der Photographie ein.
- 1876 Univ. Prof. Dr. Friedrich Simony (1813–1896), Mitbegründer des OeAV, persönlicher Freund von A. Stifter und deshalb im »Nachsommer« dargestellt, hält am 4.4. in Wien im Rahmen der Photographischen Gesellschaft einen Vortrag über das Thema: »Die Landschaftsphotographie in ihrer wissenschaftlichen Verwertung«
- 1880 empfiehlt Simony in einem Aufsatz in der »Zeitschrift«, »das Landschaftsbild als illustrierendes Element für eine wissenschaftliche Alpenkunde heranzuziehen« und regt gleichzeitig die Schaffung eines photographischen Atlas der Alpen an. Auch dieser Aufsatz führt schließlich zur Laternbild-Sammlung im Alpenverein.
- 1880 Einführung der Bromsilber-Trockenplatte und damit Entfall von Zelt, Labor und dem umständlichen Naßverfahren am Aufnahmeort, wie diese auch von Simony für seine Aufnahmen verwendet wurden. Im Museum in Hallstatt ist seine Dunkelkammerausrüstung noch erhalten, auch ein Teil seiner Platten 18 x 24 cm.
- 1881 wird in der »Zeitschrift« des DuOeAV in einem Aufsatz von Simony sein 1. Lichtbild wiedergegeben: »Der Thorstein von der Simony-Scharte aus«. Bis dahin wurden seine Bilder für die Veröffentlichung umgezeichnet und tragen den Vermerk: »nach einer photographischen Aufnahme von Prof. F. Simony.«
Und mit diesem Bild hat in den Veröffentlichungen des DuOeAV das Zeitalter der Photographie begonnen!
- 1882 beginnt Vittorio Sella (1859–1943), einer der berühmtesten Berg-Photographen, mit den Veröffentlichungen seiner prachtvollen Bilder, die auch heute noch jeder Kritik standhalten.
In diesem Jahr erfolgt seine 1. Winterüberschreitung des Matterhorns von Breuil nach Zermatt, mit einer Reihe sehr guter Bilder. Er benützt auch, wesentlich als Erster, Bergsteiger in seinen Bildern als Staffage, arbeitet zunächst mit Platten 30 x 40 cm.
- 1889 bereist er als 1. Photograph den Kaukasus,
- 1897 in Begleitung des Herzogs der Abruzzen Alaska und nimmt an der Erstbegehung des Mount Elias 5.950 m teil,
- 1906 besteigt er den Ruwenzori in Afrika, die Margheritaspitze, mit 5.127 m,
- 1909 ist er mit dem Herzog der Abruzzen im Himalaya und am Peak K 2 bis zu einer Höhe von 7.500 m, der höchsten bisher von Bergsteigern erreichten Höhe; er veröffentlicht und illustriert eine Reihe von Werken über diese Reisen mit prachtvollen Bildern. Seine meisterhaften Aufnahmen sind heute z.T. in einem Museum in Biella in Oberitalien zu sehen.
- 1886 Theodor Hoffmann bringt aus dem Himalaya eine Reihe von Lichtbildern von einer Expedition zum Mount Everest nach Hause.
- 1887 erfindet H. Goodwin den Zelluloidfilm und gibt damit den Kamerawerken neuen Antrieb zu kleineren Kameras, zur Rollfilmkamera und zum Laufbild.
- 1890 veröffentlicht General Theodor v. Wundt seinen Bildband: Cimone della Pala.
- 1892 erscheint das »Album für Kletterer und Dolomitenfreunde«,
- 1893 der Bildband »Ampezzaner Dolomiten«.
- 1899 Hofrat Dr. Fritz Benesch / Wien (1868–1949) gibt seinen Bildband »Bergfahrten in den Grödener Dolomiten« heraus und leitet damit eine lange Reihe bester Aufnahmen ein. Seine Bilder aus allen Teilen der Alpen haben auch heute noch ein besonderes Aussagevermögen. Er ist sicherlich der beste österreichische Lichtbildner seiner Zeit, ebenso ein sehr guter Bergsteiger.
- 1894 erscheint der Rax-Führer mit seinen Bildern,
- 1897 der Führer vom Schneeberg.
- 1902 erscheint von Otto Melzer/Innsbruck das Buch »Meisterbilder aus Tirols Bergwelt«.
- 1904 zeigt Prof. Wilhelm Paulke auf der Weltausstellung in St. Louis – USA ein Großpanorama vom Gornergrat, aus Teilfotos

18 x 24 cm, insgesamt 20,5 x 2,25 m groß!

1904 errichtet der DuOeAV die erwähnte »Sammelstelle für Laternbilder«, die später auch Außenstellen aufweist, eine davon in Wien mit ca. 12.000 Dias 9 x 12 cm. Diese befindet sich heute im AV-Museum in Innsbruck, als Dokumentation der Alpen vor der »Erschließung durch die moderne Technik«.

Bergsteiger und Lichtbildner empfinden das Bild der Berge und stellen es dar; ihre Zahl, ebenso die der Bildwerke, nimmt bis in unsere Tage ständig zu. Das Gerät wird verfeinert, handlicher, kleiner, bis zum Kleinstbild mit automatischer Einstellung.

Mit dem Durchbruch des alpinen Lichtbildes sind nach den erwähnten Pionieren noch eine Reihe von Bergsteigern verbunden, die mehr getan haben, als lediglich »geographische Gegebenheiten« darzustellen, die alles Erlebte in ihre Lichtbilder übertragen haben. Hier seien nur einige Namen genannt: Bodenstein, Baumann, Defner, Gyger, Külley, Meerckämper, Niessen, Rutz, Steiner, Schätz, Schildknecht, dann Mittelholzer und Gujer mit ihren herrlichen Flug- und Ballonaufnahmen, bis hin zu den heutigen Bergfotografen. Und wie hat das Lichtbild in den Veröffentlichungen der großen alpinen Verbände Eingang gefunden? Es beginnt in den Publikationen des DuOeAV – wie erwähnt – 1881 mit den Lichtbildern von Prof. F. Simony.

Im *Alpine Journal/London* erscheint im Band X 1880/1882 ein Bild »Dent du Geant« von Vittorio Seila, am 18. 2. 1882 findet in London über die Photographie im Hochgebirge ein Vortrag statt, der im Band XI 1882/1884 veröffentlicht wird. Im SAC erscheinen die ersten Lichtbilder im Jahrbuch 1887/1888 und zwar von A. Rzewuski »Das Verstanklahorn«, von Jules Beck »Winterberge im Dammastock« und von Ph. Gosset »Märjelensee«.

Und bereits in der »Zeitschrift« 1913, 1914 und 1915 erscheinen die ersten Farbaufnahmen von Hofrat Dr. Fritz Benesch.

Seit dieser Zeit haben alle alpinen Verbände das Lichtbild zur Unterstützung, aber auch zur Ausschmückung ihrer Veröffentlichungen herangezogen. Sie haben dabei sehr oft Bergsteigern neue Ziele gewiesen, vielen das Geschenk der Erinnerung an eigenes Erleben vermittelt, aber auch dem immer größeren Kreis der Berg-Lichtbildner Wege zu guten Bildern gezeigt!

Literatur:

»Zeitschrift« des DuOeAV 1880 und 1910,
Steinitzer: Alpinismus in Bildern,
Karl Lukan: Alpinismus in Bildern,
Karl Kolar: Bergfotografie und Bergfilm,
Skopar: Fotografie im Wandel der Zeiten.

* Nachtrag aus Kolar »Bergfotografie«, Beschreibung des Naßverfahrens: »Die peinlich sauberen, schweren Glasplatten mußten mit jodsaltzhaltigem Kolloidum übergossen und dann in einer Lösung von salpetersaurem Silber gebadet werden, wobei das lichtempfindliche Jod entstand. Sofort mußte im nassen Zustand belichtet werden. Hierauf erfolgte ein Übergießen mit saurer Eisensulfatlösung, wodurch an den belichteten Stellen das salpetersaure Silber zu metallischem Silber reduziert wurde. Das Fixieren wurde mit Cyankalilösung besorgt. Die sehr zarten Negative wurden mit zitronensaurem Pyrogallol-Silbernitrat-Lösung verstärkt. Nach dem Trocknen wurden die leicht verletzlichen Negative lackiert.«

Anschrift des Verfassers:

*Dir. Ing. Ernst Bernl
Alpenvereins-Museum Innsbruck
Wilhelm Greil-Straße 15
A-6010 Innsbruck*

Bergphotograph

*Die Waffen umgehängt,
immer geladen,
oft ungesichert,
späht er von den Pfaden,
auf der Lauer
nach seinem Wild;
ist es dann erlegt,
wird es ein Bild.*

*Ob schwarz und weiß,
ob Farbe oder bunt –
Licht ist sein Pulver,
sein Wild das Motiv,
das Klicken der Schuß.*

*Er pirscht sich heran,
ein Jäger mit Verstand;
mit Weitwinkel und Tele
durchstreift er das Land,
vergrößert Insekten,
verkleinert die Berge,
versteinert die Wolken,
malt Blumen und Wälder.*

Sepp Kerschbaumer

Der Mensch und die Geologie

WERNER HEISSEL

Dem Menschen und besonders dem Bergsteiger erscheinen die Berge eines Hochgebirges etwas Urgewaltiges. Vor nicht allzu langer Zeit war dieser gewaltige, für den, der nicht in den Bergen aufgewachsen ist, erdrückende Eindruck mit dem Gefühl von Angst und Schauer verbunden. Und solche Berge, solche große Gebirge, die können doch nicht nur kurzfristig bestehen, das müssen unvergängliche Naturgebilde sein, das sind die »ewigen Berge«. Der Mensch von heute hat zwar eine andere Beziehung zu seinen Bergen, der Schauer-erweckende Eindruck ist heute einer Vertrautheit gewichen, aber Berg und Gebirge wirken auch heute noch als unvergänglich, als ewig. Selbst das moderne Wissen über Bau und Entstehung und Abtrag können dieses Gefühl nicht beseitigen.

Schweift der Blick von einem Berggipfel über die sonnenüberflutete Weite des Gipfelmeeres, genießt der Beschauer die Ruhe der Bergwelt, so kommt er leicht auch ins Philosophieren, die Gedanken gehen zurück zu Vergangenen. Der Kundige sieht dann seine Berge anders, er sieht an Stelle hochragender Kalkfelsen ein weites tropisch warmes Meer und vieles Ähnliche und er weiß auch, daß im Laufe der Erdgeschichte schon viele Male Gebirge entstanden sind, die später ganz oder fast ganz eingeebnet worden sind. Und nicht mehr der Berg und die Gebirgsform allein wirken durch die Wucht ihrer Erscheinung, jetzt ist es die Erde, es sind die gewaltigen Kräfte, die in der Erde wirken und die das Antlitz unserer Erde innerhalb der geologischen Zeiträume immer wieder grundlegend verändert haben. Jetzt sind es Größenmaße, in denen unsere so imposanten Gebirge als Winzigkeiten erscheinen. Der Geologe überblickt die Zusammenhänge und er erkennt auch trotz der Nichtigkeit des Menschen gegenüber irdischen Dimensionen, daß er ein Teil seiner Erde ist. Er selbst hat sich aber, seit es Menschen gibt, immer in irgendeiner Form mit dieser Erde, mit der »Geologie« beschäftigt, die ihm doch die Grundlagen seiner Existenz geboten hat und auch heute noch bietet.

Geologie als die Wissenschaft von der Erde umfaßt im weitesten Sinn alle Disziplinen der Geowissenschaften, deren gemeinsames Studienobjekt die Erde ist. Man könnte daher als Titel auch sagen: Der Mensch und seine Erde. Daraus ergibt sich wieder, daß zwischen Mensch und Erde, bzw.

zwischen Mensch und Geologie Wechselbeziehungen bestehen, also ein mehrschichtiges Verhältnis gegeben ist, das man folgend aufgliedern kann:

1. Der Einfluß der Erde bzw. des geologischen Geschehens auf derselben auf die Entwicklung des Menschen.
2. Die Hilfsmittel der Erde, die die Geologie dem Menschen nutzbar macht.
3. Der Einfluß des Menschen auf die Erde, das ist auf seine Umwelt.

Man könnte diese 3 Punkte auch unter: Rückblick – Gegenwart – Ausblick zusammenfassen.

Drei Feststellungen müssen wir aber vorausschicken. Geologie als Wissenschaft ist sehr jung, geologische Tätigkeit des Menschen aber fast so alt wie die Menschheit selbst. Und die Erde? Diese ist uralte, ihre geologische Geschichte ist durch Zeiträume zurück verfolgbare, die schon fast an astronomische Ausmaße erinnern.

Von einer Wissenschaft Geologie in modernem Sinn können wir etwa seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts sprechen. Aber mindestens der altsteinzeitliche Mensch hat bewußt eine Auswahl unter den Geröllen getroffen, die er für seine Geräte als brauchbar gefunden hat. Das heißt, er hat bei der Auswahl von Steinen zur Herstellung seiner primitiven Geräte deren besondere Eignung hinsichtlich Härte, Bearbeitbarkeit und ähnlichem, also deren bestimmte Strukturmerkmale erkannt, er war also schon »Petrograph«.

Und der jungsteinzeitliche Mensch hat da und dort den für Geräte- und Waffenherstellung besonders geeigneten Feuerstein bereits bergmännisch gewonnen. Unsere bronzezeitlichen Vorfahren in Tirol (Kitzbühel – Kelchalm) und im Salzburgerischen (Mitterberg) bauten die dortigen Kupfererze in Bergwerken ab, die für Erzgewinnung, Erzförderung und Bewetterung mit Frischluft bereits wohl überlegte Stollensysteme besaßen, die bis mindestens 100 m unter die Tagoberfläche hinabreichten. Sie waren auch in der Lage, kleine und kleinste, heute gar nicht mehr bauwürdige Erzvorkommen aufzufinden und aufzuarbeiten. Sie waren daher sehr gute, prospektierende Geologen.

Wenn auch die Zeiträume zwischen heute und damals Jahrtausende, ja bis in die ersten Zeiten der Menschheit viele Jahrhunderttausende zählen, im Verhältnis zum Alter unserer Erde ist das fast nur ein Augenblick.

Rund 4½ Milliarden Jahre alt sind die bis jetzt uns bekannten ältesten Gesteine. Rund 3,2 bis 3,35 Milliarden Jahre alt sind die uns zur Zeit

bekanntesten ältesten Spuren von organischem Leben auf unserer Erde. Es sind nur wenige Tausendstel von Millimetern messende stäbchenförmige Gebilde, die wir für Bakterien halten, es sind wenige Tausendstel Millimeter Durchmesser erreichende kugelige Gebilde, umhüllt von einer doppelten Membran, ebensolche Kügelchen-Gruppen und es sind fädige Gebilde, die aus aneinander gereihten länglichen Zellen bestehen. Wir müssen sie als Algen und Algenkolonien deuten. Dazu kommt, daß solche wiederholt von einer dünnen Kalkhaut umgeben sind, worin man den Beweis erblicken kann, daß diese Algen, so wie unsere heutigen Pflanzen assimiliert haben, d. h. unter Ausnutzung des Sonnenlichtes aus dem umgebenden Wasser entnommenes Kohlendioxyd in ihren Körper eingehaut und dabei Sauerstoff freigegeben haben.

Aber was sagen uns schon solche Riesenzahlen von $4\frac{1}{2}$ Milliarden Jahren Alter oder was sagt uns die Angabe, daß der Rauminhalt unserer Erde rund Tausend Milliarden Kubikkilometer beträgt. Uns fehlt die Vergleichsmöglichkeit. Viel anschaulicher werden solche Größen, wenn man sie auf überschaubare Maße zurückführt. Stellen wir uns die $4\frac{1}{2}$ Milliarden Jahre linear als eine Linie von $4\frac{1}{2}$ m Länge vor, so mißt jede Milliarde 1 m. Lesen wir wie gewohnt von links nach rechts, so liegen am rechten Ende der Linie die Gegenwart, am linken Ende die ältesten uns zur Zeit bekannten Gesteine mit ihrem Alter von $4\frac{1}{2}$ Milliarden Jahren. Die ältesten uns heute bekannten Lebewesen müssen wir auf dieser Linie schon mehr als 1 m vom linken Ende entfernt markieren. Das Erdaltertum (Paläozoikum) mit seinem schon reichen Inhalt an Leben beginnt ganz rechts, etwas mehr als $\frac{1}{2}$ m von der Gegenwart entfernt, vor 570 Millionen Jahren. Rund 3 Milliarden Jahre brauchte das Leben auf unserer Erde für die Entwicklung von einfachen Zellen und Zellkolonien bis zu den Trilobiten des Kambrium. 40 cm vom rechten Ende unserer Linie steigen die ersten Wirbeltiere aus dem Meer auf das Land, rund 20 cm vom rechten Ende ist der Punkt entfernt, an dem wir die ersten Säugetiere einzeichnen können und $6\frac{1}{2}$ cm vor dem rechten Ende das Aussterben der Saurier und der Ammoniten. Und wollten wir die gesamte Menschheitsgeschichte auf unserer $4\frac{1}{2}$ m langen Linie maßstabgerecht eintragen, müßten wir am rechten Ende wohl mit Hilfe eines Mikroskopes eine freiäugig nicht mehr sichtbare feinste Linie ziehen.

1000 Milliarden km^3 Inhalt hat der kugelhähnliche Körper Erde, sein Halbmesser beträgt max.

6375 km, sein Durchmesser daher rund 12.700 km. Mit dem inneren Bau und mit dem Geschehen auf ihrer Oberfläche im Verlaufe dieser $4\frac{1}{2}$ Milliarden Jahre befaßt sich die Geologie. Aber was wissen wir denn wirklich. Unsere tiefsten Bohrungen reichen knapp über 8000 m (8 km) ins Erdinnere, unsere höchsten Berge ragen etwas über 8000 m (8842 m) auf. Diese 2×8 km sind auch die Grenzen unserer unmittelbaren Einsichtnahme in den Bau der Erde. Was wir über die restlichen 6359 km Erdinneres (Halbmesser) wissen, verdanken wir vor allem der Auswertung der die Erde durchlaufenden Erdbebenwellen.

Verkleinern wir unsere Erde auf eine Kugel – der Einfachheit halber auf eine mit 12 m Durchmesser – als einer überschaubaren Größe. Das ist eine Kugel, in die wir notfalls ein dreigeschossiges Haus hineindenken könnten. Auf dieser 12 m-Kugel sind die größten Reliefunterschiede zwischen Tiefseegräben (in natura maximal wenig über 11 km) und dem höchsten Berg, dem Mount Everest (in natura etwas weniger als 9 km) 2 cm (in Wirklichkeit 20 km). Die Ozeane sind rund 4 mm tief und die Tiefseegräben sind auf unserer 12 m-Kugel Messerschnitte von rund 1 cm Tiefe. Der Mount Everest ist nicht ganz 1 cm hoch.

Aus dem, was uns die das Erdinnere durchlaufenden Erdbebenwellen aussagen, sind die Kontinentalplatten etwa 4 cm dick. Das heißt: In unsere 12 m-Erdkugel haben wir nur in die obersten paar Zentimeter Einblick und die restlichen 5,96 m bis zum Mittelpunkt entziehen sich vollkommen unserer unmittelbaren Einsicht. Nur die Geophysik vermittelt uns noch Angaben über die Dichte der dortigen Materie und über die Tiefenlage bestimmter Grenzonen.

Wenn wir schon bei solchen Vergleichen sind, noch einige weitere:

Verkleinern wir im Gedanken die Erde auf die Größe eines Kinderballes mit einem Durchmesser von 12 cm, dann umkreisen Satelliten diese Erde in 5–8 mm Abstand und unser Mond (Durchmesser $3\frac{1}{2}$ cm) in 3,8 m Entfernung. Zum Mars (Durchmesser 7 cm) beträgt die kürzeste Entfernung aber $\frac{1}{2}$ km und zur Sonne mit 14 m Durchmesser $1\frac{1}{2}$ km. Der Planet Pluto aber (Durchmesser 6 cm) ist 60 km entfernt von unserem Kinderball Erde.

Ludwig von Bertalanffy (Los Angeles) hat 1959 (Berlin) bezüglich Leben im allgemeinen und Mensch auf unserer Erde gesagt:

»Vor etwa 2 Milliarden Jahren (nach damaliger Kenntnis) erschien auf der Hülle unseres Planeten

jenes kosmische Ungeziefer, das wir Leben nennen: interferierend in dem majestätischen Gang des physikalischen Geschehens, in hartem Kampf sich entwickelnd von – wir wissen nicht was – zu jenen denkenden Geschöpfen, die – wir wissen nicht wie – sich über dieses Ereignis Rechenschaft zu geben versuchen. Die Frage nach der Entstehung des Lebens ist nicht Gegenstand der Erfahrung, sondern der Spekulation.«

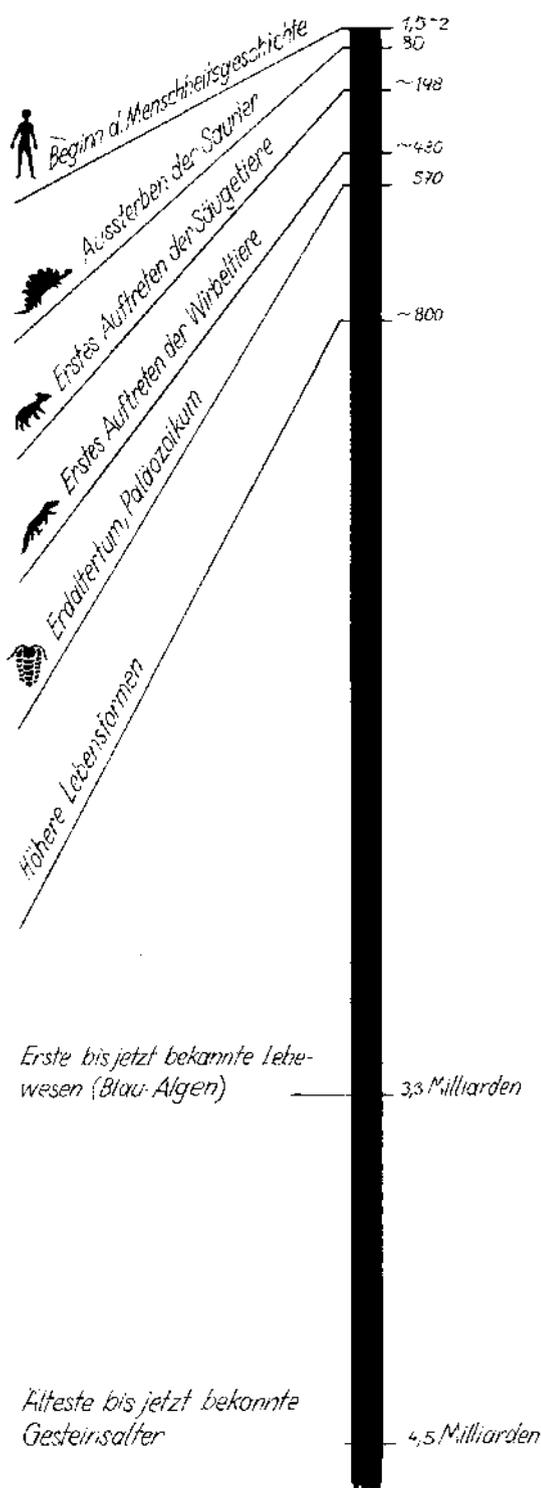
Es darf uns aber auch mit Stolz erfüllen, daß wir Menschen bei solcher Nichtigkeit es zu so gewaltigen Erkenntnissen gebracht haben. Dies dank einer Evolution, einer Entwicklung, die die Spezies Mensch nicht nur körperlich-anatomisch weiter geformt hat, sondern die ihr auch einen geistigen Fortschritt brachte, der den Menschen eben zu dem gemacht hat, was er heute ist, mit all seinen Vorzügen, mit all seinen z. T. sicher aus der Vergangenheit ererbten Mängeln. Es ist dies eine Evolution, die man beinahe revolutionär bezeichnen muß. Warum gerade der Mensch diese gewaltige geistige Entwicklung gemacht hat und nicht etwa der an der Untergrenze zum Humanen stehende Seitenzweig der Australopithecinen (auf deutsch »Südaffen«), entzieht sich unserer Kenntnis. Auch diese Australopithecinen hatten bereits aufrechten Gang, ein vollkommen menschliches Gebiß, sie waren nach Meinung mancher Forscher nicht nur tool-users¹, sondern tool-makers², sie zeigten erste Anfänge in der Herstellung (nicht nur im Gebrauch) von einfachsten Steingeräten, den pebble-tools³. Es ist ein weiter Weg der Entwicklung vom tool-maker zum beginnenden homo sapiens, dem weisen, klugen Menschen und zum heutigen, fast wäre man versucht zu sagen überklugen, überweisen, zum Menschen, der die im Atom liegenden Kräfte beherrscht. Beherrscht er sie wirklich?

Die Geologie, bzw. Paläontologie, diesfalls die Paläontologie des Menschen, sucht nach einer Begründung für diese enormen, nach geologischen Maßen in kurzer Zeit erfolgten Fortschritte des Menschengeschlechtes im Geistigen.

Hier müssen wir allerdings den Bogen der Beobachtungstatsachen verlassen und kommen in ein Gewirr von Fragen, die wir nicht präzise beantworten können.

Man hat die Wiege der Menschheit gesucht in Afrika, in Asien, wir kennen sie nicht. Man hat für die im Vergleich zu den Säugetieren abnormal rasche und hohe geistige Entwicklung der Spezies Homo (Mensch) die Anpassung an die klimatisch sehr stark wechselnde Umwelt während der quartären Eiszeiten verantwortlich gemacht.

Erstes Auftreten in Millionen Jahren



¹ Werkzeugbenützer ² Werkzeugmacher ³ Steinwerkzeuge

Aber, überall dort, wo wir älteste Menschenreste kennen, in Süd- und Ostafrika, in Indonesien, in China u. a. o. waren die klimatischen Einflüsse der pleistozänen Eiszeiten bestimmt sehr gering. Außerdem war ihnen ja die ganze übrige Lebewelt genauso unterworfen. Es können die Eiszeiten daher kaum einen so entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung des Menschen gehabt haben.

Sicher ist, daß der erste entscheidende Schritt in der Mensch-Entwicklung der Übergang zum aufrechten Gang, der Bipedie mit einem Milieu-Wechsel verbunden war, dem Brachiatoren-Dasein im tropischen Wald zur zweibeinigen aufrechten Haltung in eine Busch- und Grassteppe. So werden wohl weitere Umwelteinflüsse auch die weitere Evolution der Menschen begleitet und mitgeformt haben. Aber über das Wie, Was, Warum und Wo fehlen uns gesicherte Aussage-Möglichkeiten.

Wir stehen letztlich vor dem derzeitigen Endergebnis, dem Menschen von heute.

Ich hoffe, man unterstellt mir nicht Rassendiskriminierung, Nationalismus oder was sonst, wenn ich behaupte, daß auch der Mensch von heute gerade in Hinblick auf seine geistigen Fähigkeiten sehr unterschiedliche Entwicklungsstufen erreicht hat und daß die weiße Rasse hierbei Spitzenstellung einnimmt.

Und damit bin ich bei Punkt 2 meiner eingangs gemachten Gliederung. Der moderne Mensch hat es verstanden, sich die Hilfsmittel, die ihm seine Erde bietet und die ihm die geologischen Wissenschaften erschließen, weitestgehend nutzbar zu machen.

1785 und 1795 konnte James Hutton noch sagen: »The earth is made for man«, die Erde ist für den Menschen geschaffen. Eine Vorstellung, die der Auslegung christlicher Glaubensthesen von damals entspricht. Im gesamten Schöpfungsprozeß ist der Mensch das Höchste und Vollkommenste und die Erde ist durch göttliche Weisheit so geplant und eingerichtet, daß dem Menschen Leben und Entwicklung im besten Maße gewährleistet sind.

Aber auf Grund fortschreitender geologischer Erkenntnisse hätte man diesen Satz schon 100 Jahre später und erst recht heute umwandeln müssen in »the man is made by the earth«, der Mensch ist durch die Erde (Geologie) zu dem geformt worden, was er heute ist.

Die breite Öffentlichkeit nimmt heute nur wenig Notiz von der Wissenschaft Geologie. Und das allgemeine Wissen über unsere Erde ist im Vergleich zu anderen Wissensgebieten gering, um

nicht zu sagen sehr gering. Ich darf hier Ovid zitieren, der in seinen Metamorphosen sagt:

»Was vor Zeiten noch war ein sicher gegründetes Erdreich, wurde dann Meer, und dem Schoße der Fluten entstiegen die Länder; Fern vom Gestade der Wogen erscheinen nun glänzende Muscheln«. Das heißt, Ovid hatte richtig erkannt, daß die heute in den Gesteinen des Festlandes vorkommenden Versteinerungen von Meerestieren einen Wandel in der Verteilung von Festland und Meer beweisen, was im übrigen schon Xenophanes, Strabo und Herodot ebenso richtig erkannten. Die Verse von Ovid lassen aber auch den Schluß zu, daß damals solche Erkenntnisse in die Allgemeinbildung wenigstens jener Kreise der Bevölkerung Eingang gefunden haben, die damals Ovid lasen. Solche frühe Ansätze geologisch-paläontologischer Allgemeinbildung blieben aber für die kommenden anderthalb Jahrtausende ohne nachhaltigen Einfluß. Erst im 18. Jahrhundert läßt sich wieder eine stärkere allgemeine Anteilnahme an geologischen Fragen erkennen. Die vor etlichen Jahren gemachten Funde lebender Quastenflosser, Latimeria und Neopilina aus den Tiefen des Indischen Ozeans wurden dagegen in den sogenannten Massenmedien kaum registriert und sind den breiten Kreisen der Bevölkerung unbekannt geblieben. Dabei hat es sich um eine echte Sensation gehandelt, sind es doch heute lebende Fische, die ihre Hauptverbreitung vor rund 370 Millionen Jahren gehabt haben und die man für schon lange ausgestorben hielt.

Aber auch sonst wird sich der Mensch von heute kaum der engen Bindungen an die Geologie, bzw. an »unsere Erde« bewußt. Letzten Endes müssen doch alle mineralischen Rohstoffe irgendwo dem Schoße der Erde entnommen werden, müssen als erstes gefunden und in irgendeiner Form abgebaut werden. Dafür ist heute wie auch früher intensivste wissenschaftliche Vorarbeit nötig, die mit der allgemeinen geologischen Landesaufnahme beginnt, das ist die Darstellung der Erdoberfläche auf geologischen Karten, und die mit Spezialarbeiten endet.

Zwei Probleme, die heute an der Spitze der öffentlichen Diskussion stehen und die unsere menschliche Existenz in ihren Grundlagen betreffen, sind primär rein geologische Probleme. Das sind:

1. Die Bereitstellung der von der Menschheit heute und in Zukunft geforderten Energie
2. Die Bereitstellung des Rohstoffes Nr. 1, des Wassers.

Energiequellen unserer Erde müssen gefunden und auf ihre Eignung untersucht werden. Einzig

die Sonnenenergie ist kosmischer Herkunft und nicht erdgebunden. Die Auffindung fossiler Energieträger der Erde, wie Kohle und Erdöl setzt umfangreiche geologische Vorarbeiten voraus. Erdöl-Geologen sind z.B. ausgesprochene Spezialisten, die in Zusammenarbeit als Feinstratigraphiker, Sedimentologen, als Mikropaläontologen, Tektoniker in Verbindung mit Geophysikern und Geochemikern die für die endgültige Exploration des Erdöls nötigen geologischen Grundlagen schaffen.

Ähnlich steht es bei Uranlagerstätten und erst recht benötigt man die Geologie in der Frage der Verwertung der heute vielfach als Ailheilmittel angesehenen Erdwärme.

Nebenbei sei den Umweltschützern ein Besuch Larderellos in der Toskana empfohlen, wo Erdwärme in Form von Quellen überhitzten Wasserdampfes schon seit 1904 ausgenutzt wird und wo die ganze Landschaft von den dicken Leitungsrohren aus den Quellen zum Kraftwerk wie von einem Riesenspinnennetz überzogen wird.

Die Bereitstellung von Trinkwasser wird aber mehr und mehr zur Kernfrage Nr. 1 und nicht nur die Bereitstellung, genauso auch die Reinhaltung desselben. Da dieses Wasser aber stets und überall an irgendwelche geologische Körper gebunden ist, ist engster Zusammenhang mit der Geologie gegeben.

Der Vollständigkeit halber sei noch auf den Anteil der Geologie bei Planung und Bau von Wasserkraftwerken, Talsperren, Straßentunnels (z.B. Arlberg), aber auch von kleineren Bauwerken und wenn es sich nur um den Untergrund eines kleinen Gebäudes handelt, hingewiesen.

In all diesen Fällen gilt: Geologische Forschung, sowohl als reine Grundlagenforschung als auch als Spezialforschung mit rein praktischem Hintergrund ist heute mit eine Grundlage unserer Existenz und unseres Wohllebens.

Leider muß ich gestehen, daß wir in unserem Staate personell zahlenmäßig und was die Höhe der aufgewandten Geldmittel betrifft weit hinter der Spitze stehen. Beträgt doch die Zahl der – vor allem staatlichen – Geologen und die Höhe der zur Verfügung gestellten Geldmittel in den meisten Nachbarländern ein Vielfaches, wobei wohl die sogenannten Ostblockstaaten, allen voran die UdSSR weit an der Spitze stehen.

Und damit komme ich zum 3. Punkt meiner eingangs gemachten Gliederung: Ausblick, oder der Einfluß des Menschen auf seine Erde, auf seine Umwelt.

Im steten Bestreben des Menschen, sich die Erde

nutzbar und das Leben bequemer zu machen, muß unsere Erde dauernd größere und kleinere Wunden hinnehmen, die je nach den jeweiligen Gegebenheiten gut, schlecht oder gar nicht vernarben. Dies fängt bei kleinen Bauvorhaben, Straßenbauten, Kraftwerksbauten u. a. an und endet bei z. T. fast utopisch wirkenden Plänen, wie Bewässerung von weiten Wüstengebieten, Umlegen von Flüssen und Strömen und Aufstau derselben zu gigantischen Binnenseen. Im geologischen Bau ist die Größe der Auswirkungen bedingt, im geologischen Bau der Erdoberfläche aber auch die morphologische Vorbedingung für utopisch-gigantische Projekte.

Den Erdbeben, bzw. dem Verhalten der dabei ausgestrahlten Raumwellen, die das Erdinnere durchlaufen, verdanken wir unsere Kenntnis über den Innenbau unserer Erde, über jene 5,96 m des 6 m-Radius unserer eingangs erwähnten 12 m-Kugel. Wir sprechen vom Schalenbau der Erde, von Erdkern, -mantel und -kruste, welche letztere wir auch als Lithosphäre, als Gesteinsschale bezeichnen. Nach außen hin können wir die, allerdings durch die Kontinente durchbrochene Hydrosphäre und schließlich die Atmosphäre anschließen.

Der Mensch von heute ist – leider – soweit fortgeschritten, daß er nicht nur sich selbst mit Kernenergie vernichten kann, er ist auch am besten Wege, diese beiden Sphären, die sein Lebensraum sind und der fast aller die Erde mitbewohnenden Organismen (Biosphäre) lebensfeindlich zu gestalten. Änderungen im Chemismus hoher Luftschichten können zu einem verstärkten Eindringen lebensstötender kosmischer Strahlung führen. Großräumige Änderungen in der Biosphäre der Kontinente können Klimaänderungen, Mißernten u. a. nach sich ziehen. Solchen Klimaänderungen, allerdings ohne Zutun des Menschen, begegnen wir in der Erdgeschichte wiederholt. Wir wissen auch, daß ein Abschmelzen der Inlandeismassen der Antarktis und Grönlands zu einem Ansteigen der Meeresoberfläche um 60 m führen würde. D. h. weite Strecken der Tiefebenen und die größten und wichtigsten Städte der Erde würden unter Wasser kommen.

Anschrift des Verfassers:

Univ.-Prof. Dr. Werner Heißel

Sillgasse 17/3

6020 Innsbruck

Zum Alpenvereinsführer »Ankogel- und Goldberggruppe«

Eine Klar- und Richtigstellung zum Beitrag »Von Josias Simler zum Alpenvereinsführer / Ein Vierteljahrhundert »Alpenvereinsführer« – vier Jahrhunderte alpines Führerschrifttum« im Alpenvereins-Jahrbuch 1978 (S.133 ff.)

FRANZ GRASSLER

1. Nach den »Grundsätzen und Richtlinien für Alpenvereinsführer, aufgestellt vom Deutschen und vom Österreichischen Alpenverein« (in den Fassungen sowohl von 1967 wie 1979) sind die einzelnen Bände des AVF Spezialführer, die sich von anderen Führern durch die Vollständigkeit unterscheiden (A I 2); »maßgeblich für die Abgrenzung ist die Einteilung der Ostalpen, wie sie dem »Taschenbuch der Alpenvereins-Mitglieder« und der »Schutzhüttenkarte der Ostalpen« ... zugrunde liegt« (A II). »Wer den Auftrag übernimmt, im Rahmen des AVF einen Führer zu schreiben oder zu bearbeiten, erkennt diese Grundsätze und Richtlinien als verbindlich an« (B). In meinen Ausführungen auf S. 139 des oben genannten Jahrbuch-Beitrages habe ich darauf hingewiesen, daß diese AVE (= Alpenvereins-Einteilung) auch für den Verlag verbindlich ist – eine vom Bergverlag Rudolf Rother nie bezweifelte Selbstverständlichkeit.

2. Die Verantwortung dafür, daß in einzelnen Alpenvereinsführern Gebirgsgruppen nur unvollständig behandelt worden sind, trifft in erster Linie den Verlag, der den Führer in Auftrag gibt. Insofern war meine kritische Anmerkung »ad 42« (Tabelle S.143) über die Zusammenfassung zweier selbständiger Gebirgsgruppen unter gleichzeitiger Weglassung wesentlicher Untergruppen an den Verlag und nicht an die Autorin Liselotte Buchenauer gerichtet. Die von Frau Buchenauer unter »Lage, Grenzen, Einteilung« (S.12 des Führers) gegebene Umgrenzung der beiden Gebirgsgruppen (Goldberggruppe, Nr.42 nach AVE, Ankogelgruppe Nr.44) entspricht in vollem Umfang der AVE. Mit Rücksicht auf den schon damals (zunächst ebenfalls als Alpenvereinsführer) vorgesehenen, 1977 aber als »Kleiner Führer« erschienenen Führer durch die Kreuzeck-, Reißbeck- und Sadnig-Gruppe von Rudolf Gritsch (also nach AVE eine »willkürliche Zu-

sammenfassung« der selbständigen Kreuzeckgruppe – Nr.43 –, der Reißbeckgruppe als Teil der Ankogelgruppe und schließlich der Sadniggruppe als Teil der Goldberggruppe) wurde vom Verlag der Alpenvereinsführer »Ankogel- und Goldberggruppe einschließlich Hafner- und Hochalmspitze« ohne die Reißbeckgruppe und ohne die »Südliche und Westliche Goldberggruppe« (»Zirknitz-Wurtenkamm, Eckbergkamm und Sadnigkamm«; S.6 und S.12 des Führers) geplant und zunächst auch so verfaßt und gesetzt.

3. Ich hatte vom Verlag den bereits vollständig gesetzten Führer in Druckfahnen zur Erleichterung eines Bergurlaubs ausgehändigt bekommen und ihn (schon mit Rücksicht auf eine anstehende Besprechung) sehr gründlich durchgesehen. Aus der persönlichen Erfahrung dieses Sommerurlaubes 1975 und eines einige Jahre vorher durchgeführten Bergurlaubs (u.a. mit Besuch der Reißbeckgruppe und Begehung des Reißbeck-Höhenweges) konnte ich unmittelbar nach der Rückkehr aus dem Führergebiet dem Verlag eine Reihe von Anregungen zum Führertext geben und vor allem auch größte Bedenken gegen die Weglassung der mit der Hochalmspitz-Gruppe eng zusammenhängenden Reißbeckgruppe anmelden. Auf Wunsch des Verlages wurde daraufhin die Reißbeckgruppe im Anhang (S.250–258) »in gedrängter und gekürzter Form« aufgenommen. Da die ersten Bogen des Führers zu diesem Zeitpunkt bereits gedruckt waren, sind die entsprechenden Angaben S.6 und 12 über das Fehlen der Reißbeckgruppe überholt; auch im Inhaltsverzeichnis fehlt der Anhang.

4. Die nachträgliche Aufnahme der Reißbeckgruppe war mir nicht gegenwärtig, als ich in meinem Jahrbuch-Beitrag das (in diesem Punkt nicht mehr zutreffende) Vorwort der Verfasserin zitierte und daher irrtümlich das Fehlen der Reißbeckgruppe beanstandete; beim Abschreiben meines Manuskriptes wurde leider versehentlich die Nördliche anstelle der Südlichen Goldberggruppe als fehlend genannt. In Korrektur dieser beiden bedauerlichen Fehler erhält daher die Anmerkung »ad 42« (S.143) folgende Fassung: »Zusammenfassung zweier selbständiger Gruppen unter Weglassung der Südwestlichen und Südlichen Goldberggruppe (Zirknitz-Wurtenkamm, Eckbergkamm, Sadnig-Gruppe).«

Anschrift des Verfassers:

Dr. Franz Grassler

Hans Heiling-Str. 2

D-8000 München 81

